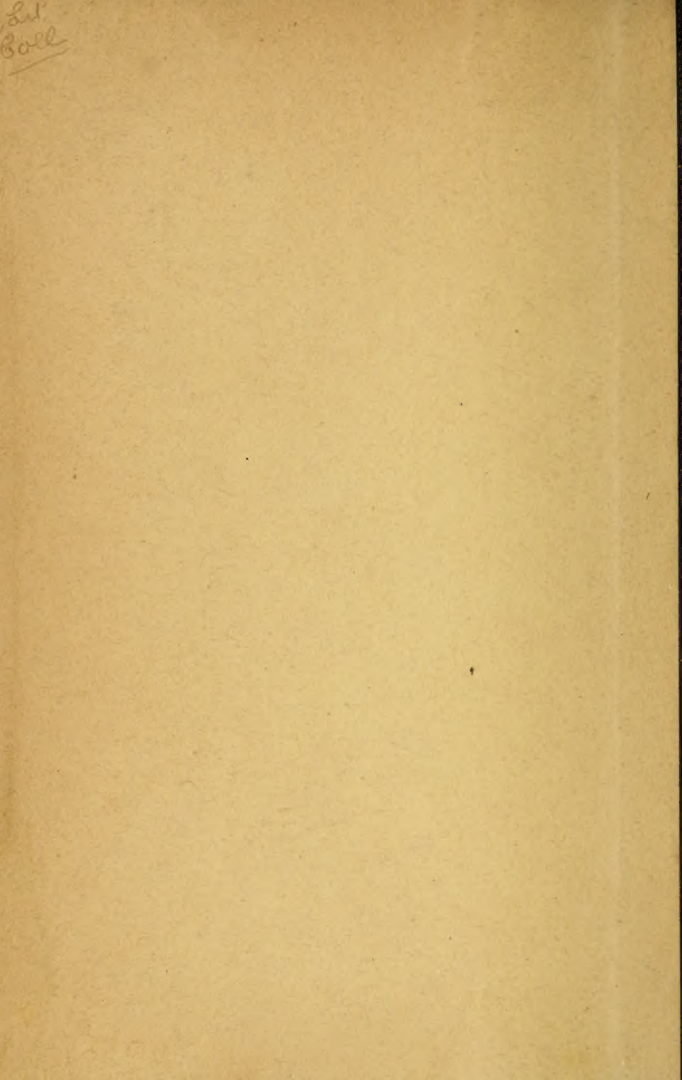

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY







Das Kloster.

Weltlich und geistlich.

[illegible]

[illegible] und [illegible] deutschen

Volks-, Wunder-, Curiositäten-,

und vorzugsweise

komischen Literatur.

[illegible] Kultur- und Sittengeschichte in Wort und Bild.

[illegible]

Von

J. Scheible.

Neunter Band:

33 bis 36 Zelle.

Stuttgart, 1848.

Verlag des Herausgebers.

Leipzig: [illegible]

Das Kloster.

Weltlich und geistlich.

Meist aus der ältern deutschen

Volks-, Wunder-, Curiositäten-,

und vorzugsweise

komischen Literatur.

Zur Kultur= und Sittengeschichte in Wort und Bild.

Von

J. Scheible.

Neunter Band:

33 bis 36 Zelle.

Stuttgart, 1848.

Verlag des Herausgebers.

Leipzig: Expedition des Klosters.

Mythologie
der
Volkssagen
und
Volksmärchen;
eine
Darstellung ihrer genetischen Entwicklung,
mit
vorzugsweiser Berücksichtigung jener durch Deutungs-Versuche von Naturerscheinungen, Lokaleigenthümlichkeiten, Orts- und Personennamen, Wahrzeichen von Städten, Wappenbildern 2c. erzeugten Sagenbildungen.

Von
F. Nork.

Stuttgart, 1848.
Verlag des Herausgebers.

Leipzig: Expedition des Klosters.

Druck von Fr. Henne in Stuttgart.

Vorwort.

Einer der Gefeiertsten unter den Forschern vaterländischer Vorzeit ließ sich vor noch nicht einem Jahrzehend bei einer Betrachtung der zusehends anwachsenden Sagensammlungen wie folgt vernehmen: „Die Quellen unserer Volkstraditionen sind in neuester Zeit so bedeutend vermehrt worden, daß es an der Zeit scheint, auf ein literarisches Bedürfniß in dieser Beziehung hinzuweisen. Es ist dies eine Mythologie der Volkssagen, wodurch man in den Stand gesetzt wird, die verwandten Züge der Sagen in ihrem richtigen Zusammenhang zu erfassen und das Eigenthümliche jeder Ueberlieferung zu würdigen. Im Einzelnen sind die Sagen für die mythologische Forschung benützt, aber nicht erschöpft; und es ist für die Wissenschaft ersprießlicher, das Mythologische der Sagen besonders zu behandeln, als es andern Untersuchungen einzuverleiben" *).

*) Mone's Anz. d. Vorz. 1839. S. 200.

Acht Jahre sind seitdem verflossen, ohne daß der Wunsch des würdigen Veteranen deutscher Alterthumsforschung, ungeachtet unseres schreibseligen Zeitalters, verwirklicht worden wäre, daher der Verfasser, als er gegenwärtiger Aufgabe sich unterzog, sich mit der Hoffnung stärkte, daß, in Ermanglung eines Berufenern, auch dieser Versuch von dem, ähnlichen Studien sich hingebenden, Publikum mit freundlichem Blicke gewürdigt werden würde. In der That fehlt es immer noch an Schriften dieser Gattung, welche Leser der verschiedensten Bildungsstufen berücksichtigen; denn die verdienstvollen Schriften des Professors Wilhelm Müller in Göttingen, deren Tendenz an die hier angedeutete Richtung anstreift, entwickeln eine zu abstracte Gelehrsamkeit, um in weitere Kreise einzudringen. Sie theilen mit den Vorzügen von Jacob Grimms „Mythologie" auch die vornehme Abschließung gegen das Volk; sie verschmähen es, ihre Sätze durch eine unter den Text angebrachte Beispielsammlung zu verlebendigen. Es sind Goldbarren, während das Volk der Scheidemünze bedarf. Und sollte denn diesem nicht auch der Blick in die Urzeit seines Vaterlandes eröffnet werden? Bis jetzt denkt noch mancher unter uns wie jener Pharisäer: „Vater im Himmel,

ich danke dir, daß Du mich nicht werden ließest wie Jene, daß ich erleuchtet bin mit dem Lichte des Christenthums, während meine Vorväter in den Wäldern ihre Andacht vor todten Götzen verrichteten, und, unzugänglich aller feinern Sitte, im Kriege die Gefangenen schlachteten, im Frieden, auf der Bärenhaut lagernd, in Meth sich berauschten." Wie falsch sind doch diese Vorstellungen! Gewiß eben so unwahr, als die Zusammensetzung des jetzt so beliebten Stichworts „Germanisch-christlich." Klingt dieses doch als wie „nasses Feuer." Die alten Deutschen verehrten die Gottheit in Wäldern und Hainen, weil sie das unkörperliche Wesen sich nicht in einem Raume eingeschlossen zu denken vermochten. Reinere Monotheisten als wir*), sind sie doch von der allgemeinen Meinung noch jetzt des Götzendienstes beschuldigt; von dem Leben nach dem Tode**) hatten

*) Die Nachweisung dieser Wahrheit soll an einem andern Orte (Kloster XII. c. 4.) in gebührender Ausführlichkeit gegeben werden.

**) Jeder Besonnene wird das Schmausen der Helden in Walhalla von dem goldborstigen Eber nicht buchstäblich nehmen, was sich von selbst verbietet, da die tägliche Wiedergeburt dieses Ebers, so wie die mystische Zahl der Helden und der Tod der Götter (d. h. Zeittheile) am Ende der Tage kalendarische Anspielungen erkennen lassen, die es lieben, eine Weltdauer wie einen einzigen Tag zu schildern; folglich auch

sie würdigere Vorstellungen als die Masse der Christenheit; schon darum, weil sie nichts von einer Auferstehung des Leibes (!) wußten; ihr Natur- und Sterndienst wird in den Augen des Unbefangenen entschuldigungswürdiger erscheinen als ein Dogmenkram, welcher Geist und Herz unbefriedigt läßt. Daß unsere Vorfahren alle Naturerscheinungen personifizirten, ist ein verzeihlicherer Irrthum, als der auch der Sittlichkeit, wie der Vernunft Hohnsprechende Wahn: fremdes Verdienst tilge unsere Schuld, wodurch der Werth der Tugend ganz beseitigt und der Vorstellung Raum gegeben wird, daß der Vater aller Wesen — den unsere heidnischen Vorfahren „Allvater" nannten -- mit der Laune eines Sultans schon vor der Geburt eines Menschen bestimme, ob er ein Heiliger oder ein Mörder werden solle! Die heidnischen Germanen mußten dieses Gewissenspolster sündenbeschwerter Gemüther entbehren; ihre auf das christliche Mittelalter vererbten Gottesurtheile sind ein glänzendes Zeugniß von ihrem Ahnen eines unsichtbaren Vergelters. Daß er, um das Laster zu bestrafen, das Naturgesetz zuweilen ausser Wirksamkeit setze, ist

---

die „Götterdämmerung" wie eine Abenddämmerung, Vorbotin eines neuen Morgens — einer Welterneuerung ist.

freilich unphilosophisch; aber haben die christlichen Bekehrer diesen heidnischen Irrthum nicht auch sanctionirt?*) Mehrten sie nicht sogar das Reich der Wunder? Haben sie die würdevollere Behandlung des schwächern Geschlechts, die man fälschlich für eine Frucht des humanisirenden Christenthums ausgibt, nicht schon bei den keltischen und germanischen Völkerschaften angetroffen? Haben sie die Heiligkeit gewisser Bäume, Berge, Quellen rc. geläugnet, wenn sie die Beschützerin derselben, eine Göttin oder Fee, mit dem Namen einer christlichen Heiligen oder der Mutter Gottes beschenkten? Erleuchteten sie die Bekehrten, wenn sie ihre wohlthätigen Gottheiten in Heilige, die schadenstiftenden in Dämonen umkleideten?

Mone bemerkt in der „Einleitung zum Nibelungenliede", das er für mehr als ein Spielwerk der Einbildungskraft, für eine „heilige" Urkunde hält: „durch das eindringende Christenthum hatte das Heidenthum nicht aufgehört, nur in so fern ist die alte Religion durch den Eindrang

*) Bei dem Verbrecher setzte die Geistlichkeit voraus, daß die dargebotene Hostie, ihm im Halse stecken bleibend, seine Schuld erweisen würde. Dieses juristische Beweismittel hieß, wie das unbeschädigte Wandeln auf glühendem Eisen mit bloßen Füßen, ein Gottesurtheil.

der neuen verschwunden, als sie in ihrer heidnischen öffentlichen Ausübung weichen mußte, womit noch keineswegs gesagt ist, daß sie auch in ihrem Innern, im eigenthümlichen Leben des Volkes habe aufhören müssen. Und was die geschichtliche Uebertragung der Göttersagen auf menschliche Helden und Verhältnisse betrifft*), so ist dadurch allerdings die uralte Sage verwischt, allein diese Uebertragung liegt auch im Wesen jeder alten Glaubenslehre."

Ebendaselbst werden die Volkssagen in geistliche und weltliche unterschieden, eine Eintheilung, auf welche auch in dieser Schrift Rücksicht genommen worden ist. „Zu Erstern gehören," lautet es weiter, „alle Dichtungen, die aus dem Heidnischgeistlichen in das Christlichgeistliche umgewandelt wurden, wie der Dichtungskreis vom h. Graal, der wahrscheinlich zu den übrigen Liedern ein Verhältniß hat, wie Geheimlehre zum Volksglauben. Zu der weltlichen Sage gehören das Heldenbuch und der Sagenkreis Karls des Großen. Im Heldenbuch ist wieder die fränkische (nibelungische) Dichtung, deren Hauptheld

*) Wie, um nur Ein Beispiel anzuführen, der so weit verbreitete Glaube an das Fortleben tapferer Fürsten in Bergen, die am Ende der Tage erwachen und ihr Volk aus großer Noth befreien werden.

Siegfried ist, und die lombardisch-gothische, in welcher Dietrich von Bern figurirt, wie Roland in der westfränkischen (französischen), zu unterscheiden. Aber alle diese weltlichen Lieder besingen dieselbe Sage."

Mone hatte bei dieser Classification aus Rücksichtnahme auf den von ihm behandelten Gegenstand nur die Volksbücher, die schriftliche Hinterlassenschaft unserer Altvordern im Auge. Unsere Aufgabe schließt aber auch die im Munde des Volkes fortgeerbten Sagenstoffe in ihren Kreis. Es dürfte uns daher gestattet seyn, unter geistliche Sagen auch solche zu classificiren, deren Helden in der christlichen Umgestaltung als Dämonen, Kobolde, grausame, bedrückende Fürsten erscheinen, die aber ursprünglich Götter waren, d. h. personificirte Jahres- oder Tageszeiten, aber in ihrer scheinbar feindlichen Aeußerungsweise.

Weil jedoch das christliche Element, wo es im Gebiete der Volkssage sich am bemerkbarsten macht, derselben ein erhöhtes Interesse verleiht, darum hat der Verf. mit besonderer Vorliebe die Gralssage behandelt, obschon in der einer bekannten Partei mißliebigen Absicht, die heidnische Quelle derselben, die man sich bisher vorsätzlich verhehlte, rücksichtslos aufzudecken.

Wie in dieser Hinsicht die Zionswächterischen

Hähne wieder aufkrähen werden, so erwartet der Verf. auch von anderer Seite her gegnerische Stimmen zu vernehmen. Unsere Euhemeristen*) nämlich werden es demselben sehr verdenken, daß er es sich zur Aufgabe gestellt, Libussa aus dem Buche der Geschichte zu streichen, was hier gelegentlich bemerkt wird, weil erst nach dem Ausdrucke dieser Schrift dem Verf. in Schramms Reiselexikon S. 1504 die merkwürdige Notiz zu Gesichte kam, daß alte böhmische Münzen Libussa am Spinnrocken darstellten. Diese allen Personificationen des gebärenden Naturprinzips zugeschriebene Eigenschaft hatte der Verf. bei der Ahnmutter des Böhmenvolkes — deren göttliche Wesenheit er durch eine so große Summe von Beweismitteln zu festigen suchte, daß sie von S. 608 bis 641 sich erstrecken — allein vermißt, und freut sich daher, dieses Hauptargument (vgl. S. 453 ff.) noch zu rechter Zeit aufgefunden zu haben.

Daß in Einem Band sich nicht alle Sagenstoffe zusammendrängen ließen, wird jeder Billigdenkende im Voraus erwarten. Wie nun die auf die Festzeiten bezüglichen Volkssagen und Heili-

*) Euhemerus hatte die großartige Entdeckung gemacht, daß Altvater Zeus eigentlich nur ein nach seinem Tode vergötterter König war.

genlegenden im siebenten Bande des „Klosters“, im „Festkalender“ bereits ihre Erledigung fanden, so mußten die aus den Sitten und Gebräuchen der europäischen Völker erzeugten Bildungsmotive von Sagenstoffen auf einen folgenden (zwölften) Band des „Klosters“ verspart werden, in welchem die unmittelbar im Boden des Christenthums und der Kirche selber wurzelnden Sagen, wie „der ewige Jude“, die blutenden Hostien, Teufelsbündnisse, gespenstische Mönche und Nonnen, weissagende Fische, der Hexenglaube, Zaubersegen, das Umwandeln ungetauft verstorbener Kinder u. a. m. vorzugsweise Berücksichtigung finden sollen.



Inhalts-Verzeichniß.

Dreiunddreißigste Zelle.

Heidnisch-geistliche

Sagenbildungen

der

Scandinavier und germanischen Völkerschaften.



Sagenstoffe,

welche aus der Naturanschauung unserer heidnischen Vorfahren sich gebildet haben.

I. Sagenkreis des Odin oder Wuotan.

Drei Hauptgötter wurden im alten Tempel zu Upsal *) in Schweden verehrt: Wodan, Thor, Fricco. In der Edda finden sich drei Namen von den vornehmsten Asen: Oden, Thor, Freir. Zu den christlichen Vorstellungen in der jüngern Edda hat man die Benennungen Har, Jafnhar, Thridi, d. i. der Hohe, Gleichhohe, der Dritte (**Finni Johannaei Hist. Eccl. Isl. I, 23.**) gerechnet. Nun aber lassen sich dieselben unter den vielen Namen Odins in den mythischen Gesängen nachweisen (**Grimnismal Str. 45, 48.**). Har und Thridi kommen auch bei heidnischen Dichtern (**Ynglingasaga c. 52, Jarls saga c. 6** u. öft.) vor. Alle Drei sind Odin, denn ist er in den Namen dieser drei Personen in der Edda der einzige Antwortende, so

---

*) Upsalar, die Uppsäle = hohe Säle, so hieß der Tempel des Gottes Freir (v. Salr, Saal, und upp, oben). Dieser Name ist, wie die Ortsnamen uberhaupt, aus einem Appellativum ein n. proprium geworden. Uppsala ist der alte Genitivus plur., wie er noch in dem Ausdruck Uppsala-stad vorkommt. Stad wurde weggeworfen, und aus dem Genitiv der Nominativ gemacht.

kann hinzugesetzt werden, daß er auch der Fragende ist, weil Gangler, wie Gylf sich in Gylfeginning nennt, auch einer von Odins Namen ist (Grimnism. Str. 45.). Odin war aber nicht nur ein dreieiniger Gott, sondern auch ein — zwölfeiniger, denn wie er als Thor den Feind der Unfruchtbarkeit, den Sommer, der mit seinem Hammer (Donnerkeil) die Frostriesen besiegt, repräsentirte; als Freir das befruchtende Prinzip selber war; so gab man ihm zur Charakteristik seiner in den verschiedenen Monaten verschiedenen Aeußerungsweisen folgende Namen: Allfadr (Allvater, weil er als Jahrgott alle zwölf Monate in sich begreift), Herian (Heerführer, denn im Frühling kämpft er gegen die Dämonen der Finsterniß), Nikar (Sieger ꝛc. über den Winterriesen), Heikudr (Ueberwinder sc. der Eisriesen), Fiöler (Vielfacher, weil die Sonnenwärme die mannigfaltigsten Blumenarten aus der frostbefreiten Erde hervorlockt), Oski (der Gewünschte als Urheber des Lichts), Omi (der Tönende, eine Anspielung auf das geräuschvolle Mittsommerfest), Bifliadi (Unbeständiger, wenn die Tageslänge wieder abnimmt), Vidrir (Wettererzeuger, mit Beziehung auf die Herbststürme), Svidrir (Schwindenmacher der sommerlichen Erscheinungen), Swidr (dass., denn die Luft wird jetzt noch rauher, der Winter ist im Anzug), Jalkr (der Abgelebte, im letzten Monat). Seine Söhne, die zwölf Asen (d. i. die Mächtigen, Starken), nämlich: Hönir (Mitwirker bei der Weltschöpfung) und Loki (das zerstörende Feuerelement), welche Beide in der nordischen Schöpfungsgeschichte als Vili und Ve, Odins Brüder, auftreten; Tyr und Heimdalr, Ersterer als Wolkenbewohner, Letzterer als Todtenführer, aber auch Wächter gegen die Riesen, dessen Horn einst das Weltende an-

kündigen wird, in welchem Riesen und Götter (die zerstörenden und schaffenden Naturkräfte) sich gegenseitig vernichten, um die Schöpfung in Nichts zu verwandeln; Thor, der Donnerer; Baldr, der Licht- oder Frühlingsgott, der in der Sommerwende von seinem blinden Bruder, Hödr, dem Repräsentanten der zunehmenden Nächte, mit einer Mispel (weil diese auch im Winter grünt) getödtet wird; Forsete, der Weltrichter, welcher im Monat der „Waage" herrscht, wo das große Altding (Michelsgericht) gehalten wurde; der herbstliche Niord; Vali, der das Licht wieder auf die Oberwelt bringt, im Gegensatz zum stummen Vidar, während dessen Herrschaft es in der Schöpfung still geworden ist, der Repräsentant des December; der „flockige" Schneebringer Uller, welcher dem November entspricht; und Freir, der personifizirte Sommer, sie sind sämmtlich nur Theile Odins — des Jahrs. Sie sind aber auch die personifizirten Tageszeiten, denn Ydalir, Ullers Reich, ist die feuchte, bethaute Mitternacht, Alfheim bezeichnet den nahenden Morgen, die bevorstehende Geburt Freirs; Valaskjalf mit dem silbernen Dache entspricht dem silbernen Schimmer am Osthimmel bei Tagesanbruch; Söckvabeck, wo Odin mit der prophetisch-dichterischen Saga aus goldenen Bechern trinkt, bezeichnet das Aufstehen der Sonne aus dem Ocean; in Gladsheim (Glanzheim) zeigt sich die Sonne schon in ihrer ganzen Stärke; Thrymheim, das auf hohen Bergen steht, bezeichnet den noch höhern Sonnenstand. In Breidablick (Weitglänzend), bei Baldr, ist die Sonne dem Höhepunkt ihrer täglichen Wanderung nahe, und in Himmiebjörg, Heimdals Wohnung, hat sie ihn bereits erstiegen. Folkvangr, wo Freia thront, ist der frühe Nachmittag, wo die

Sonne den größten Einfluß auf die Fruchtbarkeit der Erde hat. Glitnir ist der Abend, an dem Forsete alle Streitigkeiten schlichtet, sie einschläfert, alle Arbeit aufhören läßt. Die Beschreibung dieser Götterwohnung ist das Symbol eines schönen Sommerabends, wo die Abendröthe sich als goldene Säulenreihe zeigt, worauf die silberne Himmelsdecke ruht. Noatun, Niords Wohnung am Meeresstrand, bezeichnet das Untertauchen der Sonne im Ocean; endlich Landvidi, das Domicil des stummen Vidar, das stille Reich der Nacht. Aber auch in Frauen, Geliebten und Töchtern Odins gibt sich die vielfache Aeußerung des Zeitgotts kund. Frigg, seine Gemahlin, ist die den Lebensfaden Spinnende, zur Geburt Helfende, ihre Schwester Fulla Heerdenmehrerin, Obstförderin, Jörd (Hertha), die Erde überhaupt, Rindr, die gefrorene mit der Schneedecke überzogene Erde im Winter, Sif, Thors Gemahlin, die Erntegöttin, Gefjun, die See, Idhuna die Jugend (Verjüngungskraft), Freia, nicht nur die Zeugungslust, sondern auch die Todtenfrau, denn nur die Hälfte der in der Schlacht Gefallenen gehört Odin, die andere Hälfte ihr. Daß Odin der Sonnengott sey, darauf spielt der Mythus an, welcher erzählt: er habe nur Ein Auge*), das andere wäre dem Mimr (Gedanke) verpfändet, um einen Trunk aus dessen Weisheitsborn zu erhalten, eine Anspielung, daß der prophetische Geist nicht eher sich rege, als wenn die äußern Sinne schlafen, weßhalb auch die Musen bei Homer den Demodokos für seine Blindheit mit der Sehergabe entschädigen, und auch Tiresias ward erst zum Seher, nachdem ihn Here des Augenlichts beraubt hatte.

*) Aus gleichem Grunde gibt der hellenische Mythus der Mondgöttin (Artemis Amazo) nur Eine Brust.

Mit Recht heißt Odin daher Allfadr (Allvater), er lebt durch alle Alter, regiert über Alles. Er ist der Weltgeist, der alle Räume durchdringt, darauf spielt sein Name Oden (altd. odhr: Odem) an; er ist der Gute, denn er wird auch Gode ausgesprochen, und die Gothen nennen sich nach seinem Cultus (wie die Thüringer nach dem Kriegsgott Tyr, die Germanen oder Hermanen nach dem mit ihm identischen Irmin, die Hessen nach dem Hesus u. s. f.). Auch Woden lautete sein Name (wie **guerra**, das deutsche Wehr, **guerriere**, Wehrmann, **Guilielmus**, Wilhelm, **Gualterus**, Walther, **Galli** = **Walli** u. a. m.), daher Wood Odin als Holz- und Waldgott (engl. **wood**). Fälschlich wurde Wodan, weil er dem **Dies Mercurii** als Planet vorsteht, für den Mercur gehalten, welchem im nordischen Mythus Hermode entspricht; denn Odin oder Wuodan ist das Universum selbst, der Göttervater Zeus oder der Götterherr (**devaspati**) Indra. Letzterm entspricht Odin in mehrfacher Hinsicht, und, wie wir in der Folge sehen werden, sind mehrere von Indra's Attribute und Mythen auf ihn übertragen, so daß bei der anerkannten Abstammung der germanischen Idiome aus dem Sanskrit die von Vielen behauptete Herkunft der Asen aus Asien große Wahrscheinlichkeit erhält, doch davon unten ausführlicher.

In Godheim (Götterwelt) ist die Götterstadt Asgard, darin die Asen in goldenen und silbernen Pallästen thronen. Jeder Ase hat sein Amt und seine Eigenschaft. Täglich sitzen die Asen zu Rathe, ordnen das Heil der Welt. Eine Probe von der Art ihres Wirkens folge hier.

Sie hatten beschlossen, eine Burg zu bauen, welche die Reifriesen (die Kälte), wenn sie nach Midgart (Mittelpunkt der Welt) hineinkämen, nicht einnehmen

könnten. Sie wählten zum Baumeister einen Schmied, der in drei Halbjahren mit seiner Arbeit zu Ende zu seyn versprach, sich aber als Lohn die holde Freia, die Sonne und den Mond ausbedung. Die Asen gingen es ein, wenn er die Burg in Einem Winter bauen könnte. Das wurde von beiden Theilen beschworen, und auf Loki's Rath noch die weitere Bedingung aufgenommen, daß Niemand dem Schmied helfen dürfe, als sein Roß Swadilföri, und er bis zum ersten Sommertag fertig seyn, oder nichts erhalten solle. Wider Vermuthen gedieh das Werk so schnell, daß es drei Tage vor Sommers Anfang bis auf die Thore fertig war. Nun drohten die Asen dem Loki mit dem härtesten Tode, wenn er die Vollendung nicht vereitelte, denn Alle kamen überein, daß nur der dazu gerathen habe, Freia (die Productionskraft) nach Jötunheim (dem Riesenlande, dem Sitz der Unfruchtbarkeit, Finsterniß und Kälte) zu vergeben, und die Welt der Sonne und des Mondes zu berauben, der auch sonst zum Uebeln zu rathen sich zum Geschäft mache. Als nun Loki bange wird, schwört er Eide, um jeden Preis es so anzurichten, daß Jener um den Lohn komme, und als am nächsten Abend der Schmid ausfuhr, um, wie gewöhnlich über Nacht Steine herbeizuführen, kam Loki als Stute und wieherte den Hengst an, der die Stricke entzwei riß und ihm nachlief in den Wald, so daß der Schmied seine Arbeit nicht fertig brachte (denn das Thor fehlte noch), und aus Zorn und Angst seine eigentliche Gestalt, die eines Riesen, annahm, um mit größerer Kraft das Werk zu vollenden. Jetzt aber hielten sich die Asen nicht an ihren Eid und Vertrag gebunden, riefen den Thor herbei, der eben von seiner östlichen Reise, wo er das Trollvolk bekämpft, heim-

gekehrt war, der warf mit seinem Hammer den Riesen todt und sandte ihn nach Niflhel (Dunkelreich). Loki aber gebar ein graues Füllen mit acht Füßen, Sleipnir genannt, das beste Roß unter Göttern und Menschen.

Mone erklärt diesen Mythus also: Der riesenhafte Schmied ist der Winter, die Burg die Eisburg, die Steine die Eisschollen, welche Nachts gefrieren, die drei halben Jahre die nordischen Jahrszeiten (denn einen Lenz gibt es nicht im Norden). So viel Zeit gaben ihm die Asen nicht, sondern nur den Winter. Alsdann ist der Donnerer Thor verreist und schlägt im Osten die Trollen todt, er kämpft also selbst in seiner Abwesenheit, diese und Tod sind gleichbedeutend. Thors Winterkämpfe sind also Kämpfe des Lebens mit dem Tode (welcher selbst im Winter nicht Alles zu tödten vermag). Der erste Sommertag ist der Eintritt der Frühlingsgleiche, daher in den Volksfesten der Sonntag Lätare (an welchem man in Gestalt einer Strohfigur den Tod aus den Dörfern trägt) noch jetzt der Sommertag heißt. Da wird der riesige Winter um Arbeit und Lohn betrogen, und das erste Gewitter schlägt ihn todt. Er kommt, ohne daß man ihn kennt, im Herbst, und die Asen werden von ihm zum Vertrag getäuscht, weil sie nicht glauben, daß er ihn werde halten können, aber mit der Zeit nimmt seine Riesennatur immer mehr zu, und tritt zuletzt offen hervor, worauf der Betrug erkannt und die Eide gebrochen werden.

Uhland (im Mythus von Thor diese Begebenheit ebenfalls commentirend) setzt noch hinzu: Würde der trübe Winterhimmel (wie es in des Riesen Absicht lag) nie weichen, so sind (außer der schönen Freia, die nur im Sommer wirksam ist) auch Sonne und Mond hingenommen. Das Pferd Swadilfari bedeutet, seinem

Namen zufolge: Eisfahrer (v. **svadi: glacies lubrica** und **fari: ferri**), also der Winterwind, der in der kalten Nacht mit den ungeheuern Steinen, den Eis- und Schneemassen zum Bau des Winterriesen heranfährt. Dieser Bau soll den Bergriesen und Reifriesen selbst als Bollwerk entgegen stehen, er bedeutet die feste schützende Eis- und Schneedecke, unter der die Erde vor den schädlichen Wirkungen des Winterfrostes selbst geborgen ist. Doch darf der mächtige Bau nicht vollendet, nicht mit dem Burgthor auf immer abgeschlossen werden. Loki hatte den verderblichen Rath gegeben, denn er ist die Neige des Sommers, welcher mit der pestbringenden Hundstagshitze Abschied nimmt. Jetzt aber, um nothgedrungen dem Bau des Winters ein Ziel zu setzen, verwandelt er sich in eine Stute (denn das schnelle Roß ist Symbol des Windes; s. w. unt.). Ist das eisthürmende Pferd Swadilfari Ost oder Nordost, so kommt nun der abendliche Loki, auch hier der Endiger, als Gegenwind, als thauender West oder Südwest. Der Wandel und Wechsel der Winde bei einbrechendem Thauwetter ist hier durch das Umherrennen der wiehernden Thiere verbildlicht. An dem Zorn des Baumeisters über die vergebliche Arbeit erkennen die Asen, daß derjenige, der ihnen zuerst ein nützlicher Werkmeister gegen die Eisriesen geschienen, selber ein Riese des rauhen Felsgebirges sey, und wie sie sich in ihm getäuscht, so achten sie nun auch ihrerseits des beschwornen Friedens nicht, und rufen Thors Beistand an, der auch nicht ausbleibt, denn nachdem der Thauwind den Eisbau brach, vernichtet der Donner vollständig des Winters Gewalt.

Diese Kalendermythe, welche in einer Naturreligion ganz an ihrem Platze ist, hat in christlicher Zeit, wo

ihre Bedeutung begreiflicher Weise verloren gehen mußte, noch folgende neue Zweige getrieben. Eine Volkssage aus Norrland (Iduna Heft III. 2. Aufl. Stockh. 1826, S. 60 ff.) zeigt den riesenhaften Baumeister schon legendenartig umgestaltet:

König Olaf der Heilige von Norwegen ging in Gedanken vertieft zwischen Berg und Thal; er hatte im Sinn, eine Kirche zu bauen, deren Gleichen sich nicht finden sollte. Allein er sah, daß er den Bau nicht zu Stande bringen könnte, ohne sein Reich sehr zu beschweren. In dieser Bekümmerniß trifft er auf einen Mann, seltsamen Ansehens, der fragte, worüber er so nachsinnend wäre? Olaf offenbarte ihm sein Vorhaben, und der Riese (Troll) erbot sich, binnen gewisser Zeit ganz allein den Bau zu vollbringen. Zum Lohn bedung er sich Sonne und Mond oder den Heiligen selbst. Olaf ging darauf ein, entwarf aber einen solchen Plan zur Kirche, dessen Ausführung ihm unmöglich schien: die Kirche sollte so groß seyn, daß sieben Priester auf einmal darin predigen könnten, ohne einander zu stören. Die Pfeiler und Zierrate, aus- und inwendig sollten aus hartem Flins gearbeitet werden u. s. w. Bald stand eine solche fertig da, bloß Dach und Spitze fehlten. Neu bekümmert über den eingegangenen Handel, wandelte Olaf wieder durch Berg und Thal. Plötzlich hörte er in einem Berge ein Kind weinen und eine Riesenfrau es mit diesen Worten stillen: „Tyst, tyst! morgen kommt Wind und Wetter, dein Vater, heim, und bringt mit sich Sonne und Mond, oder den heiligen Olaf selbst.“ Der König, froh über diese Entdeckung*), kehrte nach Haus; Alles war fertig, die Spitze eben aufgesetzt. Da rief Olaf: „Vind och Veder! du har satt spiran sheder!“**) Sogleich fiel der Riese mit erschrecklichem Gekrach von dem Kamm der Kirche herab und zerbrach in viele Stücke, welches lauter Flinssteine waren.

*) Mit des bösen Geistes Namen vernichtet man seine Macht.

**) „Wind und Wetter, du hast die Spitze schief gesetzt!“

In Norwegen geht dieselbe Sage um, der Riese heißt aber Skalle (Kahl), und zu Nidarös erbaute er die prächtige Kirche. In Schonen heißt der Riese Finn, und die von ihm erbaute Kirche befindet sich zu Land, auch ist der Heilige nicht Olaf, sondern Lorenz. In der genannten Kirche ist die ganze Begebenheit ausgemeißelt. In erhabener, roher Arbeit findet sich eine nackte männliche Figur, die einen der beiden Tragepfeiler umfaßt, auf dem andern eine weibliche Figur mit ihrem Kinde, es ist des Riesen Weib. Das Kunstwerk wird von der Sage, wie folgt, erklärt:

Der Riese versprach dem heiligen Laurentius eine Kirche zu bauen; er verschwieg ihm dabei seinen Namen, und stellte die Bedingung, daß der Heilige ihm diesen Namen nenne, wenn die Kirche fertig wäre, oder wenn er das nicht könne, seine Augen hergebe. Der Heilige ging darauf ein, und der Bau begann. Die Kirche nahte ihrer Vollendung, und noch immer wußte Lorenz den Namen nicht. Auf einem Hügel in der Nähe von Lund, der Heiligenberg (Helgonabacken) genannt, lag er knieend im Gebet, als er plötzlich eine unterirdische Stimme vernahm, wie eines Weibes, das ihr Kind zur Ruhe singt. Sie beschwichtigt es, und sagt: der Vater werde nun bald mit den Augen kommen. Nun wußte Lorenz den Namen, er lief hin zum Riesen, der noch beim Mauern war und die Kirche bis auf einen Stein vollendet hatte. Er ruft den Riesen beim Namen, da wird dieser wüthend, erfaßt einen Pfeiler, und will die Kirche umstürzen, wird aber in Stein verwandelt.

Die Sage fügt noch erläuternd hinzu: die Kirche sey darum nie ganz fertig geworden, weil, so viel man auch noch immer daran baue, die Lücke, die Finn gelassen, trotz aller Bemühungen stehen bleibt; denn wird der Stein eingemauert, so fällt er wieder heraus. (Wedderkop, „Bilder aus dem Norden" I. S. 265).

Hier erwäge man, daß Finn in der schwedischen Sprache Schlamm bedeutet, folglich dasselbe, wie Titan *), die Titanen kämpfen gegen die Olympier, wie hier im Norden die Frostriesen gegen die Asen, d. h. die winterlichen Naturkräfte — an denen das Charakteristische ist, daß sie den Boden, welchen die Sonne nicht mehr austrocknen kann, in Schlamm verwandeln — stehen den sommerlichen Potenzen feindlich entgegen. Finn, d. i. der Schlamm, ist der Spätherbst. Wenn er in den Winter übergeht, welcher über die ganze Schöpfung eine Eisdecke zieht, heißt es: Finn sey in Stein verwandelt worden. Die Augen, die der Riese haben wollte, sind Sonne und Mond, deren Strahlen die Natur beleben und die Vegetation fördern, was der Winterdämon, seiner Natur zufolge, gern hindern möchte. An die Stelle der Asen, deren Collectivname Odin ist, tritt in der christlichen Fassung der Mythe ein Heiliger, und Midgart: die Welt, ist hier unter dem Gotteshaus zu verstehen.

Weit näher kommt der Eddischen Fabel eine Ueberlieferung aus Kurland.

In dem dserwenschen Kintegesinde liegen alte Mauersteine, in bedeutender Länge und Breite sich erstreckend, und das Volk erzählt:

Vor undenklichen Jahren wohnte in der Gegend von Hasenpot ein starker Mann (Riese), mit Namen Kinte. Er konnte ungeheure Steinmassen erbauen und glätten, und selbst die größten Blöcke führte er mit einer einzigen weißen Stute zusammen. Sein Wohnhaus baute er auf Felsen, seine Felder zäunte er mit Steinwällen. Einmal hatte er Streit mit einem Libauer Kaufmann. Um sich an ihm zu rächen, lud er einen Stein von zwölf Fu-

*) Τιτανός stammt von טִיט Schlamm.

dern, spannte seine weiße Stute vor, und fuhr nach Libau in der Absicht, den Fels vor des Kaufmanns Thür zu wälzen. Bei der Stadt angelangt, durfte er aber nicht über die Brücke, man fürchtete, sie würde unter der Last brechen, und verlangte, er solle den Stein aus dem Stadtgebiet wegschaffen. Aergerlich that es der starke Mann, und warf den Stein an dem Weg ab, der über Battenhof nach Grobin führt. Da liegt er noch bis auf heute. Vorbeifahrende Letten zeigen und staunen ihn an. (Watson in den Jahresverhandlungen der kurländ. Gesellschaft II. S. 311.)

Des Kinte weiße Stute gleicht ganz dem Svadilfari des nordischen Schmieds, nur die Störung des Riesen in seinem Bau erfolgt auf andere Weise. In Belgien — so weit verschleppte man das Mährchen — ist es nicht mehr das Wiehern eines Rosses, welches, wie in der Edda, das andere Pferd von der Arbeit ablockend, den Ausbau von des Riesen Kunstwerk verhindert, sondern der Hahnenruf. Daß hier der Teufel an die Stelle des Riesen trat, ist begreiflich. Wir geben die Sage aus Wolf's Sammlung im Auszug:

Bei einer reichen Ernte sah sich ein junger Bauer ausser Stande, seine alte Scheune ausbessern zu lassen. Ein Unbekannter, der ihm begegnete, erbot sich zu helfen, wenn er einen Vertrag mit ihm eingehen wolle, daß er übers Jahr ihm in seine Besitzungen als Leibeigener folgen würde. Der Bauer wars zufrieden, wofern auch Frau und Kinder Obdach bekämen. Der fremde Herr sicherte dies mit gräßlichem Gelächter zu. Darauf unterschrieb der Bauer den Vertrag, worin stand, daß die Scheune vor dem ersten Hahnenkrähen fertig dastehen müsse, und zwar, da sie keine Dinte hatten, mit seinem Blute. Für die Frau erhielt der Bauer dann noch 100 Pfund mehr, und für das Kind fünfzig Pfund. Als sie damit fertig waren, trennten sie sich; der Bauer verwunderte sich nicht wenig, als er, heimkommend, zur Seite des Hauses die Arbeiter

des Fremden schon antraf, wie sie in geschäftiger Eile Balken auf Balken, Ziegel auf Ziegel häuften, ohne daß Hammer und Hobel, Säge und Beil zu hören waren. Und doch wurden himmelhohe Eichen herbeigebracht und in Stücke geschnitten, ganze Haufen Steine zerhauen und bearbeitet. Bestürzt trat er ins Haus, wo seine Frau in nicht minder großen Schrecken saß, denn sämmtliche Hausthiere drängten sich ängstlich um sie. Besonders furchtsam that ein großer Hahn. Er flog seiner Herrin auf den Schooß. Sie stieß ihn erschrocken von sich, und rief, sich kreuzigend, um Hilfe. Der Hahn fiel zur Erde, erhob sich aber bald wieder, und schrie laut: Kikiriki! Sogleich scholl vom Hofe her ein fürchterlicher Schlag, so daß die Erde zitterte. Zugleich verschwanden die Werkleute, und die Scheune blieb unvollendet. Am andern Morgen wunderte man sich im Dorfe über die schöne Scheune voll Garben jeder Art, denn Keiner konnte begreifen, wie sie hingekommen war, und der Bauer hütete sich, etwas von seinem Abenteuer verlauten zu lassen. Das unvollendete Loch am Giebel konnte er aber auf keine Weise schließen. Es steht noch offen bis zum heutigen Tage. Auch singt seit jenem Tag ein Hahn auf der Meierei immer früher als alle andern im Dorfe.

Begreiflich ist es, daß in der Eddafabel der Frostriese das wohlthätige Wirken der Asen scheel ansieht, daß er, bei seinem naturfeindlichen Charakter, es gern verhindern möchte, daß er ihnen zwar seine Dienste anbietet, aber nur um sie zu hintergehen, obschon er am Ende selbst der Betrogene ist, wie wir alljährlich beobachten, daß der Winter gern zerstört, aber wider seinen Willen zur Regeneration der Natur beiträgt, deren halbjähriger Tod vielmehr ihr ersprießlich wird, weil sie der winterlichen Ruhe bedarf, um wieder neue Saaten hervorkeimen zu lassen. Es ist ferner begreiflich, daß, christlich gewendet, das Weltgebäude (Midgart) sich in eine Kirche umwandeln, und der Gott ein Heiliger wer=

den muß. Daß der Hahn an des Rosses Stelle tritt, ist ebenfalls begreiflich, denn weil Beide Lichtsymbole im alten Heidenthum waren, Beide daher dem slawischen Lichtgott Swantewit geheiligt, wenn sie von weißer Farbe waren, wie jene Stutte in der Eddafabel und in der kurländischen Sage, so konnte der Hahnenruf eben so gut, wie das Pferdegewieher *), den Dämon der Finsterniß, der Unfruchtbarkeit und des Winters machtlos machen. Im Christenthum — wo Bonifaz das Pferd zum dämonischen Thier herabgewürdigt und das Essen seines Fleisches verboten hatte, weil es die Hauptkost bei den heidnischen Opfermahlen abgab, und der Pferdefuß Attribut des Satans wurde — im Christenthum also mußte nothwendiger Weise das Lieblingsthier des Apostels Petrus **) den Platz des Pferdes einneh-

---

*) Das Roß gibt nur dann einen Ton von sich, wenn es den Trieb zur Begattung empfindet. Zeugungskraft ist Lebensfülle, diese correlat dem Licht, wie Unfruchtbarkeit der Finsterniß, dem Winter und dem Tode. Darum war schon bei den alten Persern Pferdegewieher ein gutes Omen, ebenso im Cultus der slawischen Lichtgötter von günstiger Vorbedeutung.

**) Schon die Hellenen wußten, daß der erste Hahnenschrei die Schatten der Nacht verscheuche. So sagt Philostrat vom Schatten des Achilles, als er dem Apollonius von Tyana erschien: „Er verschwand, sobald der Hahn krähte." Aehnliches liest man in einem Hymnus des Prudentius:

> **Ferunt, vagantes Daemones,**
> **Laetos tenebris noctium,**
> **Gallo canente exterritos,**
> **Sparsim timere et cedere.**
> **Invisa nam vicinitas**
> **Lucis, salutis numinis,**
> **Rupto tenebrarum sinu,**
> **Noctis fugat satellites.**

In dem Eddaliede „weckt Walhallas goldkammiger Hahn die siegreichen Helden." Bei den Persern ward der Hahn als Wächter gegen den licht- und lebenfeindlichen Ahriman, der die Nacht und den Winter schuf, angerufen. (Zend-Av. II. **Vendidad Fargard 13**). Die Araber erzählen von einem wei-

men, wie der Heilige den des heidnischen Gottes; aber wie sich der Heilige in einen Bauer und das Gotteshaus in eine Scheune verwandelt zu werden gefallen lassen müssen, ist eine Frage, an deren Lösung man verzweifeln müßte, wenn sich nicht bei Grimm (D. S. Nr. 181) das Mittelglied fände.

Eine Stunde von Wanfried (in Hessen) liegt der Hülfenberg, auf welchem Winfried, später Bonifaz genannt, eine Kapelle zu bauen befahl. Unter dem Baume kam nun oft ein Mann gegangen, der fragte: was es denn geben sollte? Die Zimmerleute antworteten immer: „Ei, eine Scheuer soll es geben." Da ging er wieder seiner Wege. Zuletzt aber wurde die Kirche immer mehr fertig und der Altar aufgebaut, auch das Kreuz glücklich gesteckt. Wie nun der böse Feind wieder kam, und das Alles sehen mußte, ergrimmte er, und fuhr oben durch den Giebel

---

ßen Hahn ungewöhnlicher Größe am Throne Gottes, dessen Stimme allen Hahnen auf Erden zum Signal dient. Deshalb halten sie den Hahnenruf für die Stimme Gottes (Bochart Hierozoic. II, I, 17.) Ambrosius (Hexaemer. V, 24) meint: Erst nachdem der Hahn zum drittenmal gekraht, erstarkte Petrus, und wurde würdig, daß ihn Jesus anblickte. Diese geistliche Wachsamkeit des Hahns soll nun sein Vorkommen auf Kirchthurmspitzen erklären:

> Instantis quod signa canens det Gallus Eoi,
> Et revocet famulus ad nova pensa manus;
> Turribus in sacris effingitur aerea, mentem
> Ad superos pelvis, quod revocet vigilem.
>
> Andr. Alciatus.

Nach Hildebrand (Sacr. publ. vet. eccles. p. 17) hat der Hahn auf Kirchthurmen die Bedeutung: Gallus in templis instar habet praeconium ecclesiae. Sicut enim Gallus noctu dormientes gallicinio suo excitat et diem praenuntiat, ita sacerdos plebem ex veterno vitiorum suscitat, et ut opera tenebrarum abjiciant, monet, piisque in solatium, lucem gloriae et diem aeternitatis denuntiat. Als Wächter gegen den Teufel konnte der Hahn noch aus dem Grunde betrachtet werden, daß er, besonders der weiße, den Löwen, den bekanntlich die Schrift (1. Petr. 5, 8.) als die Maske des Satans bezeichnet, in Furcht zu setzen vermag (Plin. H. N. X. 24.)

aus. Das Loch, das er da gemacht, ist noch bis heutigen Tag zu sehen, und kann nimmer zugebaut werden. Auch ist er inwendig in den Berg gefahren, und suchte die Kirche zu zertrümmern, aber vergeblich.

In Thüringen hat die Weltburg Midgart — denn eine solche ist sie, weil der Riese sie mit einem Wall umgeben soll — in der christlichen Umwandlung noch am meisten ihre ursprüngliche Bestimmung sich bewahrt, sie blieb nämlich ein Schloß. Hier trat übrigens der Zufall an die Stelle der List, und der Hahn ist selbst der Getäuschte, täuscht aber auch den Bösen, obwohl gegen seine Absicht. Döring erzählt (Thüringen u. der Harz VII. S. 169) wie folgt:

Auf der Steinsburg (dem kleinen Gleichberg bei Römhild) hauste ein Ritter, der seine Tochter für das Kloster bestimmt hatte. Daher gab er ihrem Freier, der überdies der Sohn seines Todfeindes, zur Antwort: „Eher will ich meine Tochter dem Teufel geben als dir!“ Entrüstet warf ihm der Jüngling den Fehdehandschuh hin, und verließ ihn mit der Drohung: er werde morgen mit seinen Reisigen wiederkommen. Da ward dem Alten bange, weil seine Veste halb verfallen und schlecht bemannt, also einem Sturm kaum widerstehen mochte. Er versank in trübe Gedanken, und als die Nacht Berg und Thal umhüllte, trat er hinaus in den Wald und rief den bösen Feind, und beschwor ihn, noch in derselben Nacht vor dem Hahnschrei einen dreifachen unübersteiglichen Mauerring emporzuthürmen, um die verfallene Veste vor dem Sturm seines Gegners zu schirmen. Das gelobte der Böse, verlangte aber als Lohn des Ritters Tochter, und erhielt dessen Zusage. Noch in derselben Nacht thürmte sich durch Lucifers dienstbare Geister, die in wildem Treiben Felsen und Steinblöcke herbeischleppten, der dreifache Mauerring empor. Es begab sich aber, daß des Fräuleins Amme vor dem ersten Hahnschrei mit einem verdeckten Licht in den Hühnerstall ging. Durch diese Helle

getäuscht, krähte ein Hahn, weil er meinte, der Morgen sey nahe. Das geschah aber in dem Augenblicke, wo der Böse einen gewaltigen Felsen durch die Luft schleppte, den er als Schlußstein in die Mauer fügen wollte. Noch drei Stunden Weges mochte er von der Burg entfernt seyn, da warf er zornig seine Last auf die Erde und zerstörte den fast vollendeten Bau. Statt der Jungfrau ergriff der Böse den alten Ritter, und schleuderte ihn unter die prasselnden Steintrümmer. Noch jetzt sieht man die riesenmäßigen Steinringe um den Gleichberg. Das ist der Teufelsstein bei Themar, welcher dem Fluche die Entstehung gab: Ich wollte, du wärest, wo der Teufel den Stein abgeladen.

Kehren wir nun zu der vorhin nur scheinbar abgeschlossenen Fabel der Edda zurück. Die Frucht der Verbindung Loki's in Gestalt einer Stute mit dem Hengst Swadilfari, wodurch der Riese an dem Ausbau seines Unternehmens verhindert worden, war das graue, achtfüßige Füllen Sleipnir, Odin's Reitthier gewesen. Seine acht Füße sind zwar auf die nordischen Octometer, nämlich auf die achtzeiligen Strophen der Voluspa gedeutet worden, weil Sleipnir Runen auf den Zähnen hat*). Diese aber gaben ihm noch nicht den Charakter eines Pegasus, sie beziehen sich bloß auf die im Norden häufig vorgekommenen Pferdeorakel**). Man muß nämlich wissen, daß das gesammte Alterthum den Dichter für einen Seher hielt und prophetische Sprüche in Versen abgefaßt waren. Noch jetzt sagt man von einem Weissager: der Geist treibt ihn, und „wittern" (von Wind, Wetter) bedeutet s. v. a. ahnen, welches deutsche Zeitwort vom sanskritischen an: wehen, abstammt; davon

*) Das Roß Arvakr hat sie auf dem Ohr geschrieben.

**) Dem Gott Freir hielt der Cultus weissagende Rosse. (Grimm: S. 623.)

anhuma, lat. **animus**, ἄνεμος: Geist und Wind. Sleipnirs Farbe ist die der Wolken, nämlich grau, seine acht Füße beziehen sich auf die acht Hauptwinde, und da Odin der Alles durchdringende Weltgeist ist, so konnte Sleipnir sein Reitroß werden. Schon die Schnelligkeit dieser Thiergattung eignet sich zum Symbol des Windes, mehr noch bestätigt sich diese Deutung durch das Lied von Alvis (21), in welchem eine von den Benennungen des Windes: Wieherer ist. Mone hat die acht Füße auf die acht Wintermonate der nördlichen Länder deuten wollen, weil Sleipnir geboren wird, wenn des Winterriesen Macht zu Ende geht, doch ist diese Deutung zu künstlich; denn es ist ganz gleichgültig, zu wissen, nach wie viel Monaten das Windroß geboren wird; näher liegt die Vermuthung, daß das Symbol des Windes alle Winde repräsentire. Im Liede Grimnismal werden zwar zwölf Rosse erwähnt, nach der Zahl der täglich unter den Weltbaum Ygdrasil zu Gerichte reitenden Asen, aber sie alle fließen in Odin zusammen, folglich auch ihre Rosse in Sleipnir. Man müßte denn ein Sommer- und ein Winterroß — wie die Griechen eine Leucippe und eine Melanippe — d. h. einen Schimmel und einen Rappen annehmen, und Letzteres heißt dann Gullfari, auf welchem Hrungnir den Odin bei Jotunheim (Riesenheim, Winterland) erreicht *). Ist der Wind unter dem Rosse (oder seinem Schnauben) verbildlicht, so erklärt sich der schwedische Spruch: „Was der Athem des Schweins verunreinigt hat, stellt der des Pferdes wieder her." (Grimm Myth. S. 624), denn der Wind reinigt die Luft. Indeß ist

---

*) So sind auch Tag und Nacht durch die Rosse Skinfaxi (Glanzmähne), und Hrimfaxi (Thaumähne) repräsentirt.

Odin's Reitthier die verbildlichte Eigenschaft des Gottes selbst. Aehnliche Beispiele bieten die Mythologien aller Völker. (So reitet der indische Luftgott Indra auf einem Pfauen, weil dieser Vogel die Witterung anzeigt). Odin ist, wie wir vorhin zu erweisen suchten, die Alles durchdringende Luft *), die Weltseele, sein Hauch belebt alle Wesen. Wilhelm Müller hat darum auch Odin vom altnordischen Zeitworte **odh**, dem ahd. **wuot**, welches: **cum impetu ferri** bedeutet, herleiten wollen. Im Altnordischen ist **odhr**: **animus**, hat aber auch die Bedeutung: heftig, wüthend (Björn Halderson's isl. Lex.); das dem **od** entsprechende deutsche **wuot** hat die Bedeutung **furor** (Wuth) angenommen, welche beide Bedeutungen sich aus dem Begriffe des Bewegens entwickeln. Obschon Adam von Bremen sagt: **Wodan i. e. furor**, worunter er vielleicht den in Sturm dahineilenden Gott versteht, so wäre Odin doch nicht ausschließlich als die Personification der bewegten Luft zu fassen, sondern schon darum, weil er **Alfadhir**, d. i. Vater der Götter und Menschen heißt, ursprünglich Himmelsgott, darum hat er nur Ein Auge — die Sonne. Die Wolken sind der breite Hut, unter welchem er sein Gesicht verhüllt; das Himmelsgewölbe, der große dunkle Mantel, welcher ihn umgibt, bis mit dem Eintritt des Christenthums der heil. Martin, ein Reitersmann wie Odin, ihn ererbte. Noch jetzt heißt in Niederdeutschland der wilde Jäger: Hackelberend, d. i. Mantelträger **).

Jakob Grimm sagt (Myth. S. 870): „Die Chri-

*) Wie Lucan von Jupiter sagt: est quocunque moveris.

**) W. Müller etymologisirt wie folgt: Im Althochdeutschen bedeutet hakhul, im Altnordischen hökull, im Angelsächsischen hacele: Gewand, Mantel, Rüstung.

sten hatten dem Glauben an die Götter ihrer Vorfahren nicht so schnell, noch so völlig entsagt, daß ihnen jene heidnischen Gestalten so urplötzlich aus dem Gedächtniß entfallen wären. Sie wiesen ihnen nur eine andere Stelle, weiter im Hintergrunde, an. Der alte Gott verlor sein zutrauliches Wesen und ging in den Begriff einer finstern, schreckenden Gewalt über, welcher immer noch eine gewisse Einwirkung verblieb.“ Die Ursache dieser Umwandlung erklärt Harrys sehr sinnig in der Vorrede zu seinen niedersächs. Volkssagen: „Deutschland hat einen guten Theil seines Alterthums durch die römische Priesterherrschaft eingebüßt. Ursprünglich besaß es einen Götterhimmel, der meist mit guten Wesen bevölkert war, und ohne Grauen verehrt wurde. Das siegende Christenthum konnte ihn nicht sogleich verschwinden machen, sondern heidnischer und christlicher Glaube mischten sich. Allmählig errang der letztere die entschiedene Herrschaft, und verwandelte, wo er die Reste des ältern einheimischen Glaubens nicht ganz verwischen konnte, dieselben in dunkle Gestalten. Ursprünglich getrennte Wesen höherer und niederer Ordnung schmolzen in denselben Namen des Teufels zusammen.“ So wurde der Himmelsgott und Allvater Odin, Othan oder Wuotan zum wilden Jäger*), der in der Christnacht das

---

*) Der Ynglingasaga zufolge, wurde, wenn irgend ein unbekanntes Getöse als von Pferden und Wagen in der Nacht sich erhob, gesagt: Oden fährt vorbei In Schonen heißen noch die Stimmen in der Luft, die man zuweilen in November- und Dezemberabenden hört: Odens Jagd (nach Nilsons Skandin. Fauna II. S. 106., der diese Stimmen, die dem Larm bei einem Treibjagen ähnlich sind, von einer nach Süden ziehenden Seevögelart herleitet!)

wüthende Heer anführt*), später sogar historisirt, so daß er nicht einmal mehr der Höllenfürst, sondern nur noch ein zur Strafe wegen Uebertretung der Sonntags- oder Festtagsfeier oder anderer sündhafter Gelüsten halber nach dem Tode umgehender, die Jagdlust noch als Gespenst ausübender Schatten eines Gestorbenen! Auf diese Art erklärte man sich in christlicher Zeit Naturerscheinungen, welche das Heidenthum in sinnige Mythen gekleidet hatte. So sagt man noch jetzt in Holstein, Pommern, wenn in der Luft ein Getöse erschallt: „de Wode tüt!" (Adelung u. d. W. wüthen). Odin, Woden, Othan, oder Wuotan, wie er sonst heißt, erschien den heidnischen Voreltern des jetzigen Geschlechts, reitend und jagend, in seinem Geleite die Einherien, nämlich die Seelen der im Kampf Gefallenen, daher noch jetzt das wilde Heer aus Seelen derer, die eines gewaltsamen Todes starben, sich recrutiren soll. Der christliche Gott hat sie sich nicht aneignen mögen, darum verfallen sie dem heidnischen. Die Naturerscheinung des heulenden Windes wird, wegen der oben dem Odin zugeschriebenen Eigenthümlichkeiten, ihm beigelegt. Bei nächtlichem Lärm heißt es jetzt noch in Schweden: **„Oden far förbi"** (**Geijer Sv. häfd. I. p. 268**). Vielleicht hat der „Odenwald" davon seinen Namen, denn daß der Odinscult auch in dieser Gegend verbreitet war, wird weiter unten gezeigt werden. In Niedersachsen und Westphalen wird der wüthende Jäger auf die halbhistorische Person eines Jägermeisters bezogen!

Bevor nun über die Motive der verschiedenen Be-

*) Bei den Bauern in Mecklenburg fanden sich noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts viele Sagen über Odens Jagd, besonders schreckten sie die Kinder damit um Weihnachten.

nennungen Hakelbärend, Hakelberg, Hakelblock oder auch bloß Bärens, welche die verschiedenen Sagen dem, im Lauf der Zeit sogar zu einer geschichtlichen Person gewordenen, wilden Jäger beilegen, Licht verbreitet wird, ist zu wissen nöthig, daß die Stimmen in der Höhe, wo die Beschaffenheit des Lokales dergleichen Gehörtäuschungen erzeugt, unter den verschiedensten Völkern ähnliche, diese Naturbegebenheit erklären sollende Mythen von gespenstischen Luftreitern ꝛc. in's Daseyn riefen.

Der Universitätskanzler Autenrieth in Tübingen der eine Sammlung von Zeugnissen glaubwürdiger Reisenden über die sogenannten „Stimmen aus der Höhe" herausgegeben, sagt: Sie scheinen bald in dieser, bald in jener Richtung durch die Lüfte zu fliegen, meist von oben herab zu erklingen, zuweilen aber aus der Erde heraufzusteigen. Sie gleichen bald dem Klange der verschiedenartigsten musikalischen Instrumente, bald einem lauten Waffengeklirre oder Trommel- und Trompetenlärmen. Zuweilen sind sie dem Pferdegetrappel ähnlich oder entferntem Geschützdonner, ein andermal bestehen sie in einem fürchterlichen hohlen oder plötzlichen, durchdringend gellenden Schrei. Häufig ahmen sie abwechselnd vielerlei Thierstimmen, meist Hundegebell nach. Eben so häufig gleichen sie auch lautem Rufen, so daß nicht selten der überraschte Hörer glaubt, sie rufen ihn sogar mit Namen und sprechen artikulirte Worte in seiner Sprache zu ihm. In solchen Fällen meinte der Hellene, sie riefen auf griechisch, während der Römer sie lateinisch reden hörte. Der heutige Bergschotte vernimmt sie deutlich in seiner Landessprache, der gälischen. So konnten diese Stimmen bei ihrer Mannigfaltigkeit

bald diesem, bald jenem bekannten Laute verglichen werden, und wo ihr Klang einer Menschenstimme ähnelte, wurden sie von jedem Hörer, entsprechend seiner verschiedenen innern Stimmung, anders, in einzelne Worte oder ganze Reden und in seine Sprache übersetzt. — Autenrieth führt hierauf die Zeugen für seine Behauptung namhaft an. Zuerst den Engländer Davy, welcher 1821 seine Reise in Ceylon zu London herausgab und erzählt, daß er im April (zu Anfang der dortigen Regenzeit) im flachen, waldigen Theil der Insel den „Dämonenvogel" der Eingebornen gehört, denn gesehen hat ihn noch Niemand. Er kündigte sich Nachts durch ein Geschrei an, das den größten Jammer auszudrücken schien, und daher den Bewohnern von Ceylon als Todesbote gilt. Der Holländer Hafner, der 1810 seine Fußreise durch Ceylon drucken ließ, hörte einst, als er das gebirgige Hochland der Insel zu Ende der Regenzeit durchwanderte, um Mitternacht ein fernes Hundegekläffe, das aus den gegenüberliegenden Bergen hervorzubrechen schien. Bald wurde es in gleicher Weise, doch in geraumem Abstand, auch hinter ihm laut und immer lauter. Er glaubte nun deutlich verschiedene Menschenstimmen zu vernehmen, die aus voller Kehle lachten und schwatzten. Diese Töne kamen und schwanden in einigen Minuten wechselsweise wieder in die Nähe und in die Ferne, und wenn sie jetzt aus lichten Höhen herabzuschweben schienen, so dünkten sie ihm im nächsten Augenblick tief aus der Erde heraufzuwimmern. Nachher war Alles wieder todt und still, bis eben so plötzlich Stimmen durch die Luft schallten, die der Widerhall der benachbarten Berge beantwortete. Hierauf ertönte dicht hinter der Klippe, unter welcher er Schutz gesucht hatte, ein

so gellender Schrei in seine Ohren, als sollte sein Trommelfell zerreißen. Außer sich stürzte er unter seinem Felsenobdach hervor. Da war es, als ob hundert durcheinander kreischende Töne, so falsch, so fremd, so unerhört ihm im Nacken schwirrten, daß er, mit aller Fassung zu Ende, nichts Eiligeres thun konnte, als mit den Fingern in den Ohren in die Grotte zurückzuspringen. Späterhin hörte er von mehrern verständigen Personen in Jaffanapatnam, daß ähnliche wunderbare Stimmen im Gebirge und an den Ufern des Mawelinganga-stroms keineswegs selten wären, und daß sie nach dem Volksglauben von dorthin — gebannten Geistern hervorgebracht würden. Ein Mecklenburger, Namens Wolf, welcher 1784 seine Reisebeschreibung herausgab und der 20 Jahre in Ceylon, meist in Jaffanapatnam, auf dem nördlichen flachen Uferland der Insel zugebracht, hatte ebenfalls, aber nur einmal um ein Uhr Nachts, die fürchterliche Stimme gehört. Der Schrei hatte weder mit der Stimme eines Menschen, noch eines Thieres Aehnlichkeit, und schien aus einer Höhle hervorzukommen. Schützen aus jener Gegend erzählten ihm, daß sie in der dürren Jahreszeit an diesem Theile der Insel an den Teichen im Walde seltsame Stimmen gehört. Bald sey es ein Ruf, bald ein Schrei, bald einem Gesang ähnlich, aber wirke auf's Gemüth solcher Weise, daß auch der beherzteste Mensch schaudere. Es laufe die fürchterliche Stimme so geschwind von einem Orte zum andern fort, daß weder der Wind, noch ein Vogel solche Geschwindigkeit haben könne. In wenigen Sekunden höre man sie fast eine Viertelmeile weit entfernt. Der Engländer Knox, welcher in der zweiten Hälfte des 17ten Jahr-

hunderts 19½ Jahre im Innern von Ceylon, und seine Reisebeschreibung im Jahre 1681 herausgab, gedenkt jenes Schreies in der Luft ebenfalls. Er jedoch wollte ihn in der gebirgigen Provinz Cande-Uda, nicht aber im flachen Uferland gehört haben. Obschon der Ton einige Aehnlichkeit mit dem Bellen der Hunde hatte, so mache er doch diese selbst zittern. Er höre schnell wieder auf, um an einem andern Orte wieder zu erschallen. Es glaube auch die ganze dortige Welt, der Teufel sey es, der bei Nacht diesen grausenerregenden Schrei ausstoße. In der Wüste Kobi, welche das schneebedeckte gebirgige Tibet von den mildern Gegenden Asiens abgränzt, wollen Durchreisende zuweilen Töne in der Luft, wie von Waffengeräusch oder auch wie von den verschiedenartigsten musikalischen Instrumenten vernommen haben. Bleiben einzelne Wanderer bei Tage aus irgend einer Ursache hinter ihren Begleitern zurück und verlieren sie diese aus dem Gesichte, so hören sie sich oft plötzlich mit Namen rufen. Eilen sie dem Rufe nach, so verirren sie sich in der völlig öden Wüste; oder aber sie hören auf einmal, wenn sie Nachts hinter der Gesellschaft zurückbleiben, abwärts vom Wege lautes Pferdegetrappel; es für das ihrer Karavane haltend, verirren sie sich und gerathen so in Gefahr, zu verschmachten. Der Schilderung Marco Polo's zufolge wird diese Wüste nicht von Thieren bewohnt, 30 Tage lang gehe in ihr der Weg bloß durch Sand und nackte Gebirge. Auf einen Monat lang mußten daher die Karawanen mit Lebensmitteln versehen seyn. Demnach ist es also ein trockenes, kaltes, von Wald und Pflanzenwuchs entblößtes Land, ohne lebende Wesen, und doch erschallt in dieser Oede ähnliches Geräusch

aus unsichtbarem Organ, wie in dem heißen, mit dem dichtesten Waldgürtel umgebenen, mit wilden Thieren aller Art erfüllten Ceylon. Wird gleich in der Wüste Kobi des furchtbaren Schrei's nicht ausdrücklich erwähnt, so wird des Rufes wie mit Menschenstimme und des zuweilen musikalischen Lautes desto bestimmter gedacht, aber auch harter Töne, wie des Hufschlags von Pferden und des Waffengeräusches von Trommeln. Einem See in der Wüste Kobi gegenüber, im Altaigebirge, behauptet ein Zeitgenosse Marco Polo's, der Mönch Rubriquis (den Ludwig der Heilige von Frankreich im Jahr 1253 an das Hoflager des Mongolenfürsten Mongu-Chan geschickt hatte), ein Verlocktwerden der Reisenden durch Dämonen. Als er mit seinen mongolischen Führern Abends zwischen den Felsen jener Gegend durchritt, wurde er von seinen Begleitern aufgefordert, zu beten, damit ihnen die dort hausenden Dämonen kein Unglück zufügten. Morier, der zu Anfang dieses Jahrhunderts Persien bereiste, gedenkt einer hochgelegenen Salzwüste in der Nähe der Stadt Khom. Hier sollen Reisende durch das Geschrei des Gespenstes Ghul verführt und durch die Klauen desselben zerrissen werden. Russische Nachrichten über Chiw vom Anfange dieses Jahrhunderts erwähnen einer zwischen dem kaspischen Meer und dem Aralsee in einem salzigen Sumpfe liegenden Insel, wo man Abends zuweilen einen solchen Lärm von Hundegebell, verschiedenen Thierstimmen und Vögelgeschrei höre, daß Reisende diese Insel als den Aufenthalt böser Geister meiden. Im westlichen Asien war die Stimme aus der Höhe nicht weniger bekannt. Die Rabbinen lassen nach der Zerstörung des ersten Tempels die Bath Kol (die Stimme aus der Höhe)

an die Stelle der frühern directen Offenbarung aus dem biblischen Zeitalter treten, und einer solchen schrieb Paulus seine Bekehrung zu. Also muß auch jene Naturbegebenheit den Bewohnern Syriens und Arabiens nicht unbekannt seyn. Der Reisende Burkhardt, welcher 1816 den Sinai besuchte, erzählt, daß von einem der hohen Gipfel dieses Gebirgszuges zuweilen noch heutigen Tages ein donnernder Lärm komme, wiederholten Entladungen schweren Geschützes gleich. Die Mönche eines auf dem Berge gelegenen Klosters, behaupteten gegen Burkhardt, sie hätten vor etwa 5 Jahren eines Mittags einen Ton, dem des Geschützes gleich, gehört. Der Iconomos des Klosters, welcher 40 Jahre daselbst gelebt, erinnerte sich, zu verschiedenen Zeiten diesen Schall aus der Höhe gehört zu haben. Burkhardt frug, ob man je einen Erdstoß dabei verspürt habe, erhielt aber eine verneinende Antwort. Auch fand er, als er das Gebirge bestieg, nirgends umher Spuren eines Vulcans oder vulcanische Producte. Da nun im biblischen Zeitalter der Donner des Geschützes noch unbekannt war, so mochte der Schall des natürlichen Donners von denen, die Aehnliches vernahmen, als Sprache des sich seinem Volke offenbarenden Gottes gegolten haben (vergl. 2. Mos. 19, 19). — Auch Amerika entbehrt dieser Erscheinung nicht. Unter der Südspitze dieses Welttheils liegt im 64sten Grade südlicher Breite ein neuentdeckter Archipelagus öder und felsiger Inseln, Südshethland genannt. Auf einer derselben, berichtet der englische Tourist Wedell (in der Beschreibung seiner in den Jahren 1822 bis 1824 in das südliche Polarmeer unternommenen Reisen) war einer seiner Matrosen zur einstweiligen Bewachung eines Bootes allein zurückgeblieben. Dieser legte sich am Ufer nieder; Abends um 10 Uhr hörte

er zweimal einen Ton, der menschlichen Stimme ähnlich. Da es noch nicht ganz finster war, sah der Matrose sich wiederholt um, ohne Jemand zu erblicken. Er ging nun am Ufer hin, hörte bald denselben Ton wieder, aber noch deutlicher und etwa zwei Minuten lang. Der Ton schien ihm nun etwas Musikalisches zu haben; endlich sah er auf einem Felsen eine, als sie ihn erblickte, schnell sich zurückziehende Robbe. Daß der Seemann glaubte, der Seehund habe die Stimme von sich gegeben, daß er späterhin eidlich versicherte, der Seehund sey ein Meermensch von röthlicher Farbe und grünem Haar, aber mit einem Robbenschwanze gewesen, ist eben so vernünftig, als daß der Teufel es ist, der in Ceylon die Leute durch sein Geschrei ängstigt. — An den Ufern des Orinoko in Südamerika ist, der Beschreibung der Länder dieses Stromes zufolge, welche Pater Gilii im Jahr 1782 herausgab, nicht selten ein lautes Getöse in der Luft, oft dem Schalle einer Kanone gleich, aus der Ferne zu vernehmen. So erzählt dieser Pater, daß einst am westlichen Ufer des Orinoko der Missionär in Cabruta vom entgegengesetzten rechten, dem Gebirgslande von Parime nahen Flußufer her, so häufige Schüsse hörte, wie aus Steinböllern, daß er diesen Schall für einen Angriff der Karaibenindianer hielt, welche damals öfter die christlichen Niederlassungen beunruhigten. Er schickte eine Parthie seiner Indianer und spanischen Soldaten ab, um die Verwegenheit des Feindes zu bestrafen. Als jene über den Fluß kamen, dauerten die Schüsse fort. Zu ihrem großen Erstaunen fanden aber die Ausgeschickten nirgends einen Menschen und suchten vergeblich aller Orten nach. — Die Holländer an der Südspitze von Afrika, am Vorgebirge der guten Hoffnung, nannten einen Berg den

Teufelsberg, wegen des Getöses, das man dort vernimmt. Auch von einem Berg in Java in Asien soll zuweilen eine wiederholte Entladung von Kanonen ähnlichem Schall herkommen. — Gehen wir nun nach Europa über. Herodot erzählt (VI., 105): als die Athener zum Feldzug des Miltiades Hülfe von Sparta verlangten, rief ihrem Botschafter Phidippidas unterwegs am parthenischen Gebirge der Gott Pan *), — der bekannte Liebhaber der Schallnymphe Echo — mit seinem Namen und beschwerte sich, daß ihn, den Gott, die Athenienser so vernachläßigten. Pausanias berichtet (I., 32): jede Nacht hört man in den Feldern von Marathon, die wenig entfernt vom Berge des Pans lägen, Gewieher von Pferden und sieht kämpfende Männerbilder. Wahrscheinlich hörte man also auch Waffengeräusch und der Luftlärm der Wüste Kobi wiederholt sich demnach hier. Den Römern, die von nichts, als Schlachten träumten, rief — so erfahren wir durch Dionysius Halicarnassus — in der Nacht auf die unentschiedene Schlacht gegen die Söhne des vertriebenen Tarquinius, in welcher der ältere Brutus geblieben war, eine so laute Stimme zu, daß beide Armeen sie hören konnten, sie sollen guten Muthes seyn, ein nicht kleiner Theil der Feinde sey geblieben. Die Römer, dadurch ermuntert, griffen auf's Neue in nächtlichem Ueberfall das Heer der Tarquinier an und schlugen es gänzlich. Dionysius führt auch von den Jahren nach Erbauung Rom's 264 und 271 ohne nähere Bezeichnung solche Stimmen an, die dort erschollen seyen, ohne daß sie von einem Menschen wären gerufen worden. Livius

*) Er ist schon seinem aus dem Sanskrit abstammenden Namen (Pavana von pa: wehen) zufolge ein Windgott, daher Erfinder der Rohrflöte.

erzählt, in Rom selbst habe ein Plebejer Nachts eine Stimme, heller als irgend eine menschliche, gehört. Sie habe ihm befohlen, der Obrigkeit anzuzeigen, daß die Gallier anrückten, an welche damals in Rom noch Niemand dachte.

Die alten Deutschen vernahmen in den Stimmen aus der Höhe das Geräusch von Wodan's (Odin's) Heer, die wilde Jagd. Im Mittelalter, wo das Volk durch Jagdfrohnen und durch Hegung des Wildes geplagt ward, war diese Deutung die natürlichste. Geister ehemaliger unbarmherziger Jäger, die im Leben Menschen und Vieh mißhandelt hatten, hielten es zwar nicht mehr der Mühe werth, in Rede sich einzulassen, aber für ihre Frevelthaten wurden sie nun mit Geschrei und rastloser Unruhe in der Luft umhergetrieben. Noch im Jahre 1675 schrieb der sächsische Arzt Fromman ein dickes Buch in lateinischer Sprache über dieses ernste Thema. Er sagt: „Die wüthende Jagd macht die Hörer durch die wunderbarste Mischung falscher Töne ganz verwirrt. In der Nacht zieht sich der Luftlärm bald da, bald dort hin, und kann im Augenblicke wieder verschwunden seyn, ohne eine Spur zu hinterlassen. Darum werde das wilde Heer mit Recht legio diabolica genannt." — Nach der „deutschen Encyclopädie" von Frankfurt wird von mehrern Gebirgen oder einzelnen Bergen aus, so vom Thüringer Gebirge, und namentlich dort im Winter vom Hörselberge, ferner von einem Berge in der Grafschaft Witgenstein und von einigen Höhen der Bergstraße bei Heidelberg die wilde Jagd als ein Geschrei von Jägern und Schallen der Waldhörner, als Hundegebell, untermischt mit Löwengebrüll und Grunzen

von Schweinen, aber auch als Geräusch von Kriegsleuten mit dazwischenkommendem Rufe ihrer Befehlshaber gehört. Erschallt dabei ein harter Klang wie von einer Glocke, so verschwindet alles wieder in den Bergen. Dieses Verschwinden auf einen harten Klang erinnert an den gellenden Schrei in Ceylon, auf welchen bald auch wieder gänzliche Stille eintrat. Das Hundegebell wie das Waffengeräusch bezeichnen die Stimme des wilden Jägers als zur Familie des Dämonenrufes Asiens gehörend. — Das **Journal de Paris** enthält den ausführlichen Bericht eines Pfarrers von **Bas Vendomois** im ehemaligen Gouvernement von Orleans, nach welchem er mit vielen andern Landsleuten im December 1787 Abends zwischen 7 und 8 Uhr in der Luft ein Getöse hörte, das sich immer von einem Orte zum andern zu ziehen schien. Es kam dem Gebelle einer Menge von Jagdhunden gleich; besonders schien es, als hörte man deutlich den Laut eines großen Jagdhundes. Die übrigen Stimmen waren sehr verschieden, mehr oder weniger stark, dumpfer oder heller.

Es scheint in der kalten Luft des Nordens der fürchterliche hohle Schrei oder harte Ton des heißen Klima's von Ceylon sich mehr zu verlieren. Doch wird er in Persien und in der Wüste Kobi noch zum nächtlichen Geschrei der Gul's, zum Tönen des Hufschlags, in Deutschland zum harten Glockenton. Das auf jener Insel Asiens seltenere Hundegebell wird der Hauptlaut im mittlern Europa. Dabei erscheint, was dort nur zuweilen als Gesangsmelodie tönt, im mittlern Asien aber zum Schalle vielfacher musikalischer Instrumente wurde, auch noch in Deutschland

und Frankreich. Das Rufen mit vermeintlicher Menschenstimme, das in Ceylon noch unbestimmt vorkommt, in der Wüste Kobi und in Hellas hingegen sogar zum Rufen mit Namen wurde *), und das in beiden südlichen Halbinseln Europa's selbst zur bestimmten Rede sich gestaltete, scheint zwar im minder beweglichen Festlande diesseits der Alpen sich zu verlieren, aber es ertönt wieder an der Westküste von Hochschottland, wo die Stimme des Gebirgsgeistes in unsern Zeiten zum Rufe eines boshaften Wassergespenstes, dem „Kelpy" der Bergschotten wurde. Arndt (Beschreib. der Orkneys und Shetlands v. J. 1826) zufolge erzählen diese Hochländer, jener Kobold ziehe durch die lockendsten Klagetöne, als wäre Jemand in Noth, Leute herbei, oder bringe durch ein scheußliches Geschrei den einsamen Wanderer bei Nacht wie von Sinnen. Ein andermal rufe es ihm als Fährmann zu, sich über ein Wasser setzen zu lassen, oder zeige ihm Furthen an, worin Roß und Mann versinken müssen. Hier an der regnerischen, felsigten Meeresküste wiederholt sich also ein Naturereigniß, das man als das ganz gleiche mitten im Herzen des Festlandes von Asien in fast wasserloser Wüste antraf.

Aber da alle Welttheile der räthselhaften Erscheinung — die, obschon überall selten, doch in einzelnen bestimmten Landstrichen über die ganze Erde verbreitet, vorzukommen scheint — nicht entbehren, so muß sie ihren Grundzügen nach immer dieselbe seyn, und sie ist nur dadurch verschieden, daß hier der eine, dort der andere

---

*) Sollte nicht der „Panische Schrecken", in Erwägung, daß eben der in seinem Costüme mit den gespenstischen Faunen verwandte Pan die Schallnymphe Echo liebte, von dieser Naturerscheinung herrühren?

schaudererregende Laut vorherrscht, bald diese alle gemischt auftreten, bald nur der eine gleichsam vereinzelt in's Daseyn tritt. Wo das Ereigniß genauer bezeichnet wird, ist es meist die Zeit beträchtlicher Temperaturveränderung, in Ceylon im Anfang oder am Ende der Regenzeit, in Deutschland und Frankreich zu Anfang des Winters, besonders in vorgerückter Nacht mit ihrer Abkühlung, wo der Geisterruf sich hören läßt. Gewöhnlich wird er in solchen Gegenden vernommen, wo der sogenannte Klang-Porphyr häufig ist. Diese Steinart verklüftet sich leicht, und der Wind spielt dann auf freiliegenden Platten des Gesteins wie eine Aeolsharfe, nur viel stärker, so daß er, obschon oftmals wehklagend, doch Mark und Bein des Hörenden durchschneidet. Weht östlich von der Felsenwüste des Sinai im Sommer der Wind heftig, so hört man zuweilen auf einer schmalen Ebene am Meerbusen von Ailoch jenen hohlen Klang, den der Wind von den höher gelegenen Gegenden weiter trägt. Zwischen dem Sinai und dem Meerbusen von Suez zieht sich eine niedere Bergkette hin, in ihr liegt der „Glockenberg“ (Dschebel-Nakush). Er veranlaßt zuweilen einen andern hohlen Klang, den die dortigen Beduinen mit dem Glockengeläute vergleichen, und auf dessen Entstehung Wind und Wetter keinen Einfluß äußern. Gray, Lehrer am University College zu Oxford, will am sogenannten Platze Nakush (Glocke) etwa drei Stunden von Tor am rothen Meere ähnliche Laute vernommen haben. Die Stelle ist mit Sand bedeckt, mit Felsen amphitheatralisch umgeben, und hat einen jähen Abfall nach dem eine $1/2$ engl. Meile entfernten Meere. Sie liegt 300 Fuß hoch und ist 80 Fuß breit. Diese Glockentöne vernimmt man hier in jeder Jahres-

und Tageszeit *). Als Gray zum ersten Mal die Stelle besuchte, vernahm er nach Verfluß einer Viertelstunde einen leisen, fortwährenden, murmelnden Ton unter seinen Füßen, der, lauter werdend, sich in Absätzen hören ließ, und nach fünf Minuten so stark wurde, daß er dem Läuten einer Glocke glich. Die Araber der Wüste schreiben diese Töne, welche die Kameele in Angst versetzen sollen, einem Mönchskloster zu, das sich unterirdisch erhalten habe, und glauben, seine Glocke gebe jene Töne von sich. Andere sind der Ansicht, daß sie von vulcanischen Ursachen herrühren, und berufen sich deßhalb auf die an derselben Küste liegenden Pharaobäder. Auch Burkhardt bezeugt vom Glockengeläute des Dschebel-Nakush, (wie Marco Polo von den Geisterstimmen in der Wüste Kobi), daß es dort auch bei Tage vorkomme. Doch auch die Nacht muß in der Wüste Sinai (Zin) zuweilen fremde Töne erschallen lassen, denn während eines nächtlichen Marsches daselbst erzählten die Beduinen jenem Touristen, es werde diese Wüste von unsichtbaren weiblichen Dämonen bewohnt, welche Reisende, die von der Gesellschaft zurückblieben, wegführten. (Weibliches Geschlecht wird ihnen vielleicht nur deßhalb zugeschrieben, weil unter den Reisenden sich keine Frauen befinden, und der Glaube an die Vermischung der Dämonen mit den Menschenkindern zu geschlechtlicher Lust in vielfachen Sagen des Orients sich ausspricht, die in der Bibel 1 Mos. 6, 4. und im Koran ihre Bestätigung finden). Im Hochgebirge Norwegens geht Frau Hulda (Holle) um. Die Bauern schildern sie als eine große alte Frau, dunkel

---

*) Einer versunkenen Glocke, die in der Christnacht sich vernehmen läßt, gedenken mehrere Volkssagen.

von Farbe, bei rauhem Wetter treibt sie ganze Heerden grauer Kühe in die Wälder, offenbar vom Sturmwind gejagte Regenwolken, die bekanntlich in Berggegenden phantastische Bildungen annehmen. Man sagt auch bei Schneegestöber: Frau Hulda macht ihr Bett, daß davon die Federn stieben. (Dasselbe sagt man in Westphalen der Holle nach). Am meisten ist sie von ihrem Gesang bekannt, einem hohlen, klagenden Ton, den man so oft in den Bergen hört, und der auch anderwärts die Sage von Geisterstimmen schuf. Noch i. J. 1811, also zwei Jahre nach dem Krieg in Tyrol, will man dort auf unzugänglichen Felsen Gewehre knallen gehört haben. Die aufgeregte Phantasie wollte nun aus Moosen und Haiden zerfleischte Arme dem schaudernden Wanderer sich entgegenbreiten gesehen haben. Zu Meran und im Pusterthal vernahmen die Bauern, wenn sie das Ohr an den Boden hielten, das Getöse eines Heeres, Pferdegetrappel, das Lachen unbändiger Krieger, jedoch Alles zerfloß in Dunst, sobald sie auf Nebenpfaden hinzuschlichen. Im Odenwald sieht man jedesmal vor dem Ausbruch eines Krieges den Rodensteiner*) Ritter von seiner verfallenen Burg mit brausendem Zug durch die Luft nach der Burg Schnellerts ziehen, eine von vielen Zeugen verbürgte Erscheinung, die man aus der Beschaffenheit der Gegend zu erklären sucht. Bei Reichenhall in Baiern vereinigen sich zwischen himmelhohen schroffen Felsenwänden die Straßen von Unken und von Traunstein. Die Stelle heißt die „Wagscheid". Da thut es oft

*) Aus „Odens Stein" der Stätte, wo man dem Gott opferte, war, als die Ursache dieser Benennung des Orts in Vergessenheit gerieth, „Rodenstein" geworden.

Nachts vom Felsen herab grauenvolle Rufe. Aber so arg war es lange nicht als i. J. 1831. Damals hörte man ein jämmerliches Heulen von den höchsten Wänden herunter. Endlich hatte sich der Brunnenwärter vom Nesselgraben aufgemacht, um in den Bergen oben umzusehen, woher das Heulen käme. Als er aber auf den höchsten Matten, die den Grat des Berges decken, sich befunden, mußte er wahrnehmen, daß es nicht aus dieser Gegend, sondern gerade unter ihm aus den Klüften der Wand hervordringe, wo sie am steilsten abschießt, so daß sich keine Gemse da halten kann. Er erachtete es zu gefährlich, den Laut weiter zu verfolgen, und begab sich demnach unverrichteter Dinge wieder bergabwärts. Nun kam aber der Kreuzer von Holmbach, ein muthiger Bergsteiger, der seine Schafe suchte, des Weges, und als er von den Andern den Hergang gehört, beschloß er, dem Abenteuer nachzugeben, legte Joppe und Hut ab, kletterte mit Lebensgefahr durch die Schrunden auf den Ort zu, woher das Heulen kam, und sah ein uraltes zusammengehacktes Weiblein in einer Felsenspalte sitzen, das zu winseln fortfuhr, anstatt auf seine Fragen Antwort zu geben. Er faßte sie an und zwang sie, seinen Schritten zu folgen. Auf der Matte angekommen, wo er Joppe und Hut niedergelegt hatte, bückte er sich nach diesen und zog sie wieder an. Als er sich aber nach dem Weiblein umdreht, war es verschwunden, und konnte von ihm trotz alles Suchens daherum nicht mehr gefunden werden. Darob erschrack er so sehr, denn nun kam ihm das Ding nicht mehr geheuer vor, daß das Grauen ihn eine Woche lang auf das Krankenbett warf. (Mgbl. 1841, N. 289).

Nachdem nun sattsam nachgewiesen, wie die wilde

Jagd einem Naturphänomen ihre Entstehung verdankt, ist es am Orte, uns wieder nach der Hauptperson derselben umzusehen. Wenn Wuotan in derselben als Windgott und Wolkenjäger aufgefaßt ist, so wird er jener Mantelträger (vergl. die Anm. S. 21) gewesen seyn, der dem wilden Jäger in Niedersachsen zum Namen Hakelbärend verhalf. In der christlichen Einkleidung gestaltete sich die Sage so: Hakelbärend sey nach seinem Tode in die Luft verwiesen worden, wo er, ohne auszuruhen, Tag und Nacht jagen muß. Als Ursache wird angegeben, weil er auch Sonntags auf die Jagd ausging. Eine andere Sage (Kuhn M. S. N. 175, S. 188) nennt weit richtiger den Christtag, denn dieß stimmt mit der Zeit jener Naturerscheinung besser überein. Im Harz veränderte Hakelbärend seinen Namen in Hakelnberg, wofür die Sage eine Ursache erfand:

Weit umher zieht Hakelnberg in den Gebirgen des Harzes und des Thüringerwaldes. Doch am liebsten weilt er im Hakel*), von dem er auch den Namen hat. Oft hört man ihn um Mitternacht, wie er im Sturm oder Regen, oder im Mondschein bei umwölktem Himmel mit seinen Hunden die Schatten des einst getödteten Wildes in den Wolken verfolgt. Gewöhnlich geht sein Zug von der Dummburg aus, quer über den Hakel, nach der jetzt wüsten Dorfstätte von Ammendorf, in der Feldmark des magdeburgischen Dorfs Hakeborn, unweit des Städtchens Egeln. Zuweilen begegnet er dem nächtlichen Wanderer als einsamer Jäger mit einem Hunde, zuweilen in einem Wagen von vier Rossen gezogen**) und von sechs Jagdhunden begleitet. Wer aber kein Sonntagskind ist, der sieht ihn nicht, sondern vernimmt nur ein furchtbares Da=

*) Bedeutet das Wort vielleicht einen Hag, d. i. einen eingehegten Waldbezirk?

**) Auch Odin fährt zuweilen. (Grimm Myth. S. 137).

herrauschen durch die Luft, hört dumpfes Hundegebell, und das Klatschen seiner Pferde, wie im Moorwasser, hört seinen Waldruf: Hu! Hu! und sieht die ihn begleitende Waldhornistin, die (vom Tuten genannte) Tut-Osel. Einst saßen drei Wanderer in der Gegend der Dummburg. Schon war es tief in der Nacht. Der Mond blickte durch die sich jagenden Wolken. Rings umher tiefe Stille. Plötzlich rauscht es über ihren Köpfen. Sie sahen auf, vor ihnen her flog eine große Ohreule *). Ha, rief der eine Wanderer, „da ist die Tut-Osel! nun ist Hakelnberg nicht weit.“ „Laßt uns fliehen“, sprach der zweite, ehe das Ungethüm uns ereilt.“ „Entfliehen können wir nicht“, sagte der Dritte, „auch habt ihr nichts zu befürchten, wenn ihr ihn nicht reizt. Legt euch nur still nieder auf den Bauch, wenn er über uns wegfährt **). Anreden

*) Zu vielen Sagen von der wilden Jagd hat die Eule Veranlassung gegeben, deren Ruf in der Stille der Nacht aus den Wäldern von mehrern Seiten her, viel und schnell wiederholt, vernommen wird, welches Rufen wohl auch zuweilen das Echo doppelt wiedergibt. Brausend und schnaubend zieht der Zug durch die Gebüsche, und wer sich in der Nähe befindet, bemerkt feurige, schnell umherfahrende Punkte. Bald ertönt ein höheres Hu, bald glaubt man ein schallendes Gelächter zu hören, bald das Heulen und Klaffen der Hunde, bald ein jauchzendes Rufen der Jäger, und das Wiehern von Pferden zu vernehmen. Man denke sich dazu das Schauerliche des Orts, alte Ruinen, dunkle Wälder, wie leicht glaubt nicht die aufgeregte Phantasie noch Manches zu hören, das eigentlich nicht gehört wird? Es rührt dieses Geschrei von den Kriegen und Spielen der Uhu's her, welche zur Zeit der Begattung Statt finden, wo zuweilen ihrer 10 und 20 sich versammeln, die unter jenem Gesang sich herumjagen. Das hohe Hu ähnelt dem starken Jauchzen eines Menschen, und scheint der Paarungsruf zu seyn, wo dann auch das Weibchen ein gräßliches lautes Kreischen von sich gibt. Die großen Augen phosphoresciren wie bei den Katzen und andern nächtlichen Thieren Kommt noch dazu, daß die Hunde der benachbarten Dörfer, deren Gebell man in stiller Nacht weit hört, von jenem Larm geweckt, zu heulen anfangen, so verbreitet dies bei vorhandener Neigung zum Aberglauben leicht Furcht und Schrecken.

**) Auf diese Art helfen sich die Wanderer in der arabischen Wüste, wenn der giftige Wind Samum über sie hinweht, den die Aegypter als Typhon personifizirten.

müßt ihr den wilden Jäger nicht, sonst geht es euch wie jenem Schäfer.“ — Und die Wanderer legten sich unter das Gebüsch. Bald hörten sie nun ein Rauschen, wie von einer Meute Hunde, die durch das Gesträuch sich drängt, hörten hoch über sich in den Lüften ein dumpfes Getön, wie von verfolgtem Wild. Von Zeit zu Zeit hörten sie zusammenschaudernd des wilden Jägers furchtbar tönendes Hu! Hu! Zwei der Wanderer drückten sich fest an die Erde. Aber der Dritte konnte der Neugier nicht widerstehen. Er schielte seitwärts durch die Zweige in die Höhe, und sah den Schatten eines Jägers, der schnell mit seinen Hunden vorüber eilte. Jetzt war es plötzlich rings umher still. Die Wanderer erhoben sich schüchtern, und wollten Hakelnberg nachsehen. Aber — er war verschwunden, und kam nicht wieder. — Wer ist die Tut-Osel? fragte nach langer Pause der zweite Wanderer? In einem fernen Kloster in Thüringen — antwortete der Erste — lebte einst die Nonne Ursula. Diese plagte schon im Leben mit ihrer heulenden Stimme die Mitschwestern, und störte oft den Chorgesang. Darum nannte man sie die Tut-Ursel. Aber viel schlimmer wurde es nach ihrem Tode. Denn von 11 Uhr Abends an steckte sie den Kopf durch ein Loch des Thurmes in das Chor der Kirche, und tutete kläglich, und alle Morgen um 4 Uhr stimmte sie ungerufen in den Chorgesang ein *).

*) Es muß befremden, daß die Sage einer Nonne, ohne den Grund ihrer Strafe anzugeben, sie nach dem Tode der Ruhe beraubt seyn läßt, bloß um anschaulich zu zeigen: was man im Leben gewohnt war, läßt man auch im Tode nicht. Daß ihre Stimme so unlieblich wie die der Eule, war doch kein Grund ihr die Seligkeit abzusprechen? Aber da man auch die im wilden Heere aus oben angeführter Ursache selten vermißte Eule personifiziren wollte, durfte man sogar eine Nonne nicht schonen; denn der Eulengesang sollte die Ursache hergeben. Im Mittelalter sangen aber nur Nonnen vor einer größern Zuhörerschaft. Einer andern schlechten Sängerin ließe sich aus dem Wege gehen, das konnten aber Nonnen nicht, die sich regelmaßig an jedem Tage zu der von ihrer Mitschwester ihnen bereiteten Ohrenpein im Chor einfinden mußten. Da war also der Volkswitz geschaftig, eine solche Nonne im Mährchen dem Satan zur Gesellschafterin zu geben. (Auf die Liste der vielen wilden Jäger setzte die Volkssage auch einen Ruprecht von Eulenstein.)

Einige Tage ertrugen dies ihre Schwestern mit klopfenden Herzen und bebenden Knieen. Aber als sie den vierten Morgen mit einstimmte, und eine der Nonnen mit zitternder leiser Stimme zu ihrer Nachbarin sagte: „Ha — das ist gewiß die Ursel!“ da schwieg plötzlich der Gesang, die Haare sträubten sich auf, und alle Nonnen stürzten aus der Kirche, halblaut schreiend: „Ha! Tut-Ursel! Tut-Ursel!“ Und keine der gedrohten Bußen vermochten eine der Nonnen, die Kirche wieder zu betreten, bis die Ursel durch einen geschickten Beschwörer aus einem Kapuzinerkloster an der Donau aus den Klostermauern gebannt war. Dieser bannte, durch Fasten und Gebet, die Ursel in der Gestalt der Ohreule *) nach der fernen Dummburg. Hier traf sie Hakelnberg, und fand an seinem Waidruf: Hu! Hu! eben so großes Behagen, als er an ihrem „U! hu!“ und so ziehen sie nun, auf immer vereint, auf die Luftjagd aus, er froh, ein Wesen gefunden zu haben seiner Art, sie hocherfreut, nicht mehr eingeschlossen zu seyn in den Klostermauern und den Wiederhall ihres Gesanges zu hören. Da haben wir nun die Tut-Osel! — Aber wie ging es denn jenem Schäfer, der Hakelnberg anredete? „Hört die wunderbare Geschichte“ sprach der dritte Wanderer. Ein Schäfer hörte einst den wilden Jäger über eine Hürde wegziehen, hetzte seine Hunde an, und rief ihm nach: Glück auf Hakelnberg! Hakelnberg kehrte schnell um und rief ihm mit dumpfer Donnerstimme zu: „Hast du mir geholfen jagen, so sollst du auch am Fang mitnagen!“ Dabei warf er dem Schäfer eine halb verwitterte Pferdelende **) zu.“

Die Tut-Orsel bildet N. 311 der Grimm'schen Sagen, die Pferdelende N. 23 von Kuhns märk. Sagen, N. 494 von Müllenhofs Lauenburgischen Sagen,

---

*) Daher Orsel f. Ursel.

**) Ehedem wurden dem Wodan Pferde geopfert, der Opferer aß vom Opfermahl, um dadurch seine mystische Vereinigung mit der Gottheit zu erkennen zu geben. Als der heidnische Gott sich in den christlichen Teufel verkehrte, wurde der Bund mit demselben auf die hier erzählte Art angedeutet.

und N. 4 von Sommers Sagen aus Sachsen und Thüringen. Kuhn aber nennt ihn nicht Hakelberg, sondern den „Helljäger" *), weil er „unweit des Fleckens Klötze in dem Hellgrund" jagt; bei Müllenhof heißt er „Wau, wau" nach dem Hundegebell, der Schauplatz der Begebenheit ist Bornhevede; Sommer (sächs. Sag.) nennt Wettin in der Umgegend von Halle. Hier war es nicht ein Hirt, sondern ein Schiffer, der, als er den wilden Jäger über sich hinfahren hörte, gerufen haben soll: „Mir auch eine Keule!" worauf eine Pferdelende in seinen Kahn fiel.

Zu Isenstädt, im Bisthum Minden, ließ Hakelberg einst bei seinem Umzug einen seiner Hunde zurück. Das ganze Jahr lag der Hund da; jeder Versuch, ihn wegzubringen, war vergebens. Als aber das folgende Jahr Hakelberg mit seiner wilden Hetze wieder vorüberfuhr, sprang der Hund plötzlich auf und rannte dem Heere kläffend nach (Redecker westph. Sag. N. 48).

Vom Hunde des Heljägers lautet es auch im Hannöverschen: wenn man am Christabend das Thor nicht schließe, laufe er in's Haus, lege sich am Herd nieder und sey dort nicht fortzubringen, seine Nahrung bestehe in Asche und Kohlen. Erst wenn der Heljäger im nächsten Jahr wieder umziehe, springe er

---

*) Diesen Namen führt er, weil sein Gefolge aus den Seelen derer besteht, die eines gewaltsamen Todes starben, denn Hellweg heißt in Westphalen noch jetzt Todtenweg (Grimm Myth S. 761.) Vielleicht ist das Etymon Hel, wie die Göttin der Todten im nordischen Mythus von Balders Tod genannt wird. Die Hel reitet auf dreibeinigem Pferde (Grimm S. 804), der wilde Jäger zuweilen auf zweibeinigem Rosse (S. 887.) So erschien er am Fastnachtsdonnerstag im Mansfeldschen, hinter ihm sah man einen auf ein Rad gebunden, der sich von selbst bewegte, andere liefen kopflos ꝛc. Also Geräderte und Enthauptete.

auf und gehe wieder davon. Andere sagen, er werde, sobald er in's Haus laufe, zu Stein, aber sobald das Jahr um sey, und der Heljäger wieder vorbeiziehe, bekomme er wieder Leben und laufe der Jagd nach. Oder: tödtet man ihn, wenn er in's Haus gedrungen und Nachts durch sein Gewinsel die Ruhe stört, so verwandelt er sich am Tage in einen Stein, der, weggeworfen, durch unmittelbare Gewalt wieder in's Haus zurückkehrt und Nachts zum Hunde wird. Er wimmert nun das ganze Jahr, bringt Krankheit, Tod, Viehseuche und Feuersgefahr in's Haus, erst mit der Wiederkehr der zwölf Nächte kehrt die Ruhe ein.

Kuhn, dessen Notizen in Haupts Zeitschrift f. deutsch. Alterth. VI. Seite 118 nachstehend zu Grunde gelegt sind — dem ich, der Natur des Gegenstandes zufolge, an den meisten Stellen, wenn kein Glied der Beweiskette ausfallen sollte, sogar wörtlich folgen mußte — Kuhn findet sich veranlaßt, die Quelle dieser Vorstellungen im — alten Indien aufzusuchen, was bei der Verwandtschaft der indogermanischen Völker in Sprache und Mythus nicht befremden kann. In den Hymnen der Veda's, so weit sie bis jetzt uns bekannt sind, wird eine Sage berührt, welcher zufolge die Pani's aus dem Götterhimmel des Indra Kühe geraubt und in einer finstern Höhle verborgen hatten, diese aber waren von Indra, dem Beherrscher der Luft — also der indische Odin oder Wuotan — mit den Maruts (Windgeister) wieder erobert worden. Im Inhaltsverzeichniß zum Rig-Veda lautet es ziemlich gleich: „Sarama, die Götterhündin, ward von Indra abgeschickt, um die von den Panis verborgnen Kühe zu suchen, zu ihr sprachen die Pani's, um sie zu gewinnen, in den ungleichen Versen." Die letzten Worte sind dem im Text genannten

Inhaltsverzeichnisse zum 8. Buche (Cap. 6, 5.) entnommen, wo sich ein Gedicht findet, in welchem Sarama und die Panis ein Zwiegespräch halten. Zu diesem erzählt der Scholiast: Die Kühe Brihaspati's, eines Priesters des Indra, waren von Asuren (Nachtgeistern) Panis genannt, geraubt und in einer Höhle verborgen worden, daher schickte Indra, auf Antrieb des Brihaspati, die Götterhündin Sarama ab, um die Kühe zu suchen. Als diese den Fluß überschritten hatte, der zur Stadt Bala's, des Beherrschers der Panis führt, erblickte sie die an einen verborgenen Ort geführten Kühe. Als dieß die Panis merkten, suchten sie diese in ein Gespräch zu ziehen, dessen Inhalt wir bald nachher erfahren werden. Anders faßt dieselbe Sage der Scholiast zum Rig-Veda III., 2, 5: Einst waren die Kühe der Aegirasen von den Panis geraubt und in einen Berg entrückt worden. Um sie wieder zu erlangen, priesen die Aegirasen den Indra, darauf schickte dieser die Götterhündin ab, um die Kühe zu suchen. Sie vernahm ihr Gebrüll, benachrichtigte den Indra davon, der sie herausführte und sie den Aegirasen wieder zustellte. Von Bedeutung ist bei dieser Verschiedenheit der Bericht, daß einmal Brihaspati an Indra's Stelle tritt, dann, daß in der letzten Sage erzählt wird: nicht die Götterkühe, sondern die der Aegirasen, eines uralten, vom (Feuergott) Agni abstammenden Geschlechts seyen die geraubten. Ferner ist Brihaspati hier an die Stelle Indra's getreten, denn in andern Gedichten holt er die Kühe. Auch sind die Aegirasen an die Stelle der Götter getreten, womit wohl angedeutet seyn will, Götter und Menschen seyen gleicherweise von dem Raube betroffen. In der vorerwähnten Unterredung der Panis mit Sarama wird ihr zugemuthet, bei ihnen zu bleiben und

die Beute mit ihnen zu theilen. Sarama weist diese Zumuthung ab, nur die Milch der verborgenen Kühe möchte sie gern trinken. Die Panis gewähren diesen Wunsch. Hierauf setzt sie über den Strom, an dessen Ufer Bala's Stadt lag und kehrt zum Indra zurück. Auf dessen Frage, ob sie die Kühe gesehen, antwortete sie mit „Nein!" und als der Gott erzürnt sie mit dem Fuße stößt, speit sie die Milch aus. Sie flieht zu den Pani's zurück, die von dem nacheilenden Indra erschlagen werden, worauf dieser die Kühe zurückbringt. Von Indra heißt es in Rig-Veda, daß er, der Blitzeschleuderer, die Kühe, d. h. die Wolken, mit seinem Strahle melke und so ihre Milch als Regen auf die Erde hinabsende. Diese Kühe hat Balas oder Valas, d. i. der Verhüller (von var, i. e. velo) in seiner Höhle verborgen. Ihre Wiedererlangung durch Indra ist die Wiederkehr des Sommers, denn daß der Kampf zwischen Indra und Bala jener zwischen der hellen und dunklen Jahrhälfte war, entnimmt man aus dem Rig-Veda (8, 2, 1), wo es von den Aegirasen heißt: die Väter, welche die Kühe heraustrieben, spalteten durch ihr Opfer beim Umlauf des Jahrs den Bala. Darum waren auch bei dem Raub der Kühe Götter und Menschen gleich betheiligt. Insofern hatten aber die Väter durch Opfer den Bala gespalten, als durch den Somatrank Indra sich bewogen fühlte, gegen die Nachtgeister zu kämpfen und sie zu vernichten. Für das Opfer verleihen die Götter den Menschen irdische Güter, und so sind auch in dieser Hinsicht Götter und Menschen gleichbetheiligte Genossen in diesem Kampfe.

In einem Hymnus an den Todtenbeherrscher Yama (Rig-Veda 7, 6, 15) werden zwei vieräugige Hunde Sarameya's genannt, sie müssen also Söhne der Sa-

rama seyn. Im Epos Maha Bharata (1, 23 ff.) wird erzählt, wie Sarameya, als er zum Opfer des Ganamegaya gekommen, von den Brüdern desselben geschlagen worden, weshalb seine Mutter Sarama den Beleidiger verfluchte. Ferner finden sich im Rig-Veda (5, 4, 21) zwei Hymnen an Vastospati, den Schützer des Hauses, in denen der Name Sarameya abermals wiederkehrt. In einer auf den letztern Hymnus sich beziehende Legende erfährt man, daß, als Vasistha eines Nachts bei dem Varuna eingekehrt — wie Einige meinen, um Nachtruhe zu halten, nach Andern aber, um Körner zu stehlen, da er schon drei Tage gefastet hatte — ward er von dem Haushund angefallen, er aber brachte durch einen Zauberspruch das wüthende Thier in den Schlaf. Da Varuna in den Vedas einmal mit dem ihm auch im Namen gleichstehenden (Himmels- oder Lichtgott) Uranus, dann aber auch mit dem die Erde umfließenden Oceanus zusammenfällt, und jenseits desselben der Eingang in das dunkle Reich des Yama ist — daher heißt Poseidon: Thürhüter des Hades — als dessen Wächter der Haushund des Varuna anzusehen wäre; ferner in von Colbrooke mitgetheilten Liedern Sarameya Gott des Schlafes ist, der gleichzeitig Hüter des Hauses und Bewahrer vor Krankheit, bald wieder Mehrer der Kühe und Pferde, so muß der andere Sarameya — als Bruder des Schlafes — Genius des Todes seyn. Sarameya wäre also der Hellenen Hermeias oder Hermes, der die in Hundsfell gekleideten Laren zeugte und Seelenführer war, und welcher die Sonnenrinder in eine Höhle verborgen hatte, also auch der Hund Cerberus, denn Karbura hieß der Hund des Yama, des indischen Pluto.

Die bisher zusammengestellten Züge machen es un-

zweifelhaft, daß auch in den deutschen Sagen vom Umzug Wuotans die Hunde uralt sind, und daß sich der in's Haus laufende Hund der Sarama zur Seite stellt. Es liegt also die Vermuthung nahe, daß die Hündin Sarama in der klaren Natursymbolik des Mythus eben so gut ihre Stelle gehabt haben wird, wie alles Uebrige. Erwägt man nun, daß in einer Reihe von Hymnen des Rig-Veda **Cuna** (*κυνος*, **canis**) ein Beiwort des Windgotts Vayu und des mit dem (Hundsstern) Sirius, identischen Lichtgotts Surya, nach Einigen auch des Luftgotts Indra ist; muthmaßlich also diese Gottheiten, wegen der Schnelligkeit, womit sich Licht und Luft fortbewegen, unter dem Bilde des Hundes gedacht wurden; überdieß in einem Hymnus Saramaya das Prädicat: der hin und wieder Laufende (punahsara) erhält, so ergibt sich auch in Verbindung mit dem Beinamen **Cuna** für Indra und Vayu eine erhöhte Wahrscheinlichkeit, daß sie ebenfalls als Hunde gedacht wurden. Umgekehrt bedeutet **Sarama**: Wind, weil **Saramya**: Luft, Wind heißt. (Die Wurzel ist svi, sich bewegen, **ma** ist nur **Suffix**, wie *μη* in *ὁρμή*). **Sarama** heißt demnach die Wandelnde, **Saramya**: die das Wandeln Liebende. Man darf demnach **Sarama** als Wind auffassen, Sarama demnach ein Windhund, Jagdhund.

Kehren wir nun zur deutschen Mythologie zurück, so finden wir schon durch Grimm ausgesprochen, daß: d a s w ü t h e n d e H e e r e i n e P e r s o n i f i c a t i o n d e s S t u r m w i n d e s sey. Daß auch bei den Deutschen, wie bei den Indern, die Gottheit selbst als Hund an der Spitze des Zuges gestanden, beweist der lange Schwanz der um Jul (die Winterwende) an der Spitze des wilden Heers fahrenden Gurorysse (Grimm Myth.

S. 897) in der norwegischen Sage, sowie der Schwanz der Huldra (S. 249), d. i. der in den zwölf Nächten umgehenden Holle. Auf die Beziehungen, in welchen Sarama durch ihre Söhne zum Todesgotte steht, deutet es, wenn die Einkehr des Hundes in ein Haus Krankheit und Tod über Menschen und Vieh bringt. Ebenso heißt es vom Winde, der in der Neujahrsnacht weht, daß er Pest bedeute (Grimm Myth. S. 330), Hundegebell: Tod oder Feuer; die Hunde merken die umgehende Hel (Myth. S. 633), Deutschlands Hekate. Auch jener (im obenerwähnten indischen Mythus) einkehrende Hund bringt Feuersbrunst über das Haus, und dieß Alles steht mit dem Gott der Unterwelt in nächster Beziehung, denn der indische Yama ist ursprünglich dem Feuergott Agni gleich (Rig-Veda 1, 66, 4), nicht etwa wie Kuhn annimmt: weil dem Feuer der Leichnam übergeben wird, sondern weil Agni ein Sohn, d. h. ein Prädicat des zerstörenden Feuergottes Siwa, dessen Bruder aber Yama ist. Wenn also in jenem Hunde des wilden Heeres Sarama wieder erkannt wird, und Indra, dessen Gefolge die Maruts (Windgeister) bilden, an Wodan mahnt; ferner auch die Zeit des Umzugs bei beiden Göttern dieselbe ist, so muß auch der Zweck, um dessentwillen Indra jenen Zug unternimmt, den alten Deutschen bekannt gewesen seyn. Zwar erwähnt kein älterer Mythus der geraubten Kühe, eine schwache Erinnerung liegt aber in folgender hannöver'schen Sage: Im Osterholz befindet sich ein Helhaus. Da soll in alter Zeit am Christabend eine Jagd gehalten worden seyn. Der ein Reh verfolgende Sohn des Wirths hat gesagt, wenn er das schöße, wolle er ewig alle Christabende jagen. Als er gestorben, wurde er der Heljäger. An jedem Christabend mußten die Bewohner dieses

Hauses eine Kuh hinauslassen, worauf sie augenblicklich verschwand. Man hat es aber stets vorher wissen können, welches Stück der Heerde die Reihe treffen würde, denn das hat, wenn es zum Michaelis- oder Martinstag kam, plötzlich zugenommen und ist so fett geworden, wie kein anderes im Stall. Andere Sagen berichten von demselben Hause: Man habe einmal am Christabend die Thüre zu schließen vergessen, da sey des Heljägers Hund hineingelaufen, habe bis zum nächsten Jahre am Herde gelegen und sich dort nur von Asche genährt; nach Jahresfrist, als der Heljäger wieder vorübergezogen, sey er wieder mit davon gegangen.

Was nun die geraubten Kühe anbetrifft, welche Kuhn aus Indien herleitet, und sie nicht bloß in einer deutschen Sage wiederfindet, sondern auch in den von Hermes geraubten Sonnenrindern wieder erkennt, so befremdet es, daß er — bei der engen Verwandtschaft der indischen und ägyptischen Theologie, nicht zuerst an Typhon dachte, welcher in der Wüste feurige Stiere vor sich hertrieb, weshalb man ihm auch rothe Ochsen geopfert haben soll (Diod. I., 88). Von Typhon ist es aber bekannt, daß er der personificirte Giftwind Samum ist. Sein Geruch ist erstickend, schwefelartig, dick und schwer. Er weht nie länger als sieben Tage, die Periode entspricht derjenigen der Veränderungen in der Wasserhöhe des Nil, nämlich vom Sommersolstiz bis zum Herbstäquinoctium. Seine Wirkung ist oft tödtlich. Von ihm ist der arabische Wind Chamsin — nach seiner 50tägigen Herrschaft benannt — zu unterscheiden. Seine Wirkung ist electrischer Art. Er kommt plötzlich, und geht eben so schnell vorüber, lange bleibt aber die Atmosphäre außerordentlich heiß (40° im Schatten), das Athmen ist erschwert, das Blut dringt zum Kopfe. Die-

ser Wind folgt meist vorhergegangener drückender Hitze, die Luft ist außergewöhnlich trocken. Am fernen Horizont erheben sich feuerrothe Wolken, ein dumpfes Brausen läßt sich hören, die Wolken langen, sich auf der Erde hinwälzend, an, und plötzlich ist der Sturm da. Daß die von Hermes geraubten Sonnenrinder auch solche feuerrothe Wolken gewesen seyn müssen, schließe ich aus der ähnlichen Mythe vom Rinderraub des Kakus, der sie, wie Hermes, in eine Höhle birgt; Kakus aber heißt der Brennende (*Καίκος* von *καίω*), wie Typhon der Rauchende (von *τύφω*). Nach einer römischen Sage hauchte Kakus Feuer aus*), er ist also, wie Hermes, der Feuerhund Sirius, mit welchem Orion die Thiere im Thierkreis jagt. Das Rückwärtsschreiten der von Hermes und Kakus geraubten Rinder kann wohl auf das Erscheinen des Samums bezogen werden, das stets im Sommersolstiz eintritt, wenn die Sonne im Zeichen des Krebses weilt. Dann heißt der Sonnengott Apoll: Agrius, d. i. der wilde Jäger, wie sein Sohn Aristäus: Agreus. Von Aristäus berichten aber die Mythographen: er habe zuerst die Solstitien bestimmt (**Justin. Hist. 13, 7**) und zu Leos in den Hundstagen eine Pest abgewehrt, was so zu verstehen ist: Als Agreus (Jäger) verbreitete er durch Hitze Tod; als man ihn aber um Abhülfe des Uebels anrief, schickte er die kühlenden Etesien, welche Winde von ihrer alljährlichen Wiederkehr benannt sind, und verdiente sich dadurch den Namen Aristäus, d. i. der Beste, Gü-

---

*) *Αὐτὴ δ᾽ ἀληθῶς μεμιγμένα πυρὶ φθεγγεται και διά τῶν μελῶν ἀναφερει τήν ἀνὸ τῆς καρδιάς θερμοτητα Μούσαις ευφώνοις ἰωμενη τών ἔρωτα* (Plut. Amat.)

tigste. Er führte auch den Beinamen Zeus (Schol. Apollon. 2, 500), denn im Grunde war er dieser selber, wie als Erfinder der Bienenzucht: Zeus Melisseus. Zur Zeit der Glutwinde sehnt man sich nach Wasser, darum zeugte Aristäus den (von Diana im Bade) in einen Hirsch verwandelten Actäon, dessen Metamorphose einige Wassertropfen hervorgebracht hatten; der Hirsch sehnt sich nach der Quelle (Ps. 42, 2).

Beachtenswerth ist, daß die deutsche Sage gleichfalls den wilden Jäger auch in der Johannisnacht, also in der Sommerwende, kurz vor dem Eintritt der Hundstage, seinen Umzug halten läßt. Auch er wird rothe Wolken in Rindergestalt jagen. Eine holsteinische Sage läßt zwei Ochsen mit ihren Hörnern in einem Sandberge wühlen, wodurch bewirkt wird, daß ein mächtiger Sturm denselben über ein nahegelegenes Dorf weht und es ganz zudeckt (Grimm, D. S. Nr. 96). So sind auch die vier schwarzen Stiere, welche die nordische Meergöttin Gefjna mit einem Riesen zeugte, auf die vier Hauptwinde gedeutet worden.

Oben hatten wir Hakelbärend als ein Prädicat Odins nachgewiesen, wenn er, in Wolken gehüllt, Mantelträger heißt, d. h. wenn er die Stürme erregt, die Wolken vor sich jagt. Die spätere historisirende Sage hat einen Jäger Hakelberg aus ihm gemacht, und den Namen von dem Orte Hakel*), seinem Jagdrevier, abgeleitet. Eine andere Sage ließ die erste Hälfte seines Namens fallen und suchte die zweite Hälfte (Bärend) zu erklären:

---

*) In Süddeutschland heißt er Habsberg (Schnezlers Badisches Sagenbuch I. S. 186.), und zieht durch den Wald bei Hagelberg, das scheint wieder Hakelberg zu seyn.

Im Grimnitzer Forst liegt unfern vom alten Jagdschlosse in der Haide ein Platz, der heißt „Bärens Kirchhof", und soll seinen Namen von einem Förster Bärens haben, der dort begraben liegt. Es sollte in diesem Forst nämlich eine große Schweinsjagd gehalten werden, und der damalige Haidereuter, Namens Bärens, begab sich deßhalb 3 Tage vorher an den Ort, den der Kurfürst hatte umstellen lassen, um die Schweine zu körnen und zu beobachten. Wie er sich nun hier befand, hörte er um Mitternacht eine Stimme aus einem nahe gelegenen Bruch, welche fragte: „Ist der Stumpfschwanz da, der den Förster Bärens zu Tode bringen soll?" Diese Stimme hörte er in der folgenden Nacht wieder, und erzählte alles dem Kurfürsten, dem er jedoch gleichzeitig seine Vermuthung äußerte, daß es Hofbedienten seyn möchten, die ihn furchtsam machen wollten. Der Kurfürst befahl ihm darauf, Niemandem etwas zu sagen, auch die folgende Nacht zu Hause zu bleiben; statt seiner mußte aber der Büchsenspanner des Kurfürsten an der gedachten Stelle wachen und die Schweine körnen, und dieser hörte dieselbe Stimme. Am folgenden Tage ging die Jagd vor sich, und der Haidereuter mußte zu Hause bleiben. Als aber alles geendigt war, ritt er hinaus, und wurde wirklich unter den getödteten Säuen eines Stumpfschwanzes gewahr, den man eben auf einen Wagen zu laden im Begriffe war. Da trat er hinzu und sagte: „Du solltest mir das Leben nehmen, und bist eher todt als ich?" hielt auch, als die Bauern beschäftigt waren, die andere Wagenleiter vorzuschieben, das Schwein während der Zeit, damit es nicht herunterfalle. Aber der Kopf des Schweins fiel plötzlich herunter und schlitzte dem Haidereiter mit seinen Hauern den Leib auf, so daß er nach wenigen Augenblicken unter Schmerzen verschied. Darauf hat man ihn an dieser Stelle begraben, und an jedem Punkte, wo er im letzten Todeskampfe niedergesunken, einen Stein gesetzt, die nun einen förmlichen Kreis bilden. Diese Stelle heißt bis auf den heutigen Tag „Bärens Kirchhof", kein Mensch aber weiß zu sagen, wann und unter welchem Kurfürsten dieser Bärens gelebt hat.

So berichtet Kuhn (märk. Sagen S. 218) die Begebenheit, der sie theils nach Beckmann's Geschichte der Mark Brandenburg III. c. 3 Seite 782, theils nach mündlichen Angaben aufzeichnete. Indeß wäre es doch nicht so schwer, den Zeitpunkt dieses Ereignisses anzugeben, denn es wiederholt sich alljährlich zur Zeit der Sommerwende, im Junius, welchen die Syrer den „Schweinsmonat" (Chansiran) nannten, weil Adonis oder Thammus um diese Zeit von einem Eber oder von Mars in dieser Gestalt auf der Jagd getödtet seyn sollte; gleichzeitig erlag auch in Aegypten Osiris dem in einen Eber maskirten Typhon; in Siam Somonakodom, wie dort das Lichtprinzip heißt, einem Riesen in Ebergestalt; der phrygische Sonnengott Attys ward auf der Eberjagd von Adrast getödtet u. dgl. m. Dasselbe berichtet Falkenstein (Nordg. Alterth. S. 295 in der Anmerk.) von Odin: „Dieser Gott hatte, als er einmal seinen Lauf (durch den Thierkreis) vollendet, sich vor Müdigkeit in eine Höhle zur Ruhe begeben. Wie er eingeschlummert, sey ein Eber zu ihm gekommen, der ihn verwundet und das Blut ausgesogen. Aus dem auf die Erde geströmten Blute seyen im kommenden Frühjahr Blumen aufgeblüht, daher werde das Schwein dem Odin geopfert." Die Höhle war wohl jene, in welche Hermes und Kakus die Sonnenrinder verbargen, d. h. der Zeitpunkt, wo die Nächte wieder zunehmen. Die Vollendung des Laufes Odins bezieht sich auf die Sommerwende, wo die Sonne, im Zeichen des Krebses angelangt, wieder umkehrt; aus dem Blute des vom Eber getödteten Adonis war die Anemone ensprossen (Theocrit. Idyll. 5, 92 cf. Ov. Met. 10, 726 sq.) Ich erinnere hier an das um Johannis gesuchte Johanniskraut, dessen Wurzel Körner mit einem purpurrothen

Saft hat, und welche Staude, mit Beziehung auf das Blut des enthaupteten Täufers, den Namen erhielt. Auf dieser Staude glaubten unsere heidnischen Vorfahren Balders Blut zu sehen, Balder war aber als einer der zwölf Asen, d. h. als einer der zwölf Monatssöhne Odins, nur ein Prädicat desselben, denn der Jahrgott zeigt sich in jedem Monat in einer neuen Wirksamkeit, und von dieser erhält er einen Beinamen, den die Mythen bildende Priesterschaft in einen Sohn des Gottes verwandelt *). Dieser Ideengang findet sich in fast allen

---

*) Odin ist Vater der Zeiten (Aldafaudr. Vafthrud Str. 4. 53.) Die im Grimnismal aufgezahlten zwölf himmlischen Häuser sind die zwölf Stationen der Sonne während ihres jährlichen Laufes durch den Thierkreis. Darauf beziehen sich die zwölf Namen Odins im alten Asgard (Edda Daemis 3.) Der Zweifel, ob in der Asalehre so viele Kenntniß der Astronomie vorausgesetzt werden könne, verschwindet dadurch, daß diese Kenntniß einem Stamm angehörte, welcher „der weiseste unter den Barden" heißt. (Paene omnibus barbaris Gothi sapientiores semper extiterunt, Graecisque paene consimiles. Jordanes de reb. Get. c. 5.) Jordanes spricht oft von einer priesterlichen Gelehrsamkeit der Gothen (c. 5.), und zu den Kenntnissen, die zur Theologie gezählt wurden (c. 11.), rechnet er ausdrücklich „die Lehre von den zwölf Himmelszeichen und dem Laufe der Planeten" (Theoreticen signorum duodecim et per ea planetarum cursus). Ueberhaupt kannten die Gothen 346 Sterne mit Namen. In Island lebte ein sonst ungelehrter Mann, der aber durch Tradition und eigene Beobachtungen so erfahren in der Astronomie war, daß man seine Angaben bei der Einrichtung des christlichen Jahres gebrauchte. Er hieß Odd, lebte ums Jahr 1000, und wurde „Sternodd" (Stjörnu-Odd) genannt. (Geijer Gesch. Schwed. S. 291. Anm. 2.) Die Namen der Wochentage sind, mit Ausnahme des siebenten Tages, der in England und Holland nach dem Saturn (Satur) heißt, nordischen Gottheiten abgeborgt. Unwahrscheinlich ist es aber, daß die christlichen Bekehrer diesen Völkern mit Nachahmung der römischen heidnischen Namen, den Wochentagen gleichfalls heidnische Namen aus der nordischen Mythologie sollten gegeben haben, zumal der erste Bischof von Holum in Island, Jonas Ognundsson (1105), den Gebrauch dieser heidnischen Tagnamen als „böse Ueberbleibsel heidnischer Sitten" verboten hatte. Wilhelm von Malmesbury, der in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts

Religionen, die auf Kalenderdienst gegründet sind, daher so viele Götter, Heroen 2c. mit 12 Söhnen.

Dem Odin sollte das Schwein geopfert worden seyn, weil es sein Blut vergossen. Nun erklärt sich, warum die Pferdelende, welche der wilde Jäger austheilt (vergl. S. 42), in einer andern Sage eine Schweinskeule ist. (Wolf, Niederl. S. Nr. 516). Da aber des Försters Bärens Tod nur in der Hauptsache an Odin erinnert, in den Nebenumständen jedoch abweicht, so läge, nach Daumers Ansicht, „zu viel historische Bestimmtheit darin, als daß sich die Sache in's Gebiet der Phantasie und Mythe verweisen ließe," oder mit andern Worten: als daß ein Förster und Haidereuter, Unterthan eines deutschen Kurfürsten, sich in ein Kalenderbild zusammenschrumpfen ließe. Also Bärens soll wirklich gelebt haben! Dann erkläre aber einer das seltsame Zusammentreffen, denn von dem Förster Hakelberg erzählt Grimm (D. S. Nr. 310 nach Otmar Volkssag. S. 249) ziemlich dasselbe:

Hanns von Hakelnberg, ein Oberjägermeister des Herzogs von Braunschweig *), hatte auf der Harzburg einen schweren Traum. Ihm däuchte, als kämpfe er mit einem Eber, der ihn zuletzt besiege. Einige Zeit darnach stieß

---

lebte, bezeugt, daß die Angeln bei ihrer Ankunft in Brittanien Wodan und Freia verehrten, und schon damals den Mittwoch nach Jenem, den sechsten Tag nach der Freia nannten. War die indische Grundzahl der vier Weltalter (432000) auch den Scandinaviern bekannt, wie aus der Mythe von den 800 Einherien erhellt, die aus 540 Thoren Walhalla's ausgehen, so konnte auch das Schwein, welches im indischen Zodiak vorkommt, ihnen bekannt gewesen seyn, und die Fabel von des siamesischen Sonnengotts Tod durch den Eber sich in der Odinssage wiederholen.

*) Im Hannöverschen gilt er für einen reichen Edelmann, der zur Strafe, daß er durch seine Jagdleidenschaft die Bauern sehr plagte, nun ewig jagen muß. Kuhn M. S. Nr. 17.)

er im Vorharz wirklich auf einen Eber, dem im Traum gesehenen ähnlich. Er griff ihn an, der Kampf blieb lange unentschieden; endlich gewann Hanns und streckte den Feind zu Boden. Froh, als er ihn so zu seinen Füßen erblickte, stieß er mit dem Fuß nach den Hauern des Ebers, und rief aus: „Du sollst es mir nicht thun!" Aber er hatte mit solcher Gewalt gestoßen, daß der scharfe Zahn den Stiefel durchdrang und den Fuß verwundete. Erst achtete er die Wunde nicht und setzte die Jagd fort. Bei seiner Zurückkunft war aber der Fuß schon so geschwollen, daß der Stiefel vom Bein getrennt werden mußte. Er eilte nach Wolfenbüttel zurück, die Erschütterung des Wagens wirkte so schädlich, daß er mit Noth das Hospital zu Wülperode bei Hornburg erreichte, und bald daselbst starb. Auf seinem Grabe stellt ein Stein einen Geharnischten auf einem Maulthier vor.

Bei Daumer (Geh. d. chr. Alterth. II. S. 220) lese ich sogar das Todesjahr (1521) angegeben, sein Grabstein liege drei Stunden von Goslar, im Garten eines Wirthshauses, das der Klepperkrug heißt. Hier ist also eine andere Grabstätte angegeben. Nach Einigen hauste Hakelberg im Sölling, unweit Uslar. Daß man das Grab eines Mannes zeigt, beweist noch nicht, er habe auch gelebt. Zeigte man in Dänemark doch auch das Grab des Gottes Balder! Freilich war er damals schon, wie auch Saxo glaubt, in der Volksmeinung ein ehemaliger König gewesen! So wenig aber anzunehmen ist, daß Odin durch einen Eber getödtet worden, ebenso wenig Balder durch die Mistel, die — seltsames Zusammentreffen! — in der entgegengesetzten Sonnenwende mit dem Julschwein noch jetzt in England die Hauptrolle unter den Christnachts-Utensilien spielt (s. d. Kloster VII. S. 1004. 1007). Dazu erwäge man, daß der wilde Jäger vorzugsweise in der Christnacht

und Johannisnacht*) jagt! Daß vorhin auch der freundliche Balder, gleich Odin, als wilder Jäger vermuthet wurde, findet seine Berechtigung darin, daß Odin als solcher: Wuotan (der Wüthende) heißt, das wilde Heer auch „Wuotunges Her" (Grimm Myth. S. 516) heißt, Wuotunc ist aber ein Patronymicum von Wuotan, kann daher auf Balder, Odins Sohn, sich beziehen (W. Müller Altt. Rel. S. 257 Anm.).

Daß Hakelberg kein anderer als Wuotan sey, kann noch aus folgender v. Müllenhof S. 372 mitgetheilten Lauenburgischen Sage entnommen werden:

Den Wode (d. i. Wodan) haben viele Leute in den Zwölften, namentlich am Weihnachtsabend ziehen sehen. Er reitet ein weißes Roß (wie Odin), 24 wilde Hunde folgen ihm. Wo er durchzieht, da stürzen die Zäune krachend zusammen, und der Weg ebnet sich, gegen Morgen richten sie sich aber wieder auf. Einige behaupten, daß sein Pferd nur drei Beine habe (vgl. S. 43 Anm.) Er reitet stets gewisse Wege an den Thüren der Häuser vorbei, und so schnell, daß seine Hunde ihm nicht immer folgen können. Man hört sie keuchen und heulen. Bisweilen ist einer von ihnen liegen geblieben. So fand man einen von ihnen in einem Hause in Wulfsdorf (Wolfsdorf?) auf dem Feuerherde, wo er liegen blieb, beständig heulend und schnaufend, bis in der folgenden Weihnacht der Wode ihn wieder mitnahm. (Vgl. S. 43. wo dasselbe von Hakelbergs Hund erzählt wird, und S. 48 wo die indische Quelle dieser seltsamen Mythe angegeben ist.) In der Weihnacht darf man keine Wäsche draussen lassen, denn die Hunde (sc. die Winde) zerreißen sie. Man darf auch

*) Müllenhof Holst. Sag. S. 361. Ferner erwäge man, daß Balder seinen in der Sommerwende erfolgten Tod, wie Hakelberg oder (Hakel-) Barens im Traume vorhersah, weßhalb auch Frigg seine Mutter, zur Verhütung dieses Unglücks, obwohl vergebliche, Vorkehrungen traf; ebenso war Odin im Schlafe von dem Eber verwundet worden Diese beiden Umstande ergänzt die Sage von Hakelberg-Bärens.

nicht backen, denn sonst wird eine wilde Jagd daraus. (Diese Nacht ist Odin heilig, darum soll sie nicht durch Arbeit entweiht werden. Die in dieser Nacht umgehende Holle straft die beim Spinnen beschäftigten Frauen.) Läßt man die Thür auf, so zieht der Wode (d. h. der Wind) hindurch, und seine Hunde verzehren den Brodteig, wenn gebacken wird.

Diese letztere Stelle ist dunkel, aber Kuhn gibt auch hierüber in Haupts Zeitschr. f. d. Altth. VI. S. 131 Aufschluß. Er erinnert an die ebds. V. S. 373 über die Frick, die Gattin Odins, die in der Weihnacht ebenfalls umgeht, mitgetheilte Sage von mehlfressenden Hunden. Diese sind Personificationen des Windes, dessen Gefräßigkeit ein altmythischer Zug andeutet, wenn ihm das Mehl mit den Worten hingeworfen wird: „Sieh da Wind, koch ein Muß für dein Kind!" (Abergl. 282) oder: „Leg dich, lieber Wind! bring das für dein Kind!" (Myth. 602).

Daß der wilde Jäger den Sturmwind bedeute, ergibt sich auch aus folgenden Sagen:

In Dederstadt bei Eisleben war eine Stelle, bei welcher der wilde Jäger stets anzuhalten und seine Pferde und Hunde zu füttern pflegte. Als man dort vor einigen Jahren ein Haus baute, wurde die erste Mauer 15 Mal hintereinander über Nacht wieder eingerissen; erst das 16 Mal blieb sie stehen. Doch ist es noch jetzt bei Nacht in den Zimmern unruhig, und rings um das Haus, welches gerade an einer Ecke steht, weht zu allen Tageszeiten der Wind. (Sommers Sag. aus Thüringen Nr. 5.)

In Fünfbergen ist ein Haus, wo der alte Jäger Au (s. Wau! Wau!) mehrmal in der Woche durchjagte. Gewöhnlich kam er durch die Hinterthür, und wenn er dann, was jedoch nicht immer geschah, auch die Wohnstube durchzogen hatte, so tobte er durch die Seitenthüre wieder hinaus. (Müllenhof, Schlesw. Sag. Nr. 495.)

In Roßdorf erzählen alte Leute, daß ehedem oft das wüthende Heer mit großem Getöse Nachts durch den Ort gezogen, und häufig nahm es seinen Durchzug durch solche Häuser, deren Eingangsthüre auf die in den Hof führende Hinterthür stößt. Da brause es hindurch mit entsetzlichem Getöse, und wer es höre, müsse sich schweigend verhalten, oder, wenn er selbst in der Flur befindlich, müsse er sich zu Boden werfen und sich schlafend stellen, sonst werde er mitgenommen und über Wald und Wipfel fortgeführt. (Bechstein Sag. des Rhöngebirges und des Grabfeldes Nr. 12.)

Alte Leute wissen noch etwas vom wüthenden Heere und wilden Jäger zu erzählen, wie sie über Neubrunn (im Würzburgischen) und seine Berge und Thäler gezogen sind, am meisten aber im Herbst, wenn recht finstere Nächte waren. Aber die jungen Leute wollen nicht daran glauben, sie belachen das, was die Alten gesehen und gehört. Wenn das wüthende Heer nun vorüberzieht und die Alten sprechen: „jetzt zieht das wüthende Heer!“ so sprechen die Jungen: „der Wind heult und pfeift, oder: es kann seyn, daß Schneegänse oder Kraniche schreien.“ Es zieht aber doch. — Sonst, sprechen die alten Leute, zog es immer in Neubrunn durch drei Häuser; das kam aber daher, weil in den Häusern drei Thüren gerade hinter einander waren, nämlich vorn die Hausthüre, in der Mitte die Küchenthüre, und hinten hinaus noch eine Thüre, die alle in gerader Richtung gingen, und wo sich die drei Thüren bei einem Hause in gerader Richtung finden, da zieht, es mag seyn wo es nur will, das wüthende Heer durch. Die Alten sagen aber auch, wenn man auf der Straße oder im Hofe wäre und das wüthende Heer zöge, so müßte man seinen Kopf zwischen die Speichen eines Wagenrades hinein stecken, dann könnte es einem nichts thun. (Ebds. Nr. 137.)

Aus dem Vorhergehenden erhellt, daß der wilde Jäger eine Personification des Windes sey, und weil dieser die eigentlichste Manifestation des Gottes Odin, folglich stammen alle wüthenden Jäger, mögen sie Na=

men haben, welche sie wollen, von ihm. Zunächst werden es Könige gewesen seyn, welche ja bei allen alten Völkern ihren Stammbaum bis zu einem Gott hinaufführen. In den brittischen Wäldern rauschte schon zu des Gervasius Tilberiensis Zeit die nächtliche Jagd des Königs Artus, aber ihn selbst sah man nicht. Wie dieser anerkannt mythische Herrscher zu so zweideutiger Ehre gelangte, erklärt sich vielleicht aus seinem Namen. Arthur, in der wälischen Sage bekanntlich als Bär und Gott eine Rolle spielend (Grimm S. 633), ist das Bärengestirn **Arcturus**, und schon Ovids Metamorphosen erzählen von der Jagdlust des Arcas (Bär), welcher auf der Jagd seine in eine Bärin verwandelte Mutter Kallisto erschoß. Da sie aber nicht eine Nymphe der Diana, sondern das Prädicat der Nachts jagenden Mondgöttin war, so muß auch Arcas nur des Nachts gejagt haben *).

Unter Mommsens Papieren fand Müllenhof eine ungedruckte poetische Bearbeitung der Sage von Abels Jagd. Dieser will als leidenschaftlicher Jäger im Pöler Wald jagen. Da erscheint ihm der Herr des Waldes, halb Bär, halb Jäger, und verbietet es ihm; nur der König dürfe hier jagen. Da ruft's von allen Zweigen: Heil dem König Abel! Darauf erschlug er seinen Bruder, den König Erich. Die Folge war, daß er nach seinem Tode — er starb 1252 in der Schlacht — die Strafe des Brudermordes litt. Wegen nächtlichen Polterns in der Peterskirche zu Schleswig (erzählt der Chronist Boissen, der zu Anfang des 16. Jahrhunderts lebte), grub man ihn mit Gutheißen der Königin wie-

*) Dies versteht sich von selbst, denn die himmlische Jagd ist bei Tage dem Auge unsichtbar.

der aus, und versenkte ihn, durch den Sarg einen Pfahl getrieben — eine Methode, mittelst welcher man noch jetzt in Rußland, der Wallachei und Ungarn die Vampyre, d. h. Todte, die man für solche hält, unschädlich zu machen glaubt — in den Morast des Pölewaldes bei Gottorp. Seine Statue, in Stein ausgehauen, mit Hunden umgeben, ist noch jetzt im Schleswiger Schloßgarten zu sehen. Dem Volksbuch (1844, S. 84) zufolge zieht Abel um den Dom herum, um den Mövenberg, bis nach Missunde zur Stätte des Brudermordes (wohl nur poetische Ausschmückung?). Noch in neuester Zeit wollen ihn Leute, im Gesichte und am ganzen Körper kohlschwarz, von drei feurigen Jagdhunden begleitet, auf einem kleinen Rosse erblickt haben. Daß auch er mit Wodan, dem ursprünglichen wilden Jäger, verwechselt wird, beweist folgende Sage:

Ein Bauer aus Schuby kam einst vom Markte heimgefahren, da hörte er das Hurrarufen, Peitschenknallen, Schnauben und Prusten der feurigen Rosse und Hunde. Er rief den König Abel an; auf vieles Bitten erlaubte ihm dieser, an der Jagd Theil zu nehmen. Da mußte er nun mit der wilden Schaar. Als aber die Jagd gegen Morgen beendet war, bat er den König Abel um ein Stück Wild. Der warf ihm eine schwarze Last auf den Wagen, indem er sagte: „Da hast du einen Braten, viel zu gut für einen Bauer." Als dieser nun nach Hause kam und seine Frau nach der Ursache seines langen Ausbleibens fragte, erzählte er, wie er mit dem König Abel auf der Jagd gewesen sey, habe auch eine Hirschkeule mitgebracht. Da sah die Frau nach, fand aber eine — Pferdskeule. (Müllenhof Schlesw. Sag. Nr. 487.)

Hiemit vergl. man S. 42. Die Frage: wie Abel zum wilden Jäger geworden? suchte man sich durch seinen Brudermord zu erklären; als man aber sich selbst

gestehen mußte, daß diese Erklärung nicht befriedige, dichtete man ihm ungemeine Jagdlust an. Wie, wenn er mit seinem Bruder Erich verwechselt worden wäre? und zwar dieses bedeutungsvollen Namens halber? Suhm belehrt uns, daß Odin sehr oft mit dem Tyr, welchen die jüngere Edda ihm zum Sohne gibt, verwechselt worden sey. Tyr ist wie Odin Siegverleiher, Beherrscher der Aetherregion, der Wolf war Beider Lieblingsthier, Beide stehen der Gesetzgebung vor ꝛc., nur darin unterscheiden sie sich, daß dem Tyr (Zio, Din) der dritte Wochentag gehört, dem Odin aber der vierte. Indeß macht Tyr (Mars) auf das Prädicat des wüthenden Jägers, seiner Natur zufolge, mehr Anspruch als Odin. Schon die Araber sagten: der Stern Mars heiße bei ihnen Nimrod. Tyr hieß bei den deutschen Stämmen Er oder Ir, daher der dritte Wochentag*) Eritag in Oestreich und Baiern hieß (Schmeller I. S. 96), und in Oestreich noch jetzt Erchtag (in Mozarts Briefen), selbst bei dem norddeutschen Luther (Panzers Ann. d. deutsch. Lit. II. S. 79). Die Erichsstraße (Eriksgata) in Schweden**)

*) Er tag (Wien. Urk. 1459, Oestr. Urk. 1335. 1416. 1492.) Eri tag (altes hdschr. Calend. der Wien Bibl. Oestr. Urk. 1338. Wien. Urk. 1365. Steyrer hist. Alberti D. Austr.) Eren-tag Urk. des Wiener Hausarchivs nach Jos. Helwigs Zeitrechnung (Wien 1787 Fol.) Erch tag (Wien. Urk. 1514. Lied v. Schmalkald. Krieg 1546 bei Seb. Schärtlins v. Burtenbach Lebensgesch.) Erichtag (Oestr. Urk. 1312. 1393. Münch. Urk. 1312).

**) Die Straße, auf welcher nach schwedischen Gesetzen des 13. Jahrhunderts die Könige nach ihrer Wahl, von Westen gen Osten, durch das Reich fuhren, die Huldigung anzunehmen und die Landesfreiheiten zu beschwören (Rühs Gesch. Schwed. I. S. 250. 252). Hiernach nannte noch Gustav Wasa eine Fahrt durch alle Provinzen des unruhigen Reichs seine Erichsgasse (Archenholz Gesch. Gustav Wasa's I. S. 331), und noch jetzt heißt so eine Reise der Könige durch das Reich (Müllers Schwed. deutsch. Wörtb.)

wird wohl das irdische Abbild des altdeutschen Iringsweges (Gloss. Jun. bei Nyerup, Symbol. 372: *Eringeswac* via secta), d. i. der Milchstraße am Himmel gewesen seye, auf welcher die Götter zu Jupiters Pallast wandeln. Bei den Indern heißt sie: Götterstraße (Suravithi) und „Weg der Frommen" (didhimarga); bei den nordamerikanischen Wilden der Seelenweg, denn Seelen gehen in Sterne über. Hagen denkt hier auch an „Helweg", an jenen großen breiten Weg, den die Seelen zur unterirdischen Wohnung der Todesgöttin Hel ziehen. Der wilde Jäger heißt „Heljäger" (Grimm S. 883). Nahe lag es also dem Brudermörder Abel — indem man den Begriff, der sich an den Namen des von ihm gemordeten Bruders Erich heftete, auf ihn selbst übertrug, da man doch nicht dem Schuldlosen, sondern nur dem Schuldigen diese Rolle eines zur Strafe seines Vergehens Nachts umgehenden Gespenstes zutheilen konnte — als wilden Jäger zu bezeichnen.

Noch jetzt heißt in Dänemark der Teufel „alter Erich" *), wodurch ein Satz in Musäus „Rübezahl", der gleich anfangs vorkommt: „Dieser Jagden müde, zog er wieder seine Erichsstraße durch die Regionen der Unterwelt, und weilte da Jahrhunderte, bis ꝛc." erst die erforderliche Klarheit erhält. Der erste Erich wird wohl nicht ein dänischer König, sondern der Gott dieses Landes gewesen seyn; denn Rembert im Leben des heil. Ansgar erzählt, daß, als die Schweden zum Christenthum bekehrt wurden (um 853), ein Altgläubiger ihnen verkündigte: wenn sie noch mehrere Götter be-

*) Hagen beruft sich dafür auf den Norweger Prof. Henrik Steffens und auf den Dänen Piegel.

gehrten, so wollten die alten Götter ihren ehemaligen König Erich als Gott aufnehmen *), auf welche Stelle sich Adam von Bremen bezieht, bei der Bemerkung, daß die Schweden auch Könige vergöttert haben. Ein Irrthum, welcher auch von Saxo verbreitet wurde, denn nicht Menschen wurden zu Göttern erhoben, sondern die Naturkräfte anthropisirt. Daß diese Behauptung begründet sey, geht schon aus dem Umstand hervor, daß in der christlichen Zeit Erich in jenem Lande der Name des Teufels, wie Wuotan, der sonst gütige, Gaben spendende „Allvater", zum nächtlichen Heljäger wurde; eine Metamorphose, welche die christlichen Bekehrer überall, wo sie festen Fuß faßten, vornahmen, um die Volksgötter in den Augen der Heiden herabzusetzen. Sie läugneten nicht die Macht der Heidengötter, aber sie verschrieen ihre geglaubte Wirksamkeit als eine dämonische, als Zauberei. Also nur durch Furcht, nicht durch sittliche Aufklärung suchten sie die Heiden für den neuen Glauben zu gewinnen; eine Wahrheit, welche die Kirchengeschichte aller europäischen Länder bezeugt. Folgende Sage wird einen neuen Beleg zu der Behauptung geben, daß Götter mit Erdenkönigen verwechselt wurden:

König Woldemar liebte Torelille, ein Mädchen von der Insel Rügen. Als sie starb, führte er, unfähig sich auch nach ihrem Tode von ihr zu trennen, überall ihre Leiche mit sich. Dies ward in der Folge seinen Begleitern beschwerlich. Einer derselben ergriff eine günstige Gelegenheit, den Leichnam zu untersuchen, um zu entdecken, was für ein Zauber des Königs Neigung so gewaltig fesselte. Er fand einen bezauberten Ring, welchen die Mutter der Verstorbenen an ihren Finger gesteckt, um

*) Bei Lindenbrog script. septentr. ed Fabric. II. 68.

selbst nach dem Tode ihr des Königs Gunst zu sichern. Der Höfling zog den Ring vom Finger, worauf alsbald des Königs Anhänglichkeit verschwand, und er sogleich die Leiche zu begraben befahl. Des Königs ganze Aufmerksamkeit war nun auf den Höfling gerichtet, der sich in dem Besitz des Ringes befand. Alles, was zu thun war, konnte nur durch den Günstling geschehen, der dies zuletzt sehr beschwerlich fand und, wohl wissend, daß er bloß dem Ringe die Zuneigung des Königs zu verdanken hatte, ihn, als er einst durch den Wald Gurré ritt, in einen Sumpf warf. Von diesem Augenblick an fühlte sich der König glücklicher in dem Wald, als an jedem andern Ort. Er baute im Walde ein Schloß, und jagte Tag und Nacht in der Umgegend. Bei solchen Gelegenheiten pflegte er die Worte auszusprechen, die ihm nachher zum Fluche wurden: „Gott möge den Himmel für sich behalten, wenn er nur in Gurré jagen könne.“ Nun reitet König Woldemar jede Nacht von Burré nach Gurré, und ist durch das ganze Land als der wilde Jäger bekannt. Wenn er sich nähert, hört man gewaltiges Hallorufen und Peitschenknallen in der Luft. Die Leute treten dann bei Seite und stellen sich hinter Bäume. Bald erscheint Woldemar's ganzes Jagdgefolge. Seine schwarzen Hünde eröffnen den Zug, sie rennen hin und her, die Spur auf dem Boden suchend, während ihnen die langen feurigen Zungen aus dem Halse hängen. Dann kommt „Wolmar,“ auf seinem weißen Rosse einhersprengend und zuweilen sein eigenes Haupt unter dem linken Arm tragend. Wenn er Jemand begegnet, besonders alten Leuten, befiehlt er ihnen, ein Paar seiner Hunde zu halten. Zuweilen überläßt er ihnen die Hunde mehrere Stunden, und thut sogleich einen Schuß. Wenn die Hunde diesen hören, zersprengen im Augenblick alle Fesseln und Bande. In einigen Theilen von Dänemark, wo die Straße durch einen Maierhof geht, reitet er zu einer Pforte hinein und zur andern hinaus. So wie er naht, springen alle Thore auf. So pflegt er, besonders um Weihnacht, mit vier weißen Rossen durch den Maierhof Ibs, im Dorfe Hoibyr, District Odd's, zu reiten. An einigen Orten nimmt er so-

gar seinen Lauf über die Häuser; und in der Gegend von Hirlufsholn, im südlichen Seeland, soll ein Haus stehen, dessen Dach in der Mitte bedeutend eingesunken ist, weil er so häufig darüber zieht. In Nord-Seeland besitzt er ein zweites Gurré, noch immer „Woldemars Schloß" genannt, wovon noch jetzt Ruinen zu sehen seyn mögen. Hier pflegen alle Frauen in der Johannisnacht auszugehen, und die Thore auf dem Wege für ihn zu öffnen. Gegen zwei Meilen von Gurré liegt Woldemars Hügel, der von Wasser umgeben ist. Der Sage zufolge wandeln sechs schwarzgekleidete Priester um Mitternacht murmelnd durch die Insel. (Thiele dän. Sag.)

Wer war nun dieser Woldemar sonst als Wold? So wird Wuotan, Odin in einem von Grimm (S. 142) angeführten Erntelied genannt, und soll der Name aus „Wode", wie der Gott ebenfalls hieß, verderbt seyn (S. 143). Auch denkt Grimm (S. 138) bei „**Wuotancs weca**" an die große offene Heerstraße, mit der man lange Zeit den Begriff einer besondern Heiligkeit verknüpfte, vielleicht die Vorstellung der himmlischen Milchstraße *) verwachsen ließ. So wäre also der Wodansweg die vorerwähnte Erichsstraße oder — Woldemarstraße, denn die Dänen kennen keine Erichsgasse, wohl aber einen Woldemarsweg. Einen solchen gibt es auf Seeland, mit der Sage: König Woldemar reite ihn jährlich etlichemal, den Kopf unterm Arm, auf schwarzem Rosse, mit schwarzen Hunden (**Antiquarske Annal. I. 1812** angeführt von Ha-

---

*) In der Mysteriensprache der brittischen Druiden hieß die Milchstraße caer Gwydion. Dieser ist Schöpfer des Regenbogens, welcher bei den Scandinaviern die „Seelenbrücke" hieß — hier erinnere man sich, daß im griechischen Mythus Iris sich mit Hermes in das Amt theilt, die Seelen zum Himmel oder zur Unterwelt zu geleiten — und sein Name Gwydion scheint mit Guodan, Wodan, also mit Odin verwandt zu seyn.

gen in der „Germania" I. S. 376). Hagen setzt noch hinzu, daß hier die schwedische Odinsjagd, das wilde Heer und der Helweg gemeint seyn könne. Die dänische Geschichtssage von Rig gelte dann auch für Schwedens Erik (?). Und die spätere, unter christlichem Einfluß geschriebene Sage von „Erik dem Weitgefahrnen" (**Eiriks - Saga Vidforia. Torfaei ser. reg. Dan. 4.** Den Inhalt gibt Bartholm **Antiq. Dan.** 586), der auch zu dem elysischen Wohnsitz der Unsterblichen (**Udains - akr**) gelangt, stünde hiemit in Zusammenhang.

Der „Himmelsweg" bietet den natürlichen Uebergang zum „Himmelswagen", wie die Griechen das Bärengestirn nannten (**Iliad. 18, 487. Odyss. 5. 273**). Grimm führt S. 138 eine Stelle an, aus welcher erhellt, daß es in heidnischer Zeit „Wuodans Wagan" geheißen habe. Die Schweden nennen ihn auch „Karlwagn", d. i. der Wagen des Herrn (**carol**). Die christliche Sage läßt auf diesem Wagen Elias gen Himmel fahren. Der ganz kleine Stern über dem mittelsten in der Deichsel ist der „Fuhrmann", in Schleswig „Hans Dümkt" *) genannt.

Hans Dümkt war Knecht bei dem lieben Gott, und hatte es gut in seinem Dienst. Nach und nach fing er an, seine Arbeit immer schlechter zu versehen. Namentlich versah er es im Häkerlingschneiden, Alles, was er lieferte, war zu lang geschnitten. Darüber ward Gott so böse, daß er ihn auf die Deichsel des Himmelswagens setzte, wo er jeden Abend zu sehen ist, zur Warnung für alle Knechte, die den Häckerling zu lang schneiden (Müllenhof Schlesw. Sag. 360).

*) Dümkt, d. i. Däumchen, wegen seiner Kleinheit so benannt.

Der Himmelswagen setzt aber auch die Existenz seines Gegenstückes der Höllenkutsche voraus, die in vielen Sagen vom Helјäger eine wichtige Rolle spielt:

Eine Frau vom St. Stephan in Bremen, welche um 2 Uhr Morgens zum Waschen bestellt war, ließ sich durch ihren Mann begleiten, weil es noch stockfinstere Nacht, und der Weg nach dem obern Stadttheil weit war. Unterwegs hören sie, wie die Stephansglocke hinter ihnen anfängt zu schlagen; sie meinen, es wird 2 Uhr seyn, aber wie sehr erstaunen sie, als es nicht aufhören will mit Schlagen, bis der 12. Klang herunter ist. Sie sehen jetzt wohl, daß sie sich Beide in der Zeit versehen haben, und wollen nach Hause zurück. Das ist zu spät. Mit Saus und Braus kommt eine Glaskutsche, mit Hunden bespannt, die Straße herauf. Ehe der Mann noch zur Besinnung kommen kann, wird ihm die Halfter übergeworfen, er ist mit eingespannt, und von Neuem geht es Straß auf Straß ab, ohne Ruh, ohne Rast, bis es Eins schlägt. Plötzlich ist Alles verschwunden; schaudernd läuft der Mann nach Hause, und erzählt seiner Frau, was ihm begegnet. Darauf legte er sich zu Bette und starb nach vier Wochen (Wagenfeld Bremens Volksſ. II. S. 25).

In Köln sah man ehedem Nachts durch mehrere Straßen einen feuerglühenden Wagen rollen, mit glutschnaubenden Rappen und einen glühenden Kutscher auf dem Bocke. In dem Wagen saß ein Bürgermeister, der's mit der Stadt nicht redlich gemeint hat (Wolf D. S. Nr. 205).

In einem Pachthof zu Zelsate sieht und hört man allnächtlich den Höllenwagen durch die Luft fahren, und ein schrecklich Gerammel begleitet ihn. Ein Mann vom Hofe konnte eines Nachts nicht schlafen, und legte sich an's Fenster, da kam der Höllenwagen auf ihn zu, er hatte kaum noch Zeit, ein Kreuz zu machen, da verschwand der Spuck (Ebds. Nr. 204).

Eines Abends ging eine Frau, die nach Heidelsheim wollte, auf der Landstraße zwischen Ubstadt und Bruchsal. Am dortigen Galgen kam eine Kutsche hinter ihr her, und, während die Thür aufsprang, lud ein darin sitzender Mann

sie zum Einsteigen ein. Nach einigem Zögern stieg sie ein, worauf der Schlag von selbst wieder zuging. Der Herr sprach kein Wort, doch die Frau gewahrte mit Schrecken, daß er Bocksfüße habe. Als sie vergebens versucht hatte, die Kutschenthüre zu öffnen, um herauszuspringen, zog sie ein Gebetbuch aus der Tasche, und betete ununterbrochen, bis sie bei Untergrombach zu einem Kapellchen kamen. Da öffnete sich der Schlag von selbst, die Frau sprang heraus, und unter fürchterlichem Knall verschwand die Kutsche mit Mann und Rossen (Schnezler Bad. Sagenb. II. S. 409).

Vor etlichen vierzig Jahren kam ein Schneider aus Wössingen und sein Lehrjunge, als sie Nachts vom Traishof heimgingen, zu einer Kutsche, worin ein Mann und auf dem Bocke der Kutscher saß, und neben welcher ein anderer Mann im grünen *) Rock einherschritt. Derselbe lud die Beiden zum Einsteigen ein, was der Lehrjunge ablehnte, der Schneider aber annahm, worauf ihm der Grünrock hineinhalf und dann selbst einstieg. Sogleich erhob sich die Kutsche in die Luft, und flog schnell wie der Wind über Berg und Thal, so daß der Schneider die Besinnung verlor. Als er am Morgen erwachte, lag er an ödem Meeresufer, wo ein Schiff anhielt, das ihn mit nach Indien nahm. Nach 20 Jahren kam der für Todtgehaltene in der Heimath an, und fand seine Frau an den unterdeß Meister gewordenen Lehrjungen verheirathet (Mone's Anz. d. Vorz. 1839).

Insofern Wuotan auch der wilde Jäger, wäre der Höllenwagen als Nachtseite des Himmelswagens anzunehmen, wohl gestattet. „Wuotans Wagen", als Bärengestirn aufgefaßt, wirft wieder ein helles Licht auf Brittaniens Artus, der als „Bär" (**Arcturus**) am Himmel glänzt, in der Sage aber auch ein wilder Jäger war. Die Hellenen fabelten ebenso vom Gestirn Orion, daß er

---

*) Grün kleidet sich nicht nur der Teufel, sondern auch derjenige, welcher ihn beim Hexensabbat mit der jüngsten Hexe copulirt, erscheint in grünem Meßgewand, auch die Elfen.

ein riesenhafter (πελώριος) Jäger sey, der noch in der Unterwelt auf der Asfodeloswiese das Wild verfolgt (Odyss. 11, 572.), derselbe Orion, der mit dem Siriushund (Iliad. 22, 29.) die Plejaden (Odyss. 12, 62.) vor sich herjagt; und auch die große Bärin scheint nach ihm hinzuschauen. (Odyss. 5, 274.) Grimm vergleicht (S. 901) etwas kühn den geblendeten Orion mit dem von mehrern Sagen kopflos geschilderten wilden Jäger; glücklicher ist er jedoch in der Zusammenstellung des vom Eberzahn tödtlich verwundeten Jägers Hakelbärend mit demselben Orion, insofern dieser an einem Scorpionsstich stirbt. (Arat. Phaen. 637. Ov. Fast. 5, 541.) Ueberdieß geht Orion zur Sommerwende — wo Adonis vom Eber getödtet wurde, im Monat des Krebses, dessen Scheeren den Scheeren des Scorpions verglichen werden dürfen — auf, zur Winterwende unter; in den Winternächten strahlt er, wo auch das wüthende Heer erscheint, Windsturm begleitet ihn (nimbosus Orion. Aen. 1, 535).

Somit sind wir wieder bei Odin angelangt, welcher im Namen schon der „Wehende", und dieser Eigenschaft halber der „Gott der Gehängten" (hanga-god *) heißt, wie Here die Beherrscherin des Luftkreises — was schon der Wetter verkündende Pfau zu ihrer Seite andeutet — das Prädicat ἀπαγχομένη besaß; denn wenn Zeus im 15. Gesang der Iliade, V. 19, die keifende Gattin aufzuhängen droht, so hatte der Cultus in Samos dieß ehedem im Bilde wirklich darzustellen versucht. Odin heißt auch der Wetterherr (Vidhvir), den Schiffern verleiht er günstigen Wind, und wird insofern auch mit seinem Sohne Niord verwechselt,

---

*) Odin setzt sich unter die Galgenbaume und redet mit den Hangenden. Grimm Kindermährchen III. S. 240. Berl. 1822.)

welcher die Herrschaft über das Meer hat. In Nordfriesland wurden noch bis zum vorigen Jahrhundert am Tage Petri Stuhlfeier (22. Febr.), um welche Zeit die Schiffer sich wieder zur See begeben, am Abend auf gewissen Hügeln große Feuer (**Biiken**) angezündet, und die Männer tanzten mit Frauen und Bräuten um die Flamme herum, jeder Tänzer hielt in der Hand einen brennenden Strohwisch, und diesen schwingend riefen sie in einem fort: **Wedke teare** oder **Vike tare** (Wedke zehre!) Die Morsumer brannten ihr Feuer auf dem Hilligenhoog ab, der auf dem Hilligenört liegt, und früher mit Bäumen (also ein Götzenhain) umgeben war. Die Knitumer hatten ihre Biiken anfänglich auf dem Wedeshoog, auf der Anhöhe Wenken. (Auf Silt heißt der Mittwoch [Wodanstag] noch jetzt Wendsday). Die Prediger eiferten vergeblich gegen diesen Rest von Odins- oder Wodansverehrung. Da ersannen sie folgendes Mittel: Die Rantumer sollen, nachdem sie, wie gewöhnlich den Wode angerufen, die Feuer erloschen und alle Welt schon zu Bette war, um Mitternacht wieder geweckt worden seyn, da sollen sie denn zu ihrer Verwunderung auf dem Biikenberg abermals ein gewaltiges Feuer haben lodern sehen. Als sie dahin eilten, um es zu löschen, wollten sie einen großen Pudel bemerkt haben, der von dem Hügel schlich. Nun erriethen sie leicht „des Pudels Kern"; um also nicht den Teufel für immer beherbergen zu müssen, gelobten sie, künftig das „Biikenbrennen" zu unterlassen. Jedoch auf Osterlandsilt und Westerlandföhr hat dieses Mährchen keinen Beifall gefunden. Dort zünden die Kinder noch heute am 22. Febr. die Feuer an.

Odin soll es verstanden haben, durch bloße Worte (Windsgebrause) Feuer zu löschen, aber auch die Winde

zu lenken und das Meer zu beruhigen. Ein günstiger Segelwind hieß mit einem altnordischen Ausdruck **Oski**, d. h. Wunschwind, und dieß war auch der Beiname Odins (Müller altt. Rel. S. 186). Nun bekommt auch die Sage von Odins Verwandlung in einen Adler auf der Flucht vor Suttungr (Ebds. S. 206) das gehörige Licht, denn weil dieser Vogel sich in die höchsten Regionen der Luft erhebt, wurde er Symbol des Windes und des Sturms. Darum jagt auch der wilde Jäger in Gestalt eines Raubvogels.

In der Nähe des Schlosses Wynendael, dem ehemaligen Pallast der Grafen von Flandern, wohnte vor langer Zeit ein Bauer, dessen Sohn, anstatt zu ackern und zu pflügen, der Jagd ergeben, sich stets nur in Wäldern herumtrieb. Als der Bauer auf dem Sterbebette lag, ließ er den Sohn zu sich rufen. Der aber kam nicht, sondern pfiff seinen Hunden, und zog aus in den Busch. Darob wurde der Greis von Verzweiflung ergriffen, und fluchte seinem Sohne: So jage für ewig! und damit drehte er das Haupt um und war todt. Seit der Zeit irrt der Unglückliche rastlos in den Wäldern umher, und ruft Nachts gar erbärmlich: Jakko! Jakko! Jakko! Andere sagen: er sey von seinem Vater in einen Raubvogel verwünscht worden, fliege in dieser Gestalt umher, falle Menschen und Thiere an, und rufe dabei immer: Jakko! Jakko! Jakko! (Wolf Niederl. Sag. Nr. 260).

Nun begreift man auch, warum im nordischen Mythus der W i n d von den F l ü g e l n d e s R i e s e n Hransvelgr *) herkommt, der in A d l e r g e s t a l t am Ende des Himmels sitzt (Müller a. a. O. S. 320), und warum den Riesen Suttungr und Thiassi die Adlerhaut beigelegt wird, welcher Letztere bekanntlich in Trymheim (dem tosenden Sturmgebirge) heimisch ist. Auf

*) D. i. Leichenschlinger (Bezeichnung des Adlers).

den shetländischen Inseln beschwört man noch jetzt den Wind in der Gestalt eines Adlers (**W. Scott the pirate**). Karl der Große soll zu Aachen im Gipfel des Pallastes einen ehernen Adler aufgestellt haben, zwischen welchem und dem Wind irgend ein Bezug eintrat (Grimm S. 600). Auch die Sprache kennt diese Symbolik, denn ἀετός (Adler) stammt von ἄω (wehen), aquila correspondirt mit aquilo *), und Aar ist vielleicht mit ἀήρ, aër, verwandt. Wenn nun der Wind auch als Riese aufgefaßt wurde, so mußte auch der wilde Jäger im Volksglauben ein Riese seyn, wie Mars **) und Nimrod, auch Riesen sind. Wenn der Sturm Nachts im Walde heult und tobt, sagt das Volk im Luzerngau: „der Türst ***) jagt" (Grimm D. S. N. 269). Kraft und Schnelligkeit sind die beiden Eigenschaften des Adlers, wie des Riesen, dem man Siebenmeilenschritte andichtete.

Wir werden Odin oder Wuodan nun auch von einer neuen Seite kennen lernen, er ist nämlich nicht nur Beherrscher der Luft, sondern auch des Wassers. Die slawischen Völkerschaften, welche Wodans Cultus auch nicht fremd blieben, wo sie, wie in Pommern, Brandenburg, der Lausitz, mit deutschen Stämmen sich vermischten, nennen **woda** Wasser, **Wodan** einen Wassermann. Grimm hat Odins bei Mimir verpfändetes

---

*) Festus: aquilo ventus a vehentissimo volatu ad instar aquilae appellatur (cf. Hesych. ἀκιρὸς ὁ βοῤῥᾶς).

**) Ares hieß Θουρας: der Hohe, ebendarum Mars in Latium: Turnus, und seine Zwillingssöhne: Altelli.

***) Türst ist verwandt mit θουρας, turris, vgl. Grimm S. 892, welcher Tursas durch Riese übersetzt.

Auge auf die scheinbar im Ocean untergehende Abendsonne, die Nachts sich im Meer aufhält, gedeutet, und erklärt sich daraus den Volksglauben: Man soll nicht in das rinnende Wasser sehen, weil man in Gottes Auge sieht. (Toblers Appenzell S. 369[b]). Daß in dieser Sage Mimir in's Spiel kommt, bezöge sich dann auf Wasserorakel, die namentlich bei den slawischen Völkerschaften sehr im Ansehen standen, und im alten Hellas den Meergöttern Proteus, Nereus rc., wie in Rom der Quellnymphe Aegeria Sehergabe zuschreiben ließen. Da oben **Oski** unter den eddischen Namen Odins als Wunschgott übersetzt wurde, d. h. als eines Wesens, an welches wir uns mit unsern Wünschen wenden, oder der unsre Wünsche gewährt, so ist hier der Wünschelruthe und des Wünschelhutes zu gedenken.

Die Wünschelruthe — eine solche war auch Mercurs **caduceus**, sein Zauberstab — ist bekanntlich eine Quellenfinderin. Darum gab sie das alte Latium in die Hand der „**Aqua virgo**,“ der Brunnenjungfrau Juturna. Diejenigen, welche sich in Etrurien der Wünschelgerte bedienten, hießen **Aquileges** (**Plin. XXXI**, 3, 27). Sie verstanden sich darauf, verborgene Wasseradern aus dem Glanze zu erkennen, den die Sonne in der größten Hitze auf das Erdreich wirft, weil, wo auf ausgedörrtem Boden ein solcher Schimmer bemerklich, sich auf Feuchtigkeit schließen läßt. Bei der Ansiedlung auf einem neuerworbenen Grundstück wurden die Aquilegen zu Rathe gezogen*). In Griechenland hießen solche Leute Hydroskopen (Wasserschauer) und in der Schweiz nennt man noch jetzt die Wünschelruthe: Brun-

---

*) In diesem Augenblick erregt der Abbé Paramelle in Frankreich als Wasserfühler großes Aufsehen.

nenschmeckerin (Tobler 80[a]). Bevor ich auch ihre Beziehung zu Wuotan verfolge, erinnere ich an die Doppelmythe von Dionysus: Sein Thyrsus soll einst, wie Mosis Zauberstab, aus hartem Fels, zwar nicht Wasser, sondern Wein entlockt haben, aber der Huf von Silens Esel — Silen ist der herbstliche alternde Bacchus — hatte, wie das neptunische Roß Pegasus, eine Quelle hervorgestampft. Dieses Wunder wird auch Wuotan und seinem Sohne Baldr abwechselnd zugeschrieben. Letzterer soll seinem lechzenden Heer in der Hitze der Schlacht — so erzählt der historisirende Saxo — einen Brunnen geschaffen haben. Da aber nur Wuotan, Odin, als Schlachtengott gekannt ist, so wird wohl Letzterer, schon als Besitzer des Wunderrosses Sleipnir, dieses Wunder bewerkstelligt haben, wie dieß auch wirklich von der Sage anerkannt wird. Des Rosses Huf ersetzt die Wünschelruthe und den Zauberstab, wo es ein Auffinden von Quellen gilt, denn schon im Namen des Rosses ist eine Anspielung auf Wasser enthalten*). Dadurch erhält folgende Sage ihren Sinn:

---

*) Roß stammt von rieseln (wie Floße von fließen), vergl. das engl. rise, Springquell. Roß hieß ehedem der Fluß Riemen, die Litthauer nannten jeden heiligen Fluß: Roß (Hanusch Myth. S. 296.) Die Wassergeister der Russen haben Pferdefüße (Grimm S. 459 Anm.), wie Chiron, der Enkel des Oceans und Vater der „schnellfließenden“ Ocyrrhoe, die auch den Namen „Hippe“ (Stute) führte. Nur darum reitet Oceanus auf einem Rosse (Aeschyl Prom. 395), und verwandelte sich Neptun in einen Hengst, weil ἵππος (equus) von ἔπω (fließen) stammt, denn equus ist mit aequor, aqua (sanskr. apa Wasser, acva Roß) ebenso verwandt, wie Mahre mit Meer, wie Roß mit δ-ρόσος, lat. ros Thau, wie das engl. horse Roß mit ἕρσῃ Thau. Aus dem Gebisse der Stute Grimfaxi trieft Thau.

Als die Friesen an dem Orte, wo Bonifaz einst die Marterkrone errungen, einen Hügel aufwarfen gegen die andringende Meeresfluth, wollten sie auch daselbst eine Kirche und ein Kloster bauen; jedoch fanden sie, daß in der ganzen Umgegend keine Quelle süßen Wassers war, dessen die Bewohner des Klosters doch bedurft hätten. Abbo, der Befehlshaber des Landes, den König Pipin dahin gesandt, nahm, als er dieß erfuhr, sogleich einige seiner Gefährten zu sich, und ritt an die Baustelle und um den Hügel, der schon vollendet war, herum, eine Quelle zu suchen. Schon hatten sie lange vergeblich sich bemüht, da sank das Pferd eines sie geleitenden Knaben *) mit dem Vorderfuße in die Erde. Schnell stürzen die andern zur Hülfe herbei, und kaum war des Rosses Fuß aus dem Boden herausgezogen, als ein Strahl klaren Wassers nachschoß, der so reichlich quoll, daß er wenige Augenblicke nachher schon einen Bach bildete. Alle kosteten und erkannten, daß es süßes Wasser war, und priesen Gott für das Wunder, welches er gethan (Wolf N. S. Nr. 19).

Der Sachsenkönig Wittekind, Wittich oder Wiking, welcher den Bekehrungsversuchen Karls des Großen so heftigen Widerstand leistete, ritt an einem heißen Sommertage in den Lübecker Bergen über die Berghöhe, worauf jetzt das Kirchdorf Bergkirchen liegt. Damals lebte er noch mit Karl im Krieg, und er erwog in

---

*) Es ist ein feiner Zug der Sage, daß nur das Pferd, welches ein Kind ritt, zum Werkzeug der göttlichen Hulfe bestimmt war, denn bekanntlich gelingt eine magische Handlung nur, wenn ein unschuldiges Wesen mit der Ausführung derselben von dem Zauberer beauftragt ist. Beispiele dieser Art in Syrien und Aegypten berichten mehrere Reisende, unter diesen auch Professor G. H. v. Schubert in seiner „Reise nach dem Morgl.“ Im christlichen Mittelalter opferte der Aberglaube Kinder, in der Meinung, sie eigneten sich wegen ihrer Sündlosigkeit besser zu einem stellvertretenden Sühnopfer. Zahlreiche Belege findet man in Daumers „Geheimn. d. christl. Alterthums.“ Noch jetzt wird in Lotterien das große Loos von einem Waisenknaben gezogen, zweifelsohne, weil man die Hand eines keuschen Menschen für glücklicher halt.

sich: welcher Glaube der wahre sey, der seiner Väter oder die neue Lehre der Franken? „Ist diese die rechte, so möchte ich ein Zeichen haben, wodurch ich gewiß würde." Es war aber gerade sehr heiß, und da sich in den Bergen kein Wasser fand, so durstete ihn und sein Pferd. Sogleich fing dieses gewaltig an mit dem Hufe zu scharren, und unter demselben hervor sprang ein klarer Quell. Und der König trank und gelobte ein Christ zu werden. Dieser Born ist noch jetzt das einzige Wasser in Bergkirchen. (Morgenblatt 1847 Nr. 163. Seite 652).

Ein Pendant hiezu wäre, was Grimm (S. 890) von Karl dem Großen erzählt. Der König war mit seinem Heer in die Gebirge der Gudensberger Landschaft gerückt. Die Krieger schmachteten vor Durst, der König saß auf weißem Rosse (wie Odin, Guden), da trat das Pferd mit dem Huf auf den Boden und eine Quelle sprudelte hervor, die das ganze Heer tränkte. Diese Quelle heißt Glisborn, ihrer klaren Fluth mißt das Landvolk große Reinigungskraft bei. Auch ist der Stein mit dem Huftritt in die Gudensberger Kirchhofmauer eingesetzt, noch heute zu sehen. Hier erscheint Karl ganz an der Stelle des alten Heervaters Wuotan, dem obersten Lenker des Krieges, der auf weißem Schlachtrosse dem Heere voranreitet. Der Gudensberg ist ein Wodansberg, kurz die ganze, von fränkischen Annalisten erzählte Begebenheit, ein Niederschlag heidnischer Mythen, so gut, als die Sage von der Gründung des Klosters Maulbronn an der Stelle, wo der Huf eines Maulthiers aus der Erde einen Brunnen hervorgestampft haben soll, obschon das Wappen der Stadt auf dieß fabelhafte Ereigniß anspielt. Ich muß hier noch einmal darauf zurückkommen, daß

das Pferd ein Symbol des Wassers ist, nicht nur in hellenischen Mythen von Pegasus und Aganippe*), und in indischen — im Sanskrit heißt das Pferd **Sri-bhratri**, d. i. Bruder der Sri (Lakschmi), weil es gleich ihr (und der Aphrodite ἱππία) aus den Wellen des Meeres hervorgekommen — sondern auch in den Göttergeschichten des scandinavischen Nordens; denn Nikur (Nix) erscheint als Apfelschimmel am Meeresstrand, und ist an den verkehrt stehenden Hufeisen zu erkennen (Grimm, Seite 458). Nikarr oder Heikkarr ist aber ein Beiname Odins (Grimm, Seite 135), ebenso wie das angels. Nikor, und auch Nikur hieß er, was dem althochdeutschen Nichus entspricht, aus dessen verkürzter Aussprache unser Nix als Bezeichnung des Wassergeistes hervorging. Daß Wuotan oder Odin wirklich auch ein nordischer Neptun gewesen seyn muß, beweist sein anderer Beiname Biflindi, d. i. der Bebende, eine Anspielung auf das Steigen und Fallen der Wellen. Wie der günstigen Wind sendende Gott auch Sturmwind ausschickt, und von den Christen nur in seinem verderblichen Wirken noch anerkannt, zum wüthenden Jäger wurde; so als Wassergott nicht mehr von den Schiffern angerufen, nur noch gefürchtet von ihnen am Johannistag, wo der Strom ein Opfer fordert. Muthmaßlich wurde in der heidnischen Zeit dem Wuotan am Sonnenwendentage — der wüthende Jäger läßt sich ja auch noch in der Johannisnacht blicken — geopfert. Im Thale bei Quedlinburg mußte man ehedem alljährlich einen schwarzen Hahn in die Bode werfen; unterließ man es, so er-

*) Wörtlich Becherstutte (v. אגן Becher und ἵππη Stutte), es gab aber noch ein Becherroß: Skyphius (v. σκύφος Becher = Schiff).

trank in demselben Jahr Einer. Das Opfer mußte auch immer zu bestimmter Frist geschehen. (Kuhn in Haupts Zeitschrift f. d. Alterth. V. S. 278). Die Schiffer und Fischer bei Küstrin in der Neumark reden ebenfalls von einem den Oderstrom beherrschenden unbekannten Wesen, das jährlich sein bestimmtes Opfer haben müsse. Wem nun dieß Schicksal zugedacht sey, für den werde der Wassertod unvermeidlich. Die Halloren zu Halle fürchten besonders den Johannistag (Grimm, D. S. Seite 79).

In Schweden, Esthland und Finnland heißt der Wassergeist Neck, dän. Nök. An die dänische Form schließt sich zunächst ein mittelalt. **nocca** (von **noceo.?**), **i. e. spectrum marinum in fluviis** an. Ursprünglich stand dieser Name in besserm Rufe. Der Schwede Afzelius stellt ihm ein günstiges Zeugniß aus. „Odin," sagt er, „war Beherrscher des Meeres, er wurde auch Nikur und Nix genannt, er soll manche Menschen in der Runenschrift und im Runengesang unterwiesen haben. (Eine Anspielung auf Wasserorakel. Auch an die Beredtsamkeit des „näßenden" Nestor ließe sich hier erinnern, der ein Sohn des weissagenden Nereus und Enkel Poseidons, des Meergotts, war). Die christlichen Lehrer warnten das Volk vor seiner Anbetung, und erklärten ihn für den Bösen selbst. Aber das Volk beurtheilte ihn in seinen Dichtungen und Gesängen milder. Er erhielt mit seinen in den Runen erfahrenen Skalden und Sängern seine Wohnung in der Meerestiefe, in Flüssen und Strömen. (Hiemit wäre also auf die sich von selbst aufdringende Frage geantwortet, wie Odin als Nix in der christlichen Sagenwelt sich so vervielfachen konnte). Dort singen sie bei ihrem Saitenspiel liebliche Gesänge von dem großen Tage der Versöhnung

und von der Erlösung, auf die sie harren (weil die Skalden die Taufe verschmähten, müssen sie im unseligen Zustand verbleiben, welcher ihnen, nach der Meinung des christlichen Erzählers, sehr peinlich seyn muß). Will Jemand die anmuthigen Töne vernehmen, so muß er zum Meeresstrande gehen, und die Auferstehung verheißen; und will Jemand vom Nix das Saitenspiel lernen, so muß er ebenfalls zum Seegestade oder zum Flußufer gehen, wo sich der Nix mit seinem Spiel hören läßt (ist die dem Wassergeist zugeschriebene Neigung zur Musik etwa eine Anspielung auf das Gemurmel der Wellen?*), und den Fluthen ein schwarzes Lamm opfern. (Die Farbe bezieht sich auf den gedachten unseligen Zustand der als Heiden verstorbenen Skalden. Auch die Griechen opferten den Manen schwarze Schafe). Dann kommt der Nix fröhlich aus der Tiefe herauf, schaukelt sich auf den Wogen und stimmt seine Harfe an und spricht: „Stimme gegen!" Der Lehrling muß nun, wie die angeschlagenen Töne angeben, nachstimmen und hierauf eben so spielen, wie der Nix. Es wird dann weithin vernommen und der Spielmann im ganzen Lande berühmt. Solche Spielleute werden bisweilen von wirklichem oder erkünsteltem Wahnsinn befallen (im ganzen Alterthum, und noch im heutigen Orient galt der Wahnsinnige für einen Propheten, daher *μαντις*, von *μαινομαι*. Die prophetischen Aussprüche wurden — weil sie rhythmisch vorgetragen, deshalb sind die Nixen musikalisch — unter krampfhaften Windungen hervorgebracht; hier muß man den Begriff Wasserorakel festhalten; eine Beschreibung derselben, wie

*) Beachtenswerth ist, daß der indische Gott der Musik Narada, wie Nereus, seinen Namen von Wasser herleitet.

sie bei den slawischen Völkerschaften stattfanden, gibt Hanusch, Myth. S. 309), wobei sie unter Zuckungen sich auf den Boden warfen, und wie rasend spielen, bis ihnen der Schaum vor den Mund tritt (ganz nach der Weise der Schamanen und Zauberer bei den heutigen Lappen), in welchem Fall irgend ein Mitleidiger herbeizueilen pflegt und mit einem Messer alle Saiten rasch zerschneidet, da dieß das einzige Mittel seyn soll, wodurch der Mann vom Tode errettet werden kann. Aber den Tanz, oder was er sonst vom Nix erlernt, darf er nie mehr spielen, sonst verfällt er wieder in jenen Zustand; und kommt ihm dann Niemand zu Hilfe, so spielt er sich in die Hölle hinein.

Die Nixen (diese Vervielfachung des Wassergeistes ließe sich aus mehrfachen Ursachen erklären, wovon später, wenn der Meerjungfrauen oder weiblichen Nixen gedacht werden soll) leben in demselben Alter, worin sie gestorben sind, fort (christliche Auffassung der Mythe), so daß es deren von jeglichem Alter gibt.

Nixenkinder spielten einst am Ufer eines Gewässers, in dessen Tiefe sie ihren Wohnsitz hatten, und die Knaben eines Pfarrers im benachbarten Dorfe gesellten sich zu ihnen, und nahmen an ihrem Spiel Theil. Da kam der Nix aus der Fluth mit seiner Goldharfe nnd griff in die Saiten, die Pfarrerskinder aber wagten es nicht, nach seiner Musik zu tanzen, sondern riefen ihm zu: „Wozu willst du hier spielen? du wirst doch nicht erlöst!" Da fingen die Nixenkinder an zu weinen, und Nix mit der Goldharfe sank klagend in die Tiefe. Das rührte die Pfarrerskinder, sie eilten zum Vater, und erzählten ihm, was sich begeben. Der Pfarrer sagte, daß sie sich an dem Nix und seinen Kindern schwer versündigt hätten, und daß diese doch noch Erlösung durch das Blut des lieben Heilands zu hoffen hätten. Da liefen die Knaben eilig hinab zum Strande, und brachten den Nixenkindern die

frohe Botschaft. Seitdem saßen die Kleinen mit ihren Goldharfen so fröhlich auf den Wogen, und spielten von der Versöhnung, daß eine Freude war, es anzuhören.

Wenn der Nix unter Brücken oder in Strömen wohnt, so wird er gewöhnlich „der Strom-Mann" (**Strömkarl**) genannt. Er spielt stets auf der Geige; und daher pflegt man von Spielleuten, die mit kräftigen Zügen spielen, in Schweden zu sagen: „Er spielt wie ein Strommann!" Seeleute, welche den Nix gesehen haben wollen, schildern ihn als einen Greis *), der auf Felsen und Klippen sitzt, mit grünem Bart, und diese Erscheinung gilt ihnen als Vorzeichen von Sturm und Unwetter. (Weil nach christlicher Auffassung Nix ein böser, schadenfroher Geist ist. Auch die Geige in seiner Hand weist, nach der Vorstellung des christlichen Mittelalters, auf dämonischen Zauber hin, daher die Spielleute verrufen waren, und Satan oft als Geiger auftritt, auch auf dem Hexensabbat fehlen sie nicht. Hier muß erinnert werden, daß schon die Inder die Tonkunst, wenn sie nicht Cultuszwecken dient, für sündhaft halten und das apokryphische Buch Henoch geradezu die Musik als eine Erfindung der Dämonen ausgibt.)

Oben wurde bemerkt, daß der Nix (Nikur) zuweilen als Apfelschimmel dem Meer entsteige, nur daß die Hufen nach hinten zugekehrt sind. Einst sollen, erzählt Afzelius, Knechte eines Bauernhofs ein solches Pferd angetroffen und ihm den Zaum angelegt haben. Sie spannten es vor die Egge und richteten mit diesem

---

*) Auch die Strom- und Meergötter der Hellenen werden stets mit grauen Bildern abgebildet, Oceanus heißt schlechtweg der „Alte", und Neptuns Enkel, Nestor, der Bruder der Nereiden, dieser Beherrscher der „sandigen" Pylos, lebt drei Menschenalter.

Pferde weit mehr, als mit einem gewöhnlichen. Als es aber zur Tränke geführt wurde, wollte es nicht eher saufen, als bis ihm der Zaum abgenommen worden, und sobald dieß geschehen war, verwandelte sich das Pferd in einen Fisch und verschwand in den Fluthen. Aus Grimms Myth., Seite 458, erfährt man, daß man in Norwegen glaube, wenn Sturm aufsteigt, ein Pferd mit ungeheuern Hufen auf dem Wasser erscheine. Aber auch eine deutsche Chronik (Letzner V., 13) berichtet, wie ein Pflüger einst einen aus dem Meer entstiegenen schwarzen Gaul vorgespannt, er sey frisch und gewaltig vorgegangen, und habe Pflug und Pflüger in den Abgrund gezogen. Auch in Schottland ist ein pferdgestalteter Wassergeist bekannt, der bei den Hochschotten Waterkelpje heißt. Man würde sehr irren, wollte man zur Erklärung dieser mythischen Wasserrosse den Pferdefuß Satans herbeiziehen, von dem der unselige Nix die schadenfrohe Gemüthsart angenommen hat, sondern es ist hier auf Odins Roß Sleipnir hinzuweisen, das Wind und Wasser zugleich verbildlichen mochte*), da ja auch Odin selbst bald als

*) Daß Rosse nicht bloß Sinnbilder der Flut, sondern auch des Sturmes waren, beweist die Abkunft der Roßzwillinge Xanthus und Balius (Iliad. 19, 400—21.) vom Windgott Boreas, und die menschenfressenden Rosse des Diomedes, welchem (als Heros aufgefaßt) Athene in der Schlacht den Nebel von den Augen scheucht, und der ihr ein Bild geweiht, weil sie auf seine Bitte die Gegend von Mothone von verheerenden Winden erlöst hatte. (Paus. IV, 35.) Er aber war nicht ein Sohn des Mars, sondern wirklich Mars, welchem die Römer im Windemonat ein Roß opferten, weil von ihm Unwetter (intemperies Cat. R. R. 141.) herkommt. Die Lacedamonier opferten auf dem Taygetus den Winden ein Pferd, und ließen die Asche durch ihren Hauch über das Land hintragen (Fest. Eq. Octobr.), die Veneter aber opferten es dem Diomedes, davon in Daunien der Ort „Argyrippa“ benannt ist.

Luftbeherrscher, bald als Wagenlenker gedacht ward. Afzelius belehrt uns: Will man sich gegen die Tücke des Nix beim Baden sichern, so muß man zuvor Stahl in's Wasser werfen, ein Messer am Strande in die Erde stecken oder eine Nadel in die Binsen. Daraus darf man aber nicht schließen, als schwäche man damit die Macht des Geistes, weil dieß „den Nix binden" (bannen) heißt, sondern nach Abstreifung der christlichen Auffassung würde man den ursprünglichen Sinn erfahren: Durch glänzendes Metall gewinnt man die Geister. Noch jetzt gilt dem Irländer — dessen Insel einst wegen der vielen der Magie obliegenden Druidenschulen die „heilige" hieß — das Eisen für heilig. Selbst Diebe haben eine Scheu, es zu stehlen. Eine irländische Sage berichtet, daß Irland seine Benennung Eisenland (**Ironland, Ireland!**) folgendem Umstande verdanke: Irland sey ehemals beständig unter Wasser gestanden, ausgenommen in jedem siebenten Jahre. Fremde Völker suchten demgemäß während jener Periode zu landen, allein sie wurden jedesmal vom gleich darauf herandringenden Meer verschlungen. Endlich kam eine himmlische Offenbarung, die Insel könne bloß dadurch den Wellen entrissen werden, wenn man, so lange das Land sichtbar, ein Stück Eisen darauf wirft. Sogleich warf ein Eroberer sein Schwert darauf. Der Zauber löste sich, und bis auf den heutigen Tag steht Ireland über dem Wasser. Es wird darum in Irland für ein Glück angesehen, wenn man Eisen findet, und der Fund, wenn er in Form eines Hufeisens vorkommt, über die Hausthüre genagelt. Auch geschworen wird bei dem „heiligen Eisen". (Ausland 1836, Nr. 179.) Also Eisen soll Irland vor Wassergefahr gerettet haben, und das talismanische Zeichen ist ein Hufeisen. Jetzt

erräth man, warum der Nix in Pferdegestalt zwar Hufeisen hat, aber verkehrt angebracht, was wohl so viel sagen will, als: Im Wasser braucht das Pferd kein Hufeisen, es ist aber ein heiliges Zeichen, darum darf es nicht vermißt werden, und seine umgekehrte Richtung deute an, daß es nicht eine profane, sondern talismanische Bestimmung habe. Es ist ein „heiliges Eisen." Dieß bestätigt auch ein anderer Zeuge im Morgenblatt 1841, Nr. 159, Seite 635: „Die Irländer hängen „for good luck" (als Glück bringendes Symbol) in ihren Wohnungen einen Pferdehuf auf" (vermuthlich nicht ohne das Hufeisen). Muthmaßlich herrschte dieses Sinnbild auch bei andern nordischen Völkerschaften. Daß es dem Odindienst nicht fremd gewesen, bezeugt eine alte, von Wedderkop (Bilder aus dem Norden II. Seite 239) mitgetheilte Sage noch in ihrer jetzigen christlichen Fassung:

Der Swea-König Olaf Skötkonung (Schoßkönig) war durch Ethelred, den König von England, dem Christenthum geneigt worden. Er bat ihn um christliche Lehrer. Da kam Bischof Sigfried mit drei von gleichem Eifer beseelten Männern nach Schweden. Sie landeten an der Küste Smälands, und schlugen ihr erstes Nachtlager in Werjö auf. Hier sah der Mann Gottes im Traum eine Schaar Engel. Sogleich beschloß er, hier eine Kirche zu bauen. Die Heiden hinderten die Ausbreitung seiner Thätigkeit, und einer, Namens Gunnar Gröpe, ließ drei Missionäre: Winaman, Unaman und Sunaman, aufgreifen, enthaupten und ihre Köpfe in's Meer senken. Sigfried ging sehr betrübt Nachts am Ufer auf und ab, seufzte und betete. Siehe, da erblickte er drei Lichter, die wie aus der Tiefe emporstiegen, und sich dem Ufer näherten. Die Wellen führten einen Eimer zu seinen Füßen, er erkannte darin die Köpfe seiner Freunde, und über ihnen schwebten die Lichtflammen. Und der eine Kopf öffnete den Mund zur

Rede und sprach: „Es soll gerächt werden!" — Der andere Kopf: „Wann?" — Der dritte antwortete: „An Kindern und Kindskindern!" Bald kamen die von Olaf ausgesandten Männer, um Gericht zu halten über Gunnar und seine Mitschuldigen, die jedoch auf Sigfrieds Fürbitte begnadigt wurden; zur Strafe ward ihnen auferlegt, die Domkirche in Wexiö zu erbauen, die noch jetzt zur Erinnerung an diese Begebenheit drei abgehauene Köpfe im Wappen führt. Auch hängt in der Kirche ein Hufeisen von Odins Roß Sleipnir, zur Erinnerung folgender Begebenheit: Als hier nämlich zum Erstenmal die Glocken zur Messe riefen, ritt gerade Odin über die Berge, sein Roß erschrack *), und schlug mit seinem gewaltigen Hufe den Fels, der noch die Spur bewahrt, das Eisen aber fiel ab. Der See, welcher die Häupter der drei Märtyrer aufgenommen hatte, heißt noch jetzt der Heiligensee (**Holgasjö**).

Der See hat aber seine Benennung nicht von den christlichen Märtyrern, sondern von dem Tempel der zwölf Asen, der auf einer Insel Helgö im See gestanden. Hier soll sich auch der Weg zur Unterwelt befunden haben. Die zwölf Asen sind Söhne, vielmehr Prädicate Odins. Daß also dieser hier verehrt worden sey, ist gewiß, und in welcher Eigenschaft? Dieß läßt der See in Verbindung mit dem Hufeisen errathen. Die christlichen Märtyrer wurden von den Heiden offenbar dem beleidigten Landesgotte geopfert und ihre Häupter darum in den See geworfen. Als aber die Kirche den alten Göttertempel verdrängt hatte, wollte man die Erinnerung an die frühere Heiligkeit des Ortes bei den Neubekehrten fest halten, und hängte das heidnische Heilszeichen, das Hufeisen, dieses Unterpfand gegen Wassersnoth, in der Kirche auf. Die Richtigkeit dieser

*) Die dämonischen Wesen können Glockengeläute, weil es zum christlichen Gottesdienste ruft, nicht ertragen.

Deutung, und wie weit nach Deutschland hinein die Heiligkeit dieses Odinszeichens verbreitet gewesen seyn muß, ergibt sich aus folgenden Sagen:

Bei dem Bau der Stephanskirche zu Tangermünde halfen vorzüglich zwei Gewerke, das der Hufschmiede und das der Schuhmacher. Zum Andenken daran findet man außerhalb an der Südseite der Kirche ein Hufeisen und eine eiserne Schuhsohle eingemauert. Ersteres zeigt an, daß bis so hoch die Schmiede die Kirche gebaut haben, und die Schuhsohle, daß bis dahin, von dem Hufeisen an, die Arbeit der Schuhmacher reicht *).

In der Kirche des Pfarrdorfs Schwarzenstein im Rastenburger Kreise des Regierungsbezirks Königsberg hängen zwei Hufeisen, sonst eiserne, jetzt hölzerne, als Wahrzeichen folgender Sage: Im Dorfe Eichmedien, eine Meile von Rastenburg, im Seunsburger Kreise des Regierungsbezirks Gumbinen, lebte eine Wirthin, welche die Zeche der Bauern gern mit doppelter Kreide anrechnete. Als vier Gäste sie deßhalb eine Betrügerin schalten, betheuerte sie ihre Ehrlichkeit dadurch, daß sie die Hand zum Eid aufhub, und sprach: „Ist da mein Brettchen nicht richtig, so reite der Teufel leibhaftig mich selber noch heute!" Der Böse nahm sie sogleich beim Wort, und ritt auf der Stute hohnlachend zum Dorfe hinaus. Er jagte im Sturze nach Schwarzenstein, als wollte er sein Pferd beschlagen lassen. Der aus dem Schlafe getrommelte Schmied entschuldigte sich: es sey Mitternacht, da beschlägt man keine Pferde, auch sey das Feuer auf seinem Herde verlöscht. Der Teufel legt sich auf's Bitten, meint, sein Gaul habe schon am Hufe Schaden gelitten, weil er das Eisen zu lange entbehren mußte. Er versprach auch, gut zu bezahlen, wenn die Arbeit rasch von Statten ginge. Da ließ sich der Schmied willig finden. Als er aber das Pferd am Hufe erfaßte, hub es plötzlich zu reden an: „Herr Vetter! sachte, sachte, ich bin ja die Krügersche." Der Schmied

*) Geschichte der Stadt Tangermünde von Pohlmann und Stöpel S. 212.

erschrack darüber so, daß er troß Bitten und Fluchen nicht mehr recht fort kann, und ehe er das dritte Hufeisen vollendet hatte, krähte der Hahn, und allsogleich bekam die Wirthin ihre menschliche Gestalt wieder. Die beiden fertigen Hufeisen wurden zur Warnung in der Kirche zu Schwarzenstejn angebracht *).

Zu Ellrich waren ehedem an der Thüre der alten Kirche vier Hufeisen festgenagelt; seit die Kirche eingefallen ist, werden sie in des Pfarrers Wohnung aufbewahrt. Vor alten Zeiten soll Ernst Graf zu Klettenberg eines Sonntagmorgens nach Ellrich geritten seyn, um dort durch Trinken den ausgesetzten Ehrenpreis einer Goldkette zu gewinnen. Er erlangte auch den Dank vor vielen Andern und, die Kette über den Hals angethan, wollte er durch das Städtlein nach Klettenberg zurück. In der Vorstadt hörte er in der Niklaskirche die Vesper singen; im Taumel reitet er durch die Gemeinde bis vor den Altar; kaum betritt das Roß dessen Stufen, so fallen ihm plötzlich alle vier Hufeisen ab, und es sinkt sammt seinem Reiter nieder **).

Keine dieser drei Sagen läßt sich in ihrer Erklärung dieses wunderlichen Kirchenschmucks auf ein Geständniß der Wahrheit ein. Ehe man eingestehen mochte, daß Odin in derselben Kirche, die auf den Trümmern seines Tempels erbaut worden, noch durch sein altes Erkennungszeichen an die heimliche Fortdauer seines alten Ansehens erinnere, lieber überredet man die Nachwelt, daß Hufschmiede und Schuhmacher bei einem Kirchenbau beschäftigt werden; daß eine Frau sich in eine Stute verwandle; daß eine zum Gottesdienst versammelte Gemeinde einen Trunkenen mit seinem Pferde bis zum Altar reiten lasse, ohne daß auch nur Eine Hand dem Unfug zu wehren sich empor hebe. Offenbar ge-

*) Zichnert Volksſ. II. S. 91.
**) Grimm D. S. Nr. 354.

hörte die eiserne Schuhsohle in der ersten Sage dem Odin, wie das Hufeisen seinem Rosse; der Teufel, welcher in der zweiten Sage seine Stute um Mitternacht beschlagen lassen will, ist Odin als Helljäger und das Märchen nur Travestie von **Fornmana Sögur 9, 56. 175**, wo Odin Abends als Reitersmann bei einem Schmiede einkehrt und sich das Roß beschuhen läßt. (Grimm Myth. S. XXXV.). In der dritten Sage verräth sich der trunkene Reiter selber als Odin, der in sein Haus einzieht, denn die Kirche ist dem h. Nicolas geweiht, für dessen Pferd die Kinder am Nicolasabend in ihre Schuhe Hafer füllen, weil diese Aufmerksamkeit ehedem dem Pferde des Odin erwiesen wurde (Geijer Schwed. Gesch. I. S. 110). Nix und Nikur haben wir vorhin als Prädicate Odins in seiner Eigenschaft als Wassergott kennen gelernt. Nick heißt in England der Teufel, aber auch Niklas, der als Klaos, Kluas ein Kinderschreck, wie Knecht Ruprecht und der wüthende Jäger. Was nun Odin als Nix, Nik betrifft, so muß man wissen, daß Nicolas auch ein Patron der Schiffer ist. In seiner Kapelle auf der Insel Minorka findet man, wie Armstrong berichtet, Votivtafeln, der vom Schiffbruch Erretteten. Die obenerwähnte eiserne Schuhsohle erinnert an das Todtenschiff Naglfari, das aus Nägeln todter Menschen zusammengesetzt ist. Wasser ist aber nicht nur auflösendes, sondern auch schaffendes Element, und so führt Odin, „zu dem alle Todten eingehen," durch den Tod zur Wiedergeburt. Darum ward der Schuh, wie das Schiff, ein Becher des Heils. Wirklich kennt die Edda neben dem Naglfari auch ein Lebensschiff (**Skidbladnir**). und die christliche Legende läßt den heil. Nicolaus die zerstückten Glieder dreier Knaben in einem Taufbecken sich wieder zusammenlesen und ihn

die Kinder in's Leben zurückrufen. Was endlich den mystischen Schuh anbetrifft, so gehörte er ursprünglich Odins letztem Sohn, dem Asen Vidar, welcher dem Dezember vorsteht, in welchem Monat das Fest des h. Nicolaus gefeiert wird. Vidars Schuh war das Gegenstück von Naglfari, es war aus den Lederstücken gemacht, welche die Menschen aus ihren Schuhen für Zehen und Fersen schneiden, und für den Schuh Vidars sammeln. (Ueber den Schuh als Heilszeichen s. Mone, Eur. Heidth. I. S. 455).

Zu Prezen, einem Dorfe zwischen Münden und Bückeburg, erhebt sich da, wo früher das Schloß Arnd gestanden, ein Kirchlein; vor der Kanzel erblickt man Arnds Bildniß, mit einer Lanze in der Hand und ein Opferferkel in Stein gehauen. Zwischen die Schalllöcher am Thurm ein Götzenaltar, ebenfalls in Stein gebildet, mitten vor dem Thurm das Bildniß von Arnd zur Linken, das seiner Gattin zur Rechten, in der Mitte ein Schwein in der Flamme auf den Altar, den Mond in Kugelform gerade darüber, die Sonne in Kugelform schief in der Höhe darüber eingemauert. Das Alles ist jetzt noch zu sehen, nur ist der Stein geborsten. Die Sage berichtet: Arnd sey ein Seeräuber gewesen, und damit man seine Spur verfehle, ließ er seinem Pferde die Hufeisen verkehrt einsetzen. Auf seinem Schlosse opferte er in einer gewissen Jahrszeit der Sonne ein Schwein. Als Karl der Große die Heidenbekehrer in's Land brachte, hätten diese des versteckten Arnd Abwesenheit benützt, um seine Gattin zu bekehren, die nun eine Kirche baute, und zum Abscheu erregenden Andenken ihres vormaligen Heidenthums jene auf Götzenopfer und Gestirndienst bezügliche Handlungen durch den Meißel verewigen ließ *).

Da es nicht wahrscheinlich ist, daß Arnds Gattin ihre eigene Schmach durch den Stein auf einem Kirch-

*) Dollen Bibl. hist. Schaumburg. p. 418—428.

thurm verewigen wollte, auch auf die Mißbilligung ihres etwa wiederkehrenden heidnischen Gemahls gefaßt seyn mußte, endlich man verlegen ist, wie man die verkehrt eingesetzten Hufeisen mit Seeräuber ein Einklang bringen könne — denn eine Landratte ist keine Wasserratte — so lege ich folgende Deutung Unbefangenen zur Prüfung vor: Das Opferschwein, die Bilder von Sonne und Mond beziehen sich auf das, dem Odin in einer gewissen Jahrszeit, wo beide Himmelslichter in Conjunction sind, geopferte Schwein. Der Gott ist, wie oft, auch hier sein eigener Priester. Arnd ist nämlich Odin, dessen Roß ebenfalls verkehrt eingesetzte Hufeisen hat, wenn es — aus dem Wasser hervorsteigt (siehe S. 86). Nun ist auch Arnds Seeräuberei begreiflich. Er ist der Nikr oder Nix, der jedes Leben, das sich auf sein Gebiet wagt, als seine Beute betrachtet. Durch Opfer sühnt man ihn. Oben haben wir von Odins Adlergestalt auf der Flucht vor einem Riesen gesprochen (siehe S. 73). Der Aar soll sich auf die Winterstürme beziehen, zur Zeit, wo das Julschwein geschlachtet wird. Die Adlerhaut, des Aar(s He)md, wurde verkürzt Arnd ausgesprochen, sowie aus dem gleichbedeutenden **Arnar ham** verkürzt Arnim wurde. Somit wäre auch die Etymologie vom Arendsee in der Altmark gegeben, welche die von Grimm (**Nr. 111**) mitgetheilte Sage so faßt, als hätte eine Frau, nach Versenkung eines alten Schlosses in die Erde, an der Stelle, wo jetzt ein See sich befindet, ihrem Manne, dem von der ganzen Bevölkerung nebst ihr einzig Geretteten, zugerufen: „Arnd sieh!" (denn dieß soll sein Name gewesen seyn). Offenbar war dieser See ehedem dem Arnd, d. h. dem Wassergeist (oder Seeräuber), Odin, Wuotan geheiligt, daher nach ihm benannt.

Die Flamänder gingen in ihrer Verehrung des Hufeisens noch bedeutend weiter, indem sie deßhalb sogar Jesum auf die Erde herabkommen lassen.

Sanct Elip war ein Hufschmied. Er verstand seine Kunst so wohl, daß er sich ein Schild machen und über seine Thüre setzen ließ: „Elip, ein Meister über alle Meister." Solcher Hochmuth ärgerte den lieben Gott, er sandte also Jesum auf die Erde, um Elip zu bestrafen. Jesus ritt auf einem Sonnenstrahl nieder, nahm ein Schurzfell und band sich das vor. Auch schwärzte er Arme und Gesicht, so daß er wie ein Schmiedegesell aussah. So trat er vor Elip's Thür, las das Schild und lachte. Elip ärgerte sich darüber und meinte, das Schild prahle nicht, da er Proben seiner Meisterschaft gegeben. Da fragte Jesus, wie viel Zeit brauchst du, um ein Hufeisen fertig zu machen? Elip lachte und antwortete: „Hoho, das stecke ich nur dreimal in's Feuer, so bin ich fertig damit." „Das taugt nichts," sprach Jesus, „einmal ist's genug," aber Elip wollte es nicht glauben. Da kam ein Reiter herangeritten, und Elip sprach: „Da, Gesell, dem Pferde fehlt ein Eisen, ich sehe es ihm an; du kannst nun deine Kunst zeigen." „Gut," sprach Jesus. Der Reiter ritt vor die Thüre der Schmiede, stieg ab und bat Elip, das Pferd am Hinterfuß zu beschlagen, und Elip sprach: „der Gesell da wird es thun." Indem kam Jesus mit einer gewaltigen Scheere und schnitt dem Pferde das Bein ab. Darob erzürnte der Reiter und schrie: „Was verdirbst du mir mein Pferd?" Aber Jesus sprach: „Ich will schon das Bein wieder ansetzen;" und mit den Worten nahm er das Bein mit sich in die Schmiede, und schraubte es dort im Schraubstock fest, hielt das Eisen nur einmal ins Feuer und nagelte es ganz gemächlich auf den Huf. Dann nahm er das Bein wieder auf und setzte es dem Pferd wieder an. Dieses lief noch einmal so schnell als vordem, und der Reiter gab Elip ein großes Stück Geld. Der sprach nun zu Jesus: „Ich sehe, du bist ein wackerer Gesell, willst du bei mir in Dienst treten?" „Warum nicht?" sprach Jesus, und sie wurden des Lohnes einig, und Elip sandte alsbald

den neuen Gesellen zur Stadt, um Eisen zu holen. In der Zwischenzeit kam aber ein zweiter Reiter, dessen Pferd fehlte auch ein Eisen, wofür Elip ein neues aufnageln sollte. Elip lief alsbald in die Schmiede, holte die große Scheere und schnitt dem Pferde das Bein ab. Darob erzürnte der Reiter und schrie: „Was verderbt ihr mir mein Pferd? da seht, wie das Blut läuft." Elip aber lächelte: „Laßt mich nur machen, ich will's schon wieder ansetzen." So ging er in die Schmiede, hielt dreimal das Eisen in's Feuer, und nagelte es auf das festgeschraubte Bein. Als er damit fertig war, kam er wieder heraus und wollte das Bein wieder ansetzen, aber das ging nicht, das Bein fiel immer herunter, wollte nicht halten; der Reiter tobte und faßte Elip beim Halse, um ihm den Nacken zu brechen. Da kam Jesus zu rechter Zeit mit dem Eisen aus der Stadt zurück, und Elip rief ihn um Hilfe an. Jesus nahm das Bein und sagte dem Reiter, er solle Elip lassen, denn der Schaden könne wieder geheilt werden. Alsdann setzte er das Bein wieder an, das Pferd sprang und wieherte vor Freude, und der Reiter bezahlte seine Schuld und ritt weg. „Siehst du nun, daß du kein Meister über alle Meister bist?" sagte Jesus, und Elip gestand es mit ärgerlicher Miene ein, ging zu seinem Schilde, nahm seinen großen Hammer und schlug es in Stücke (Wolf D. S. Nr. 17).

Mit unbedeutender Abweichung findet sich dieser Schwank in den von Abjörnsen und Jörgen Mon herausgegebenen Norwegischen Mährchen (Nr. 21.) wieder, daher Odins Einkehr beim Schmied auch hier zu Grunde liegen könnte.

Oben war davon die Rede, daß Odins Roß seinen Huf in einen Felsen abgedrückt habe (siehe Seite 87). Seitdem hat sich dieses Mirakel sehr oft wiederholt. Auf den Mauerwällen der Nürnberger Veste zeigt man noch die eingedrückten Hufen vom Rosse, das Eppo von Gai-

lingen, Herr auf Gailenreuth*), ritt; nicht minder berühmt ist der Sprung des Landgrafen Ludwig von Thüringen über die Saale vom Schlosse Giebichenstein bei Halle, der Sprung des Herrmann von Trefurt vom Hallerstein, der Sprung des Thalmann von Lunderstatt, die Roßtrappe im Harz, und jene bei Bodenstädt, unfern von Salzwedel, der Collmannsprung in Irland, der böhmische Schemik, den der Ritter Horimir ritt rc. Man könnte hier auf Wittichs Roß in der nordischen Heldensage hinweisen, aber Odins Schimmel**) steht uns noch näher. Mancher dieser Sprünge dürfte historisch seyn, aber wo die Spur des Pferdehufs, in Felsen eingedrückt, vorkommt, ist sie gewiß Ueberrest heidnischer Talismane (Heilszeichen). Es ist ganz dasselbe, ob die „fließende" Rhea mit einem Stabe aus dem Felsen Wasser entlockt***), oder ob Neptuns Dreizack (die Wünschelruthe?) ein Roß aus der Erde sprießen läßt †), oder ob Neptun in Thessalien das „Becherroß" Skyphius ††) aus einem Felsen geschlagen, oder ob Odin, der als Wassergeist zuweilen selbst des Rosses Gestalt annimmt, mit dem Hufe seines Rosses den Felsen

---

*) Sollte Eppo ein verloren gegangenes deutsches Wort seyn, das mit ἵππος (Roß) ebenso verwandt und gleichbedeutend ist, wie „Stute" mit στητη? Dann dürfte Gailenreuth den Gaulreiter bedeuten. Allein Gailing bedeutet im Altdeutschen: Heiling, und dies könnte auf das talismanische Roß sehr wohl bezogen werden Das Zeichen in Nürnbergs Mauer wäre demnach ein mißverstandener Talisman gewesen.

**) Seltsam, daß auch sämmtliche hier erwähnten Rosse als weiß geschildert werden, wie das Roß Swantewits, Georgs rc.

***) Callimach. h. in Jov. 10. 16. 29. cf. Apollon. Rh. 1, 1146.

†) Virg. Georgic. 1, 12.

††) σκυφος: Schiff, vgl. Eust. Odyss. 1, 174: νῆες ἵπποι ἁλός.

zeichnet. Es ist ein Talisman gegen Unfruchtbarkeit.

Der Pferdehuf in jenem Felsen bei Lüttich, welcher, wie jener oberhalb des Dorfes Couillat bei Charleroi, und der dritte bei Dinant, ein Denkzeichen Bayards, des Rosses, das eines der vier Haimonskinder ritt, seyn soll (Wolf, Niederl. Sag., Nr. 71, 72 74), bedarf also keines Commentars. Ein Hufeisen in Stein beim Gute Ludwigsburg und die Roßtrappe bei Segelberg bildeten ebenfalls Volkssagen (Müllenhof, Schleswig-Holstein Nr. 193., 544). Auch sonst wurde des Rosses Bild als Talisman verwendet, denn die Assendelftner hatten einen Hengst in der Flagge, angeblich, weil er ihnen durch das Wasser zugeschwommen (Wolf, Niederl. Sagen, Nr. 303). Auch das Dorf Berthem hat ein Roß im Wappen. Es soll Bayard gewesen seyn, den Adelard, der älteste der Haymonskinder, der Abtei von Corvey schenkte (Wolf, Niederl. Sagen Nr. 75).

Fast im ganzen heidnischen Europa galt das Pferd als zauberhaftes Thier, ursprünglich im guten Sinn, denn es war dem Odin, wie bei den Slawen dem Lichtgott Swantewit geheiligt. Es gab Orakel (Tacit. Germ. X: equorum praesagia ac monitus experiri — hinnitus ac fremitus observant) wie bei den alten Persern, wo es dem Darius durch Wiehern zur Krone verhalf; und die weissagenden Rosse des Achilles; die vom Sonnengott Surya abstammenden Roßzwillinge der indischen Mythe, welche, wie der pferdefüßige Chiron, sich der Heilkunde beflissen, bezeugen, daß im ganzen Heidenthum das Roß über Leben und Tod, Krieg und Frieden befragt wurde. Bei den heidnischen Pommern und Esthen entschied des dem Gott geheiligten Rosses Huftritt über kreuzweis gelegte Speere von einer bestimmten mystischen Zahl des Krieges Aus-

gang, ob der Gefangene geopfert werden solle. Diese wichtige Bedeutung des Rosses im heidnischen Cultus erhielt sich an einigen Orten, selbst in der christlichen Kirche ungeschwächt fort, wie folgende Sagen bezeugen:

Als die Kirche zu Delve in Norderditmarschen gebaut werden sollte, und man keinen Platz wußte, kam man überein, daß man ein Marienbild auf eine bunte Stute (Venus equestris!) binden und das ausgehen lassen wollte. Wo man es aber des andern Morgens fände, da sollte gebaut werden. Das Pferd stand am andern Morgen in einem Dornbusch. Nachdem man diesen mit vieler Mühe niedergeworfen und hinweggeschafft, baute man das Dorf dahin, und nannte die Kirche: Unse leve Fru up dem Pferde (Unsere liebe Frau auf dem Pferde.)
Im Norden von Alversdorf im Süderditmarschen liegt eine weite Heidestrecke, wo in alter Zeit das reiche Dorf Imenstede lag, das später der Krieg zerstörte. Die Einwohner wollten sich nun einen andern Wohnplatz suchen, und man kam nach langem Suchen überein, einen Schimmel laufen zu lassen, wo der stille stehe, sollen Dorf und Kirche gebaut werden. Das Pferd ging fast eine halbe Meile südlich und fing im Osten von Beek, der Gieselau, auf einem grünen Platz bei einem Fliederbusch an zu grasen. Da erbaute man die Alversdorfer Kirche, und der Fliederbusch war westlich davon auf dem Kirchhof noch vor wenig Jahren zu sehen. — Aber auch die Tellingsteder haben den Platz ihrer Kirche auf diese Weise gefunden, den Süderhastedern zeigte ein Schimmel den Bauplatz für ihre Kirche. Auch in Jevenstede bei Rendsburg hat man nach langem Streit das weiße Pferd gehen lassen, und es am andern Morgen in einem Sumpfe gefunden, daher auch die Kirche und ein großer Theil des Dorfes noch in einer Niederung liegt (Müllenhof Schlesw. Holst. Nr. 137. 138).

Gewöhnlich wurde aus dem Blute des geopferten Rosses geweissagt. Nur der Kopf des Thieres wurde nicht von den Opfernden verzehrt, sondern gehörte der

Gottheit, daher schreibt sich die talismanische Wichtigkeit des Pferdeschädels. Man steckte ihn im alten Norden auf die sogenannte Neidstange, mit dem aufgesperrten Rachen nach der Gegend hin, von woher der Feind erwartet wurde, und glaubte den Feinden zu schaden (**Saxo Gr. V. p. 75**, vergl. Suhms Fabelzeit I. S. 317), oder sich gegen dämonische Einflüsse zu wahren. Bei den Wenden herrschte ähnlicher Brauch. Man wollte mit den aufgesteckten Pferdeköpfen Seuchen abhalten (Prätorius Weltbeschreibung II. S. 163). Im Lüneburgischen, Holsteinischen, Mecklenburgischen, Pommerschen ꝛc. ist es noch jetzt Sitte, daß die Bauerhäuser auf dem Giebel geschnitzte Pferdeköpfe haben. Die auswärts schauenden Häupter sollten von den Häusern Unheil abhalten. Die Dörfer, welche zum Amt Schwarzenbeck gehören, hatten früher auf ihren Hausthüren gemalte Schimmel (Müllenhof Seite 88). Aus dieser heidnischen Sitte deuten sich folgende Sagen:

In Glückstadt wurde die Frau eines vornehmen Mannes mit großem Gepränge begraben. Nachts wurde von dem habsüchtigen Todtengräber die Leiche wieder ausgegraben, und der Sarg von ihm geöffnet, um ihr die Ringe abzuziehen. Als er den Deckel abnahm, richtete sich die Frau auf. Er entfloh, sie aber nahm den Weg nach dem Hause ihres Mannes und klopfte an's Hausthor. Ein Diener öffnete; erschrocken eilte er zu seinem Herrn, um die verstorbene Frau anzukündigen. Der aber antwortete: „Ebenso wenig als meine beiden Schimmel kommen und die Treppe hinaufgehen, ebenso wenig wird auch meine Frau wieder kommen.“ Kaum hatte er ausgesprochen, so kam's trip trap die Treppe herauf, und die beiden Schimmel waren auf dem Boden. Da ließ der Mann öffnen, und sieh, seine Frau war wirklich da. Der Mann ließ nun zum Andenken an das Geschehene oben neben der Treppe im Hause zwei Schimmelköpfe malen, die noch lange zu sehen waren (Müllenhof Schlesw. Holst. Nr. 554).

Richmuth von Adocht's, eines reichen Burgermeisters zu Köln Ehefrau, wurde begraben. Nachts öffnete der Todtengräber das Grab, um der Leiche die Ringe abzuziehen. Die Frau wand sich aber aus den Grabtüchern los, trat heraus und ging auf ihre Wohnung zu, wo sie den Hausknecht beim Namen rief. Sie erzählte dem Erschrockenen mit wenigen Worten, was ihr wiederfahren. Der Diener meldete nun dem Herrn: „Unsere Frau steht unten vor der Thür und will eingelassen seyn.“ „Ach,“ sagte der Herr, „das ist unmöglich, eher würden meine Schimmel oben auf dem Heuboden stehen!“ Kaum hatte er das Wort geredet, so trappelte es auf der Treppe und dem Boden, und sieh, die sechs Schimmel standen oben alle beisammen. Die Frau hatte nicht nachgelassen mit Klopfen, nun glaubte der Burgermeister, daß sie wirklich da wäre. Mit Freuden wurde ihr aufgethan. Den andern Tag schauten die Schimmel noch aus dem Bodenloch, und man mußte ein großes Gerüste anlegen, um sie wieder heil und lebendig herabzubringen. Zum Andenken an dieses Wunder hat man Pferde ausgestopft, die aus diesem Hause zum Boden herausgucken (Groote's Kölner Taschb. f. altd. Kunst 1816).

Zu Dünkirchen lebte ein reiches Ehepaar in herzlicher Liebe zu einander. Als die Frau nun starb, ließ sie der trauernde Wittwer köstlich kleiden, steckte viele goldene Ringe an ihre Finger und ordnete ein feierliches Todtenamt an, nach dessen Ende man sie in der Kirche einsenkte. Der Todtengräber machte sich aber in der Nacht auf, ging in die Kirche und öffnete das Grab, um der Frau die Ringe von den Fingern zu ziehen. Als er dieß nicht vermochte, zog er ein Messer aus der Tasche, um ihr die Finger abzuschneiden. Er hatte kaum einen leisen Schnitt gewagt, als die Frau zuckte und sich erhob, denn sie war nur scheintodt gewesen. Den bestürzten Todtengräber tröstete sie: „Bekümmert euch nicht, ich danke euch ja mein Leben, was den Finger betrifft, so kann ich sagen, ich hätte ihn abbeißen wollen.“ Da half der Getröstete ihr aus dem Grabe, und sie ging nach Hause und klopfte an der Thüre. Ihr Mann trat an's Fenster und fragte: Wer ist da? — Ich bin es, deine Frau, öffne mir doch die

Thüre. — Das kann ich nicht glauben, eher ist möglich, daß meine Pferde hinauf auf den Söller laufen und zum Fenster hinausschauen. — Kaum hatte er das Wort gesprochen, als er die Pferde auf der Treppe hörte, und, ihnen nachlaufend, sah, daß sie den Kopf durch's Fenster steckten. Da eilte er hinunter und öffnete seiner Frau und drückte sie unter vielen Thränen an's Herz. Zum Andenken daran ließ er zwei Pferdeköpfe in Stein hauen, und diese an der Höhe des Giebels neben den Söllerfenstern einmauern, wo sie noch jetzt zu schauen sind (Wolf N. S. Nr. 536).

Auch in Danzig werden zwei aus dem Bodenfenster eines Hauses schauende Rosse durch eine Sage erklärt (Karl, Danz. Sagen II. Seite 31) und ein ähnliches Wahrzeichen in Magdeburg hat Ziehnert (Preußische Volkssagen I. S. 113) in Versen verherrlicht.

Nach den Jahrbüchern des Mecklenburger Vereins (II. S. 118) sind die an jenem Giebel des Daches kreuzweise angenagelten Pferdeköpfe eine Erinnerung an die heiligen Rosse der Alten. Heinrich Schreiber (Taschenb. f. südd. Gesch. 1840 S. 240 ff.) hat auch im romanischen Rhätien am Giebel der ältern Häuser zwei hölzerne, gegen einander springende Pferde bemerkt. Auf seine Frage nach deren Bedeutung erfolgte die Antwort: es sey eine uralte Verzierung, wovon man keinen Grund angeben könne, ehedem habe man sie aber an jedem Hause gehabt. Ein mitreisender Engländer versicherte den Verfasser, daß er dieselbe Verzierung auch bei den Kimmern in Wales vorgefunden habe. In Holland hängt man einen Pferdekopf über Schweinställe, in Mecklenburg wird er dem Siechen unter's Kopfkissen gelegt, in Dublin in das Johannisfeuer geworfen, um bösen Zauber abzuhalten *). Alles dieß

*) Der Rauch der Johannisflamme soll die Raupen vertreiben,

hängt mit den Pferdeopfern der heidnischen Völker zusammen. Ausschließung von denselben galt als eine indirecte Lossagung vom väterlichen Glauben. Als König Hakon Adelstan in Norwegen das Christenthum einführen wollte, verlangten die Bauern, daß er Pferdefleisch esse, als Beweis, daß er der alten Religion treu bleiben wolle. Da er sich weigerte, wollten sie ihn todtschlagen. Wie er sich aber im folgenden Winter dazu bequemte, ein paar Mund voll Pferdefleisch zu essen, sahen sie ihn für rechtgläubig an. (Suhm in Gräters „Bragur" VII. S. 120). Als Inge, Stenkils Sohn, den Schweden das Christenthum aufdringen wollte, und dadurch die Krone einbüßte, wurde sein Schwager Sven zum König gewählt, weil er sich erbot, die Opfer aufrecht zu erhalten. Ein Pferd ward sogleich bei der Gerichtsversammlung vorgeführt, in Stücke zerhauen, für das Opfermahl vertheilt und das Opferholz mit dem Blute bestrichen. Davon hieß der neue Herrscher Blot-Sven (von blota, opfern), weil er dem Pferdeopfer die Herrschaft über die Schweden verdankte (Geijer, Geschichte Schwedens S. 135). Die vielen Pferde ohne Kopf, die uns in den Geistersagen begegnen, erklären sich daraus, daß ihr Haupt nach dem Opfer vor dem Tempel aufgesteckt ward. Seit aber das Christenthum die Götter für Dämonen ausgab — weshalb auch der Chronist Thurocz von den Pferdeblut trinkenden Ungarn den Ausdruck gebrauchte: Libaverunt se daemoniis — ist das Roß des Teufels und der Hexen Reitthier geworden, und nicht bloß Rappen, sondern sogar Schimmel, die ehedem den Lichtgöttern

---

die Asche wird darum auf die Felder gestreut; da wird man unwillkührlich an Plinius (IX. 10.) erinnert: Palo imponuntur in hortis ossa capitis ex equino genere.

geweihten Thiere*), erscheinen jetzt nicht selten in Volkssagen als Teufelsspuck, und bei Wolf (Deutsch. Sag. Nr. 141.) liest man von einer Frau, die sich durch „Hufeisen auf Händen und Füßen" als Hexe verrieth.

Das Pferd wurde seitdem, was es schon bei den Hellenen war, ein plutonisches Thier. In mehrern Sagen kündigt ein Nachts umlaufender Rappe, wenn er mit seinem Kopfe an eine Hausthier stößt, einem der Hausbewohner baldigen Tod an. Wie die Valkyrien, erblickt man auch den Tod zu Rosse. Er setzt die Entseelten, seine Beute, auf sein Roß. Wem fällt hier nicht Bürgers „Lenore" ein? In Dänemark sagt man von einem Genesenen: er hat dem Tod für sein Roß einen Scheffel Haber geopfert und ihn damit besänftigt. (Thiele, dänische Volksf. I. S. 138). Somit wäre die Habergabe für das Roß des h. Nikolas, dieses unter dem Namen Klaas, Klaus bekannten Kinderschrecks erklärt, da sein Fest in die Zeit fällt, wo das Jahr abstirbt. Nikolaus bedeutet ohnehin den alle „Völker bezwingenden (Νικο-λαος) Tod," und war ursprünglich ein Prädicat Pluto's, der auch bloß „Bändiger" (Δαμασ-τωρ) und „Vielbändiger" (Πολυδαμας) hieß. Der Schuh, in welchen die Kinder den Haber legen, ist schon oben als Todtenschiff und Lebensschiff zugleich gedeutet worden (vergl. S. 90). Durch diese Gabe wollte man den Tod versöhnen und sich das Leben erkaufen. Auf der Insel Möen liegt ein Wald, Namens Grünewald. In ihm jagt nächtlich der „Grönjette" zu Roß, das Haupt unter dem linken Arm (anspielend

*) Es waren deßhalb weiße Rosse zum Profangebrauch verboten. Noch in den christlichen Legenden reiten die Heiligen (Georg, Michael, Martin) auf weißen Rossen, die preußischen Wenden haben sogar ihrem Apostel, dem Bischof Adalbert, ein solches zugeschrieben.

auf die Unsichtbarkeit der Todten), einen Spieß (anstatt des Todespfeils) in der Rechten, eine Meute Hunde (der vervielfachte Garmr = Cerberus, man denke hier auch an die Laren in Hundsfellen) um sich herum. Zur Erndtezeit legen ihm die Bauern ein Gebund Haber für sein Pferd hin, daß er des Nachts nicht ihre Saaten zertrete. An diesem einen Zug erkennt Grimm den Odin oder Wuotan, welchem man auch in Niederdeutschland, wo sich das Heidenthum länger behauptete, bei der Kornerndte auf dem Felde ein Büschel Getraide stehen ließ für sein Pferd. Diese Sitte in Mecklenburg schildert Gryse in seinem „Spiegel des antichristlichen Papstthums (Rostock 1593)." In Schonen und Blakingen erhielt sich dieser Gebrauch noch lange. (Geijers schwedische Geschichte I. S. 110). Noch jetzt bringen die Bauern aus Mielberg im Schleswig'schen auf den Hesterberg jedesmal, wenn ein gewisses Stück Land mit Haber besäet wird, einen Sack voll davon und lassen ihn da stehen. Nachts kommt dann Jemand und braucht den Haber für sein Pferd (Müllenhofs Schleswig-Holstein ꝛc. S. 365). Daß dieser Sack nur dem Wuotan oder Odin bestimmt sey, ergibt sich aus folgender Sage:

Ein Bauer in Godendorf bei Panker hatte spät Abends noch draussen etwas zu thun. Er ließ die Thür offen. Da kam ihm der wilde Jäger durch die große Thür ins Haus geritten, und nahm ein Brod vom Schragen herab. Darauf ritt er zur Seitenthür des Hauses wieder hinaus, und als er dort den Bauern traf, sagte er zu ihm: Weil ich dies Brod hier bekommen habe, so solls in deinem Hause nimmer daran fehlen." Der wilde Jäger hielt Wort, und es ist wirklich in dem Hause des Bauern nie Mangel gewesen. (Müllenhof a. a. O. Nr. 497.)

Da oben sattsam erwiesen wurde, daß Odin der

wilde Jäger sey, so kann über die Richtigkeit unserer Vermuthung kein Zweifel mehr obwalten. Ein Beleg mehr findet sich in dem Namen des Dorfes, denn Odin oder Woden wurde an einigen Orten auch Gode (Gott) ausgesprochen. Erst das Christenthum faßte den Nahrung spendenden Gott nur von der dämonischen Seite auf, aber selbst unter der Maske des wilden Jägers ist er der das Haus mit Brod segnende Gott.

Da das Samenkorn ein Bild des in die Erde gelegten Todten ist, und die Hellenen ihre Todten (Δημητριοὶ) nach der Getraidegöttin Demeter hießen, so könnte auch der für die Rosse Odins — „zu dem alle Todten eingehen," denn „zu Odin fahren" heißt sterben — und des heil. Niklas gespendete Haber eine Abfindung an den Tod gewesen seyn, und die in Schweden am zweiten Weihnachtstage mit obligatem Pferderennen stattfindende Haberweihe würde mit Odins, des wilden Jägers Umritt in der Christnacht, in einigem Zusammenhang stehen, zumal es heißt, daß in seinem Gefolge die Seelen der jüngst Verstorbenen sich befinden. Das große Pferdeopfer um diese heilige Zeit wäre also nur ein Sühnopfer größerer Art. Thiele (Seite 192) meldet: In alten Tagen herrschte auf der Insel Möen der Aberglaube: wenn man einerndtete, die letzte gebundene Habergarbe auf den Acker zu werfen mit den Worten: „Das ist für den Jöte (der Tod ist ein Riese und heißt darum Langbein) von Upsala, das soll er haben Julabends (in der Christnacht) für sein Pferd." Thaten das die Leute nicht, so starb ihr Vieh. Hierzu merkt Grimm an: „Der Jötun von Upsala bezeichnet im christlichen Euphemismus Odin oder Wodan, dessen Götterbild zu Upsala aufgestellt ist. Vielleicht entsprang

die Redensart zu einer Zeit, als Dänemark schon bekehrt, Schweden aber noch heidnisch war."

Aus dem Vorhergehenden wurde ersichtlich, daß Odin schon als wüthender Jäger*), der Todesgott war, dessen Pfeil alles Lebende trifft, und dem man durch Opfer eine kurze Lebensfrist abzuhandeln hoffte**). Auf Fühnen jagt Palnejäger (**Fornm. Sögur 11, 49—99.** Thiele I. S. 110), welchen Grimm (S. 897) mit dem altnordischen Palnatoki identifizirt. Letzterer hieß eigentlich Toko, Sohn Palne's.

Von ihm erzählt Saxo, der im 12ten Jahrhundert schrieb, daß er auf König Haralds Befehl, zur Prüfung in seiner Bogenkunst, von des eigenen Kindes Haupt einen Apfel schießen mußte, und nach vollbrachter That um die übrigen Geschoße vom König, gerade wie Tell, gefragt wurde; es wird sogar noch hinzugefügt, wie Toko hernach gefährliche Schifffahrt bestanden. Saxo's Angabe enthält noch außerdem den Mord des tyrannischen Feindes, und diese Aehnlichkeit hat mehrfach die Frage veranlaßt, ob ein Zusammenhang mit der Tellsage stattfinde. Wir müssen also den Todesgott Odin eine Weile aus dem Auge lassen, um dem historischen Gehalt der Sagen von Palnatoke und Wilhelm Tell nachzuforschen. Da Letzterer erst im 14ten Jahrhundert auftritt, also doch unserer Zeit nicht ganz ferne steht, die Schweiz auf ihn als ihren Befreier vom Joche der

*) Das dreibeinige Pferd, welches er reitet, gehört im Schleswigschen Aberglauben der Pestgöttin Hel, er selber heißt Heljager, sein Roß also das umwandelnde Todtenpferd.

**) Wenn ein Todtkranker genest, sagt man im Norden: er hat sich mit der Hel abgefunden. Wie der wilde Jäger ist auch die Hel (die Todesgöttin, die nordische Hekate) mit einer Koppel Hunde umgeben. Vielleicht weil Hunde geistersuchtig sind, und ihr nächtliches Gebell eine baldige Leiche anzeigt.

Oestreicher hinweist, auch Bäume und Kapellen seinen Namen tragen, endlich eine Communication der Schweizer mit den so weit entlegenen Dänen, und somit auch eine Abhängigkeit der schweizerischen Sage von der dänischen von den Meisten bezweifelt wird, so müssen zuvörderst diese Hindernisse, welche der mythischen Auffassung Tells im Wege stehen, bei Seite geräumt werden. Geijer erinnert in seiner Geschichte Schwedens, daß die Schweizer sich als Auswanderer aus Scandinavien bekennen. Merkwürdig ist auch, daß der Kanton Schwyz im Lateinischen denselben Namen (Suecia) bewahrte, den das Stammland Schweden hatte. Auf diese Weise könnte also die dänische Tokosage noch bei den Schweizern fortgelebt haben, und die That des Schützen aus dem 10ten Jahrhundert mit Tells That aus dem 14ten Jahrhundert verflochten worden seyn. Daß ein Zusammenhang zwischen beiden Sagen wahrscheinlich gewesen, darauf hat Aschbach (Heidelberger Jahrb. 1836 Seite 977) hingewiesen. Auf die alte Einwendung: Saro sey erst im 16. Jahrhundert gedruckt worden, erwidert derselbe, daß der dänische Geschichtschreiber leicht im Manuscript in die Hände der Schweizer gelangen konnte. Daß der geistige Verkehr zwischen den Völkern Europa's, wenn auch nur schwach, doch unterhalten wurde, ergibt sich aus Chroniken des 13ten und 14ten Jahrhunderts. Zu beachten ist auch der große Ruf von Saro's Geschichtswerk, und daß Tell's Geschichte gerade in eine Zeit fällt, wo, wie sich aus Beispielen nachweisen läßt, Uebertragungen und Vermischungen von Sagen sehr häufig waren. Auffallend ist es, daß Konrad Justinger, ein geborner Berner, der um 1390 die Stelle eines Rathschreibers, seit 1411 die eines Stadtschreibers bekleidete, der also beinahe zu Tells Zeitge=

nossen gerechnet werden kann, von Seiten der Berner Republik (1420) eine Geschichte seiner Vaterstadt zu schreiben beauftragt, mitten unter den Ereignissen lebend, die er erzählt, durch seine politische Stellung den Stand der Sachen genau erkennen konnte, im öffentlichen Treiben sein Leben zubrachte, ungeachtet dessen, weiß er kein Wort von Tell zu erzählen. Ein Zeitgenosse schweigt also über eine Begebenheit, die angeblich so großes Aufsehen machte, die nach spätern Berichten nicht nur zur Befreiung der Schweiz, sondern auch mittelbar zur spätern Blüthe der Eidgenossenschaft den ersten Anstoß gegeben haben soll! Gegen die Einwendung: Justinger habe nur eine Berner Geschichte geschrieben, und die Geschichte der Entstehung der Eidgenossenschaft und ihre Einzelnheiten hätten wenig Interesse für eine Republik, die erst um 1353 in den Bund getreten — gegen diese Einwendung bringt Häusser (die Sage vom Tell 2c.) vor: daß der Chronist einen Mann, dessen Heldenmuth die Schweiz ihre Freiheit und den Ruhm ihres gesammten Bundes verdanken wollte, nicht stillschweigend übergehen konnte; und wenn auch Bern anfangs mit den drei Waldstädten in keiner nähern Verbindung stand, so war dieß doch zu Justingers Zeit bereits der Fall. Es liegt aber in der Natur der menschlichen Neigungen, daß sie an den ruhmvollen Verdiensten Anderer Theil zu nehmen suchen, und nach vollbrachter That sich gern in die Reihen der befreundeten Sieger eindrängen; warum sollte nun dieß nicht auch Bern gethan haben, zu einer Zeit, in welcher es mit den zuerst frei gewordenen Kantonen bereits in inniger Verbindung stand und Grund genug zu haben schien, ihre Geschichte mit der Geschichte Jener eng zu verknüpfen? Zudem stand Bern schon seit langer Zeit in

üblen Verhältnissen mit Oestreich. Dort, wie anderwärts, suchte man gewiß gern Dinge hervor, die Oestreichs Herrschaft gehässig machen konnten. Dieses Schweigen über Tell kann auch nicht seinen Grund in einer bei Föderativ-Staaten so häufigen Kantons-Eifersucht gehabt haben, weil gerade damals das Vernehmen der genannten Stämme besonders freundschaftlich war. Justingers Stillschweigen über Tell wird sogar noch auffallender durch den Umstand, daß er die erste Veranlassung zu dem Kriege der drei Waldstädte mit Oestreich erzählt: „Auch waren die Amtleute gar muthwillig gegen Frauen und Jungfrauen, und wollten Gewalt mit ihnen treiben, was aber die ehrbaren Leute in der Länge nicht ertragen mochten und sich wider die Amtleute setzten ꝛc.“ Er stimmt also in der Angabe der Hauptursachen des Krieges wesentlich mit den übrigen Nachrichten überein, und nähert sich in seinen Worten der Tellsbegebenheit so sehr, daß man beim Lesen jener Stelle jeden Augenblick erwartet, es werde nun auch von Tell Meldung geschehen. Warum widmete er gerade hier, wo Alles dazu aufforderte, von dem angeblich so berühmten Helden zu sprechen, dem Tell auch nicht eine Silbe? Daraus muß man schließen: daß ein glaubwürdiger Chronist, der kaum ein halbes Jahrhundert nach Tell gelebt hat, und sogar noch Manche der mitwirkenden Personen gekannt haben mag, Tells angeblich so wichtige That nur deshalb überging, weil sie zu Justingers Zeit, d. h. bald nach Tell, nicht für wichtig genug gehalten worden ist, um in einer Berner Chronik, die sich zugleich über die Hauptpunkte der allgemeinen Schweizergeschichte verbreitet, einen Platz zu erhalten.

Johannes von Winterthur († 1348), dessen Chro-

nik die Geschichte von Kaiser Friedrich II. bis zu des Verfassers letzter Lebenszeit umfaßt, der sich nicht nur auf bereits vorhandene Urkunden und auf Aussagen älterer Personen, die noch im 13ten Jahrhundert gelebt haben, stützt, sondern auch ein Dritttheil seiner Geschichte als Zeitgenosse und Augenzeuge*) schrieb, er, der genau wissen konnte, was sich ereignet hatte, dessen Wohnort von den drei Waldstädten nicht sehr entfernt lag, ignorirt ebenfalls den Tell, obschon sein Werk keine specielle Kantonsgeschichte war. Noch mehr, er beschreibt ausführlich die Veranlassung zum Streite mit Oestreich und doch gedenkt er einer so merkwürdigen Person nicht, wie Tell gewesen seyn soll! Wäre aber die Tellssage damals schon in die Reihe der „communi voce et fama celebri“ bekannten Thatsachen aufgenommen gewesen, hätte dann eine solche Sache von einem Chronisten gänzlich übergangen werden dürfen? Endlich ward, wie Winterthur andeutet, die Schlacht am Morgarten die Veranlassung der jährlichen Festlichkeiten und Denkmale, die, wie aus seinen Worten (Illa die pro triumpho a Deo habito *diem festum feriamque solennem* singulis annis in perpetuum recolendum statuerunt) erhellt, mitunter kirchlicher Art. Wäre schon damals dem Andenken Tells eine Kapelle geweiht gewesen, so wäre gerade hier Gelegenheit gefunden, Tells zu erwähnen. Es drängt sich aber hier die Frage auf, ob nicht dieses von Johannes Winterthur, einem Zeitgenossen Tells, erwähnte Fest durch die Willkühr der spätern Zeit, welche immer mehr den Namen Tells

---

*) Eccard (Corp. script. med. aevi I. Praef. XXIV.) stellt ihm das Zeugniß aus: priora ex Chronicis nondum vulgatis, posteriora visu proprio et auditu vel cummuni voce et fama.

verherrlichte, ob zwar die Festfeier der Schlacht am Morgarten in der That noch bestand, auf Tells Namen übertragen, und so ein Individuum zum Repräsentanten einer ganzen Begebenheit erhoben wurde? Also hatte auch dieser Zeitgenosse Tells ihm nicht die Bedeutung zugeschrieben, welche ihm die Nachwelt gab, und sollte wirklich etwas durch ihn geschehen seyn, so kann er es nicht von wesentlichem Einfluß auf die Erhebung der drei Kantone betrachtet haben.

Auch Mutius (Germanor. Chronica Lib. XXII. bei Pistorius Script. Germanor. III. pag. 207 sq.), der im Anfang des 16ten Jahrhunderts lebte, und auf Quellen und Urkunden gestützt, die ältere Geschichte behandelte, die Ausschweifungen der Vögte und die Nachricht von der Entstehung des Schweizerbundes und den Kampf am Morgarten sehr ausführlich erzählte, gedenkt des Tell mit keinem Wort!

Erst später lebende Chronisten haben sich Seiner angenommen, aber sie widersprechen sich unter einander. Melchior Ruß, der zu Ende des 15ten Jahrhunderts schrieb, gibt dem Landvogt noch gar keinen Namen; Etterlin, wie Ruß, ein Luzerner, der seine Chronik im Jahr 1507 vollendete, nennt ihn Grißler, und Stettler schreibt Gryßler. Diebold Schilling nennt ihn Graf von Seedorf; aus einer von Kopp bekannt gemachten Urkunde, die sich im Schwyzer Archiv vorfand, wird klar, daß in dem Jahr 1302, aus dem jene Urkunde stammt, „Herr Eppe von Kußnach" die Vogtei Küßnach erhielt; aus einer andern Urkunde vom 3. Weinmonat 1314 (bei Kopp, eidgenossische Geschichte S. 125) geht hervor, daß um 1314 die Vogtei noch bei demselben Geschlechte war. Nach dessen Erlöschen kam sie an Walter von

Tottikon, und dann an seinen Eidam Heinrich v. Hunwile; endlich 1402 gelangte sie an das Land Schwyz, war also niemals bei einem Geßler. Melchior Rüß gibt an, daß Tell den Landvogt von der Platte aus erschossen habe, welche nachher die Tellenplatte genannt wurde; andere Chroniken geben die hohle Gasse bei Küßnach an, wo der Vogt erschossen worden. — Auch in der Chronologie finden sich die auffallendsten Widersprüche. Schilling setzt die That Tells in das Jahr 1313, das „Urner Spiel" setzt das Jahr 1296 an, Tschudi († 1572), Landvogt zu Rorschach und Baden, später Landamann zu Glarus, gibt das Jahr 1307 an, Ruß und Etterlin aber, die ältesten Zeugen der That, wissen sie noch gar nicht chronologisch zu ordnen. Auch fällt es auf, daß gerade die Spätern immer genauer und sorgfältiger in den Specialitäten der Tellsage bewandert sind, die ältesten Zeugen dagegen noch ziemlich unbestimmt und allgemein. „Gewiß höchst sonderbar!" — ruft Häusser aus — „Zeitgenossen der angeblichen That erzählen g a r n i c h t s d a v o n, ein 150 Jahre später lebender Chronist kennt e i n i g e r o h e U m r i s s e d e r s e l b e n, und obgleich mangelhaft, doch schon die Hauptezüge der Sage, diejenigen aber, die z w e i v o l l e J a h r h u n d e r t e n a c h d e r B e g e b e n h e i t l e b t e n, sind genau über Namen, Ort und Zeit unterrichtet, sie haben die Sache fast dramatisirt, und berichten ausführlich jede Frage und jede Antwort der handelnden Personen — alles Dinge, wovon man bisher nur Wenig wußte. Und auf solche Zeugen hin, deren Erdichtungssucht nur zu grell in die Augen fällt, erklärte man jene Mythe für eine historische Thatsache, ohne einzusehen, wie jede Generation es sich zur Pflicht machte, d i e s a g e n h a f t e G e s c h i c h t e i m m e r m e h r z u e r w e i t e r n u n d

auszuschmücken. Bei Ruß erscheint Tell noch als eine politisch unbedeutende, von dem übrigen Treiben der Schweizer ganz isolirt dastehende Person; die Spätern, namentlich Tschudi *) und Simler **), geben auch ihm eine Rolle in dem politischen Drama, machen ihn auf eigene Hand zum Mitglied des Bundes, der auf dem Rütli geschlossen worden seyn soll. Joh. Stumpf († 1566), dessen Buch ***) mehr die Absicht des Verfassers, ein geographisches, als ein geschichtliches Werk zu schreiben verräth, überließ sich gar zu sehr dem eigenmächtigen Pragmatisiren, und änderte Manches nach Gutdünken. Solchen Quellen folgend, mußte Joh. v. Müller Manches Unerwiesene aufnehmen. Jene Widersprüche sind aber um so auffallender, je mehr die Chronisten sonst in einzelnen Ausdrücken und Wendungen oft wörtlich übereinstimmen, und also auch hiedurch bewiesen, daß es der Neigung und Willkühr freizustehen schien, der Sage zu nehmen oder zuzusetzen, was ein Jeder wollte.

Da die genannten Chronisten in ihren Berichten über den Aufstand der drei Waldstädte Justinger gefolgt sind, der den Tell nicht kannte, so muß über diesen die mündliche Tradition, und die auf sie gegründete, in der kunstlosen, einfachen Form des Volksliedes sich aussprechende Poesie gewesen seyn. Denn bevor noch die Zeit der schriftlichen historischen Ueberlieferung gekommen ist, wird die rohe Masse des traditionellen

---

*) Thl. I. S. 238: „Wilhelm Tell, der auch heimlich in der Bundesgesellschaft war."

**) Regim. gem. Eidgenossensch. Basel 1576. Fol 27. „Einer aus den Bundesgenossen, Wilhelm Tell genannt"

***) „Gemeiner löbl. Eydgenossenschaft Stetten, Landen und Völkern chronikwürdigen Thaten Beschreibung."

Stoffes mehr oder minder geschickt durch Lieder verarbeitet, in denen sich die einfache Sage bald in hundert verschiedenen Wendungen und Schattirungen zeigt und die dann dem Chronisten als Führer dienen. Je mannigfaltiger die Formen, in welche der Liederdichter die Volkssage einschränkt, desto mehr müssen die Chroniken von einander abweichen. Der sagenhafte Stoff ist Volkseigenthum geworden. Man schaltet mit ihm nach Belieben, denn Grenzen sind nicht vorgezeichnet. Der Geschichtschreiber, der auf solchen Grund weiter baut, wählt wieder die ihm wahrscheinlichste Form aus, und so wird im Laufe der Zeit unter den vielen Formen der Sage Eine herrschend, die in den Augen der gläubigen Menge das Ansehen einer geschichtlichen Thatsache erhält. So werden also auch hier die Widersprüche in den Berichten der Chronisten auf Rechnung der verschiedenen Tellenlieder zu schreiben seyn, deren sich jene Männer als Quellen bedienten. Daraus ginge ebenso hervor, daß keine der Gestaltungen der Sage, wie sie in den Berichten von Ruß bis Tschudi vorliegen, der Geschichte angehört, sondern alle der willkührlichen Fiction ihren Ursprung verdanken. Zwar führt Rochholz (Liederchronik S. 285) ein Paar Verse*) auf Tell an, die einen Zeitgenossen desselben, Heinrich von Hünenberg, zum Verfasser haben sollen. Aber sind sie wirklich echt, so würde man in ihnen nicht nur die ältesten Grundlagen zum Tellenlied haben, sondern zugleich auch nachweisen können, wie die Sage des Saxo auf den Schweizerschützen Tell,

*) Dum pater in puerum telum crudele coruscat
Tellius, ex jussu, saeve tyranne, tuo,
Pomum, non natum figit fatalis arundo:
Altera mox ultrix te, periture, petit.

den Zeitgenossen Heinrichs von Hünenberg, übertragen worden, und später in den Tellenliedern den Schweizer Zuständen angepaßt ist. Hünenbergs Verse, die des Saro Erzählung in's Kurze gezogen haben dürften, erlaubten sich nur die einzige Veränderung, daß sie anstatt Toko (τοξον: Bogen) Tell (telum Pfeil, also Zieler, Pfeilsender) setzten. (Aschbach, Heidelberger Jahrbücher S. 977). Häusser zweifelt aber auch an der Echtheit selbst dieses Liedes, weil man keine Quelle dafür angeben kann, wo sich diese Verse finden; und weil man sie erst jetzt entdeckt hat, in einer Zeit, die auch den Sanchuniathon von Hrn. Wagenfelds Erfindung sich als einen historischen Schatz aufheften ließ. Weiter gibt Hr. Häusser Proben aus mehrern Tellliedern *), aus welchen ein Zusammenhang zwischen ältern vorhandenen Liedern und den Aussagen der Geschichtschreiber des 16ten Jahrhunderts sich ergibt, sowie, daß die Ursache ihrer Abweichung in der verschiedenen Fassung der weitverbreiteten Volkslieder zu suchen sey.

Die Vertheidiger von Tell's historischer Persönlichkeit brachten gar seltsame Gründe zum Vorschein, als: 1) daß Ein Tell im Kanton Uri wirklich gelebt habe, ob diese Person aber vom Landvogt zu dem Apfelschuß gezwungen worden, ob Letzterer durch jenen Tell getödtet und das Vaterland befreit worden? diese Frage wurde nicht erledigt; 2) sey die Wahr-

*) Das Erste findet sich im Giebel eines Hauses in Arth in der Schweiz (v. Arnim in des „Knaben Wunderhorn" I S. 17 ff. bekannt gemacht), das Zweite erschien zuerst 1633, abgedruckt in des Knaben Wunderhorn II. S. 129., und wenig verschieden in Rocholz Eidgen. Liederchronik 1835 S. 277 ff., das Dritte ist das um 1740 erschienene „Urner Spiel" das von Haller (Bibl. d. Schweizergesch.) erwahnt wird.

heit der Erzählung durch Münzen, Lieder, Feste und Denkmale dargethan; diese Denkmale stammen aber aus der Zeit nach 1388 und haben keine andere Quelle, als die Aussagen der Chronisten, nämlich das öffentliche Zeugniß von 114 Personen, welche beschworen, nur einen Tell gekannt, keineswegs aber dessen Thaten selbst gesehen zu haben; 3) die Linde, an welcher Tells Knabe stand, habe noch 1567 existirt; wenn man aber den Namen eines Landvogts, eine Jahrzahl, eine ganze Geschichte erfand, da mochte sich ja auch leicht ein Baum finden, den man als stummen Beweis gebrauchen konnte; 4) habe Tell selbst in der Schlacht von Morgarten mitgefochten; warum aber hat ihn Vitoduranus (Winterthur) bei der Erzählung der Schlacht am Morgarten nicht einmal erwähnt?

Aschbach (a. a. O. S. 974) meint: daß ein ausgezeichneter Schütze, beigenannt der Tell, in der Zeit der Entstehung der Eidgenossenschaft (um 1292 nach urkundlichen Beweisen bei Kopp, nicht um 1307, wie nach Tschudi Joh. v. Müller angibt) gelebt hat, ist wahrscheinlich, weil im Jahr 1388 (also beinahe 100 Jahre nach dem Anfang der Eidgenossenschaft) auf einer Landesgemeinde in Uri noch 114 Personen anwesend waren, welche aussagten, daß sie den Tell gekannt: worauf zu seinem Andenken die Kapelle bei Flüelen an der Tellenplatte oder der Tellensprung am Vierwaldstädtersee gebaut wurde. Die andern Denkmäler Tells sind alle aus späterer Zeit.

Bevor ich Aschbachs Deductionen weiter verfolge, muß ich auf Dunders „Reisetabellen" verweisen, wo man liest: „Am Ausgang des Passes (der hohle Weg, in welchem Geßler erschossen worden seyn soll?) steht Tells

Kapelle, äußerlich Geßlers Tod darstellend. Am Fuße der Achsenburg, an der Ostseite des südlichen Armes des Vierwaldstädter See's, steht „Tells Kapelle“ (somit die zweite!), sie ist vom Berge Rütli nur 3/4 Stunden entfernt und steht auf der „Tellenplatte,“ wo Tell ans Land gesprungen seyn sollte, als ihn Geßler in den Kerker zu Küßnach bringen wollte, und durch die Heftigkeit des Sturmes genöthigt, Tell von den Fesseln befreien ließ, um sich dessen Geschicklichkeit als Steuermann zu bedienen. Eine halbe Stunde südöstlich vom See liegt Altorf, von ungeheuern Bergen umgeben. Im Mittelpunkt Altorfs, auf dem offenen Platz soll es gewesen seyn, wo Tell seinem Knaben den Apfel vom Kopfe schoß. Sein Stand ist durch einen steinernen Brunnen bezeichnet, auf welchem das Standbild des Schützen und seines Sohnes zu sehen ist. Der Baum, auf welchen Geßler den Hut aufstecken ließ und an welchen Tells Knabe gebunden wurde, war eine Linde, die sich bis zum Jahre 1567 erhalten hat, dann als morscher Stamm gefällt wurde. An jener Stelle steht ebenfalls ein Brunnen. Nach Einigen ist jene Stelle, wo Tell seinen Meisterschuß gemacht hat, dort zu suchen, wo ein alter Thurm mit schlechten Frescomalereien aus Tells Geschichte verziert steht, aber vorhandene Denkzeichen beweisen deutlich, daß jener Thurm schon vor Tells Zeit gestanden habe.“

Was nun die zweite Kapelle Tells anbetrifft, so dürfte sie die Vertheidiger der historischen Persönlichkeit Tells als ein *plus* in Verlegenheit setzen, wenn nämlich die Kapelle nur auf Tells That Bezug haben soll, mich setzt sie als ein ***minus*** in Verlegenheit, denn ich sehe mich nach einer dritten Kapelle Tells um, und

zwar aus folgendem Grunde: Im Journal des Luxus und der Moden Januar 1805, S. 38 liest man: „In einer wilden Berggegend der Schweiz um den Waldstättersee ist nach dem Volksglauben eine Felskluft, worin die drei Befreier des Landes, die drei Telle genannt, schlafen. Sie sind in ihrer uralten Kleidung angethan, und werden wieder auferstehen, und rettend hervorgehen, wenn die Zeit der Noth für das Vaterland kommt. Aber der Zugang der Höhle ist nur für den glücklichen Finder.

Ein Hirtenjunge erzählte Folgendes einem Reisenden: Sein Vater sey, eine verlaufene Ziege in den Felsenschluchten suchend, in diese Höhle gekommen, und gleich, wie er gemerkt, daß die drei darin schlafenden Männer die drei Telle seyen, habe auf einmal der alte eigentliche Tell sich aufgerichtet und gefragt: „welche Zeit ist's auf der Welt?“ und auf des Hirten Antwort: „es ist hoch am Mittag“ gesprochen: „es ist noch nicht Zeit, daß wir kommen“, und sey darauf wieder eingeschlafen. Der Vater, als er mit seinen Gesellen, die Telle für die Noth des Vaterlandes zu wecken, nachher oft die Stelle gesucht, habe sie doch nicht wieder finden können.“

Nicht unwahrscheinlich verdankt dieses Mährchen von drei Tellen seine Entstehung dem Vorhandenseyn von drei Kapellen, die vom Tell den Namen haben. Die vermißte dritte findet sich aber wirklich vor, wenn sie auch dem Blicke des obgenannten Reisenden sich entzogen hat. Die erste Kapelle steht bei Flüelen auf der Felsplatte am Vierwaldstädter See, und jetzt noch der Tellensprung genannt. Sie ist von der Landesgemeinde Uri 1388 erbaut, und seit 1581 wird am Freitag nach Himmelfahrt darin Messe gelesen und eine Prozession abgehalten. Die zweite Kapelle steht zu Bürglen, an dem Platze, wo Tells Haus gestanden

haben soll. Letzteres wurde erst 1587 abgetragen (also zu einer Zeit, wo die Tellsage sich bereits ausgebildet hatte). Die dritte Kapelle steht zwischen Jennensee und Küßnach im Kanton Schwyz, an dem Orte, wo Geßler erschossen worden seyn soll. Sie wurde erst 1644 aufgeführt, nach andern Angaben bereits restaurirt.

Ob nun das Mährchen von den drei Tellen aus dem Bedürfniß entstanden war, die drei Tellskapellen zu erklären, weil man für Einen Tell auch Eine Kapelle hinreichend glaubte? diese Frage mag ein Anderer beantworten. Für unsern Zweck hat die hier angeführte Schweizersage eine andere Wichtigkeit, indem sie zur Zeit ein Zeugniß dafür ablegen soll, daß man unter dem Schützen Tell sich eine bestimmte mythische Persönlichkeit denken muß, die aber in der Schweiz am wenigsten zu finden wäre. Hier knüpfen wir wieder den oben abgerissenen Faden an. Aschbach weist darauf hin, daß man der im Jahre 1388 auf der Landesgemeinde eidlich von 114 Personen verlangten Aussage zu Gunsten Tells gar nicht bedurft hätte, wenn nicht schon vor dieser Zeit ein Tellenlied im Munde des Volkes lebte, das eben wegen seiner zweifelhaften und fabelhaften Angaben jenes Zeugniß nothwendig gemacht hätte. Aber die 114 hatten doch nicht jenen Apfelschuß, die Fahrt auf dem See, die Ermordung des Landvogts bezeugt, welche Vorfälle, wenn sie auch wirklich sich zugetragen hätten, natürlich nicht in Gegenwart von Tells Landsleuten stattfinden konnten. Daß keine Zeugen jener That vorhanden waren, verräth Etterlin in den Worten: „wil er (der Tell) — nyemantz siner Gesellen sach, die im zur Hilf möchten komen.“ Auf dem Schiff und in der hohlen Gasse war der Vogt nur von seinen Dienern und Knechten umgeben. Schon

i. J. 1607 hatte Willimann (**Ep. ad Goldast 143**), der erste Zweifler an der Wahrheit der Erzählung von Tell in Bezug auf den Apfelschuß, die Entstehung dieser Sage aus der zur Bezeichnung eines trefflichen Schützen üblichen Redeweise hergeleitet: „er schießt seinem Kinde, ohne es zu verletzen, einen Apfel vom Kopfe." Ein bestimmtes nachweislich altes Denkmal, welches sich auf den Schuß bezöge, ist nicht vorhanden, denn der steinerne Brunnen zu Altorf, welcher der T e l l e n b r u n n e n heißt, und auf dem ein großes steinernes Bildniß des Tell und seines Sohnes mit dem Apfel sich noch befindet, ist erst im Jahre 1583 gebaut worden. Die T e l l e n l i n d e mitten im Flecken Altorf, unter welcher der Schuß geschehen seyn soll, kann nicht in Betracht kommen, da der angegebene Zwischenraum zwischen dem Schützen und dem Apfel die Wahrheit der Erzählung eher in Zweifel zieht, als zur Bestätigung derselben dient. Tells Armbrust auf dem Zeughause zu Zürich, die man auch dem vorerwähnten Reisenden Dunder zeigte, beweist ebenso wenig für den Schuß, als das an so vielen Orten vorgezeigte Schweißtuch der heil. Veronica für die geschichtliche Wahrheit der betreffenden Legende. Für die historische Bedeutsamkeit Tells ließe sich nur noch die Ermordung Geßlers anführen, aber seitdem Kopp in seinen „Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde", welches Werk 1835 in Luzern erschienen ist, urkundlich bewiesen hat, daß kein Geßler in Küßnach je Vogt gewesen *), also

*) S. 63. Was den Schuß betrifft, so setzt ihn das Urnerspiel 1296, Tschudi und Joh. von Müller 1307 und Andere 1314. Ruß und Etterlin, die Ersten, die der Tellsage erwahnen, geben kein Jahr an, doch setzen sie den Schuß bestimmt in die Zeit vor der Schlacht bei Morgarten.

auch nicht getödtet werden konnte, ist den Vertheidigern der Echtheit der Tellsage der letzte Stützpunkt ihrer Behauptungen aus den Augen gerückt.

Daß nicht nur Tells That, sondern auch seine Namensbedeutung schon frühzeitig an den dänischen Helden Toko erinnerte, veranlaßte die von Saxo aufbehaltene Sage, Behufs der Vergleichung im Auszuge hier mitzutheilen. Dieser berichtet Hist. Dan. X. p. 166—168:

„Ein gewisser Toko, der eine Zeit lang in des Königs (Harald) Diensten gestanden, hatte sich durch seine Leistungen, welche die Bemühungen seiner Kameraden überragten, viele Feinde gemacht. Als sie nun einst bei einem Gelag etwas trunken sich unterredeten, rühmte er sich, ein so geschickter Schütze zu seyn, daß er einen noch so kleinen Apfel, der auf einen Stock gesteckt wäre, aus weiter Entfernung mit dem ersten Schusse treffen könne. Diese Rede, mit neidischem Hasse aufgefaßt, gelangte auch zu den Ohren des Königs. Und bald verwandelte des Fürsten tückischer Sinn das Selbstvertrauen des Vaters in eine Gefahr des Sohnes, indem er befahl, an die Stelle des Stabes das theuerste Pfand seines Lebens hinzustellen; und wenn der Urheber des Versprechens nicht mit dem ersten Schusse den Apfel getroffen hätte, dann solle er mit seinem eigenen Leben für die Prahlerei büßen. Es drängte der Befehl des Königs den Krieger, noch Größeres aufzuführen als er versprochen, weil der hinterlistige Sinn der Neider die Prahlerei eines im Trunke gesprochenen Wortes hervorhob. Er versuchte also, was er zuvor sich nicht anmaßte. Der Ausgang der unternommenen Probe war um so sicherer, je schwieriger sie war. Toko brachte daher seinen Sohn, und ermahnte ihn ernstlich, mit gleichem Ohr und unverwandtem Haupt so ruhig als möglich das Rauschen des kommenden Geschosses zu erwarten, damit er nicht durch eine leichte Bewegung seines Körpers den Erfolg der größten Kunstfertigkeit fruchtlos mache. Um ihm alle Furcht zu benehmen, wandte er dessen Gesicht ab, damit der Knabe

nicht, wenn er den Pfeil sähe, erschräcke. Er nahm hierauf drei Pfeile aus seinem Köcher; der erste, den er auf den Boden legte, traf das vorgesetzte Ziel. Hätte der Zufall statt dessen des Jünglings Haupt dem Pfeile preisgegeben, so wäre des Sohnes Strafe ohne Zweifel für den Vater zur Gefahr geworden, und das Fehlen des Geschosses hätte Beide, den Schützen, wie den Erschossenen, ins Verderben gestürzt. Als der König nachher den Toko fragte, warum er mehrere Pfeile aus dem Köcher genommen, da er das Glück seines Sohnes doch nur einmal versuchen mußte, erwiederte er: „Um an dir durch die Spitze der andern das Fehlen des ersten zu rächen, damit nicht meine Unschuld gestraft, deine Gewaltthat straflos würde.“ Später zog sich König Harald in das Dunkel eines Waldes zurück; als er dort, um sich zu entleeren, im Gesträuche saß, traf ihn das Geschoß des rachedürstenden Toko. Er wurde sterbend nach Julin zurückgebracht.“

Etwas verschieden erzählt dieselbe Sage Albert Cranz *):

„Indessen hatte der König auserwählte Kämpfer mancherlei Gattung um sich. Es war unter ihnen einer, der sich rühmte, ein so ausgezeichneter Schütze zu seyn, daß er selbst den kleinsten Punkt treffen könne. Und da er, sich brüstend, alle andern verachtete, befahl der König, er solle seinen eigenen Sohn hinstellen und von seinem Haupte einen Apfel herunterschießen, indem er so seiner Prahlerei eine große Gefahr als Strafe auferlegte. Er erfüllte des Königs Geheiß. Er stellte seinen Sohn und ermahnte ihn, sich nicht zu regen. Während dem suchte der Schütze sich drei Pfeile aus, legte den Apfel auf den Kopf, und schoß ihn mit dem ersten Wurf herunter, vor den Augen des Königs und zum großen Erstaunen der Uebrigen. Da fragte ihn der König, zu welchem Gebrauch er die beiden andern Pfeile aufgespart hätte? Ohne Zögern erwiderte er: „Du hast mich durch deinen Befehl in diese Gefahr gebracht; hätte meine Hand ge-

*) Dan. IV, 21. p. 83. ed. Wechel 1583 fol.

fehlt, so hätte dein Herz den nächsten erhalten, und, wer sich von den Deinigen geregt hätte, den dritten.“ Der König ließ den gerechten Schmerz des tapfern Mannes ohne Strafe.

Hier ist zwar der Ausgang ein anderer als bei Saxo, doch stimmt auch hier die Erzählung vom Schusse mit der schweizerischen überein. Saxo's Angabe enthält noch außerdem den Mord des Tyrannen. Wenn nun Saxo's Geschichtswerk erst 1515 im Druck erschienen ist, so kann doch Tschudi ihn schon benützt haben, wofür der Umstand zu sprechen scheint, daß Ruß vom Einstecken mehrerer Pfeile des Schützen noch nichts weiß, wohl aber Etterlin („ich wollte üch selbs oder der üweren etlich nit gefelt, sundern je mit dem pfil, so ich im göller hat, zu tode erschossen han“) und Tschudi („wann ich min Kind getroffen hette, daß ich üch mit dem andern Pfil erschossen, und ohne Zwifel üwer nit gefält wölt haben“). Es ist aber auch auf dem Wege der Tradition ein Einfluß der scandinavischen Sage auf die schweizerische denkbar, wenn nämlich erwiesen werden könnte, daß, wie oben schon angedeutet wurde, die Schweizer ursprünglich schwedische Auswanderer waren. Und diesen Beweis hat Strinholm (Wikingszüge rc. deutsch v. Frisch S. 190 ff.) in der That siegreich durchgeführt. Er sagt, mit Berufung auf eine im Ober-Hasle Cantons Bern sich vorfindende pergamentne Handschrift v. J. 1534 (welche Urkunde Prof. Geijer in Abschrift aus der Schweiz erhalten, und in dess. Dissertation de colonia Svecorum in Helvetiam deducta, Upsal 1828, aufgenommen hat):

Weit weg gegen Norden im Lande der Schweden war ein altes Königreich. Ueber dieses kam schwere Hungersnoth. Da wurde im Rath der weisesten Män-

ner vom König beschlossen, daß nach dem Loose jeder zehnte Mann mit Weib und Kindern und allem beweglichem Gute das Land verlassen sollte. Jeder, den das Loos traf, mußte dem Beschlusse gehorchen. Sechstausend streitbare Männer zogen aus Svealand (Schweden). Der Anführer des Haufens hieß Schwitzer. Sie zogen über Wasser und Land, Berg und Thal, gingen den Rhein hinauf nach Brochenburg, einem Lande, reich an Felsen und Bergen, voll von Thälern und Seen. Das Land gefiel ihnen, denn es war ihrem Geburtslande so ähnlich. Da ließ sich Schwitzer mit seinen Schaaren nieder, und bebaute Schwytz (Canton Schweiz), denn so nannten sie das neue in Besitz genommene Land nach dem Anführer und der alten nordischen Heimath *). Aber das Thal war nicht geräumig für Alle; ein Theil zog in das Land gegen den schwarzen Berg, welcher nun Brünig heißt (in Unterwalden), verbreitete sich bis Weisland, wo die Aar entspringt, und nannte das Thal Hasle **) zum Andenken an die Stätte in

---

*) In alten Chroniken wird Schwyz Suitia und Suicia genannt, und das Volk Suites. (Joh. v. Müller c. 3.)

**) Ein Schwede, welcher vor nicht langer Zeit das Haslethal in der Schweiz besuchte, hat in einem Briefe an Professor Geijer darüber folgendes mitgetheilt: „Die Leute halten es im Allgemeinen fur gewiß, daß sie von den Schweden abstammen. In ihrer Sprache, welche sich deutlich vom Berner Dialect unterscheidet, entdeckte ich schwedische Wörter, wie Hus, Strid, Frihet, Sommar, Winberg, Ongeblick (Ögonblick) — Haus, Streit, Freiheit, Sommer, Weinberg, Augenblick u. s. w.“ „Es wird nicht rackt finster“ sagte Einer, wie wir sagen rackt mörkt (ganz, völlig finster.) Sie sprechen das Wort Svenkt wie wir aus, und sagen nicht Schwedisch. Die Zaune (Gärdesgärdar) sind ganz Schwedisch, was man sonst nirgends mehr in der Schweiz findet; und viele Hauser dort sind den Bauerhäusern in Skänn ähnlich. Die Haslethaler sind sehr geschickt in Holzarbeiten, was an die Dalkrlar erinnert. Von einem alten Weinberge, dem höchsten im Thale, sagten sie, daß er von den Schweden an-

Svealand, von welcher der Anführer und sie ausgezogen waren. Erich Olaf *), Schwedens ältester Geschichtschreiber, bewährt diese Sage von der Ansiedlung seiner Landsleute in der Schweiz; Gustav I. spricht davon in einer öffentlichen Bekanntmachung (i. J. 1555) an das schwedische Volk, und Gustav Adolf berief sich durch Gesandtschaften und Briefe an die Schweizer Cantone auf die gemeinsame Herkunft als eine Aufforderung zu gegenseitigem Wohlwollen. Alles, was in den schriftlich aufgezeichneten und noch lebenden Sagen erzählt wird von der Einwanderung des Schweizerischen Urstammes in seine jetzige Heimath und seine Niederlassung daselbst, deutet darauf hin, daß diese Einwanderung nicht in die Zeit der großen Völkerwanderung hinaufreicht, sondern weit jünger ist **). Große, fast zur historischen Gewißheit übergehende Wahrscheinlichkeit hat die Meinung Geijers, daß in den Jahrhunderten der Wikingsfahrten ein nordischer Wikingshaufe in diese Gegenden hinaufgezogen und sich dort niedergelassen

---

gelegt wäre. Der sonntägliche Kopfputz der Weiber ist dem der Barbro Stigsdotter (bekannt aus der Geschichte Gustavs I.) nach alten Portraten ähnlich. Die Haslethaler sind froh, munter, arbeitsam, und haben die Charakterfestigkeit der Schweden. Das Thal selbst ist einem Thale in Smaland oder Dalarne gleich, doch wilder und pittoresker" (Geijer de Colonia Svecorum in Helvetiam deducta. Der Name Hasle ließe sich aus alten Sagen erklären, denen zufolge ein Wahlplatz mit Haselstöcken abgesteckt wurde, welches die Normannen has la vall nannten. (Die Haselstaude stand auch bei den alten Deutschen im Rufe der Heiligkeit. Sie diente auch bei der Umzäunung von Gerichtsplätzen, Turnierplätzen ꝛc.)

*) Chronica in Script. rer Svecic. II.

**) Dies wird dadurch bestatigt, daß es noch gegen Ende des 9. Jahrhunderts hier Heiden gab. Zu dieser Zeit kommt ein Wigger als Schweizer-Apostel vor. Die Einwohner Unterwaldens waren, einer Sage zufolge, die letzten, welche das Christenthum angenommen.

hat, da er das Land unbewohnt und der Heimath ähnlich fand. Eine altnordische Sage erzählt von Ragnar Lodbroks Söhnen, wie sie ihre Waffen in den Südländern weit umher führten, und bis Viflisborg kamen, woselbst der Häuptling, dem die Burg gehörte, Vifill hieß, und nach ihm hatte die Burg ihren Namen. Sie nahmen die Veste ein und zerstörten sie *). In Waadtland in der Schweiz liegt ein Kastell, welches noch heutiges Tages Wiflisburg heißt, und in alten Schweizer'schen Annalen wird von ihr berichtet, daß sie um das Jahr 605 auf den Ruinen der alten Stadt Aventicum von einem Grafen Vivilus aufgeführt sey, welcher die Burg nach sich benannte **). Aber nicht bloß ist diese Uebereinstimmung zwischen den nordischen und Schweizerischen alten Annalen merkwürdig, was in der Schweizerischen Sage von der Hungersnoth als Ursache einer Auswanderung aus dem Norden nach geschehener Losung veranlaßte; dasselbe findet man auch wieder in den französischen und angelsächsischen Chroniken von dem großen Heerzug von dem scandinavischen Norden aus um die Mitte des 9. Jahrhunderts, da Björn Jernside, Ragnar Lodbroks Sohn, und sein Pflegevater Hasting mit einem gewaltigen Heer ausgingen und auf erschreckliche Weise Frankreich heimsuchten. Dieß erklärt sich durch die Geschichte der Wikingsfahrten. Denn nicht bloß nahmen die Schweden mit den Dänen und Normännern gleichen Antheil an den großen Wikingszügen in die West- und Südländer, sondern es ist sogar besonders erwähnt, daß die mit Hasting und seinem Pflegesohn ausgezogenen Schaaren

---

*) Ragnar Lodbroks Saga.

**) Guilliman de reb. Helvetic. citirt von Geijer.

in den Chroniken Visigothi (Westgöten) genannt sind. In Schweden ist Haßle ein oft vorkommender Ortsname, und Haslou, Haslon, Haslak hieß auch ein Ort an der Maas, wo ein nordisches Wikingsheer im Jahr 881 sein Hauptlager nahm und dasselbe ein ganzes Jahr inne hatte. Von Haslon aus zogen Schaaren dieses Heeres den Rhein hinauf bis nach Mainz und Worms, und die Mosel hinauf bis nach Metz. Damals oder unter einem andern Streifzug in diesen Gegenden während des 9. Jahrhunderts hat sich wahrscheinlich ein Heerhaufen unter Zügen, welche den fränkischen Annalisten unbekannt sind, bis in die Schweizer Alpen vorgedrängt, und weil sie daselbst unangebaute Thäler getroffen, und das Land reich an Weide, auch ihrer Heimath ähnlich gefunden *), beschlossen, sich dort niederzulassen. Sie richteten sich in allen Dingen nach den Sitten und Begriffen ein, welche sie aus der Heimath mitgebracht hatten **). Man findet in der ältesten Schweizerverfassung dieselbe Bundesverfassung wieder, wie sie ehemals in Seeland herrschend, war; Vieles in den Sitten der alten Schweizer erinnert an die altschwedischen; blutige Fehden, das Abmachen der Zwistigkeiten mit Waffen, die Verweisung des Mörders aus dem District, kommen als erbliche Gebräuche und sanctionirte Gewohnheiten in den Urkantonen der Schweiz noch im 14. Jahrhundert vor (Joh. v. Müllers Gesch.

---

*) In Schweden gibt es Landschaften, die an Abwechslung von Bergen, Thälern und Seen denen der Schweiz sehr gleichen.

**) Da die Nordmannen noch im 9. Jahrhundert der Asalehre ergeben waren, so wird hieraus leicht erklart, daß es noch gegen das Ende jenes Jahrhunderts Heiden in den Schweizer Alpenthälern gab.

schweiz. Eidgen.), und ihre Sprache hat eine geschwisterliche Aehnlichkeit mit der altscandinavischen *).

Im Vorigen wurde gezeigt, daß die Schweizer aus Schweden ausgewandert, und zwar zwischen dem 7. und 9. Jahrhundert; sowie daß sie um jene Zeit noch Heiden, ihre angestammte Religion mitten unter christlichen Nachbarn sich noch lange bewahrten. Sie können also ihren Tell nicht von Saxo entlehnt haben, der, Däne und Christ, auch erst im 12. Jahrhundert schrieb; überdieß eine Volkssage nicht ihr Element aus Büchern zu holen pflegt. Es darf daher vermuthet werden, daß Saxo und die Schweizer, d. h. Dänen und Schweden, aus einer gemeinsamen Quelle schöpften, die schon den heidnischen Scandinaviern floß. Fände sich noch eine ähnliche Volkssage bei andern, mit den Scandinaviern in Berührung gestandenen Völkern, so wäre die Vermuthung zur Evidenz erhoben, daß die Stammsage, die so vielfache Zweige trieb, eine höhere Bedeutung gehabt haben müsse, als der nationalen Eitelkeit Eines Volksstamms zu schmeicheln, weil in diesem Falle die andern Völker kein Interesse daran ge=

*) Ein Schweizer bemerkt in Geijers Dissertatio de colonia Svecorum: „Die Urkantone in der Schweiz, in welchen die Sage von der skandinavischen Abstammung angetroffen wird, unterscheiden sich von der übrigen alemannischen Schweiz vorzüglich dadurch, daß sie in ihrer Mundart kein a, sondern immer à haben, sie sagen z. B. gà stà. wo die Alemanen gan stan. Dann haben die Urkantone eine Vorliebe für Diphthonge, wo die andern Schweizer sie meiden, und sprechen diese Diphthonge ganz nach isländischer Zunge. Das Uebrige haben sie mit den andern, Burgundisch durch die Kehle redenden, Schweizern gemein. Zudem ist schwer zu entscheiden, ob Ausdrücke wie byga (bygga), Murtàthàl (mötatal), Motastein (Mötasten). Gaum, Gaumr, Gauma (isländisch Gaumr. Geyma. schwed. gömma verbergen) u. a. m. von den Burgundern oder Scandinaviern sind."

funden hätten, solche Erinnerungen mit gleichem Eifer Jahrhunderte hindurch zu pflegen.

Nun aber belehrt die vorhin citirte Quelle, daß die aus Schweden fortziehenden Auswanderer drei Haufen bildeten, den einen befehligte der obgedachte Schwitzer oder Schweizer, den andern „Remus aus dem Lande der Schweden gebürtig", den dritten „Wadislaus von Hastus, einem Lande in Schweden oder zwischen Schweden und Friesland". „In Oberhasli oder Hasli im Weißlande, im Canton Bern, lebt noch im Volksmunde das alte Gedicht Ost-Friesenlied, dort hört man noch die durch viele Alter vom Vater auf den Sohn fortgeflanzte Sage, wie ihre Stammväter aus dem Lande der Schweden gewandert, und nach mancherlei Schicksalen in diesen Gegenden sich niedergelassen." (Strinholm Wikingszüge S. 194). Nun findet sich aber in den ebenfalls von Friesen bevölkerten Marschgegenden Schleswigs — eine Provinz daselbst heißt Nordfriesland — in der Kirche zu Wevelsfles in der Wilstermarsch ein altes Gemälde auf einer langen Tafel, das schon im Kirchenbuche der 1593 neuerbauten Kirche erwähnt, 1741 aber renovirt ward. Dies Gemälde zeigt auf einem großen grünen Platze einen Schützen mit abgespanntem Bogen; in einiger Entfernung von ihm steht ein Knabe mit einem von einem Pfeil durchbohrten Apfel auf dem Kopfe. Einen andern Pfeil hat der Schütze noch quer im Munde. Ein Wolf oder Hund steht zwischen dem Knaben und dem Schützen und richtet auf diesen seinen Blick.

Dieses Bild, welches, da ihm ein Platz in der Kirche angewiesen ist, voraussetzen läßt, daß es ursprünglich einem geistlichen Zwecke gedient haben müsse, wird jetzt,

wo der eigentliche Entstehungsgrund im Volke nicht mehr gekannt ist, als Erinnerung an folgende Begebenheit gedeutet.

In den Zeiten König Christians I. wohnte ein reicher Mann, Henning Wulf, im Kirchspiel Wewelsflet, und hatte seinen Hof mit vielen Ländereien in der Dammducht. Als die Leute in der Marsch sich gegen den König empörten, ward er ihr Anführer. Weil der König aber mit großer Macht heranzog und die Hamburger ihm halfen, wurden die Marschleute geschlagen, und Hennig Wulf mußte fliehen. Da verbarg er sich in einem Rethschallen, und Niemand wußte ihn zu finden. Aber sein treuer Hund war ihm nachgelaufen, und da er ihm nicht in den Sumpf folgen konnte, ward er sein Verräther. Man holte den Henning Wulf heraus und brachte ihn zum König. Da dieser wußte, daß er von allen der vortrefflichste Schütze sey, befahl er ihm höhnisch, seinem einzigen Sohn einen Apfel vom Kopfe zu schießen; gelänge es ihm, solle er frei seyn. Henning Wulf mußte gehorchen, holte seinen Bogen und seinen Knaben, und zielte glücklich, hatte aber vorher einen zweiten Pfeil in den Mund genommen. Da fragte ihn der König: für wen dieser bestimmt sey? und Henning antwortete: wenn er seinen Sohn getroffen hätte, sey der Pfeil für den König selber gewesen. Da erklärte ihn dieser in die Acht, und Henning mußte fliehen; sein Land aber ward eingezogen und muß bis auf diesen Tag noch schwere Abgaben tragen, und heißt das Königsland. Man zeigt auch noch das Haus, wo Henning Wulf gewohnt hat. (Müllenhof Schleswig-Holstein Nr. 66.)

Das Gemälde ist wahrscheinlich alt, und die Sage spät an den historisch bedeutsamen Henning Wulf geknüpft, das ältere Bild alsdann auf ihn gedeutet. Nicht darf hier übersehen werden, daß am Rhein, welchen die schwedischen Auswanderer auf ihrem Zuge nach der Schweiz berührten, am Rheinstrom, wo sie den Grafen Peter von Franken schlugen, welcher ihrem Zuge weh=

ren wollte (Strinholm a. a. O. S. 192), sich noch im 15. Jahrhundert eine Sage vorfand, welche eine der vielen Ausästungen der noch zu ermittelnden Stammsage zu seyn scheint. Sie befindet sich im **Malleus malificarum p. 2. cap. 16 de sagittariis maleficis** abgedruckt *). Alle drei dürften also aus einer Quelle geschöpft haben. Der Name Henning konnte vielleicht Veranlassung gegeben haben, eine ähnliche Sage aus Norwegen, in welcher der tyrannische König Harold Hardrade, und der Schütze Hemming heißt, auf ihn zu beziehen **). Vedel Simonson (Geschichtl. Unters. über Jomsburg in Wendenlande, aus dem Dän. von Giesebrecht, Stettin 1827, S. 110—127) vergleicht mit Palnatoke's Schuß einen ähnlichen Vorfall von Endrid ***). Die Friesen sollen, wie Dahlmann

*) Fertur de ipso (Punchero) quod quidam de optimatibus cum artis suae experientiam certam capere voluisset, eidem proprium filium parvulum ad metam posuit, et pro signo super birretum pueri denarium, sibique mandavit, ut denarium sine birreto per sagittam amoveret. Cum autem maleficus id se facturum, sed cum difficultate assereret libentius abstinere, ne per diabolum seduceretur in sui interitum; verbis tamen principis inductus sagittam unam collari suo circa collum immisit et alteram balistae supponens denarium a birreto pueri sine omni nocumento excussit. Quo viso dum ille maleficum interrogasset, cur sagittam collari imposuisset? Respondit: si deceptus per diabolum puerum occidissem, cum me mori necesse fuisset, subito cum sagitta altera vos transfixissem, ut vel si mortem meam vindicassem.

**) In Müllers Sagabibl. (III. S. 359.) liest man, daß König Haraldr Sigurdarson († 1066) mit einem Bogenschützen Hemmingr sich gemessen, und ihm befohlen habe, eine Haselnuß von seines Bruders Björn Haupte zu schießen, und Hemmingr vollführte den Schuß.

***) Die norwegische Sage (Forum. Sög. II p. 272) berichtet von Olaf dem Heiligen († 1030): Er wollte einen Heiden, Eindridi Pansa mit Namen, bekehren, und versuchte sich mit ihm in Leibeskünsten, im Schwimmen, dann im Schießen; nach einigen gelungenen Schüssen verlangte der König: Eindridi's

(Gesch. v. Dänem. I. S. 16 Anm.) annimmt, schon im 3. Jahrhundert in Schleswig eingewandert seyn; die Angeln, welche nach Brittanien zogen, läßt Saxo aus Dänemark abstammen; könnte man nun auch bei den Britten eine ähnliche Sage nachweisen, so wäre der scandinavische Norden unzweideutig der Ausgangspunkt dieser ganzen Sagenfamilie. In der That aber findet sich eine solche und zwar doppelt vor, in Nordengland sind es drei Schützen: Adam Bell, Clym of the Clough, und William of Cloudesly (**Percy Reliques of Ancient Engl. poetry I. p. 143—172**), in Südengland Robin Hood. Cloudesly hat nicht bloß seinen Vornamen mit Tell gemeinschaftlich, die Aehnlichkeit springt noch stärker in dem Umstand hervor, daß er sich von dem König erbietet, seinem siebenjährigen Sohn einen Apfel auf's Haupt zu legen, und 120 Schritte weit herabzuschießen; der Pfeil spaltete den Apfel. Ideler (Ueb. den Schuß des Tell S. 55) nennt jene Drei, auf eine alte von Percy (**Collection of Old Ballads 1727 p. 67**) angeführte Ballade verweisend, als Zeitgenossen des Vaters von Robin Hood. „Die Sage von jenen drei Schützen," fährt Ideler weiter fort, „ist so sehr in das englische Volksleben übergegangen, daß Clowdesly's Schuß sprichwörtlich geworden, und daß sich bei den englischen Dichtern *) häufige Anspielungen

---

Knabe solle ans Ziel gestellt und ihm eine Schreibtafel vom Haupte geschossen werden, ohne das Kind zu schädigen. Eindridi erklarte sich willig, aber jeden Schaden zu rächen bereit; den ersten Pfeil schnellte Olaf, und traf dicht neben die Tafel; Eindridi auf Bitte seiner Mutter weigerte sich des Schusses.

*) If I do hang me in a bottle like a cat, and shoot at me, and he that hits me, let him be claps on the schoulder and call'd Adam.
Shakspeare Much ado about nothing. Act. I. sc. 4.

finden." Was nun den Robin Hood anbetrifft, so hat Kuhn in Haupts Zeitschr. f. deutsches Alterth. (Jhrg. 1845) seine Identität mit Odin außer allen Zweifel gestellt, sowohl in sprachlicher Hinsicht, denn **Hrood**, **Hooden** ist nur eine weichere Aussprache für Woden (Odin), und Robert (Robin) ist das altd. **Hruodperaht** (Glänzender, Beiname Wodens als Sonnengott). Er wurde aber in christlicher Zeit zum Schreckbild Ruprecht (Rupert), und um die Zeit, wo im alten Rom die Lemuralien (das Fest der Manen) gefeiert wurden, in der Christnacht und Walpurgisnacht, wo der wilde Jäger mit seinem aus den Seelen gewaltsam Getödteter und Ungetaufter bestehenden Heer umgeht, in diese beiden Jahrszeiten fällt auch Robin Hoods Wirksamkeit. Er tritt nämlich in den Weihnachts- und Maispielen mit seiner Geliebten, der Maifrau (die gespenstische Frau Gode, Holle, Harke), auf. Seine Begleitung besteht aus Mohrentänzern (**Morris dancers**). Auch Odins Schimmel, den einige Volkssagen noch dem wüthenden Jäger geben, das **Hobby horse** im Festspiel der Britten *), wird nicht vermißt. Als

---

I will reclaim to comely bow and arrows,
Ant shoot with haberdashers at Finsbury;
And be thought the grand child of Adam Bell.
d'Avenant The Wits, Act. I. sc. 3.

With loynes in canvas bow-case tyde,
Where arrowes stick with mickle pride,
Like ghosts of Adam Bell and Clymme
Sol sets for fear they'l shoot at him.
d'Avenant The long vacation in London.

Good deeds sir, doctor dogs meat 'Slight I bring you
No cheating Clim o' the Cloughs or Claribels,
That look as big as five-and fifty and flush,
And spit out secrets like hot custard —"
Ben Johnson the Alchymist. Act. I. sc. 2.

*) The hobby-horse was a compound figure, the resemblance of the head and tail of a horse, with a light wooden frame

Jäger ist Robin Hood auch ein guter Schütze, und in England waren bis zum 16. Jahrhundert die Maispiele mit einem Schützenfest verbunden. Robin Hood soll als ein Geächteter (outlaw) im Walde von Sherwood mit seiner Schaar gehaust — also ein wilder Jäger, den alle Welt gern meidet — und im 12. Jahrhundert gelebt haben. Sein wahrer Name soll Robert Graf von Huntington (mit Anspielung auf seine Jagdlust — **hunting**?) gewesen seyn. Auch zeigt man im Kirchspiel Halifax einen Felsen, mit dem er zur Kurzweil nach einem Ziel geworfen hat *). Sein Bogen und seine Pfeile wurden noch im vorigen Jahrhundert gezeigt **). Eine Hügelreihe und eine Quelle in der Umgegend von Nottingham tragen seinen Namen.

Wenn nun Dänen und Isländer, Schweden und Norweger, Friesen und Britten (Angeln) mehr oder weniger in der Sage von dem Schützen zusammen treffen, wenn sogar ein etymologischer Zusammenhang nicht abzuläugnen — denn die Verwandtschaft zwischen Toko (*τοξότης* Schütze, *τόξον* Bogen) und Tell (**telum**, Pfeil, *τέλος* Ziel, also Pfeiler, Zieler) springt in die Augen, der englische Schütze Adam Bell erinnert an *βέλος* = **telum**, und die Namen seiner Gefährten

---

for the body, was attached to the person who was to perform the double character, covered with trappings reaching to the ground, so as to conceal the feet of the actor, and prevent its being seen that the supposed horse had none. Thus equipped he was to prance about, imitating the curvetings and motions of a horse. (Trutt Sports and pastimes p. 224.) Und Brand (Observations of popular antiquities I. p. 145.) schildert dieses hölzerne Roß wie folgt: The colour of the Hobby horse is reddish-white, like the beautiful blossom of the peachtree etc.

*) Der wilde Jäger ist ein Riese wie Nimrod, folglich auch ein Felsenschleuderer wie Polyphem.

**) Wie in Deutschland die Rüstung des wilden Jägers Hakelbarend.

Clym, Clough und Cloudesly sollen auf Wurzeln ähnlicher (?) Bedeutung, wie die obigen zurückführen (vgl. Ideler a. a. O. S. 73 *); wo so viele Aehnlichkeiten zusammentreffen, ist man berechtigt, eine allen diesen Völkern heilige Sage als Quelle zu vermuthen, d. h. eine solche, die kein menschliches Individuum, sondern die Gottheit selbst zum Gegenstande ihrer Verherrlichung wählt. Nicht die Profanhistorie, sondern eine Religionsurkunde, entweder aus dem Tempelarchiv oder in priesterlichen Gesängen mündlich fortgepflanzt, muß nothwenig als das Original jener andern Sagen betrachtet werden, die im Laufe der Zeiten, und nach der Verbreitung des Christenthums ihre ursprüngliche Bedeutung einbüßend, bis zur Unkenntlichkeit umgestaltet, zuletzt von jedem Volke gewissen populär gewordenen Persönlichkeiten angepaßt wurden. In der That bietet die Edda einen Helden, der in seinem Namen, wie in seiner vornehmsten That, sich als Urbild der Toko's, Tells rc. zu erkennen gibt. Es ist Niemand anders, als der Bogenschütze Egil — der Name hat, wie Egge, Egel, Igel, den Begriff des Schneidenden und Stechenden, also auch verwandt mit acus (Nadel) und Pfeil — der auf Nidungs Geheiß dem eigenen Söhnlein einen Apfel vom Haupte schoß,

*) Wie oben Hakelbärend als ein Prädicat Odins des „Mantelträgers" erklärt worden ist, und Grimm den Namen auch durch „Kutte" übersetzt, so dürfte das gleichbedeutende Hood und Cloudesley (von cloud, Wolke), diese ganze Schützenfamilie mit Odin als dem nächtlichen Jäger in Verwandtschaft bringen lassen. Hier wäre nicht zu übersehen, daß Cloudesly, wie Tell, den Vornamen Wil h e l m führt, der Helm ist wie der Schild das Bedeckende, und Clym könnte vielleicht aus clypeus (Schild) verdorben seyn, zumal Pluto, der Besitzer des unsichtbar machenden Helms, auch Κλυμενος hieß. Auch H e m m i n g könnte mit dem engl. hem, umgeben, einhüllen, verglichen werden.

und dem fragenden König antwortete: ihm seyen die beiden andern Pfeile zugedacht gewesen, wenn der erste das Kind getroffen hätte. Dieses hieß Orentil, und war, nach Grimms Etymologie (S. 353 Anm.), nach dem Pfeil benannt *). Beachtenswerth ist, daß zwar Eigil nicht wie der ihm schicksalsverwandte Cloudesly der Bergende, Verhüllende heißt, aber doch sein Bruder Völundr (v. völ, lat. velo), und der Riese Ages (etymol. mit Eigil verw.) war Pfeilkundig, und besaß einen Helm (Aegis-hjalmr), welcher den Isländern als Bezeichnung des Schrecklichen galt, „er ist unter dem Aegishelm" s. v. a.; er jagt Schrecken ein. Die junge Edda sagt: des Aegir (Ages) Helm war so schrecklich anzusehen, wie kein Ding in der Welt; von feurigen Augen sagte man: den Aegishelm im Auge haben. Der Nordländer hat demnach zwei Bedeutungen des Wortes, 1) Schreckenhelm (Wildhelm, Wilhelm, vgl. Anselm f. Angsthelm), und 2) der Helm des Aegir, was an aegja Schrecken mahnt. Aegir heißt zwar der Meeresgott (wie ja auch Odin als Nikur, Neck, Nix ein solcher ist), aber, wie Rask bemerkt, haben die alten Isländer das Wort auch schon für Riese überhaupt gebraucht, wobei wieder an den Tod (Langbein) zu denken ist. Mone glaubt: „die Nordländer haben den Ages im Aegir nationalisirt, welches nicht die einzige Untreue ist, die sie an der deutschen Sage begingen." Derselbe Forscher weist nach, daß Ages, welcher in der Mythologie und später in der Heldensage eine große Rolle spielt, für ein elfisches Wesen gehalten wurde, daß er wegen seiner bösen Hand-

*) Ohr, Oehre (Henkel) hat den Begriff des Spitzigen (wie der Gestalt zufolge das Eselsohr.)

lungen und Schelmenstreiche von den Niederländern Malagis (böser Agis, franz. Maugis, im deutschen Volksbuch: Maleges) genannt worden, daß er den Namen Ago, Agnulf (bei den Salfranken), Eghard (bei den Sachsen), Euglin (bei den Schwaben), Euginhart, Einhart, Eugilbert, Eilwart (bei den Rheinfranken) u. s. f. die Entstehung gegeben. Ages ist, wie der Seelenführer Hermes bei den Griechen — welcher Pluto's unsichtbar machenden Helm besaß — ein Dieb, denn der Tod macht die Lebenden unsichtbar, entrückt sie der Oberwelt, darum Hela, die Todtengöttin, die der Hölle (Helheim) den Namen gab, die erste Hehlerin. Von Ages sagt man, daß er Weiber, Jungfrauen und Kinder raube, als Nix? denn der Wassermann entführt leichtfertige Mädchen in den Fluß (Grimm D. S. Nr. 66) und das Wasser muß alle Jahre einen Menschen haben (Nr. 78. 79). Die Dänen haben Lieder vom Meermann Rosmer *), der eine Königstochter stiehlt, und acht Jahre besitzt (Danske Viser I. S. 218); ferner ein Lied vom Verrath des Wassermanns (I. S. 310), der die tanzende Jungfrau an die See zieht. Manche Züge erinnern bei Rosmer an Wieland (Völandr) und seine Brüder, unter welchen der oberwähnte Schütze Eigill der bekannteste. Daß Zwerge Kinder stehlen, ist bekannt, Ages ist aber, wie weiter gezeigt werden wird, der Elfe Alberich, Oberon, folglich nicht nur Riese, sondern auch Zwerg, denn der — Tod schrumpft den Sterbenden im letzten Krampfe zusammen, oder er ist „Streckfuß" der „langhinstreckende", der die starrenden Glieder im letzten Krampfe ausdehnt (Eurip.

*) Ueber Ros, Roß als Flußname s. S. 76 Anm.

Hippol. 786). Vom Zwerg Giebich geht die Sage, daß er sich sehr ausrecken konnte. Ahriman, der den Tod in die Welt brachte, hat einen „langgestreckten" Körper (Z. Av. Vend. Farg. 19). In der Stadt Hermione, wo Todtencult vorherrschend, war der Aufenthalt des Procrustes (Präd. des Pluto), der seine Gäste nach Belieben kleiner machte, oder ausdehnte, wovon sein Name (*Προκρουστης* v. *προκρούω*). Mone leitet auch Hag (Gehege) und Hafen vom Ages ab (Gesch. d. deutsch. Heldens. S. 147). Dieß würde berechtigen, Hagen, durch welchen der hörnerne Siegfried den Tod erleidet, für den Freund Hain*) zu halten, und an die Worte des Apostels zu erinnern: „Tod, wo ist dein Stachel?" Den Elfen sagte man nach, daß sie Blitz und Hagel aus den Wolken entsenden. Auch Ages wird zu den Elfen gezählt, der Hagel erinnert an seinen Namen, und weil der Umgang mit den Elfen oder Alben unsinnig macht, so entstand die Redensart „albern" „er hat einen Schuß" „er ist vernagelt." Von dem Schützen Clough, den wir oben (S. 131) in der Gesellschaft des Adam Bell und Wilhelm Cloudesly fanden, sagt Grimm (Schlegels Mus. III. S. 60), daß sein Name auf Klaue, folglich auch auf Nagel zurückführe. Also war auch Ages (als Elf) ein Schütze wie Eigill in der Wilkinasaga. Daß die Elfen Seelen der Verstorben sind, welche zu gut für die Hölle, zu schlecht für den Himmel, in der Luft sich umhertreiben — also das wüthende Heer — daß sie auf Kirchhöfen ihre Tänze aufführen — werden wir im Verfolge darthun, und der dienstfertige Puck

*) Auch Hain bedeutet ein Gehege, einen von Bäumen besäumten Platz.

(Spukgeist) befindet sich nur darum in Oberons Gesellschaft, weil dieser der Alberich, Alf, Alp, das Nachtgespenst, der Todten Oberster, der Tod selber, aber nicht mehr Riese, sondern als Zwerg aufgefaßt, und Zwerge haben, wie die Todten, ihren Aufenthalt unter der Erde; die Speisen, welche ihnen (in den Volkssagen) in der Nacht hingesetzt werden und wofür sie sich dankbar bezeugen, sind die den Seelen der Verstorbenen gebrachten Todtenopfer. Pluto ist Plutus, der indische Todtengott Yama hat zum Bruder den in Bergen wohnenden zwerggestaltigen Reichthumspender Kuveras. Darum sind die unterirdischen Zwerge Schätzebewahrer und Austheiler derselben. Die Schätze sind in den Bergen, wo das Metall wächst, also unsichtbar, daher das sie bergende aber auch zeigende Wünschhütlein des Fortunatus, das wir später als den Hut Odins erkennen werden. Hier muß ich noch einmal auf den Ages zurückkommen, der nicht nur Pfeilschütze, sondern auch ein gutes Schwert (Egesachs) hat, wie der Tod ebenfalls, der im Volksglauben, wenn er eine Leiche gemacht, das Blut von seinem Schwerte abwischt. Das Schwert des Ages führt auf Eigils Bruder, den Schmied Wieland, der sich durch Verfertigung eines Schwertes von besondern Tugenden berühmt gemacht. Wieland hatte der Schwerter berühmtestes, den Miming *) verfertigt, das seinen Besitzer (den Tod?) unbesiegbar machte. Wieland hatte auch jenen Helm — man denke hier auch an Pluto's unsichtbar machenden Helm, den der Seelenführer Hermes zum

*) Schreiber, dessen Tschb. f. südd. Gesch. IV. S. 105. die werthvollsten auf den Wieland bezüglichen Notizen enthält, fragt an, ob Min=Min: Scharf=Scharf zu übersetzen sey? s. v. a. Haarscharf. „Min, pointe tranchant, taillant, pointe de tout instrument de fer.“ (Bullet. mem. sur la langue celt. II. p. 165.)

Geschenk erhielt, sowie an des Ages Helm, jenen Wildhelm, welcher die Vornamen der unfehlbaren Pfeilschützen Cloudesly und Tell so bedeutungsvoll macht — verfertigt, welche die Sage mit dem Zeichen des giftspeienden Lindwurms *) schmückte, woher der Besitzer selbst den Namen des Schlangenträgers führte **). Hirnschädel faßte er als Trinkschalen in Gold und Silber, aus Gebeinen machte er Messerhefte rc. ***). Er verstand es, wasserdichte Nachen †) zu zimmern, kurz, er war der Kunstarbeiter vollkommenster. Die **Vilkina Saga**, welche Wielands Leben am ausführlichsten behandelt, eröffnet ihre Mittheilungen über Valint, mit dem Stammvater seines Geschlechts, dem Könige Vilkin, in welchem Grimm (Myth. S. 350) den Schmiedegott Vulcan erkennt. Vilkin hatte mit einem Meerweibe (**Venus „sub pisce“?**) Vachilt genannt, den Riesen Vadi (ags. **Vada** ahd. Wato, d. i. den Watenden, also einen Wassergott? vgl. Grimm a. a. O.) gezeugt. (Sollte hier auf die Nachbarschaft der Vulkane von Meeresgegenden angespielt seyn? oder auf die cosmogonische Regel: alle Dinge sind durch Mischung von Feuer und Wasser entstanden? Letztere

---

*) Der Lindwurm war bei allen Völkern die Schlange, welche den Tod in die Welt brachte; die aber bei der Wiederschöpfung der Natur im Frühlinge von Apollo, Hercules, Sigfried, St. Georg, dem Erzengel Michael rc. besiegt wird.

**) Dieser Helm hieß Limme. W. Grimm (Heldens. S. 147.) vermuthet hier eine Entstellung aus dem altnordischen Linne, Schlange. Schreiber denkt an das Spitzige (Lemm i. e. pointu, aigu im Keltischen), warum nicht auch an λιμνη, lima (Feile)?

***) Vilkina Sag. c. 35. Es waren die Schädel von Nidungs Kindern.

†) Vilk. Sag. c. 21. Dürfte man hier vielleicht an das Todtenschiff Naglfari denken, das, aus Nägeln zusammengesetzt, davon seinen Namen entlehnte?

Deutung ist mehr im Geiste des Mythen schaffenden Alterthums). Vadis Sohn, der ihm auf seinen Höfen in Seeland (d. h. im Seelenland) geboren wurde, ist Valint, den er in seinem neunten *) Altersjahre zu dem kunstreichen Schmiede Mimir nach Hunnenland in die Lehre brachte. Nach drei Jahren nahm Vadi seinen Sohn wieder in die Heimath nach Seeland (Seelenland) zurück, wo er ein Jahr zubrachte. Inzwischen hatte sein Vater einen neuen Platz für ihn bei zwei kunstreichen Zwergen im Berge Kallova (?) ausgemittelt. Da er auf dem Wege dahin den neun Ellen tiefen Grönasund (zwischen Seeland, Falster und Mön zu übersetzen hatte **), so nahm Vadi den Kna=

---

*) Die Neun ist hier so bedeutungsvoll, wie bei Vulcan, der 9 Tage brauchte, um von seinem Sturz aus dem Himmel auf Lemnos anzukommen.

**) Wie Seeland das Seelenland, so könnte unter Mön auch die im Druidencultus bedeutsam heilige Insel Mona gemeint seyn, wo in den Mysterien die Lehre von der Seelenwanderung vorgetragen wurde. Auf diese beziehen sich die 9 Mütter des (9mal wiedergebornen) Seelenführers Heimdal (Odins Sohn). Weil der Ungeborne 9 Monate im Mutterleibe verborgen ist — Vulcan, die aus dem Himmel zur Erde in die Geburt herabsteigende Seele, kam erst am 9. Tage nach seinem Sturz aus dem Olymp auf der Erde an — darum glaubte man nach der Geburt auch eine 9fache Lebensstufe durchzugehen, und die 9 Welten im scandinavischen Mythus sind folglich bedeutend in der nordischen Seelenwanderung. (Mone Eur. Hdth. I. S. 386.) Erst nach dem 9ten Leben ist die Seele von Sünden vollständig gereinigt, und würdig, in den Himmel einzugehen. Darauf spielt bei den Hellenen die 9tagige Feier des reinigenden Apollo in den Carneen im Frühlinge an (Athen. IV. 141.), sowie die ebenfalls 9tagige Feier der eleusinischen Mysterien im Herbstanfang zu Ehren der Todtenfrau Demeter, nach welcher die Todten: Demetrier hießen; darauf weist die Neunzahl der Schmiedegötter (Telchinen, Korybanten, Kureten) im kretischen Geheimdienst hin. Und wie bei den Griechen und Römern erst am 9. Tage der Neugeborne, zwischen zwei Feuer hindurchgetragen, den Namen erhielt, so steht dieser symbolischen Feuertaufe am dies lustricus gegenüber das Durchwaten des Vadi mit dem Knaben Wieland, durch den 9 Ellen

ben auf die Achsel und watete hindurch. Dort blieb Velint (oder Wieland) zwei Jahre und lernte alle Kunst der Zwerge, erschlug sie aber, nachdem er ihre Tücke wahrgenommen. Mit den Schätzen der Zwerge beladen, wanderte Velint von hier aus nordwärts, bis er nach drei Tagen ein höchst kunstreiches Boot zimmerte, und sich mit seinem Gute in die hohe See treiben ließ. Er landete an der Nordspitze von Jütland, wo König Nidung herrschte.

Bevor wir dem sinnigen Schmiede weiter folgen, heischen diese letztern Angaben, daß ich, ihren tiefen Sinn deutend, bei ihnen verweile, um denen, welche mit Schreiber bei den Fahrten Velints ihm mit der Landkarte in der Hand nachblicken, eine andere Ansicht von dem Styl der Alten zu verschaffen. Vorhin wurde Velint oder Wieland, wie ich ihn künftig nennen will, als ein plutonisches Wesen aufgefaßt; in dessen unterirdischer Behausung befinden sich die Todten (Pluto) und Reichthum (Plutus) spendenden Erzadern. Aber im scandinavischen Norden trat noch ein anderer Grund hinzu, um die Todesgottheiten, die unterirdischen Zwerge, als Schätzespender zu betrachten. Geijer belehrt uns nämlich in seiner Geschichte Schwedens (S. 103 ff.), „daß es beseligend war, mit großer Habe in Walhall anzulangen, denn der Reichthum, den man in die Erde vergraben ließ, bedingte den Genuß im andern Leben." Es „war nicht gut, arm zum Odin zu fahren" (Götveks und Rolfs Saga c. 2.) Aus diesem Grunde waren die Sclaven aus Odins Reich ausgeschlossen,

---

tiefen Grönasund als sinnbildliche Wassertaufe. Alle 9 Jahre kamen die Danen um Mittewinter im Gau Selon (Seeland) zusammen, um die unterirdischen Götter mit Opfern zu sühnen. (Mone S. 271.)

und nach ihrem Absterben an den Gott Thor verwiesen. (Harbartslied in der ält. Edda Nr. 32.) So viel Reichthum man mit sich vergraben hatte, so viel sollte man nach dem Tode zu genießen haben. (Ynglingasaga c. 8.) Dem Teufel gehört die Nordseite. In einer deutschen Volkssage wird von einem Thurm berichtet, der Fenster nach allen Weltgegenden hatte, nur aus dem Fenster, das nach Mitternacht zeigte, durfte nicht geblasen werden. Der Norden ist also die Todesseite und zwar aus leicht erklärlichem Grunde, weil Finsterniß und Kälte Synonymen von Tod sind. Darum trauerten die Weiber, nach Mitternacht gewendet, um den hingeschiedenen Thammus (Ezech. 8, 14); darum nimmt Wieland seine Richtung nordwärts (als Todesgott jeden eben Gestorbenen repräsentirend), und zwar „nach drei Tagen," denn erst am vierten Tage ist man wirklich todt, daher bei der Auferweckung des Lazarus zur Erhöhung des Wunders die Zahl der Tage, die er schon im Grabe zugebracht, ausdrücklich bemerkt wird. Daß auch das heidnische Europa den vierten Tag als den eigentlichen Termin der eintretenden Verwesung anerkannte, beweist des Todes viersträngige Geißel bei Grimm (Myth. S. 806). Das Boot, mit welchem Wieland in die See fuhr, ist das Todtenschiff Naglfari. Oder es kann auch auf die nordische Sitte angespielt seyn, welcher gemäß man den Todten in ein Schiff legte und dieß in die hohe See stieß (Grimm, Seite 790). Auch den Todten in einem Fahrzeuge in einen Hügel zu setzen, war schwedischer Brauch. (Geijer a. a. O. p. 193 Anm. 5.) Ferner möchte unter „Jütland" nicht das auf der Landkarte zu erblickende, sondern das Riesenland Jötenheim zu verstehen seyn. Jöten hießen aber die winterlichen Dä=

monen, solche sind die Lebenfeindlichen Trollenzwerge, welche Thor mit seinem Hammer, — bei Ehebündnissen ward sein Hammerzeichen gebraucht — erschlug, ebenfalls, und zu ihnen als Metallarbeiter gehörte auch der Schmied Wieland. Nidung, zu welchem Wieland kam, war unstreitig der Drache Nidhöggr, welcher die Leiber der Verstorbenen aussaugt (W. Müller, altd. Rel. S. 409), der Wurm der Verwesung.

Wenn nun Nidung den Bruder Wielands, den Schützen Eigil aufgefordert hatte, vom Haupte seines Kindes einen Apfel wegzuschießen, so darf nach der von J. Grimm (Schlegels Mus. S. 59) aufgestellten Regel: „Aeltern, Kinder und Geschwister wechseln gegenseitig ihre Namen und Fabeln" vorausgesetzt werden, daß der lebenfeindliche Nidung, den wir so eben als Drachen und Wurm kennen lernten, auch Eigil sey, zumal schon Thorlacius (IV. 74) den Namen Egil aus Egel, Igel herleitet. Schlange und Pfeil hat aber auch schon der Grieche durch die Wörter *σαυρα*, *σαυρος*, *σαυριον*, *σαυριτης* — vergl. auch *ακοντιον* (Wurfspieß) und *ακοντιας* (Schlange), ebenso jaculum, bei Lucan **Pharsal.** — identifizirt. Wielands Name, den Grimm (D. Gramm. II. Seite 342) wegen des angels. **Veland**, mhd. **Wial-ant**, altn. **Völ-undr**, vom altn. **vel** verhehlen, verbergen, betrügen herleitet, wodurch man an den Dieb Ages gemahnt wird (siehe S. 136), der — wie Eigil ein Schütze — den Pfeil, wie Wieland ein Zauberschwert besitzt, Wieland möchte also der das Leben stehlende, die Menschen unsichtbar machende Tod gewesen seyn.

Bevor die Identität Wielands mit dem Tode nachgewiesen wird, wie dieß zum Theil schon vorhin aus verschiedenen Anspielungen der Sage (siehe S. 138)

angedeutet ward, dürfte zu erinnern seyn, daß Sigil zu Nidung sich ebenso verhält, wie — Abraham zu Jehovah. Beim Eusebius liest man nämlich ein Bruchstück aus der phönizischen Geschichte, worin es heißt: Zur Abwehr einer Pest habe „Israel, wie die Phönizier den Kronos (Saturn) nennen," dem höchsten Gott (Uranus) seinen einzigen Sohn Jëud (i. e. *μονογενης*, **unigenitus**) geopfert. Weiterhin heißt es von diesem phönizischen König Israel, er habe unter seinem Volke die Beschneidung eingeführt. Dasselbe berichtet die israelitische Geschichte — man übersehe hier nicht, daß die Israeliten, Nachbarn der Phönizier, dieselbe Sprache redeten, und wie aus dem Treiben der Könige Salomo und Achab erhellt, auch denselben Cultus hatten, was allein begreiflich macht, warum der Phönizier Hiram (d. i. der Eingeweihte sc. in den Dienst Jehovah's) den Tempel Jehovahs baute — von Abraham, der auf Geheiß Jehovahs auf derselben Stätte, wo der Tempel später erbaut wurde, seinen e i n z i g e n Sohn (1. Mos. 22, 2.) opfern s o l l t e. Jehovah trat also hier an die Stelle des Kinder verzehrenden Saturn = Moloch, folglich war er mit Abraham = Israel, der sein Kind opfern wollte, oder nach phönizischer Angabe wirklich geopfert hatte, Ein Wesen; was ja Eusebius ausdrücklich mit den Worten: „Israel, den die Phönizier K r o n o s nennen" bemerkt. Kronos muß vom sanskritischen **Krodha**: der Zornige, abgeleitet werden, wie der Feuergott Schiwa in Indien heißt. Er ist noch im slawischen K r o d o enthalten, den Falkenstein für den Saturn erklärt, und die hellenische Mythe weiß von einem Heros K r o t o p u s (*Κροτ-ωπος* skr. **Krodh-apa**: Zorngesicht), welchen man als die Ursache einer Pest anklagte (**Paus. Attic. 43, 7. cf.**

Conon Narrat. 19) und von einem Krotus, welcher als Sternbild der „Schütze“ an den Himmel versetzt wurde (**Eratosth. Catast.** c. 28), doch nur weil im Monat des „Schützen,“ im November, der Tod seine meisten Pfeile versendet?*). Wie dem Saturn und Moloch, wurden auch stellvertretende Menschenopfer, insbesondere die eigenen Kinder dargebracht. Man liest bei Geijer (Geschichte Schwedens S. 109): Zu großen Unternehmungen bereitete man sich mit Menschenopfern vor. Gewöhnlich waren diese eine Bestrafung der Missethäter, zuweilen schien edleres Blut erforderlich, selbst das liebste. Man opferte Söhne und Töchter. So der dänische Hakon Jarl zur Zeit einer allgemeinen Landesnoth seinen Sohn (Münter, K.-G. v. Dänem.). Der König Aun von Svithiod (Schweden) hatte, um die Begrenzung eines schon lange dauernden Lebens durch den Tod noch ferner zu verschieben, neun seiner Söhne, den einen nach dem andern, dem Odin geopfert. Nach der Zahlenfolge derselben hatte er die Gauen seines Reiches benannt, und Tiundaland trägt diesen Namen, weil dem zehnten (**tionde**), den das Volk rettete, ein gleiches Schicksal bestimmt war (**Ynglingasaga** c. 29). König Olaf hatte aber zur Abwehr einer Hungersnoth sein eigenes Leben hingegeben (**Yngling.** c. 47). Ein Christ erzählte, er habe zwei und siebenzig todte Körper geopferter Menschen und Thiere hängen gesehen im heiligen Haine bei dem Up-

*) Als Musenzögling wurde Krotus erst durch eine falsche Etymologie gedeutet, dann mußte freilich E u p h e m e seine Mutter seyn. Oder geschah dies wegen seiner Verwechslung mit dem Lyrakundigen Schützen Chiron? Dieser aber war auch Arzt, wie Apollo als *Παιαν*: Beschädiger und Heiland zugleich, dies erklart sich aus der Verwendung der Musik als Heilmittel.

salatempel, in dessen Innerm Odins Bild aufgestellt war. Geijer schreibt hier den Adam von Bremen aus, welcher als Christ nur die heidnischen Menschenopfer mißbilligte; denn daß auch das ganze christliche Mittelalter sich dieser Gräuel bei der Messe *) schuldig machte, hat jüngst Daumer in seinen „Geheimnissen des christlichen Alterthums" durch eine zwei Bände füllende Sammlung von Belegen außer Zweifel gestellt, ohne das hieher gehörige Material ganz erschöpft zu haben, denn nachstehende, in Afzelius schwed. Volksf. II. Seite 65 ff. angeführte Thatsache (welche sattsam beweist, durch welche Art von verwandten Vorstellungen das Christenthum unter den Heiden sich Eingang verschaffte), wird in der Daumerschen Sammlung vermißt. Sie dürfte daher hier ihren Platz finden:

Als Olaf Schooßkönig, aus England Missionäre des Christenthums von dem ihm befreundeten König Ethelred sich beschrieben hatte, war alsbald Bischof Sigfrid nebst noch drei jungen Geistlichen in Weriö angekommen. Ein königlicher Diener, der ihre Ankunft dem König in Husaby meldete, erstattete über sie folgenden Bericht: Es waren sanftmüthige Männer, ihr Vorgesetzter trug einen weißseidenen Rock, der bis zu den Füßen reichte. Die Jüngern verneigten sich vor ihm tief bis zur Erde. Auch sah ich einen Tisch mit schneeweißem Tuch bedeckt, auf den ein sehr weißes und dünnes Brod gelegt und daneben ein Trinkgefäß gestellt wurde, in welches einer von ihnen etwas Getränk goß. Indem er auf solche Weise Alles ordnete, sprach er bisweilen leise, bisweilen überlaut. Mittlerweile nahm

*) Ihr Name spielt darauf an, denn im Engl. heißt to mass (spr. mess) Messe halten, to mess speisen (masten).

der so wunderbar gekleidete Mann das dünne Brod und nachdem er einige Worte darüber gemurmelt hatte, hob er es empor, und da kam es mir vor, als ob er zugleich einen kleinen Knaben aufhöbe, der den alten Mann anlächelte. Der König erkannte aus dieser Beschreibung die aus England erwarteten Lehrer (Kannibalen), und schickte ihnen sogleich einige der vornehmsten Hofbedienten zur Bewillkommnung entgegen.

Die 72 todten Körper, welche jener Christ in Odins heiligem Haine hängen sah, litten eine Todesart, welche seinem Prädicat: Hangatyr: „Herr der Erhenkten" entsprach, denn Odin waltet in der Luft (vergl. S. 71). Der Mythus berichtet von ihm, daß er sich selbst einmal mit der Speeresspitze gezeichnet, und, sich selbst geweiht, neun Nächte (vergl. S. 140) an einem Baume hing. Die Sitte, mit dem Speer sich dem Odin zu zeichnen, wird schon im Runengesang (Str. 1.) erwähnt. Sie entstand aus der Vorstellung, welche auch nur die in der Schlacht Gefallenen als zur Aufnahme in die Walhalla würdig erklärt; nämlich der Gott wollte nur das blühende Leben als ein ihm wohlgefälliges Opfer, die an einer Krankheit Verstorbenen mußten zur Hel hinabsteigen. Um diesem schrecklichen Loose zu entgehen, pflegte man, wenn der Tod unvermeidlich schien, sich mit einem Speere zu ritzen, um nur wenigstens einige Blutstropfen dem Körper in Form eines Opfers zu entlocken. Auch stürzten sich die Bejahrten von hohen Felsen herab und „fuhren so gen Walhall" (Götreks und Rolfs Sagen Cap. 1. 2.). Gleich neben der Kirche des Kirchspiels Heljarud in Blekingen ist ein steiler Felsen, der Walhall heißt, von welchem hinab sich vormals Menschen in den bei dem

Felsen gelegenen See Walsjön gestürzt haben. Ein solcher Felsen findet sich auch auf dem Berge Walhall am See Strängen im Kirchspiel Kylingared in Westgothland. Auf Halleberg in Westgothland heißt bei dem Volk der obere Theil des Berges Wahlehall, und die Leute sagen, diejenigen, die sich hinabgestürzt, seyen nachher in einem jetzt beinahe zugewachsenen Teiche gewaschen worden, welcher Odnskölla (Odinsquelle) genannt wird. (Geijers Geschichte Schwedens S. 102, Anmerk. 4). Heimische Sagen melden auch, wo Einer von Alter bettlägerig und gebrechlich geworden, hätten die Anverwandten sich versammelt und ihn mit einer Keule todtgeschlagen. Eine solche Keule nebst der Kunde ihres vormaligen Gebrauchs findet sich noch auf dem Hof Trullerum im Kirchspiel Norra Wi und dem Härad Ydre in Ostgothland. (Geijer I. c. S. 103 Anm. 3). Der greise Stärkodder erkaufte sich einen Mann, der ihm den Kopf abhauen sollte. (Suhm, in Gräters „Bragur" VII. S. 122). Die Erhängten wurden wahrscheinlich unmittelbar vor oder nach dem Erdrosseln mit einem Speer durch das Herz gestochen. In Deutschland war es Sitte, Verbrecher zwischen zwei Wölfen, den heiligen Thieren des Gottes, aufzuhängen. Ihr Verhältniß zu ihm ließe sich schon aus ägyptischer Mythe deuten, wo Wölfe den Weg in die Unterwelt zeigen (Herod. II. 122), daher der Wolf auf Mumiendecken (Creuzer, Symb. 2. Ausg. I. S. 408); und an die Füße der Mumien wurden zwei Wölfe gemalt. (Zoega de obel. p. 307). Die zwei Wölfe Skal und Hate bewirkten, dem Glauben der Scandinavier zufolge, Sonnenfinsterniß; bei dem einstigen Weltuntergang wird der Wolf Fenrir alle Götter, sogar den Odin selber, verschlingen. In der Christnacht, wo die

Hunde in Odins wilder Jagd sich vernehmen lassen, gehen auch die Wehrwölfe um, in welche lasterhafte Menschen nach dem Tode incarnirt werden; daher in Wien einst gegen sie in der Christmette ein Wolfssegen gelesen ward, um ihrem schädlichen Einflusse zu wehren. Der Christmonat hieß Wolfsmonat. Wie der Wolf, ist auch der Rabe, ein Leichen aufsuchendes Thier. Wie dem lebenfeindlichen Apollo, der in dieser Eigenschaft als Pestpfeilsender im ersten Buche der Ilias sich zeigt, der Tod weissagende Rabe geheiligt war, so auch dem Odin. Zwei solche Raben sitzen auf Odins Schultern, und sie veranlaßten folgende Sagen:

Vor vielen hundert Jahren wollte ein Prediger auf Amrum seine Pfarrkinder von der Stranddieberei heilen. Aber seine scharfe Anrede erbitterte sie nur. Sie neckten und verfolgten ihn, so daß er von der Insel flüchten mußte. Als er abreiste, bat er Gott, er möchte ein Zeichen seines Zornes geben. Seit der Zeit übernachtet kein Rabe mehr daselbst. Am Tage sieht man freilich in den Wintermonaten die Vögel, allein sobald der Abend kommt, ziehen sie nach Föhr hinüber. Die Amrumer erkannten zwar das Zeichen des Mißfallens, haben aber das Strandlaufen noch nicht unterlassen. (Müllenhof, Schleswig-Holst. Nr. 185).

Hier weichen Odins heilige Vögel von der Insel, weil der christliche Gott den Amringern zürnt! Ein andermal bezeichnen des heidnischen Gottes Weissagevögel die Stätte, wo der Gott der Christen verehrt seyn will:

Bei Kappeln in Angeln wollte man eine Kirche bauen. Das Geld dazu war gesammelt, nur konnte man sich nicht über den Platz vereinigen. Da schickte man zwei Mönche aus, ihn zu suchen, aber da sie auch nicht wußten, wen sie wählen sollten, flehten sie inbrünstig zur Jungfrau Maria um ein Zeichen, daß sie nicht irre gingen. So-

gleich flogen ein Paar Raben über ihre Köpfe hin, und ließen sich bald an einem Orte nieder, wo nun die Kirche aufgeführt ward. Als sie vollendet war, kamen die Raben wieder, setzten sich an der Westseite der Kirche nieder, und verwandelten sich in Stein, ohne ihre Gestalt zu verändern, wie noch heute zu sehen ist. Die Kirche hieß darnach Rabenkirche. (Müllenhof l. c. Nr. 140.)

Da nur die im Kampfe Gefallenen oder Geopferten zu Odin eingingen, was allein schon den Vers im Grimnismal (Str. 9):

„Valhalls Dach von Speerschäften gebaut"

erklären würde, so folgt daraus die Sitte vor dem Beginn der Schlacht, einen Speer mit einer Verwünschungsformel, durch welche die Feinde dem Odin geweiht wurden*), über das feindliche Heer zu schleudern. So weihte Gissr vermittelst eines Speerwurfs die feindliche Schlachtreihe mit der folgenden Formel dem Untergange: „Erschreckt ist euer König, zum Tode bestimmt euer Führer, hinfällig eure Kriegsfahne, erzürnt ist euch Odin. Abermals fordere ich euch zur Schlacht — — und lasse Odin so mein Geschoß fliegen, wie ich vorsage" (Fornald. Sög. I, 503. Hervar sag. c. 18). Denselben Gebrauch erwähnt die Eyrbyggia-saga c. 44. Möglich ist es auch, daß bei der Vollziehung des Speerwurfes ein bestimmter geweihter Speer aus dem Heiligthum des Gottes genommen und daß deshalb dieser symbolischen Handlung eine besondere Kraft beigelegt wurde. Die Sagen berichten wenigstens, daß Odin seinen Schützlingen seinen eigenen Speer zur Vollziehung dieses

---

*) Harald Hildetant gelobte dem Odin alle Männer, die er im Kampf erschlagen würde (Saxo VII. p. 138.)

Gebrauches lieh. So gab der Gott dem König Erich von Schweden, als er mit Styrbjörn kämpfen wollte, einen Rohrspieß, und hieß ihn mit den Worten: Odin hat euch Alle! über das feindliche Heer schleudern. Als er geschossen hatte, erschien ein Wurfspeer in der Luft, flog über Styrbjörns Schlachtreihe und schlug sein Kriegsvolk und ihn selbst mit Blindheit (**Tornm. sög. 5, 250. Soem. 165**). So wurde auch der Rohrspieß, welchen Odin dem Stärkoddr gegeben hatte, zu einer Lanze und durchbohrte Vikar. (**Fornald sög. 3, 34**).

Wenn also Odin durch den Speerwurf sein Opfer bezeichnete,

wenn nach dem in der **Skalda** (**I. 148**) aufgestellten Axiom: jeder einzelne unter den Asen kann mit dem Namen des andern bezeichnet werden, wenn zugleich etwas den Unterschied bezeichnete, daher auch dieser Verbindung wegen die Götter im heidnischen Gedichte **Velleklo** Band heißen (**Heimskringla Hakan Grafälls u. Hakan Jarls saga c. 6**), nun aber Uller, jener dem ersten Wintermonat vorstehende Ase als bester Schlittschuhläufer und Bogenschütze gerühmt wird, in dem Liede **Vegtamsquida** (**Str. 3**), ebenso im Grimnismal (**Str. 42** der Stockholmer Ausgabe) Odin selbst Uller heißt;

wenn der Schlittschuhläufer sich nur auf den Tod beziehen kann, weil seine Herrschaft über die Natur in jenen Monaten den Höhepunkt erreicht, wo die befruchtenden Ströme zugefroren sind, und die eisige Hand des Todes auf der ganzen Schöpfung lastet;

wenn Odin, der sich durch 9 Speerstiche selber dem Tode weihte — wie Saturn, der Gott mit der Todes-

fense in Phönizien (vergl. oben S. 144) seinen eigenen Sohn zum Opfer brachte — weil der Cultus alle von ihm verrichteten Handlungen zuerst seinen Gott ausführen zu lassen pflegt *):

so folgt aus diesen Prämissen nothwendig, daß Nidung und Eigill nur zwei Personificationen des einen Todesgottes Odin sind, welcher mit seinem Todespfeil oder Speer sich selbst das Opfer aussucht; und wenn Eigills Knabe mit dem bloßen Schreck davon kam, wie Isaak in der biblischen Urkunde, so wurde ihm der Gehorsam für die That angerechnet, gleichwie dem Abraham „zur Gerechtigkeit angerechnet, daß er glaubte,“ d. h. an seinen Gott durch Vollziehung seines Befehls. Wie oben gezeigt wurde, war jedoch Abraham Jehovah selber, wie Eigil der pfeilende, Speerwerfende Odin; und der durch so viele Sagen verbreitete Apfelschuß ist demnach eine — heilige Mythe (ἱερος λογος); schon deshalb, weil der Apfel, den wir aus seiner Bedeutung im Mythus von der Iduna erkennen, Symbol der Verjüngung, denn nur durch den Genuß von Iduna's Aepfel verjüngen sich die Götter. Der Apfel war hier, wie an Isaaks Stelle der Widder, stellvertretend für des Kindes Leben, denn der Sohn ist der verjüngte Vater. Zwar tritt in der Norwegischen Sage von Hemmingr die Haselnuß an die Stelle des Apfels, aber auch sie hat in der Natursymbolik eine gleiche Bedeutung. Schon der Erzvater Jakob kannte sie, denn er ließ an Haselstäben seine Schafheerde sich begatten (1. Mos. 30, 37); und im alten Rom gab man den Neuvermählten Nüsse. In die Haseln gehen

---

*) So entmannten sich die Priester Saturns in Phrygien, weil es dieser (Attes als Gemahl der Cybele-Rhea) zuerst gethan.

bedeutet s. v. a. liebeln (Menzel Lit. Bl. 1846 Nr. 49). Mit Haselruthen bezwingt man die Hexen (Prätorius, Blocksberg S. 115), weil die letztern dann vergeblich die Fruchtbarkeit von Thieren und Pflanzen zu hindern trachten. Daß eine Opferhandlung allein hier zu verstehen sey, beweist die, obgleich von christlicher Hand entstellte Notiz bei Torfäus, wo er Saro's Erzählung von Palnatoke mit folgendem Nachtrag ergänzt: **Utrumque hoc confictum videtur, prius enim non ex Historia Helvetiorum de** ***Wilhelmo Tellio,*** **qui Saxone posterior vixit, sed Olafi Trygvini, de** ***Endridio Pansa,*** **mutuatum, qui, quo hunc ad fidem Christianam converteret, sororis ejus filium unice dilectum stipiti alligandum curavit, calculumque vertici impositum, ipse jaculo excussit, sine ullo pueri damno, jussitque imitari, aut se victum confiteri,** ***simulque Christo consecrari; hoc enim solum certamini praemium propositum erat.*** **Posterius** ***ex fabula de Hemingo*** **Juvene desumptum, quem Heraldus Norvegiae rex, in Halogia** ***e summo montis jugo, super constrata nive declivia, ligneis asseribus decurrere*** **jussisse traditur etc.** Toko's und Hemmings Schlittschuhlauf erinnert also in anderer Weise an Odin, d. h. als Schlittschuhläufer Uller; und der Beisatz **e summo montis jugo** ließe zugleich an die oben erwähnte Art der Weihe an Odin denken, welche darin bestand, daß man sich von dem „Walhallfelsen" herabstürzte. Zu einer Zeit, wo Odin nur noch als sterblicher Herrscher gedacht wurde, konnte der König Nidung, der doch auch nur ein mythisches Wesen und gewiß nur die personifizirte lebenfeindliche Aeußerung

Odins war, seinen Platz leicht an spätere historische Könige Dänemarks, Norwegens, Schwedens ꝛc. abtreten, wodurch die ursprüngliche Idee des Mythus ganz verloren gehen mußte; und die willkührlichen Zuthaten und Abweichungen in den spätern Ausbildungen der in der Vilkinasaga erhaltenen, unstreitig ältesten Form des Mythus, dürfen nicht mehr befremden.

Eigil, welcher als Pfeilschütze der personifizirte Tod ist, den man sich in christlicher Zeit ja ebenfalls als Jäger mit Pfeilen denkt*), und welcher schon von Grimm (S. 806) mit Odin verglichen wurde, dessen Speer Gungnir mit Einem Wurf tödtete — Egil war also Nidung**) selber, zu dem Eigils Bruder Wieland gewiß nicht gekommen wäre, wenn er nicht sich zum Geschäft gemacht hätte, Hirnschalen zu Trinkschalen und Menschenknochen zu Messerheften für den Tisch dieses Königs zu verarbeiten (**Vilk. Sag. c. 35** vergl. S. 139). Der ältern Edda zufolge war Wieland selber ein König und zwar der Elfen. W. Grimm (Heldensag. S. 388) meint zwar: Völund gehöre zu den Lichtelfen, allein Schreiber erinnert daran, daß die in Wäldern und Felsen wohnenden Nachtelfen (**Svart-Alfar Edda Soem. III. 275 sq.** vorzugsweise Zwerge und Trollen genannt) die eigentlichen Metallarbeiter sind, welche zwar von den Asen verfolgt, aber auch bittweise angegangen werden, sobald sie der Waffen oder des Geschmeides bedürfen. Eine Felsenhöhle auf der schwedischen Insel Verlehall bei Alletorp soll Velants Schmiede gewesen seyn. Velants Harrad in Schonen leitet seinen Namen

*) „Des Todes Strale (Pfeile) hat sie gar verstritten Tit. 3770."

**) Die Wurzel nid bedeutet: schaden, verletzen, so wie Eigil von ag: stechen, verwunden, abstammt.

von Velants (Wielands) Aufenthalt daselbst ab, und führt Hammer und Zange im Wappen. Daß das von Wieland geschmiedete Schwert des Todes*) Waffe war, daß er wahrscheinlich auch die vielbesprochenen Pfeile seines Bruders Eigil oder Egel gespitzt haben wird, darf kaum noch bezweifelt werden. Dunkel ist dieß in folgender Sage angedeutet:

Ein Mann ritt eines Morgens bei den Dreibergen am Wege von Apenrade nach Jordkirch vorbei. Da hörte er in einem derselben schmieden. Der Bauer rief laut, man möchte ihm doch ein Häckerlingsmesser machen, und ritt weiter. Als er Abends wieder zurückkam, fand er aussen am Hügel wirklich ein nagelneues Messer liegen. Nun legte er soviel Geld dafür hin als der gewöhnliche Preis ist, und nahm das Messer mit. Da fand es sich, daß es von vorzüglicher Schärfe war, aber die damit geschnittenen Wunden waren unheilbar.

Im Gute Dollrott in Angeln ist ein Hügel, wenn man sich darauf schlafen legt, hört man drunter die Geister arbeiten. Ebenso kann man in dem großen Struckberg bei Heiligenhafen zu gewissen Zeiten, wenn man das Ohr darauf legt, es hämmern und pochen hören wie in einer Schmiede. (Müllenhof Schleswig-Holst. Nr. 386.)

Auf die sich hier aufdringende Frage: welche Zeit gemeint sey? antwortet Heinrich Schreiber im Taschenb. f. Gesch. Südd. II. S. 278: „Wer am Charfreitag sich mit dem linken Ohr auf die Erde legt, der hört zwar den Teufel schreien, muß aber in demselben Jahre sterben.“ Da aber „Tod und Teufel,“ seitdem der Letztere in die Hölle gesetzt war, zusammenstgeellt sind (Grimm, Seite 814), so kann bei der Vorstellung, daß die Hölle im Bauche der Erde sich befindet, länger kein Zweifel obwalten, daß Wieland der Tod

*) Valant hieß auch der Teufel (Grimm S. 943).

sey. Dachte man sich doch auch nicht nur zu Virgils Zeiten, sondern noch im christlichen Mittelalter der Cyclopen rußige Werkstätte, den Aetna, als den Eingang in die Unterwelt! Auch daß Wieland und seine beiden Brüder Walkyren heirathen, welche bekanntlich die Menschen für die W a l h a l l a e r k ü r e n (Grimm S. 389), und Odins Schlachtmädchen sind, verräth deutlich die Beziehung dieser Brüdertrias zum Tode.

Wenn aber das Schmieden bei den Germanen, wie bei den Indiern, denen die Diener des unterirdischen Kuveras — gespenstische Zwerge, welche das Schmiedehandwerk treiben — als dämonische Beschäftigung galt, so hatten sie doch auch von ihrem Stammvolke, den Persern, eine günstigere Meinung von dieser Beschäftigung ererbt. Als nämlich in Persien durch des tyrannischen Zohaks Mordgelüste die Noth auf's Höchste gestiegen war, steckte der Schmied Gao sein Schurzfell als Vereinigungszeichen auf. Es versammelten sich Viele, und Feridun an ihrer Spitze besiegte den Zohak in der Feldschlacht. Das Schurzfell des Schmiedes ward von Feridun zum Reichspanier geweiht, und jeder nachfolgende König schmückte es mit neuen Edelsteinen. (**Herbelot Bibl. or. II. p. 616**). Daß diese freundlichere Seite der Schmiedethätigkeit bei den Deutschen durch die Vorstellung des Dämonischen und Zauberhaften nie ganz verdunkelt worden, beweisen folgende Sagen, in welchen sämmtlich der Schmied als Antagonist des Teufels auftritt:

Ein Schmied war so arm geworden, daß er weder Eisen noch Kohlen mehr hatte, da kam ein Reiter und wollte sein Pferd beschlagen haben; der Schmied sagte: er wolle nur erst im nächsten Dorfe Kohlen und Eisen borgen. „Fehlt dir weiter nichts?“ sagte der Reiter, so will ich

dir bald geholfen haben, unterschreib nur dies Blatt mit deinem Blut. Der Schmied ging darauf ein, ritzte sich den Finger und unterschrieb. Als er wieder aus der Stube herauskam, war der Hof voller Eisen und Kohlen. Er beschlug das Pferd, worauf der Mann wieder fortritt. Er aber bekam große Kundschaft, und ward wieder wohlhabend. Später ritt ein Anderer auf einem Esel herbei und ließ den beschlagen. Als es geschehen, sagte der Fremde: „Geld habe ich nicht, aber wünsche dir drei Dinge, und sie sollen erfüllt werden." Nun wünschte sich der Schmied einen Stuhl, worin jeder, der sich hineinsetzt, sitzen bleibt; einen Birnbaum, von dem Niemand, der hinaufgestiegen, ohne sein Geheiß wieder herabkam; und einen Sack, aus welchem ohne sein Geheiß Niemand wieder herauskam. Der Mann auf dem Pferd war der Teufel, der auf dem Esel aber war der heilige Petrus gewesen. Wie Jener nun kam und das unterschriebene Blatt zeigte, und den Schmied als sein Eigenthum holen wollte, ließ dieser ihn auf den Stuhl niedersitzen, und peitschte ihn durch, bis er zum Fenster hinausflog. Den zweiten Teufel lockte er auf den Birnbaum, den dritten in den Sack. Als der Schmied merkte, daß sein Tod sich nähere, ließ er sich sein Schurzfell umbinden. Er klopfte an das Höllenthor, aber die Teufel wollten ihn nicht. Er kam vor den Himmel, Petrus wollte ihn auch nicht, doch ließ er ihn hineinsehen. Da warf der Schmied sein Schurzfell in den Himmel, setzte sich darauf, und sagte: er sitze auf seinem Eigenthum, von dem ihn Niemand vertreiben könne.

Zu dieser von Grimm uns aufbehaltenen hannöverschen Sage (Hausmährchen III. S. 144) bildet folgende einen Pendanten, denn in der Hauptsache ist sie dieselbe:

Im Münsterschen wird der Schmied von Bielefeld als solcher bezeichnet, der die drei Zaubergaben besaß. Der Schluß hat aber einige besondere Züge, nämlich als der Schmied auch von den Teufeln abgewiesen ist, geht er

zum zweiten Mal vor den Himmel, und stellt sich vor das Thor, zuzuschauen, wie die Seligen von dem heil. Petrus eingelassen werden. Es kommt ein Reiter mit Stiefeln und Sporn und will geradezu hinein, der Apostel aber sagt: „Glaubst du, daß man mit Stiefeln und Sporn ins Himmelreich dringt?" Darauf erscheint eine fromme Jungfrau, der öffnet Petrus gleich das Thor, der Schmied benutzt die Gelegenheit, und wirft sein Schurzfell hinterdrein. „Was wirfst du das schmutzige Schurzfell in den Himmel?" fragte der Apostel. Der Schmied antwortete: „Ich wills wieder herausholen, wenns euch zu schlecht ist." Wie er aber im Himmel ist, breitet er es hinter die Thüre aus, und setzt sich drauf, und spricht: „Nun sitze ich auf meinem Eigenthum, und gehe davon nicht herab."

In beiden Sagen ist das Schurzfell das Heilszeichen, welches den Besitz des Himmels sichert, und die Macht des Dämons bricht, ganz wie in der persischen Sage, wo das Schurzfell eines Schmiedes das Palladium des Reiches wird, weil dessen Besitzer den Zohak überwunden hatte. Zohak war aber Niemand anders, als der Teufel, was schon sein Name (der Dränger, Bedrücker) ausweist; und wie in der Apokalypse der Satan in den Tartarus angeschmiedet wird, ebenso Zohak im Gebirg Damawend von seinem Besieger an einen Felsen geschmiedet, wo er bis an's Ende der Welt verharren muß. Zohak hatte ein Jahrtausend regiert, wie Satan auf tausend Jahre aus der Hölle losgelassen werden soll; der Teufel soll sich als Koch bei Zohak vermiethet und ihn mit Menschengehirn gefüttert haben. Aus den Schultern wuchsen ihm gefräßige Schlangen heraus, sämmtlich Andeutungen seines diabolischen Wesens. Aber ein Schurzfell hatte ihn überwunden. Es muß also das Alterthum mit dem Schmieden nicht immer einen gehässigen Nebenbegriff verbunden haben. Daß im deut-

schen Mährchen der Esel das gute Prinzip, das Roß aber das böse repräsentirt, erklärt sich daraus, daß der erstere das Reitthier des Heilands war, das Pferd aber an Odins Schimmel gemahnt, der ebenfalls einst bei einem Schmied einkehrte, hingegen von der christlichen Sage in den wüthenden Jäger umgewandelt wurde (vergl. S. 22 Anm.), hier aber wiederholt als diabolisches Wesen auftritt.

Daß sich die Zwerge für ihre Dienste bezahlen lassen, hat man, da sie gewöhnlich den von ihnen begünstigten Sterblichen die Schätze der Erde öffnen, nur als Opfergabe zu deuten. Man brachte jeder Gottheit solche Geschenke, die ihr innerstes Wesen bezeichnen. So erhielt Charon den Obolus von den Todten, die er in die Unterwelt überfahren sollte, nicht als Fährgeld, sondern, weil er als Pluto auch Plutus ist, und eben dieser ist der Reichthumspender; wie Hermes aus demselben Grunde, weil er Seelenführer in's Schattenreich, und darum auch Pluto's unsichtbar machenden Helm (*Ἄϊδος κυνέη* Iliad. 5, 845) besitzt. Dieß führt mich auf die Gabe der Zwerge, sich unsichtbar zu machen, wenn sie die Nebel- oder Tarnkappe aufsetzen. Aber schon Grimm verglich Mercurs petasus mit Odins breitem Hut *); und die rothen Kappen — wovon die Rothmützchen in Flandern **) den Namen haben, oder die breiten Hüte der Zwerge, zu deren Familie

*) In einem eddischen Liede (Saem. 46b) heißt Odin: „der Breithutige" (Sidhötter), in einer Sage bloß der Hutige (Höttr) Fornald Sög. 2, 25.

**) In Ostflandern halten die Knechte es sehr mit den Rothmützchen, weil sie ihnen die spröden Geliebten Nachts aus dem Bette holen und ihnen in den Pferdestall bringen. Wenn nun das Mädchen früh erwacht, ist es beschämt, und froh wenn der Knecht schweigt. (Wolf D. S. Nr. 239.)

der Hildesheimer Kobold „Hütchen" gehört*) — mit den Hüten der Patäken und Kabiren, die, ebenfalls ungestaltete häßliche Däumlinge (Dactylen = Finger-götter), im Innern der Berge Erzarbeiten verrichten. Ferner vergleicht Grimm (S. 126) mit Hermes, dem δωτωρ ἐάων, d. i. dem Geber alles Guten, den Zwerg Gibiko, Kipicho, Giebich**), der mehrern Ver=

---

*) Auch Hütchen (niederſ. Hödeke) iſt neckiſcher Natur, wie die Rothmutzchen, doch neckt er nur die Schuldigen. Bösartig iſt der engliſche Kobold Couriquet, er fuhrt den Wanderer vom rechten Pfade, und ſein runder Hut iſt von ſo unge=heurer Größe, daß er ſich ganz in ihm einhüllen kann. (Ausl. 1846. Nr. 333.) Wem es glückt, ſich der Mütze eines Zwer=ges zu bemachtigen, dem wird er dienſtbar (Temme Pom=merſche Sag. S. 261.)

**) Goth. giba, ahd. kepo. i. e. Geber, die hinzugefügte Dimi=nutivendung gibika ſoll bloß den Begriff des gutigen Gebers hervorheben (Grimm Gramm. III. 664.) Im Weltharius heißt Guntharis Vater Gibicho (munificus). In mehrern Land=ſtrichen Deutſchlands ſind Felſen und Waldhügel nach Gibiko benannt, worunter am bekannteſten Givikenſtein, das jetzige Gibichenſtein bei Halle, deſſen die Annaliſten des 11. Jahr=hunderts als eines Magdeburgers Schloſſes und königl. Gefangniſſes erwahnen — 1004 wurde hier der Baiernherzog Heinrich gefangen gehalten, 1014 der Longobarde Eppelin, 1027 Ernſt von Schwaben, 1045 Herzog Gottfried von Loth=ringen, 1070 Ludwig der Springer — ferner Gevekenſtein bei Nienburg an der Weſer, wo ſich Heidengräber und ein ſogenanntes Teufelsbett befinden; endlich ein Felſen Gübi=chenſtein oder Hübichenſtein, mitten auf dem Harz im Walde unweit des Förſterhofes in Grund. Von dieſem letztern gehen Volksſagen aus, in welchem (ſ. Harrys Sagen Niederſachſens 2. Abthl. S. 32—48) ein wohlthatiger Zwergkönig Gubich geprieſen wird; alſo dringt ſich bei der Annahme, Gibich ſey Eigenname, die Frage auf: Mit welchem Fug ſollte der Ge=netiv vor „Stein" auf menſchliche Anbauer und Beſitzer zu beziehen ſeyn? Folglich deutet ſich Gibichenſtein, wie Brun=hildenſtein, Kriemhildenſtein, Witgenſtein u. a. m. nach Helden und höhern Weſen, welche die Sage meiſt auf ſolchen in der Wildniß gelegenen Felſen hauſen ließ. So mahnt das Teu=felsbett des Nienburger Gibichenſteins an Brunhildenbett auf dem Feldberg.

(Grimm in Haupts Ztſchr. 1841. S. 575.)

gen in Deutschland den Namen gab. Dieser Zwergenkönig im Harz erscheint als alter Mann mit grauem Bart, wie auch Odin bärtig gedacht wurde, daher von seinem Cultus die Bewohner des obern Italiens Longobarden (Langbärte) genannt wurden. Harrys (niedersächs. Sagen II. S. 1) rühmt Giebichs Freigebigkeit. Außer diesem soll er durch Spendung heilsamer Harzkräuter Manchem die Gesundheit wieder verschafft haben.

Die Zwerge sind gleichbedeutend mit den Alben oder Elfen, auch diese haben einen König, den Alberich oder Alberon, bekannter unter seinem französischen Namen **Auberon** = Oberon. Sein Beiname „von Mons" scheint auf seinen Aufenthalt in Bergen (**mons**) hinzuweisen. In der Sage des Westens ein lockiger Knabe mit dem Lilienstengel (Wünschelruthe?), ist er in der Sigfriedsage ein wilder Zwerg. Schon der Name Alf, Alb, Alp, bezeichnet ein Nachtgespenst, und noch andere Eigenthümlichkeiten der Elfen geben sie als dämonische Wesen zu erkennen. Ihr Aufenthalt sind Höhlen, Klüfte. Innen ist freilich Alles glänzend, liebliche Musik tönt Nachts dort hervor. Bei Tage sind sie unsichtbar. Nur an Orten, wo Menschen selten hinkommen, halten sie ihre Ringeltänze, z. B. auf Leichenäckern, Wiesengründen, bei Bächen und Flüssen (wie die Nixen). Der erste Sonnenstrahl stäubt sie auseinander. Ein H u t oder K ä p p c h e n, wozu sie meist die r o t h e n Blüthenglocken des Fingerhuts nehmen, bildet ihre Kopfbedeckung, vermuthlich, um unsichtbar zu bleiben (vergl. oben). Da sie nur Nachts an die Oberwelt kommen, so sind sie freilich hinsichtlich der Nahrung nur auf den Thau angewiesen, den sie von den Blättern sammeln. Dennoch stehen die Elfen, wie die Zwerge ebenfalls, zuweilen in Beziehung zu den Menschen, vielleicht

als die ihnen von der Geburt bis zum Tode beigegebenen Schutzgeister? Gewisse Familien haben in Irland ihre besondern Elfen, denen diese ergeben sind, wofür sie aber in bedenklichen Fällen Hilfe, in tödtlichen Krankheiten Genesung erhalten. Weil sie aber ihren Elfen nach dem Tode zufallen, so ist der Tod des Menschen für sie ein Fest, wo einer der Ihrigen die Gesellschaft verstärkt. Daraus geht deutlich ihre unterweltliche Bestimmung hervor. Des Todten Bestattung feiern sie wie ein Hochzeitfest, durch Tanz auf seinem Grabe. Aber auch den Seelen der Verstorbenen werden, wie die Göthe'sche Ballade, „der Thürmer" uns belehrt, Reigentänze auf Gräbern zugeschrieben. Die Kämpfe der Elfen finden Nachts auf Kreuzwegen statt. Die Elfen sind eigentlich vom Himmel verstoßene Engel, die nicht bis in die Hölle gesunken sind, aber ungewiß über ihre Zukunft, ob sie am jüngsten Tage begnadigt werden. Daher ihr Doppelcharakter, ihre Empfänglichkeit für das Gute, wie für das Böse*). In Erinnerung der ursprünglichen Lichtheimath wohlwollend gegen die Menschen, treibt sie doch das böse Element ihrer Natur zu verderblichen Streichen. Ihre Schönheit, die Pracht ihrer Wohnungen, ihre Fröhlichkeit ist Schein, ihre wahre Gestalt grausenhaft. Erblickt man sie, was aber selten ist, bei Tage, so zeigen sie ein dem welken Blumenkohl ähnliches Gesicht, rothe Augen und graues Haar. Ihre selten vernehmbare Stimme ist die eines Greises; sie sind schadenfroh;

*) Der gemischte Charakter der Elfen tritt am deutlichsten beim Hügel-, Moos- und Sumpfvölkchen und den Hausgeistern hervor. Die Bergtrollen und Waldleute sind auch nur zu Zeiten böse, eben so der Neck oder Nix.

obgleich unersättlich, gedeihen sie doch nicht. Die bösen Elfen sind besonders in der Mainacht thätig, ihr Anhauch verursacht Beulen und Geschwüre. Aus dem Satze, daß der Gott, welcher die Plage sendet, sie auch abwehrt — woraus sich die doppelte Bedeutung des apollinischen Prädicats: Päan (Beschädiger und Arzt) erklärt — begreift sich auch, warum man den Zwergen, deren Anhauch oder Anblick bei Menschen und Vieh Krankheit und Tod hervorzubringen vermag (Irische Elfenm. XLV. CII.), dennoch auch die Kenntniß von Heilkräften der Steine und Pflanzen zuschreibt (Grimm, Myth. S. 420, 426). Wie sie den Heerden schaden können (D. S. Nr. 30. Wolf, N. S. Nr. 572.), so sorgen sie auch für dieselben (D. S. Nr. 298). Wenn ferner ihnen nachgerühmt wird, daß verwahrloste Kinder bei ihnen Speise und Unterkommen oder sonstige Hülfe finden (D. S. Nr. 298. Mone's Anz. d. Vorz. V. S. 415, Arndt, Mährchen I. S. 135, 156), so muß der ihnen gemachte Vorwurf des Kinderdiebstahls und des Unterschiebens von Wechselbälgen, Dickköpfen oder Kielkröpfen, die ungeachtet ihrer Gefräßigkeit nicht zunehmen, eine Verdrehung der ursprünglich heidnischen Sage seyn. Dieß zeigt sich schon daraus, daß, wenn der Wechselbalg zurückgenommen ist, die Mutter ihr rechtes Kind frisch und gesund, süß lächelnd, wie aus tiefem Schlafe erwachend, wieder findet (D. Sag. Nr. 81). Es hat sich also in der Obhut der Zwerge sehr wohl befunden, wie die Sagen es auch geradezu aussprechen, daß die Kinder, welche sie rauben, es bei ihnen besser haben, als bei ihren Eltern (D. S. Nr. 50). Der Glaube an Wechselbälge, bemerkt Müller sinnig, beruht darauf, daß Krankheit oder Mangel an Gedeihen eines Kindes die sorgsame Mutter, welche

es sich nicht zu erklären vermag, auf den Gedanken bringt, ein geisterhaftes Wesen trage die Schuld, das ein anderes Kind an die Stelle des ihrigen untergeschoben. Man würde dieß aber den Zwergen nicht beimessen, wenn der ursprüngliche Glaube ihnen nicht zugleich die Sorge für die kleinen Kinder zugeschrieben hätte. Der irische Cluricaune überlistet und wird überlistet, weiß von verborgenen Schätzen, entdeckt sie, aber nur gezwungen. Die Phuka (Puk, Spuk?) zeigt sich als Adler, Fledermaus, Rappe, jagt mit dem Menschen, dessen sie sich bemächtigt, über Abgründe, in die Tiefe des Meeres, sogar in den Mond hinauf. In Schottland denkt man sich den Einfluß der Elfen am Freitag am stärksten*). Sie reiten Nachts die Pferde müde, die sie aus den Ställen locken. Schweif und Mähne findet man am Morgen verwirrt, die Thiere keuchend. Dieß geschieht meist in den Julnächten. Gewöhnlich ist es ein ganzer Zug von solchen Geistern. An einigen Orten heißt dieser spukhafte Umzug Aaskereia oder Hoskelreia. In dem erstern Wort erkennt Grimm (Myth. S. 531) eine Andeutung, daß es ein Zug nach Asgard (asgardreida) sey, d. h. die Fahrt der Seelen gen Himmel. Zu Pertshire in England glaubt man, daß wenn Jemand am heiligen Abend allein neunmal um einen Elfenhügel gehe, linker Hand eine Thüre offen stehe, durch welche er hinein gelangt. Um wieder herauszukommen, muß er den jährlichen feierlichen Zug der Elfen am heil. Abend abwarten. Wer von den Leckerbissen, die sie ihm vorsetzen, kostet, ist — wie Proserpine, durch den Genuß eines Granatapfels in

---

*) Den Wassernixen gehört der Donnerstag.

Pluto's Behausung, an ihren Entführer — immer an sie gebunden, und verwirkt die Gesellschaft der Menschen. Weil sich die Elfen mit Menschen begatten, so bedürfen sie oft einer Hebamme, deren Dienst sie aber reichlich belohnen. Mit Recht hält es Müller für eine Trübung des ursprünglichen Glaubens, wenn erzählt wird, daß menschliche Frauen häufig herbeigerufen werden, um kreißenden Zwerginnen (D. S. Nr. 41.) oder Elfinnen (D. S. Nr. 68. und Temme Sagen der Altmark Nr. 73., welche den Familiennamen Alvensleben erklärt, weil die Stammmutter dieses Hauses bei den Alfen gelebt) Hülfe zu leisten, obgleich die Bildung solcher Sagen für das trauliche Verhältniß, in welchem die Menschen zu jenen Geisterwesen stehen, Zeugniß gibt. Dreht man aber die Sache um, und nimmt an, daß die Zwerginnen bei der Geburt eines Menschenkindes zugegen sind, so gewinnt man eine Anknüpfung an den in der Edda (Saem. 188[a] Sh. 19) ausgesprochenen Glauben, daß einige Nornen, welche bei der Geburt eines Kindes erscheinen, vom Geschlechte der Zwerge sind.

Die Elfen sind nicht nur ihrer Kunstgeschicklichkeit wegen berühmt, sie bringen auch das Schwierigste in wenigen Augenblicken zu Stande. Als Baumeister suchen sie ihres Gleichen, ihre eigenen Wohnungen halten Jahrtausende. Daß sie Kinder stehlen, wurde schon oben berichtet, aber auch auf schwangere Frauen machen sie Jagd, vielleicht wegen ihrer, obschon noch ungebornen Frucht? Sollte ihre Neigung zu Kindern aus der Absicht hervorgehen, wie dieß Geisterart ist, nur mit unschuldigen Wesen zu verkehren? Die schändlichste Handlung der Elfen ist die, daß sie Menschen und Vieh mit einem Zaubergeschoß, dem Elfenkeil,

tödten. (Daher also das Sprichwort: er hat den Schuß, ist albern, wenn Jemand mit den Alben oder Elfen in Berührung kam?) Der Elfenkeil ist hart und gelb, dem Feuerstein ähnlich, den er oft ersetzt. Er hat häufig die Form eines Herzens, dessen Ränder gezähnt sind, wie eine Säge. Schon die Berührung dieses Keils, mit dem die Elfen sicher zielen, bringt plötzlichen Tod. (Das wäre also ein Surrogat für Odins Todesspeer Gungnir, obschon dieser das Product der Zwerge ist). Der **Brownie** der Irländer hat von der braunen Gestalt den Namen; aber auch Odin heißt Bruno (**Saxo l. VIII. p. 146. Fornald Sög. I, 380.**); er wird bald als wohlgewachsen, bald als mager und zottig dargestellt (wie irgendwo auch Odin).

Obgleich Elfen und Zwerge oft ineinander übergehen — so stammt der kunstsinnige Schmied Wieland (Völint) der Wilkinasage zufolge, von den Elfen ab, ist aber bei Zwergen in der Lehre, obschon er selber ein Sohn des Riesen Vadi, was auch nicht befremden darf, da oben schon die Gabe der Zwerge, sich zu Riesen auszurecken, erwähnt wurde — Eigenschaften und Attribute der Elfen auch den Zwerge zugeschrieben werden, so scheint doch zuweilen das Wesen Beider als ein sehr verschiedenes bezeichnet zu werden, ja sogar die Elfen selber werden in Licht- und Nachtelfen abgesondert. Die Lichtelfen sind dann Vergeistigungen des reinsten Naturorganismus, blanker als die Sonne, welche daher „Elfen ausstrahlend" (**alfrödull**) heißt. Begreiflich ist es also, wenn den Lichtelfen das Geschäft zugetheilt ist, das Wachsthum der aus dem Boden emporkeimenden Pflanzen zu besorgen, während die pechfarbenen, in der Erde wohnenden Schwarz-Elfen über die im Boden noch verborgenen Keime und Sa-

menkörner wachen. In Gegenden, wo der Elfenglaube weniger vorherrscht, mochten daher die Sagen von pflügenden Teufeln entstanden seyn. Nicht nur der böhmische Heilige Procopius zwang sie zu solchem Dienste, wie man auf einem Steinpfeiler der Prager Brücke kunstvoll ausgemeißelt erblickt, sondern auch bei den Flamändern hat sich eine ähnliche Sage erhalten:

In der Gegend von Hekelghem hatte der Teufel es sich einmal einfallen lassen zu pflügen. Nachdem er die Arbeit einige Stunden lang fortgesetzt hatte, wurde er ihrer überdrüssig, nahm die Steine und Erdklötze von der Pflugschaar, und schmieß dieselbe zur Seite. Die Furche aber, welche der Pflug zurückgelassen, ist das Flüßchen Dender, und die zur Seite geworfenen Erdklötze und Steine, das sind die kleinen Hügel, die in der Nähe des genannten Ortes, ungefähr 3/4 Stunden von dem Flusse, sich erheben. Nach Andern soll dem Teufel die Furche zu tief geworden seyn, und er darum eingesehen haben, daß kein Same in derselben fortkommen könne. Wieder Andere sagen, das Wasser sey in die Furche gedrungen, und deshalb habe der Böse nicht weiter gearbeitet. (Wolf Niederl. Sag. Nr. 184.)

Offenbar ist auch hier Odins Beschäftigung auf den Teufel übertragen, denn unter dem Namen Bölverkr hatte Odin einen Sommer hindurch dem Riesen Baugi Feldarbeit verrichtet. (W. Müller, altdeutsche Religion S. 187).

Da Odins Verrichtungen in späterer Zeit auf die Zwerge übertragen wurden, so darf man sich nicht wundern, auch diese als Aufmunterer des Ackerbaues anzutreffen:

Vor Zeiten pflügte einmal ein Hirt mit seinem Knechte, da sah man aus der Felswand daneben dampfen und rauchen. „Da kochen und sieden die Zwerge, sprach der Knecht, und wir leiden schweren Hunger, hätten wir doch

auch ein Schüsselchen voll davon." Und wie sie das Pflugsterz umkehrten, da lag in der Furche ein weißes Laken gebreitet, und darauf stand ein Teller mit frisch gebackenen Kuchen, und sie aßen dankbar und wurden satt. Abends beim Heimgehen waren Teller und Messer verschwunden, blos das Tischtuch lag noch da, das der Bauer mit nach Hause nahm. (Grimm D. S. Nr. 298.)

Auf einem Berge in der Nähe von Kiel haftete ein besonderer Segen. Wenn der Bauer vom Morgen an gepflügt hatte, und nun endlich Mittag da war, so brauchte er nicht nach Hause zu gehen Essens halber, denn um diese Stunde stand da ein Tisch vor ihm, sobald er sich umkehrte, gedeckt mit feinem Tafelgeräth und beladen mit trefflichen Speisen. Das kam Alles von den „Unterirdischen." (Volksb. 1844, S. 91.)

Aus dem Vorhergehenden ist ersichtlich, daß die Zwerge sich mit den Schwarzelfen in das Patronat der Agricultur theilen. Letztere haben ja ihren Namen von ihrer Unsichtbarkeit, von ihrem Aufenthalt unter der Erde, deren Schooß das Samenkorn aufbewahrt, darum schirmen die Lichtelfen die bereits sichtbar gewordene, hervorgekeimte Saat, die Schwarzelfen aber die noch verborgene Frucht. Darum opferte man den letztern den Ackerstier, röthete den Hügel, unter dem sie hausen, mit seinem Blut, und bereitete ihnen von seinem Fleische ein Mahl. Wie aber Demeter nicht nur das Samenkorn, sondern auch die Todten in ihre Obhut nimmt, und darum die „Schwarze (μέλαινις, μελαίνη) hieß, so sagt man von den Schwarzelfen, daß sie nicht bloß das goldene Haar (den Getreidehalm) der Erntegöttin Sif (des Donnerers, d. h. des Sommergottes Gattin), das sobald es auf den Kopf gelegt wurde, wuchs, verfertigt hatten; sondern auch Odins Spieß Gungner, der in der Schlacht immer traf, das Geschoß des Todes. Unheil und Seuchen kommen von diesen unterirdischen

Elfen. Beschwörer und Zauberinnen, die man in Schweden „Kluge" (kloka) nennt, können aber jene Uebel unwirksam machen, denn sie wissen genau, ob das Uebel von der Luft (den Elfen), dem Wasser (den Nixen), oder der Erde (den Berggeistern) kommt. Ist das Erstere der Fall, so darf der Sieche nur etwas von seinem Linnen oder Haar auf Dreikreuzwegen opfern, weil an solchen Stellen die Elfen sich versammeln. Im andern Falle wird ein Opfer am Donnerstag in den Fluß geworfen, und im letzten Falle legt man beim Sonnenuntergang des erwähnten Wochentags *) ein Stück Metall, einen Pfennig 2c. in den Elfentopf, um die Geister zu versöhnen. Diese Elfentöpfe **) werden sorgfältig von klugen Frauen, Nachkommen der alten Horg=Bräute, bewacht. Sie beschmieren das Opfer mit Schweinfett — der Eber wurde dem Odin geopfert! — verlesen Gebete und machen über dem Topf Kreuze. Afzelius (Schwed. Volksf. II. S. 287) berichtet: „Die Horgabräute der Elfen fangen, wenn sie zu dem Kranken gerufen werden, damit an, daß sie geschmolzenes Blei in Wasser gießen, und aus den Formen, welche es

*) Auch den Zwergen ist dieser Tag geweiht. Im Gute Depenau war ein Dienstmädchen, die hatte einen Bräutigam, der sie von Zeit zu Zeit besuchte, aber nie sagte, wo er zu Hause sey und wie er heiße. An einem Morgen nun, als das Mädchen zum Melken ging, hörte sie auf der Koppel nebenan Einen lustig singen. Sie geht an den Zaun, schaut durch den Busch, da ward sie einen Zwerg gewahr, der tanzte und sang:

Uns Margreit Dat nich weiß,
Dat ick Hans Donnerstag heiß.

Da merkte sie, daß der Zwerg ihr Bräutigam sey. Als er wieder kam, sagte sie: sie wolle nichts mit ihm zu thun haben, er wäre ein Unterirdischer. (Müllenhof Schleswig=Holst. und Lauenb. S. 578.)

**) Elfentöpfe oder Elfenmühlen (Alfguärnar) sind kleine rund ausgehöhlte Steine. Auf diesen sitzen die Elfen.

annimmt, schließen sie auf die Einwirkung der Elfen, und stellen, nachdem sie sich haben bezahlen lassen, am nächsten Donnerstag eine neue Operation an, die sie „den Elfen schmieren" nennen." — Daß die Schwarzelfen, wenn sie sich von einem Sonnenstrahl überraschen lassen, in Stein verwandelt werden, was kann dieß anders bedeuten, als daß todtes Gestein, Fels und Klippe, in der Nacht als gespenstische Wesen sich ausnehmen?

Ich muß hier noch einmal auf das Etymon des Wortes Elf zurückkommen, weil sich daraus am leichtesten beweisen läßt, daß die Existenz der Lichtelfen nicht so alt ist als die der Schwarzelfen, d. h. daß die letztern von den Zwergen sich kaum trennen lassen. Sie sind sämmtlich Geister der Finsterniß, abgeschiedene Seelen oder Todesboten. Grimm (Irisch. Elfenm.) meint: Wenn kein Denkmal vor dem 13. Jahrhundert in der hochdeutschen Sprache die Form alp enthält, so scheint es nur an der Veranlassung gefehlt zu haben, eines heidnischen, von den Schriftgelehrten verachteten Begriffs Meldung zu thun. Der Ausdruck aber ist uralt. In mittelalterlichen Gedichten ist die Form „elbisch Feuer": Irrlicht, Elber, Elbin gebräuchlicher. Man denke hier an den Elberich der Nibelungen, der als Auberon in Frankreich, als Oberon durch die Normannen auch in England bekannt wurde (denn sonst müßte er dort, da Ob das engl. Elf ist, Elfric geheißen haben). In agſ. Denkmälern begegnet man sowohl dem einfachen âlf, als auch demselben in seinen Zusammensetzungen Älfric, Alfred, Elfride etc. Bei den spätern altenglischen Dichtern (Chaucer) kommt elve, elquene, elvish u. s. w. vor. Am reinsten haben die nordischen Sagen und Gedichte die Benennung erhalten. Altnord. alfr, Plur. alfar, schwed.

elf, Plur. elfar, dän. elv, Plur. elve, in Zusammensetzung ellefolk, ellekonge, statt elvefolk u. s. w. Aus ellekonge ist durch Mißverständniß die unrichtige deutsche Uebersetzung „Erlkönig“ (s. Ellekönig, Elfenkönig) entstanden. (Daß Elfen Kinder und Jungfrauen stehlen, wurde schon oben bemerkt). Was sollte auch zwischen jenem Geist der Göthe'schen Ballade und der Erle für eine Verbindung denkbar seyn? (Grimm Vorr. zu d. Ir. Elfenm. S. LXI). Die Urbedeutung von alp, alf, alfr ist das lat. Albus (vgl. ἀλφιτον Mehl, ἀλφιτά, ein weißes Gespenst). Verwandt ist vielleicht der Flußname „Elbe“ (franz. Aube), ohne daß man darum bei den Elfen an Wassergeister zu denken braucht, was sie nur zuweilen sind. Wenn die Edda weiße und schwarze Elfen nennt, so unterscheidet sie die letztern als zwerghafte Bergbewohner. In den Kenningar kommt ein Zwerg Alfr vor. Die Lichtelfen aber sind durchsichtig (Luftgeister), ihre Kleider silberschimmernd, weil des Mondes Strahl auf sie fällt. Diese meint die Edda (Saem. I, 70 u. 231) mit der Bezeichnung: elfenanstrahlend. Die Erdelfen hingegen sind eine braune Gestalt in dunkelfarbnen Kleidern. Sie treiben ihr Wesen in der Nacht, der Sonnenstrahl verwandelt sie in Stein (Saem. I. 274 II. 44).

In Deutschland war ehedem der Begriff der Lichtelfen der allgemeinere, dieß zeigt der Umstand, daß seit der Bekehrung zum Christenthum engil, ebenso wie früher alp, zu Namenbildungen gebraucht wurde, vgl. Engilrich, Engilhart, Engilbert u. s. w. Die Elfen haben die Gestalt von Kindern, Elberich liegt als Kind von vier Jahren unter einer Linde, wo ihn Otnit kraft eines Ringes sieht, und meint ihn als Kind fort-

tragen zu können (Str. 99. 108). In der Wilkina-Saga (c. 26) bittet der Kleine den Dietrich, der ihn gepackt hat: er möchte seinen kleinen Leib und seine schwachen Glieder nicht zerdrücken. Im französischen Volksbuch ist Oberon: „drei Fuß hoch, sein Gesicht von himmlischer Schönheit" (**Oberon, qui n'a que trois pieds de hauteur, il est tout bossu, mais il à un visage angelique, il n'y a personne sur la terre, qui le voyant, ne prenne plaisir à le considerer, tant il est beau**). Hingegen in den Nibelungen erscheint Elberich (Oberon) alt und bärtig (wie Odin). Bei der Zusammensetzung der Namen trat das christliche *engil* an die Stelle des heidnischen *alp*, und die Engel, deren kleine Gestalt in der Bibel und den Kirchenvätern sich nicht nachweisen läßt, denkt sich nun das Volk wie die Elfen, als schöne Kinder; aber bei deutschen Schriftstellern des 9. und 10. Jahrhunderts sind die Engel Jünglinge und werden Gottes Booten (*ἄγγελοι*) genannt. Um 1250 änderte sich das, ein bairischer Prediger Berthold († 1272) sagt im Sermon von den Engeln, „daß sie allesamt sind jugendlich gemalt als ein fünfjährig Kind." Die Elfen haben aber keine Flügel, also mußte man diese von den Genien der Römer borgen. Indeß ließe sich das Geflügeltseyn der Elfen mit den Schwanenjungfrauen beweisen. So erzählt eine schwedische Sage von drei schönen Elfinnen, die in drei Johannisnächten auf den Waizenacker eines reichen Landmanns geflogen kamen und dessen drei Söhne heiratheten. Auch sollen mehrere nordische Geschlechter von mütterlicher Seite geflügelte Elfen zu Ahnen haben. In Småland lebte eine Familie, deren Stammmutter eine Elfenjungfrau war, die mit den Sonnenstrahlen

durch ein Astloch in der Wand hereinflog und dem Sohn des Hauses sich vermählte. Er zeugte mit ihr vier Kinder; sie verschwand aber hernach auf dieselbe Weise, wie sie erschienen war. Bekannt ist die Vermählung Wielands und seiner beiden Brüder mit drei badenden Schwanenjungfrauen, deren schönste, von einem der Jünglinge ihres Federgewandes beraubt, 7 Jahre sein Weib wird, bis er ihr einst ihr Schwanenhemd zeigt und sie in demselben fortfliegt. Da Schwan und Gans in der Symbolik Gleiches bedeuten, die Gans aber, wie weiter unten gezeigt werden wird, zu Zaubereien diente, so möchte das Schwanenhemd der Elfin mit der Kappe des Zwerges dasselbe bedeuten. Der Besitz Beider gibt Gewalt über deren Eigenthümer. Die Vermählung Wielands und seiner Brüder mit jenen Elfinnen dient als ein neuer Beleg, wie beide Wesen in einander übergehen; denn obschon auch Wieland ein Elfe, so war er doch bei Zwergen in der Lehre gewesen. Elberich hat glänzende Gewande. Die schottischen Elfen schildert Cromak als von kleiner Gestalt, aber wohl proportionirt, von heller Gesichtsfarbe, mit langem gelben, über die Schulter fallendem Haar, das über den Augen durch goldene Kämme gehalten wird. Sie tragen einen Mantel von grünem Zeug mit eingewirkten Blumen, grüne Beinkleider, zugeknöpft mit seidenen Baumeln und silberne Schuhe. Sie haben Köcher von Natternbalg, und Bogen aus den Rippen eines Mannes gemacht, der da begraben ist, wo dreier Herren Länder zusammenstoßen; ihre Pfeile sind aus Schilfrohr, mit Flintensteinen beschlagen und in Schierlingssaft getaucht (also Odins Speer im verkleinerten Maßstabe); sie reiten auf Pferden (wie Odin), deren Hufe nicht einmal den Thau einer Hyacinthe abschlagen würde. Mit

ihren Pfeilen schießen sie nach dem Vieh derjenigen, von denen sie beleidigt worden sind. Die Wunde ist nur für Leute von höhern Gaben bemerkbar, diese können sie auch heilen (Keightly Myth. II. S. 192). Die Elfen Irlands sind von 18 Zoll Höhe. Von ihrer Winzigkeit läßt die Art und Weise schließen, wie sie sich in die menschlichen Wohnungen stehlen. Einer aus dem Haufen versucht es, das Schlüsselloch in der Thür zu ersteigen. Er trägt einen Zwirnknäul bei sich, an welchem er sich inwendig herunter läßt, und es an irgend einem Möbel befestigt. Die, welche draußen sind, bereiten sich zum Einmarsch in die Speisekammer in folgender Ordnung vor: Voran marschirt der Sackpfeifer mit feierlichen Schritten und spielt einen Elfenmarsch, dann steigen die Andern, Eines nach dem Andern, auf den Faden und folgen ihm. Sie schreiten unter der Wölbung des Schüssellochés durch, und begeben sich an der andern Seite herab. Dann springen sie leise, Eins nach dem Andern, auf den Boden, und vollführen den Diebstahl (Ebds. II. S. 211). Die Tracht der Unterirdischen ist moosgrün, in schottischen, walischen, shetländischen und deutschen Sagen („Moosweibchen"), in Norwegen blau, in Dänemark grau; die mit den Menschen in Verkehr stehen, sind Rothröcke. Eine Schweizersage läßt die Zwerge in langen Mänteln dahertrippeln, welche ihre Füße ganz bedecken. Das wäre denn wieder Odins Mantel, wie sein Hut bei den obengeschilderten Zwergen mit der unsichtbar machenden Nebelkappe („Rothmützen"). Was nun die letztere anbetrifft, so ist sie in Dänemark und Schweden roth, die preußischen Zwerge tragen spitze, aufgekrämpte Hüte, die Bergmännlein haben weiße Hauptbedeckung. Wer die Mütze des Zwergs sich verschaffen kann, hat

auch ihren Eigenthümer in seiner Gewalt. Auf diese Art war Siegfried Elberichs Meister geworden, weil er ihm die Tarnkappe entwendet hatte. Zwerge, die so lange geschlagen wurden, bis man ihre Mütze traf und diese abfiel, wurden dadurch sichtbar und machtlos. Daraus erklärt sich die Wichtigkeit der Kopfbedeckung bei den Elfen. Demnach ist es begreiflich, daß die norwegischen Erdgeister, obwohl sonst ganz nackt, doch einen heruntergeschlagenen Hut auf dem Kopfe haben. Aber auch die alten Römer dachten sich den Hut vom gespenstischen Incubus oder Nacht-Alp unzertrennlich (Petron. c. 38). Sie konnten, als Abkömmlinge der Phönizier, freilich dabei an die spitzen Hüte der zwergartigen Patäken (Kabiren) gedacht haben, die auch auf etrurischen Grabgemälden vorkommen.

Im nordischen Volksglauben ist das Echo die Sprache der Berggeister — wer denkt nicht hier an die Geliebte des in Arcadiens Bergen verehrten Pan, der panischen Schrecken verbreitet? — in Schweden flüstern die Elfen, der deutsche Kobold Hinzelmann hatte eine Knabenstimme. Die Willis der Serben haben die Stimme des Spechts *). Eigentlich denkt man sich die Elfen, wie die Römer ihre Laren, sprachlos, darum heißen sie in Irland „das stille Volk". Jedes Geräusch, namentlich aber Glockengeläute — weil es zum christlichen Gottesdienst ruft — vertreibt sie. Dieselbe Abneigung dagegen äußern die Zwerge. Oft haben sie in ganzen Schaaren einen Ort verlassen, wo Ansiedlungen der Menschen einen Kirchenbau veranlaßten, und lediglich des verhaßten Glockentones wegen. Dieses beweist neuerdings,

*) Auch die Willi's sind eigentlich abgeschiedene Seelen. Wir werden später auf sie zurückkommen.

daß sie dämonische Wesen sind, denn um sie von dem Todten abzuhalten, wird bei Begräbnissen geläutet.

Die Speise der Elfen ist nicht in allen Ländern dieselbe. In Irland leben sie (als Nachtwesen) nur vom Thau, aber in Deutschland wird ihnen eine Schüssel Milch, in Preußen sogar Bier und Brod des Nachts hingesetzt, dann die Thüre verschlossen. Am andern Morgen findet man, daß sie davon gegessen. W. Scott (Minstrelsy II. S. 163) gedenkt einer Käsequelle auf der Spitze eines Berges in Penblesshire, weil jeder Vorübergehende in diese den Elfen geweihte Quelle Käse als Opferspende hineinwarf.

Die Elfen leben in Genossenschaften, in Irland und England haben sie eine Königin; im schottischen Hochland, in Schweden und Norwegen einen König. Elberich, der Elfenkönig, trägt eine Krone; Laurin *) ist Zwergkönig. In Island ist das Verhältniß am meisten ausgebildet. Dort ist der unterirdische Staat dem menschlichen fast ganz ähnlich. Ein Elfenkönig wohnt in Norwegen, und dahin reist der Statthalter nebst einigen Unterthanen, alle zwei Jahre Bericht abzustatten, dann wird Recht gesprochen und gehandhabt (Ir. Elfenm. LXXXI). Nach dänischen Sagen bewachen Elfenkönige auf den Vorgebirgen das Land. In Seeland (zu Sjalsför) regiert der Elfe Tolf (Zwölf). Sonntagskinder haben ihn beim Sonnenschein sich im Grase wälzen sehen. In der letzten Nacht des Jahrs gebraucht dieser Regent neun neue Hufeisen **), die er sich aus irgend einer Schmiede holt. Den Elfenkönig auf Bornholm hört man, wenn Krieg ausbricht, pfeifen und

---

*) Der Name bedeutet den Unsichtbaren, λαύρα = larva.

**) Deren mystische Bedeutung s. S. 85.

trommeln. Noch andere Geisterkönige residiren auf den Inseln Rügen, Moen und Neves. Der Elfenkönig auf Moen und jener von Neves befeinden gemeinschaftlich den Vorgebirgskönig von Rügen, der beständig in die See hinauslugt, um auf Ueberfall gefaßt zu seyn. Nach anderer Meinung herrscht jedoch nur ein einziger König über alle drei Eilande. Er fährt in einem kostbaren, von vier Rossen gezogenen Wagen von einem Vorgebirge zum andern. Bei solchen Fahrten fängt die See an zu tosen und zu schäumen, das Wasser wird finster und trübe, und das Schnauben und Wiehern der Rosse hört man weithin. (Also eine wilde Jagd = Sturmesgebrause, der Wagen ist wohl Odins Himmelswagen, oder Wuotans Höllenkutsche, vgl. S. 69). Auch die schwedisch-norwegischen Berggeister haben ihre Könige, die sich aber häufig mit Jungfrauen aus dem Menschengeschlecht verbinden.

Wie die Nixen, sind auch die Elfen musikalisch. In Norwegen wird die Musik der Unterirdischen als dumpfklingend und klagend geschildert. Auf Seeland kennt man ein Elfenkönigstück, das Alt und Jung, selbst leblose Dinge, zum Tanze treibt. (Wer denkt hier nicht an Oberons Horn?) Auch der Spieler selbst kann nicht ablassen, wenn er nicht versteht, das Lied genau rückwärts zu spielen, oder ihm Jemand von hinten die Saiten der Geige zerschneidet.

Der wilden Jagd ist der Tanz entgegengesetzt, wie das Regelmäßige dem Unordentlichen. Wie wir oben Orion auf die Thiere im Thierkreise Jagd machen sahen *), so ist noch mehr der Elfentanz dem Umkreis

---

*) Auch die Scandinavier kannten eine Jagd, deren Local der Himmel. So werden Sonne und Mond von den Wölfen

der Gestirne entnommen. Das Jahr tanzt als Zeit in seinem Kreise, Sonne und Mond tanzen ihre Bewegung am Himmel herum, ihre Bahn ist der Ring, den sie durchlaufen, also durchtanzen müssen. Beachtet man, daß wie in Indien und Persien auch bei den Germanen und Scandinaviern das Roß Jahrsymbol war *), daher es vor allen andern Thieren dem Odin geheiligt war, daher das Roßopfer verbunden mit Orakeln, um die Zukunft des neuen Jahrs zu erforschen **); erinnert man sich an das große, aus 99 Rossen bestehende Roßopfer, welches alle neun Jahre neun Tage hintereinander in der Julnacht (Sylvesternacht) in Seeland (Mone eur. Hdth. I. S. 170) dargebracht wurde, so können die neun Hufeisen, die jener Elfenkönig in der Sylvesternacht (wohl nur in jeder 9ten) sich schmieden läßt, nur kalendarische Beziehung haben, und Odins Reitroß oder Rossegespann ist aus begreiflichen Gründen von ihm unzertrennlich. Er ist der Elfen König, und steht zu ihnen in einem ähnlichen Verhältniß wie Hermes (Mercur) zu den gespenstischen Laren als deren Erzeuger.

Wenn die Elfen stehlen wollen, bedienen sie sich des

Skole und Hate verfolgt, die sie am Ende der Zeiten erreichen werden.

*) Das indische Roßopfer heißt Acwa medha. Ein Upanischad des Yagu-Veda lehrt dessen verborgenen Sinn: „Des Rosses Körper ist das Jahr, seine Füße die Jahreszeiten, seine Knochen die Fixsterne, welche die 28 Stationen des Mondes bilden ꝛc. Das Wunder, welches Zoroaster an des persischen Königs Gustasp (d. i. sprechendes, orakelndes Roß) Pferd verrichtet, daß es allmählich ein Bein nach dem andern aus dem Leibe zieht, spielt auf die Jahreszeiten an. Bei den Persern wurden nur Rosse geopfert." (Creuzer Symb. I. S. 725.)

**) Bei den Deutschen (Mone eur. Hdth. II. S. 19.) und bei den Slawen (Ebds. I. S. 70. 186. 189.)

Wirbelwindes (Ir. Elfm. XXXVIII), wodurch man wieder an Odin oder Wuotan gemahnt wird, der, als wilder Jäger durch die Häuser hindurch tosend, das Brod vom Schragen stiehlt (Müllenhof Nr. 497). Auch reiten die Elfen und Zwerge — wie Odin — nur auf weißen Kleppern. In der Weihnacht brausen die grün bekleideten Elfen durch Wälder und Haiden dahin. Man hört Hörnerklang, Pferdegetrappel, Hallogeschrei, deßhalb heißen diese unterirdischen Elfen „das wüthende Heer" und auf der Insel Möne ist ihr Anführer „Grön Jette" (Thiele dän. Sag. I. 196). Es ist ebenso gefährlich, diesen Zug zu sehen, als der Anblick des am ersten Maimorgen seinen Umzug auf weißem Rosse haltenden, mit seinen leuchtenden Elfen (verklärte Geister, Odins Einherien) aus dem See Killarney in Irland aufsteigenden O'Donoghue segensreich ist. Auch diesen mythischen Helden hat die Sage in's Menschenleben herabgezogen:

O'Donoghue herrschte in dem Lande, welches den reizenden See Lean, jetzt See von Killarney genannt, umgibt. Weisheit und Gerechtigkeit zeichneten seine Regierung aus; Glück und Wohlfahrt seiner Unterthanen waren die Folgen. Sein Ende war geheimnißreich. Auf einem seiner glänzendsten Hoffeste kam einst prophetischer Geist über ihn, und er sagte die Ereignisse künftiger Zeiten voraus. Seine Zuhörer horchten, bald von Staunen ergriffen, bald in Unwillen entbrannt, bald von Kummer gebeugt, je nachdem er die Tapferkeit, die Ungerechtigkeiten, die Verbrechen und das Elend ihrer Nachkommen offen verkündigte. Mitten in diesen Prophezeiungen erhob er sich langsam von seinem Sitz, bewegte sich in feierlichen, gemessenen Schritten nach dem Ufer des Sees, und ging ruhig auf der Oberfläche des Wassers fort, das unter seinen Füßen nicht wich. Als er beinahe die Mitte erreicht hatte, blieb er einen

Augenblick stehen, dann kehrte er sich langsam um, schaute zurück nach seinen Freunden, und, die Arme gegen sie bewegend, entschwand er. Das Andenken an ihn ist mit Ehrfurcht bewahrt worden. Man glaubt, jedesmal am ersten Mai, dem Jahrestag seines Scheidens, Morgens bei Sonnenaufgang, komme er wieder, sein altes Reich zu besuchen. Nur wenigen Begünstigten ist es vergönnt, ihn zu sehen, und wem diese Auszeichnung zu Theil wird, der betrachtet sie als eine glückliche Vorbedeutung. Ist es Vielen gestattet, so gilt es als ein Zeichen reichlicher Ernte, ein Segen, dessen Mangel während der Regierung dieses Fürsten von seinem Volke niemals gefühlt wurde. — Einige Jahre waren verstrichen, seit der letzten Erscheinung des O'Donoghue. Der April war diesmal auffallend stürmisch gewesen, doch am Morgen des 1. Mai hatte sich die Wuth der Elemente gelegt. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne vergoldeten eben die Gipfel der Berge, als das Gewässer beim östlichen Ufer des Sees plötzlich und heftig bewegt wurde, obgleich der übrige Theil seines Spiegels ruhig und still lag wie ein Grabmal von geglättetem Marmor. Im nächsten Augenblick schoß eine schäumende Welle vorwärts, und glich einem stolzen Streitroß mit hoch gekämmten Mähnen. Hinter dieser Woge erschien ein herrlicher völlig bewaffneter Krieger auf milchweißem Rosse. Schneeige Federn wallten prächtig von einem Helm aus glänzendem Stahl. Das Roß, stolz auf seine edle Last, sprang hinter der Welle auf dem Wasser daher, welches ihn wie festes Land trug, während Bogen von Schaum, der glänzend in der Morgensonne schimmerte, bei jedem Sprunge aufsprützten. — Der Krieger war O'Donoghue. Hinter ihm her kam eine zahllose Menge Jünglinge und Mädchen, die sich leicht auf der Oberfläche des Sees bewegten, wie Elfen im Mondenschein über luftige Gefilde dahin gleiten. Sie waren durch Gewinde köstlicher Frühlingsblumen verbunden, und ihre Schritte folgten dem Takt einer bezaubernden Melodie. Als O'Donoghue beinahe die westliche

Seite des Sees erreicht hatte, wendete er plötzlich das Pferd, und richtete seinen Lauf längs dem waldbegränzten Gestade von Gleeaa hin, vor ihm her die mächtige Woge, die wallend bis zum Nacken des Pferdes aufschäumte, dessen feurige Nüstern darüber wegschnaubten. Der lange Zug der Diener folgte mit lustigen Seitensprüngen der Spur des Führers, und bewegte sich in unermüdlicher Lebhaftigkeit nach den Accorden der himmlischen Musik, bis sie nach und nach bei ihrem Eintritt in die Nebel, welche allezeit über einen Theil der See schweben, eingehüllt wurden, und vor den Augen der staunenden Zuschauer erblaßten. Doch die Töne der Musik erreichten immer noch ihre Ohren, und das Echo, welches diese melodischen Weisen erfaßte, wiederholte sie eifrig, und verlängerte sie in immer sanftern Klängen, bis endlich der letzte Laut dahin starb, und die Zuhörer wie aus einem seligen Traum erwachten. (Ir. Elfm. S. 191 ff.)

Diese Beschreibung O'Donoghues läßt unschwer erkennen, daß er dem in der Christnacht, um die Zeit, wo die Sonne ihren niedrigsten Standpunkt erreicht hat, daher sausenden „Grön Jette" *) gegenüber, der Wiederbringer des Frühlings ist, denn Jette ist der nordische Name für das Riesengeschlecht, mit welchem der Donnerer Thor Krieg führt. Jette war Wuotan, der winterliche Odin, der mit seinem Speer Tod Verbreitende; O'Donoghue, dessen Sichtbarwerden das Zeichen einer guten Ernte ist, der sommerliche Odin, für dessen Pferd die Bauern in Schonen und Blekingen auf dem Felde eine Garbe Hafer stehen lassen, als dankbare Spende für den von Odin ausgegangenen Feldsegen. Odins Roß haben wir schon oben als das befruchtende Wasser kennen gelernt, denn sein Huftritt lockt Quellen aus dem Boden, darum darf man sich nicht wundern, daß O'Donoghues Roß aus dem Wasser hervorkommt. Die

*) D. i. der bärtige Riese (Grimm S. 896.)

Witterung des ganzen Jahrs erkundete man aus dem ehemals dem Odin geschlachteten Rosse. Die Weissagungen galten als von Odin selbst ausgegangen, der sich mit seinem Opfer vereint hatte, und nun aus diesem, d. h. aus den Zuckungen des Thiers, aus dem Rinnen seines Blutes ꝛc. die Zukunft zeigte. (In Mißjahren wurden dem Odin sogar Menschen geopfert, ja der König selbst, s. S. 145). Es ist demnach auch O'Donoghue's Sehergabe auf Odin — der in ihm nur unter einem andern Namen erscheint — zurückzuführen. Die Vorstellung, daß die Seelen, welche während ihres Erdenwallens einen tugendhaften Wandel führten, für ihrer Hinterbliebenen Wohl im Himmel als Fürbitter auftreten, wurde von der Volksdichtung hier so aufgefaßt, daß Odin — der als Grön Jette den Zug lasterhaft Verstorbener anführte — als O'Donoghue im Gefolge lichtglänzender Elfen (verklärter Geister) erscheinend, das Vorzeichen des Erntesegens wird. Käme er und sein Roß nicht aus den Wellen hervor, würde Dürre zu befürchten seyn. Alle übrigen Zutbaten gehören der ausmalenden Dichtung an, und sind weiter keine nothwendigen Bestandtheile des Mythus vom O'Donoghue. Daß dieser in England bei den Maispielen durch die Maske des „Mailords" Robin Hood, und sein Roß durch das hobby horse ersetzt wird, bezeugt deutlich, daß diese Mythe nur auf Odin als Frühlingsgott Beziehung habe, dessen kriegerisches Gewand ihn als den Sieger über die Dämonen der winterlichen Finsterniß zu erkennen gibt. In diesem Sinne hat auch der indische Kriegsgott Kartikaya die Plejaden (das F r ü h l i n g s gestirn) zu Ammen gehabt, und den Mars hatte Juno durch den Geruch einer B l u m e, ohne Zuthun eines Mannes empfangen. Daß Odin

vorzugsweise Schlachtengott war, daß alle Gefangenen daher ihm geopfert wurden, ist schon oben berührt worden, wie es sich auch von selbst versteht, daß Odin, in dessen Reich nur die Seelen der in dem Kampf Gefallenen aufgenommen wurden, selber nur als Krieger gedacht werden konnte.

Vor der Schnelligkeit der Elfen — Odin als Alles durchdringender Weltgeist — schwindet Zeit und Raum. Der Zwerg Alvis in der Edda hatte alle neun Welten durchwandert (Alvismal IX). Dadurch erklärt sich, warum Odin, als weisester der Götter (Saem. 38 b), als Erfinder der Runen (Saem. 28 a 195 b), Odin, welcher Weissagungsgabe verleiht (Saem. 4 b), in den der Zukunft und alles dessen, was in der Entferung geschieht, kundigen Elfen (Grimm D. S. Nr. 175, Thiele dän. S. III. 63) sich manifestirt. Die Bergmännchen klopfen den Bergleuten den Tod dreimal an (D. S. Nr. 37). Der Zwerg Alvis läßt keine Frage des Gottes Thor unbeantwortet, überall ist er gewesen, jedes Ding ihm bekannt. Die Zwerge schneiden Runen, und lösen sie auf (Ir. Elfm. LXXXVII).

Von der Kunstfertigkeit der Zwerge war schon oben die Rede, als ich des Schwertes gedachte, welches Wieland geschmiedet; aber auch der Elfenkönig Elberich hatte sich ein Schwert geschmiedet (Pnit Str. 122). Die Wilkina Saga schreibt ihm die Verfertigung der Schwerter Nagelring und Eckesachs zu, und bemerkt bei letzterm ausdrücklich, daß es unter der Erde geschmiedet sey (Cap. 40), d. h. in der Unterwelt, denn es ist das Schwert des Todesengels, die Hippe oder Sense des Knochenmanns, Odins Speer, der sicher tödtet.

Swafarlami, der Zweite in Odins Nachkommenschaft, König von Gardarike (Rußland), ritt einst auf die Jagd,

konnte aber den ganzen Tag kein Wild treffen. Als die Sonne sank, fand er sich so tief im Walde, daß er sich nicht mehr zurecht finden konnte. Unfern erblickte er vor einem Hügel zwei Zwerge, er zog sein Schwert und schnitt ihnen den Rückweg ab, indem er sich zwischen sie und den Hügel stellte. Sie boten ihm Lösegeld, und er fragte sie nach ihren Namen: der eine hieß Dyren, der andere Dwalin. Da wußte er, daß sie die geschicktesten aller Zwerge waren, und legte ihnen auf, ihm ein Schwert zu schmieden, das nie rosten dürfe, durch Eisen und Stahl, wie durch Zeug dringen müsse*), und dem Besitzer in jedem Kampfe den Sieg erringt. Unter diesen Bedingungen wollte er ihnen das Leben schenken.

Er kehrte an einem bestimmten Tage zurück, die Zwerge kamen hervor und überlieferten ihm das Schwert. Als Dwalin in der Thüre war, sagte er: „dieses Schwert wird das Verderben eines Mannes seyn, jedesmal wenn es gezogen wird, drei der schändlichsten Thaten werden damit geschehen, und dein Verderben wird es auch seyn." Darauf schlug Swafarlami so nach dem Zwerge, daß die Klinge den festen Stein durchdrang. Er wurde nun Herr des Schwertes, und nannte es Tirfing, trug es in jedem Gefecht, und schlug damit den Riesen Thiassi.

Kurz nachher wurde er von dem Berserker**) Andgrim, der darauf Herr des Schwertes wurde, erschlagen. Als die 12 Söhne Andgrimms mit Hialwr und Oddur (Präd. Odins) um die schöne Ingeborg fechten mußten, trug Argantyr das gefährliche Schwert, die Brüder wurden aber alle im Gefecht erschlagen. Argantyr hinterließ eine einzige Tochter, die, als sie erwachsen, Mannskleider anlegte, den Namen Hervardar annahm, und sich zu einem Haufen Wikinger gesellte. Da sie wußte, daß das Schwert Tyrfing mit ihrem Vater begraben war, so beschloß sie,

*) Gegen das Schwert des Todesengels schützt kein Harnisch.

**) Die Berserker waren Krieger, die bei dem Gedanken an Kampf von solcher Wuth entflammt wurden, daß sie in ihre Schilde bissen, durch Feuer liefen, glimmende Kohlen verschluckten u. s. w.

den Todten zu erwecken, um das Zauberschwert zu erlangen. Hervar ging sodann an den Hof des Königs Gudmund, und da sie eines Tages mit dem König spielte, trug es sich zu, daß einer der Diener Tirfing nahm und auszog. Aber dieses Unheilsschwert kam stets nur zum Verderben eines Menschen ans Tageslicht. Deshalb sprang Hervar auf, ergriff das Schwert, und schlug dem Diener das Haupt ab. Darauf kehrte sie zu ihrem Großvater Biartmar zurück, wo sie, weibliche Gewänder anlegend, sich Gudmunds Sohn Haufud vermählte, dem sie Argantyr und Heidrakr gebar, Ersterer war mild, der Andere heftig. Haufud wollte dem Heidrakr nicht erlauben an seinem Hofe zu bleiben. Als dieser daher wegreiste, schenkte ihm seine Mutter nebst andern Gaben das Schwert Tyrfing. Ehe er von seinem Bruder schied, zog Heidrakr das Schwert, um es zu betrachten; kaum fiel das Tageslicht auf die gefeilte Klinge, als die Berserkerwuth über ihn kam, und er seinen Bruder erschlug. Er begab sich nun zu den Wikingern und erhielt für seine dem König Harald geleisteten Dienste seine Tochter Helga. Tyrfings Bestimmung war aber den Tod überall auszusenden, und so fiel Harald von der Hand seines Schwiegersohnes durch dieses Schwert. Später war Heidrakr in Rußland, wo er den Sohn des Königs in die Pflege nahm. Auf einer Jagd hatten sich Beide von ihrem Gefolge entfernt, als sich ein Eber zeigte. Heidrakrs Speer zerbrach an den Hauern des Thiers, da zog er sein Schwert und tödtete es. Tirfing aber konnte nur durch Menschenblut beruhigt werden. Heidrakr wandte sich um, und da er nur seinen Pflegesohn erblickte, so erschlug er diesen. Endlich wurde er im Bette von seinen Sclaven, die das Schwert ihm stahlen, ermordet, aber sein Sohn und Nachfolger, Argantyr, tödtete sie, und bekam das Zauberschwert wieder. In der Schlacht gegen die Hunnen richtete er ein großes Blutbad an, unter den Erschlagenen fand man aber seinen eigenen Bruder Laudr. So endet die Geschichte vom Zwergschwert Tyrfing.

Daß diese Mythe nur auf Odin sich bezieht, dessen Todeswaffe hier nicht nicht mehr der Speer Gungnir,

sondern das Schwert Tirfing ist, welches schon etymologisch seine Bestimmung andeutet *), geht daraus hervor, daß Swafarlami geradezu als Odins Nachkomme bezeichnet ist, daß der zweite Besitzer des Todessymbols Andgrimm, d. h. Arngrim, Arndgrim: Adlergrim (wie Uhland übersetzt) Odin als Aar ist, der auf seine Beute niederstürzt (Ueber den Adler, dessen Gestalt Odin als Sturmgeist annimmt, s. S. 73). Oddur ist schon von Geijer (Urgesch. Schwed. S. 303) als Prädicat des wüthenden Odin erkannt worden. Argantyr ist offenbar Hangatyr, ein Prädicat Odins (Grimm S. 178) als Kriegsgott. (Ueber Argantyr vgl. Grimm a. a. O. die Anm.). Argantyrs Tochter nimmt nur den Namen Harvardr an, wenn sie Mannskleider trägt. Das Eddalied von Grimnir führt diesen Namen unter Odins Prädicaten auf, und bedeutet er: Hartbart, Bartreich, eine Anspielung auf die mit Odins Bart verglichenen Wolken. Uhland sagt: „Wenn Harbard sich als denjenigen bezeichnet, der den Kämpfen nachzieht, Fürsten aufreizt und niemals versöhnt, so ist dieß ganz und gar Odin, wie er überall in der nordischen Heldensage umgeht. Heidr heißt bei Grimm (S. 994) eine der luftreitenden Valkyren oder Todwählerinnen, welche die im Kampf zu Fallenden aussucht, also wird Heidrakr nur die männliche Form dieses Namens gewesen seyn. Daß der Wechsel des Geschlechts der Idee keinen Eintrag that, ersieht man aus Harbard, sonst Odin, hier ein weibliches Wesen. Daß Heidrakr wirklich kein anderer als Odin sey, geht daraus hervor, daß der von

*) Die Wurzel Tirf findet sich in folgenden englischen Wörtern wieder, die Tod und Zerstörung bedeuten: Dirk. ein Dolch (das k steht für f, vergl. dwarf = Zwerg), dart, Pfeil s-tarve, s-terben (darben, verderben.) .

Heidrakr erschlagene Laudr als sein Bruder aufgeführt wird, und bekanntlich wird an Loki's Statt zuweilen Lodr neben Hönir und Odin aufgeführt (Grimm S. 221). Loki ist aber Odins Bruder (die Lohe), wie Lodr das lodernde Feuer. Der von Heidrakr erschlagene Lodr oder Laudur ist also die vom Sturmwind ausgelöschte Flamme, gleichwohl sind Beide Brüder, denn ohne Luft kann das Feuer nicht bestehen. Daß das Schwert Tirfing nur der Form, nicht aber dem Wesen nach, von Odins Speer Gungnir verschieden ist, erweist sich aus seiner, von der Edda gegebenen Beschreibung: „Alle, über die der geschossene Speer fliegt, sind dem Tode geweiht."

Da Wieland, der Verfertiger des Schwertes Miming, bei den Zwergen in die Lehre ging, und zwar Mimir sein Meister hieß, so dürfte auch dieses berühmt gewordene Schwert nur ein anderer Name für dieselbe Idee seyn, denn was im Innern der Berge, dem Licht entrückt, geschmidet wird, kann nur auf Nacht und Tod sich beziehen. Man könnte vielleicht durch den Umstand, daß Odin bei Mimir ein Auge verpfänden mußte, auf ihn als einen Jupiter Stygius schließen. Das Auge büßte Odin ein, weil er aus Mimirs Brunnen zu trinken begehrte. Eben so heißt es von den Elfen: wer Speise oder Trank von ihnen anrührt, ist ihnen auf immer verfallen. Da Odin unsterblich, so konnte er nicht ganz dem Reiche der Nacht verfallen, sondern behielt noch das andere Auge, um am Tage den Sterblichen leuchten zu können, gleichwie Proserpine durch den Genuß des Granatapfels den Winter hindurch im Besitze Pluto's bleibt, obgleich dieser sie anfänglich gar nicht mehr dem Licht wiedergeben wollte.

Andere Kunstgebilde, z. B. Metallschuhe der Zwerge, machen unsichtbar.

Der irische Zwerg Cluricaune, ein kleines altes Männchen mit verschrumpftem Gesicht, auf dessen erbsenfarbigem Rock große Knöpfe sind, und der nicht nur an seiner Greisengestalt, sondern auch durch seinen aufgekrämpten Hut sich als ein Odin en miniature zu erkennen gibt, hat sich die Metallschuhe, die er trägt, selbst verfertigt (Vielleicht waren ursprünglich solche neben den Hufeisen in der S. 88 erwähnten Kirche zu sehen?). Daß die Elfen zum Tode in Beziehung stehen, verräth der Volksglaube, daß sie unsichtbar einen Schlag versetzen, der Lähmung zur Folge hat, daß ihr Anhauch Beulen und Geschwüre erzeugt ꝛc. In Wales glaubt man: schon der bloße Anblick eines Elfen bringe Wahnsinn und Tod, letztern oft erst in Jahresfrist.

Wo Elfen gewesen sind, darf das Vieh nicht grasen. Berührt ein Thier die Stelle, wo Elfenspeichel liegt, so wird es von der Seuche (Elfenfeuer) befallen. Sollte nicht dadurch die vergiftende Ausdünstung der Todten gemeint seyn? In der Edda (Alvismal II.) sagt der Gott zu dem Zwerg: „wie bist du so fahl an der Nase, warst du im nächtlichen Dunkel bei einer Leiche?“ Wenn Elberich in den Nibelungen als alt und bärtig (wie Odin), im Otnit aber als schönes Kind beschrieben wird, so bezieht sich vielleicht die erstere Beschreibung auf das Aussehen der Todten, da bekanntlich selbst Kinderleichen die Züge eines Greises annehmen, die Knabengestalt bezieht sich dann auf die von dem Leibe freigewordene Seele. Bildeten doch auch die Griechen die Psyche als Kind ab! und was sind ihre Genien anders, als Seelen Verstorbener, die schützend ihren Angehörigen zur Seite stehen? So erklärt sich auch der

bald menschenfreundliche, bald feindliche Charakter der Elfen und Zwerge. Wenn die alten Römer im November und December keine Ehen schlossen, weil die Lemuren umgehen, von deren lebenfeindlicher Gesinnung man sich nichts Gutes versah, so findet sich auch bei den schwedischen Elfen eine Parallele. Wie Afzelius berichtet, kommt es noch jetzt öfter vor, daß ein Bräutigam den Neid der Elfen fürchtet. Er schützt sich gegen sie am Hochzeitstage mit jenem Kraut, das von dem Lichtgott Balder den Namen entlehnte. So wie die Alten an Kreuzwegen das Gefolge der finstern Hekate erwarteten, so fürchtet man in Schweden noch jetzt auf diesen Wegen Gefahr von den Elfen. Jene Sagen, welche von dem Auszug der Unterirdischen über eine Brücke berichten, oder ihre Ueberfahrt über Flüsse, wobei ihre große Zahl das Schiff drückt (Grimm, D. S. Nro. 152 — 154., Thiele, dän. Volks. II. 2) mahnen an die S. 67 Anm. erwähnte Seelenbrücke und an das Todtenschiff Naglfari (Charons Nachen). Die in der Unterwelt weilenden Laren (wörtlich Unsichtbare) verehrte der Römer als Schutzgötter seines Hauses, d. h. als die Seelen seiner Vorfahren. Von allen Speisen erhielten sie ihre Spende. Das Lararium befand sich in der Nähe des Herdes. Ganz dieselbe Bewandtniß hat es mit unsern Hausgeistern, deren Anhänglichkeit an die Familie, unter welcher sie wohnen, sprichwörtlich ist. Der vorerwähnte Cluricaune schließt sich gern einer Familie an, verhütet heimliche Unfälle, wird aber zornig, wenn man die ihm gebührende Speise nicht an den bestimmten Ort gesetzt hat. Er hält bei der Familie aus, so lange ein Glied davon lebt, die aber gleichfalls Seiner nicht los werden kann. Puck, den Shakespeare im Sommernachtstraum verewigt hat, wird gewöhnlich zu den spuken-

den Hausgeistern gezählt. Sein Name bedeutet in Island einen bösen Geist (**Puki**) überhaupt, dänisch **Spöge** == Spuk (s. **Quarterly Review XXII.**) Das Wort **Pouke** findet sich in der britischen Literatur zuerst in dem alten engl. Gedichte **the Vision of Pierce Plowman**, wo es unzweifelhaft den großen Gegner Gottes und der Menschen bedeutet. Shakespeare hat das Wort zuerst mißbraucht, denn Ben Jonson macht Puck nie zu einem „**Fairy**," bei ihm ist er Benennung eines Teufels. Als spukender Hausgeist kann er nur der unruhige Geist eines in dem Hause, wo er sein Wesen treibt, unselig Verstorbenen seyn. Da Katzen vorzugsweise für zauberhafte Thiere galten, so erklärt sich hieraus der gestiefelte Kater, dessen Fußbedeckung, wie bei andern Geistern die Kopfbedeckung, die Gabe, unsichtbar zu machen, mittheilt. „In dem Schlosse Kalenberg hauste ein kleiner Geist, Namens Stiefel. Er war einst an einem Bein beschädigt worden, und trug seitdem einen großen Stiefel, der ihm das ganze Bein bedeckte, weil er fürchtete, es möchte ihm ausgerissen werden." (Grimm, D. S. Nr. 77). Dieß ist der gefeite Schuh, mittelst dessen man durch die Lüfte fährt, wie Mercur mit den Flügelschuhen. Man denke hier an den Siebenmeilenstiefel im bekannten Mährchen. Vermuthlich ist ein solcher Zauberschuh von Metall (vergl. S. 188), denn dessen Glanz diente zu magischen Zwecken, und ein solcher Schuh gäbe dann an Werth einem Hufeisen nichts nach (vergl. S. 88). Der deutsche Kob=old, der niederländische Cab=ot und der französische Gob=elin entsprechen ihren Namen (*Κωβαλος*, Spötter), denn sie sind zwergartige, schadenfrohe, neckische, aber doch dienstfertige Hausgeister. In Deutschland sind sie vorzüglich heimisch. An manchen

Orten hat fast jeder Bauer einen solchen. Er verrichtet allerlei Hausarbeit, trägt Wasser in die Küche, haut Holz, holt Bier, kocht, striegelt die Pferde, mistet den Stall aus u. dergl. Noch jetzt spricht man von einer Magd, der die Arbeit rasch von der Hand geht: „sie hat den Kobold." Sie machen, ehe sie in die Häuser einziehen wollen, erst eine Probe. Bei Nachtzeit schleppen sie Sägespäne in's Haus, in die Milchgefäße aber bringen sie Koth von unterschiedenem Vieh. Wenn nun der Hausvater genau achtet, daß die Späne nicht zerstreut, der Koth in den Gefäßen gelassen und daraus die Milch genossen wird, so bleibt der Kobold im Hause, so lange nur noch einer von den Hausbewohnern am Leben ist. Hat die Köchin einen Kobold zum heimlichen Gehülfen angenommen, so muß sie täglich um eine gewisse Zeit und an einen besondern Ort im Hause ihm sein zubereitetes Schüsselchen Essen hinsetzen. Vergißt sie dieß einmal, so hat sie eine unglückliche Hand, ihr mißräth Alles, und sie wird von der Herrschaft ausgescholten. Darüber hat man oft den Kobold kichern gehört, davon das Sprichwort: „Er lacht wie ein Kobold," „sich bucklig lachen," denn der Kobold hat einen Höker. Verändert sich das Gesinde, so bleibt der Hausgeist doch, nur muß die abziehende Magd ihn ihrer Nachfolgerin empfehlen, damit auch diese seiner warte. Will diese nicht, so hat sie Unglück, bis sie endlich abzieht. In Schweden will man die Hausgeister, während die Zimmerleute ihr Mittagsmahl hielten, auf den Baugestellen, mit kleinen Aexten zimmernd, gesehen haben. Wird im Walde Holz gefällt, so sagt man dort: „der Knecht hält zwar die Axt in der Hand, aber der Hausgeist fällt den Baum." Bekommen die Pferde im Stalle ein stattliches Ansehen, so gebraucht

man die Redensart: Der Knecht wirft zwar Futter in die Krippe, aber der Hausgeist bringt die Pferde auf die Beine. Daß die Zwerge häufig bei ländlichen Arbeiten Hülfe leisten, das Getraide einerndten helfen, Heu machen (vergl. Grimm, D. S. Nr. 147, 149), könnte wieder auf Odin als Erndtegott hinweisen, der schon das im Erdenschooß — dem Wohnort der Zwerge — verborgene Saatkorn in seine Obhut nimmt. In diesem Sinne mögen die Zwerge allerdings durch ihre Wirksamkeit das Wachsen und Reifen der Gewächse befördern. Und nur für eine Verirrung der Sage erklart es Wilhelm Müller, daß die Zwerge bei solchen Gelegenheiten sich diebisch erweisen, die Früchte von den Feldern stehlen, oder die ausgedroschenen Körner für sich einsammeln (D. S. Nr. 152, 155), wenn nicht durch solche Erzählungen angedeutet werden soll, daß dem Menschen Nachtheil entsteht, wenn er diese wohlthätigen Wesen erzürnt, und sie dadurch veranlaßt, ihre Thätigkeit einzustellen oder gar schädlich zu verwenden. Wenn sie zuweilen den Menschen von ihrem neubackenen Brode oder Kuchen mittheilten (Mone's Anz. d. Vorz. VII. p. 475), so ist dieß der klarste Beweis von ihren wohlthätigen Einwirkungen auf den Feldbau, denn in gleichem Sinne feierten die alten Römer am 1. März, also im Frühlings-Anfang, das Fest der „Kuchenfrau" Anna Perenna, die bei Bovillä (einem nach dem Pflugstier — bos, *bovis* — genannten Orte) als Nährmutter dem Volke warme Kuchen brachte. (Vergl. **Ovid. Fast.** 3, 660—667).

Man hält dafür, daß die Kobolde zuweilen Messer im Rücken hatten, je nachdem sie mit einem solchen oder andern Instrument vor Zeiten umgebracht worden, denn es sind die Seelen der im Hause Er-

morbeten. Dann begreift man auch, warum der Kobold so genau darauf achtet, daß die Magd sein Essen nicht vergesse; denn die **Daemoniorum coena**, d. h. das der abgeschiedenen Seele zubereitete Gastmahl bei den alten Römern, die sogar einen eigenen Koch dazu bestellten, „**qui mortuis coenam coqueret**"*) und welches meist aus Honigkuchen und Hülsenfrüchten bestand, diese Todtenabfütterung fand man auch bei den heidnischen Einwohnern des mittlern und nördlichen Europa, selbst in Schweden und Liefland vor, also bei Germanen und Slaven. Die Liebesmahle der ersten Christen waren ursprünglich Todtenmahle bei Beerdigungen ihrer Verwandten oder an Gedächtnißtagen der Märtyrer (Pertsch, Kirchenhist. S. 457, 580). Die heidnischen Preußen brachten nicht nur den Sterbetag ihrer Lieben, sondern auch den 3., 6., 9. und 40. Tag nach demselben bei Gastmahlen zu, wozu die abgeschiedene Seele eingeladen wurde. Ein Messer durfte nicht zur Zertheilung der Speisen gebraucht werden. Um die Seelen zu laben, warf jeder von seinem Vorrath etwas hinter sich auf die Erde, und um sie nicht Durst leiden zu lassen, wurde denselben auch ein Glas Bier eingeschenkt. So komisch unserm Zeitalter diese Opferspende auch dünken mag, so schwindet der lächerliche Anstrich doch bei der Betrachtung, daß in der Olaf Tryggv=Saga schon dem Odin Bier gegeben, und damit den Asen zugetrunken wurde. Von den Sueven am Zürchersee berichtet der h. Columban zu Anfang des 7ten Jahrhunderts, daß sie eine Tonne Bier in Bereitschaft hatten, wenn sie dem Wodan opfern wollten. (Geijer, Urg. Schwedens S. 242 Anm.) Fiel von un=

*) Plaut. Pseudol. Act. III. sc. 2. v. 7.

gefähr etwas von den Speisen vom Tische, so ließ man es für diejenigen armen Seelen liegen, die keine Verwandten hatten, sie zu erquicken. Im Mecklenburgischen wurden bei den Leichenschmäusen dickgekochte Erbsen mit Häringen *) aufgetragen, in der Priegnitz Hirsenbrei **).

Aus dem Vorhergehenden wird begreiflich, warum die Hausgeister alle ihre Dienstleistungen nur bei aufmerksamer Besorgung ihrer Verköstigung verrichten. Von dem Hildesheimer „Hütchen" erzählt man, daß er gern den Köchen und Köchinnen zur Hand war. Von dem allerlei Gestalten annehmenden „Hinzelmann" auf dem alten Schlosse Hudemühlen im Lüneburgischen berichtet Grimm (D. S. p. 106): „In der Küche handthierte er Nachts, und wenn die Köchin nach der Abendmahlzeit Schüssel und Teller unabgewaschen durcheinander in einen Haufen hinsetzte, so waren sie Morgens wohl gesäubert, glänzend wie Spiegel, in guter Ordnung hingestellt. Auch verlor sich niemals etwas in der Küche, oder war ja etwas verlegt, so wußte es Hinzelmann gleich in der verborgenen Ecke, wo es steckte, wieder zu finden, und gab es seinem Herrn in die Hände. Hatte man fremde Gäste zu erwarten, so ließ sich der Geist sonderlich hören und seine Arbeiten dauerten die ganze Nacht. Da scheuerte er die Kessel, wusch die Schüsseln, säuberte Eimer und Zuber. Die Köchin bereitete ihm dafür auch freiwillig seine süße Milch zum Frühstück.

---

*) In den Hülsen erkannte man ein Symbol des Körperlichen, d. h. daß die Seele des Verstorbenen noch nicht ganz der Erdenwelt entrückt sey, daher keine Ruhe habe, mit ihrem Trachten noch dieser Welt zugewendet, an ihre frühere Wohnstätte gebannt ꝛc. Häringe verlangt auch die gespenstische Berchta, die weiße Frau.

**) Der Hirse ist Symbol des Thaus, der Nahrung der Geister. Er wird in einigen Gegenden Deutschlands am Neujahrstag gegessen, wie Häringe in der Christnacht.

Seine Kammer war im obersten Stockwerk. Sein Hausgeräthe bestand aus einem Strohsessel, den er selber geflochten, aus einem kleinen runden Tisch und aus einer Bettstatt, worin man nie ein Merkmal gefunden, daß ein Mensch darin geruht, nur bemerkte man ein kleines Grübchen, als ob eine Katze da gelegen. Auch mußte ihm das Gesinde täglich eine Schüssel süße Milch mit Brocken von Weißbrod auf sein Tischchen stellen, welche hernach rein ausgegessen war. Zuweilen fand er sich an der Tafel des Hausherrn ein, wo ihm an einer besondern Stelle Stuhl und Teller gesetzt werden mußte. Wer vorlegte, gab ihm die Speise auf seinen Teller, und ward das vergessen, so gerieth der Hausgeist in Zorn." (Damit vergl. man S. 191). Die „Heinzelmännchen" in Cöln schildert O. L. B. Wolff in der „Mythologie der Elfen" II. S. 33) als kleine nackte Männchen, die allerlei Arbeit verrichteten, buken, brauten, wuschen und dergleichen Haushaltsachen mehr. Als sie noch in Cöln lebten, gab es manchen Bäcker, der keinen Gesellen hielt, denn die kleinen Unsichtbaren buken gewöhnlich über Nacht so viel Weiß- und Schwarzbrod, als er im Laden brauchte. In manchem Hause pflegten sie zu waschen und alle Arbeit für die Mädchen zu verrichten.

Um diese Zeit gab es dort einen geschickten Schneider, den sie sehr gut leiden konnten, denn als er sich verheirathete, fand er in seinem Hause an seinem Hochzeitstag die feinsten Lebensmittel, kostbare Gefäße und Hausgeräth. Als sich seine Familie vermehrte, leisteten sie seiner Frau große Hülfe in der Wirthschaft, sie wuschen für sie, und scheuerten zu den Feiertagen das Kupfer und Zinn, so wie das ganze Haus vom Boden bis zum Keller. Hatte der Schneider einmal viel zu thun, so fand er seine Arbeit am folgenden Morgen von den Heinzel-

männchen angefertigt vor. Jetzt fing aber die Neugier an des Schneiders Frau zu plagen. Sie starb vor Begierde, einmal ein Heinzelmännchen zu sehen, konnte es aber aller Mühe zum Trotz nie dahin bringen. Einstmal streute sie überall Erbsen hin, damit die kleinen Leute darüber fielen, um sie auf diese Weise zu Gesicht zu bekommen. Das mißlang ihr aber auch, und seit dieser Zeit verschwanden die Heinzelmännchen, wie überall, wo die Leute ihre Neugier nicht zügeln konnten.

Die Befriedigung dieser Neugier schlägt selten vortheilhaft aus. Grimm erzählt (D. S. p. 92) von einer Magd, die ihr „Heinzchen" sehen wollte. Der Kobold nannte ihr den Ort, wo er sich ihr offenbaren wolle, rieth ihr aber, einen Eimer kalt Wasser mitzubringen. Da begab es sich, daß sie ihn auf dem Boden nackt liegen sah, und ein großes Messer stack ihm in dem Rücken. Da zog ihr der Schreck eine Ohnmacht zu, aus welcher der aufspringende Kobold sie mit einem Sturzbad weckte. Seitdem ist ihr die Lust vergangen, den Kobold zu sehen.

Die Dienstfertigkeit der Hausgeister, deren Anhänglichkeit an die Familie in gewissen Fällen sogar beschwerlich wird — denn ein Bauer sah sich einmal genöthigt, seine Scheuer anzuzünden, nur um den darin hausenden Kobold los zu werden, was ihm aber nichts half, denn der Geist saß plötzlich auf dem Karren, in welchen das Gut geflüchtet wurde — diese Anhänglichkeit läßt sich nur aus der Vorstellung herleiten, daß der Geist des Ahnherrn über das Wohl seiner Nachkommen wacht, und so lange er in dem Hause weilt, geht Alles gut von Statten *). Aehnlich dachten die

*) Afzelius meint: der Glaube an die Hausgeister, welche Scheuer, Stall und Küche unter ihre Aufsicht nehmen, ist dadurch aufgekommen, daß man sich vorstellte: die Seelen der Leibeige-

Römer von ihren Penaten, die doch auch abgeschiedene Seelen (Laren) waren, wie aus Plautus (**Merc. V, 1, 5**) erhellt, und sie würden nicht am Heerde ihren Platz behauptet haben, wenn man ihnen keine Speise vorgesetzt hätte. Unsichtbar die Familie umschwebend, wenden sie die dem Hause drohenden Gefahren ab. Nicht anders denkt man in Indien. In Wilsons „Theater der Hindu" I. S. 94 Anm. lese ich: „Jedes Haus hat seine Gottheit, welcher täglich ein Körbchen mit Reis und ein Wasserkrug hingestellt wird, die Verehrung wird aber meist vom weiblichen Gesinde dargebracht;" hier also ganz wie in Rom, wo den Penaten ein Tisch geheiligt war (**Naev. B. Pun. I.**), und fortwährend mit einem Teller von Erstlingsfrüchten geziert. Selbst die Verwechslung der Penaten mit den Laren — zu welchen letztern ich, wenn durchaus ein Unterschied unter den Hausgeistern bestehen soll, den Kobold mit dem Messer im Rücken zählen möchte, nämlich einen solchen Geist, welcher einst in dem Hause ermordet wurde und nun darin umgehen muß — findet sich in Indien wieder, denn Wilson bemerkt (a. a. O.): „im Allgemeinen werden die Hausgottheiten für die unsichtbaren Kobolde gehalten, welche überall herumspuken, und auf irgend eine besondere Stelle als auf ihr Eigenthum Anspruch machen. Als Opfergabe wird ihnen Reis gespendet, um sie in günstiger Gesinnung zu erhalten. Während nun die Schutzgeister der Familien unsichtbar zur Mehrung des Haussegens beitragen, einst unseres Gleichen, jetzt noch uns umschwebend, ganz

---

nen, welche in heidnischer Zeit, während der Bauer und seine Söhne auf Wikingrfahrten ausgezogen waren, alle Feld- und Hausarbeiten besorgen mußten, setzten in gewisser Weise dies Geschäft auch nach dem Tode fort.

jene Penaten, deren Bilder (Palladien) Auswanderer in die neue Heimath mitnahmen, um ihres Schutzes nicht zu entbehren, wie auch unsere Volkssagen Fälle bekannt machen, wo seit dem Wegzug eines Hausgeistes Alles in der Familie mißglückte, so gibt es auch eine mißgünstige, schadenfrohe Art von Koboldeu, die man nur durch fortwährende Opferspenden in guter Laune zu erhalten vermag. In ganz Sachsen und Thüringen, berichtet Sommer (Thüringer Sagen S. 171), tragen die Kobolde rothe Röcke und rothe Kappen, haben große feurige Augen, und ziehen, wenn sie durch die Luft fliegen, lange feurige Streifen hinter sich her. Zuweilen erscheinen sie in der Luft ganz wie helles, roth und blau flackerndes Feuer, und im Braunschweigischen erzählt man, daß Kobolde als Flammen quer durch die Zimmer, und aus einem Hause in das andere schweben. Gewöhnlich heißen sie darum „rothe Jungen." Sie kommen meist durch den Schornstein in die Häuser, wofür Sommer a. a. O. S. 32 von einem Kobold im Dorfe Kloster Mannsfeld ein Beispiel anführt. Sie haben auf dem Herde, hinterm Ofen oder im Schornstein ihren Platz. Daß sie, wie Kuhn (Vorrede zu den märk. Sagen S. IX.) annimmt, ursprünglich Feuergottheiten waren, zunächst des Herdes, den man verehrte, bezeugt folgende von Wolf (N. S. p. 572) mitgetheilte Notiz: „Die Rothmützchen oder Kaboutermännchen vermehren oft das Holz. In mondlosen Nächten steigen sie durch den Kamin in's Haus, machen sich Feuer auf dem Herde und setzen sich ruhig vor denselben hin. Das Feuer sieht aber außer ihnen Niemand, doch wärmt es mehr als anderes. Oft findet die Hausfrau Morgens von einem ganzen Bündel Reisig nur noch einige kleine Reischen um den Feuerblock lie-

gen, aber die zündet sie flink an, denn sie weiß, daß dieselben eben so lange brennen, als ein ganzes großes Bündel und doppelt so viel wärmen. Würde die Hausfrau dem Rothmützchen fluchen oder während das Holz brennt, ein Kreuz über sich machen, dann wären die Reischen in einem Augenblick verflackert."

Burkhard von Worms gedenkt eines Brauchs, den Hausgeistern in Keller und Scheune Schuhe, Bogen und Pfeile hinzulegen. (Grimm S. 449). Dieß läßt deutlich auf Attribute einer Gottheit schließen. Er nennt sie pilosi, wobei man noch nicht berechtigt ist, an Waldgeister zu denken, weil die Vulgata Jes. 13, 21 pilosi übersetzt, wo die LXX.: *δαιμόνια* haben; denn auch der Mönch von St. Gallen (bei Pertz, Leben Carls d. Großen II. 741) erzählt von einem „pilosus," der das Haus eines Schmiedes besuchte und sich Nachts mit Hammer und Ambos belustigte, also hier ein launiger Hausgeist. Wollte man aber auch hier wegen der faunischen Gestalt an Waldgeister, Holzleute, Moosleute ꝛc. denken, die auch ein zwergartiges Volk, haarig und in Moos gekleidet, zuweilen aber dreieckige schwarze Hüte tragend (H. Sachs I. 407[a]), so wäre es auch hier erlaubt, an einen collectiven Wuodan oder Wode (Odin) zu denken, welcher bekanntlich auch den Wäldern vorstand und darum „Wold, Wold!" in Aernteliedern angerufen wurde (Müller, Altd. Rel. S. 119), auch als der in Wäldern jagende Woldemar schon oben erkannt worden ist. Althochdeutsche Glossen übersetzen pilosi durch Scratun, also Waldgeister; dennoch bezeichnet die Däminutivform Schretel: Hausgeister und Zwerge. So sagt Michel Beheim (v. Aberglauben 9): „Jedes Haus hat sein Schretzlein." Letztere beiden Geisterarten gehen oft in einander über, denn auch die

Zwerge sorgen für den Wohlstand der Familien (Grimm, D. S. Nr. 29, 35, 39, 43). Die von ihnen geschenkten Kleinode bewirken, daß das Geschlecht sich mehrt, ihr Verlust zieht den Untergang des Stammes nach sich (D. S. Nr. 32, 41, 68). Denn das zeigt ein Nichtachten dieser wohlthätigen Wesen an, wodurch sie ihren Schutz aufhören lassen, wie sonst der auf irgend eine Weise erregte Zorn der Zwerge das Aussterben eines Geschlechtes bewirkt (D. S. Nr. 31). Auch die Gunst der Zwerge bewahrte man sich durch Darbringung von Brod und Milch (D. S. Nr. 34, 37, 154). Den Kabouterchen legt man Butter, Eier &c. vor. (Wolf, N. S. Nr. 560). Den Zwergen wird bei einem Baume eine Schüssel mit Milch und Honig hingesetzt und das Blut einer schwarzen Henne hingeträufelt (D. S. Nr. 38). Milch wird auch den Schlangen gereicht, die an einigen Orten als Genien des Hauses verehrt werden (Grimm, Myth. p. 651, vergl. D. S. I. S. 111. Temme, Pomm. Sag. Nr. 257, Mone, Anz. d. Vorz. VIII. S. 530), wie ja auch die Römer den Genius als Schlange — weil sie, alljährlich ihren Balg wechselnd, ein Verjüngungssymbol wurde — dachten (**Serv. in Aen. 5, 85: nullus locus sine genio, qui per anguem plerumque ostenditur.**) Bei den Germanen trat hier noch eine besondere Veranlassung hinzu, nämlich die Schlange war Odin heilig, denn der Gott hatte sich in dieses Thier verwandelt, als er sich der Gunnlödh nahte; Ofnir und Swefnir heißen die beiden Drachen, welche in der Unterwelt hausen, zugleich aber sind dieß Odins Beinamen (**Sn. 86. Ynglinga saga c. 7. Saem. 44ᵇ 47ᵇ**). Daß die Schlange zugleich den Genius, den Urheber des Lebens vorstellte, steht damit nicht im Widerspruch;

da ja auch Freia, die Urheberin der Zeugungen, die Hälfte der Todten in Anspruch nimmt, so daß Odin, von dem als Weltgeist alles Leben ausgeht, nur die Hälfte der Todten übrig behält, obschon von jedem Todten gesagt wird: „er ist zu Odin gefahren, er ist bei Odin zu Gaste,“ denn aus dem Tode entwickelt sich das neue Leben, und alles Geborne muß sterben. Daher vereinigen sich beide Begriffe in Odin.

Am nächsten kommen den Zwergen die Wichtlein oder Bergmännchen, schon in ihrem Wuchse, denn sie sind nur etwa $^{3}/_{4}$ Elle groß. Sie haben das Aussehen eines Greises mit einem langen Barte, sind gekleidet wie die Bergleute, mit einer weißen Hauptkappe am Hemd und einem Leder hinten, haben Laterne, Schlägel und Hammer. Sie lassen sich vornehmlich in den Gängen sehen, welche Erz geben. Sie schweifen in den Gruben und Schachten herum und scheinen gar gewaltig zu arbeiten. Bald ist es, als durchgrüben sie einen Gang oder eine Ader, bald als faßten sie das Gegrabene in den Eimer, bald, als arbeiteten sie an der Rolle und wollten etwas hinaufziehen.

Lavater (de. Spectr. 1580) theilt von den Berggeistern Folgendes mit: „Ein frommer und gelehrter (!) Mann hat vor einiger Zeit an mich geschrieben, daß in den Bündtner'schen Gebirgen eine Silbergrube sey, auf welche das Haupt desselbigen Orts, Herr Landammann Peter Buol, in den letzten Jahren große Kosten verwendet, aber nicht geringen Reichthum aus derselben gesammelt; darin war ein Bergteufel, welcher besonders am Freitag, wenn die Bergleute das ausgegrabene Metall in ihre Geschirre geladen, sich sehr geschäftig erzeigt und das Metall nach seinem Wohlgefallen aus einem Geschirr in das andere geschüttet, welches der

Landammann gern sah; so oft er aber in die Grube hinunter oder aus derselben wieder heraussteigen wollte, segnete er sich mit Bezeichnung des Kreuzes und blieb unverletzt. An einem gewissen Tag aber begab sich, als der Berggeist sehr überlästig und ungestüm gewesen, daß einer von den Silbergräbern denselben aus Verdruß mit Scheltworten überhäufte und mit vielen gräulichen Flüchen zu ihm gesagt: er solle zur Hölle fahren. Da habe der Berggeist den Bergknappen bei'm Kopf genommen, und ihm denselben so herumgedreht, daß das Angesicht auf den Rücken gekommen, und er doch nicht gänzlich erwürgt worden, sondern mit diesem gekrümmten Halse noch etliche Jahre gelebt habe, auch Vielen, die noch am Leben sind, wohlbekannt gewesen."

Georg Agricola, dessen Schriften von Metallen und Bergwerken bekannt genug sind, unterscheidet am Schlusse seines Büchleins von den unter der Erde lebenden Thieren zwei Arten Berggeister in den Metallgruben. „Etliche sind gräßlich anzusehen und den Bergknappen feindlich." Ein solcher sey zu Annaberg im Bergwerk „der Rosenkranz" gewesen, dieser habe mehr als zwölf Arbeiter durch seinen Hauch getödtet. Ein Anderer wurde in Schneeberg in der St. Georgengrube gesehen. „Er trug eine schwarze Kutte — also ein Bergmönch — und hatte einen Bergknappen in die Höhe genommen, aber nicht ohne Verletzung seines Leibes, zu oberst auf eine Höhle, einer zuvor sehr reichen Silbergrube getragen."

Am Kuttenberg in Böhmen hat man die Bergmännchen oft in großer Anzahl aus den Gruben heraus- und hineinziehen sehen. Wenn großes Unglück bevorstand — sie klopfen dem Bergarbeiter dreimal den Tod an — hat man die Wichtlein hören scharren, graben, stoßen, stampfen u. s. w., bisweilen auch mit den Hämmern

schmieden. In Idria stellen ihnen die Bergleute täglich einen Topf mit Speise an einen besondern Ort. Auch kaufen sie jährlich zu gewissen Zeiten ein rothes Röck=lein, für Knaben passend, und machen ein Geschenk da=mit (Wolff, Myth. der Elf. II. S. 36). Sollte die Wahl dieser Farbe nicht auf plutonische Naturkräfte, auf Elementarfeuer anspielen?

Oben ist die Ideenverwandtschaft zwischen Tod (Pluto) und Metall (Plutus), woraus sich auch die Brüder=schaft von Yama, dem indischen Pluto und Kuveras, dem indischen Plutus; sowie der Geldbeutel als Attribut des Seelenführers Mercur; der den Obulus einkassirende Todtenschiffer Charon, und das Aerarium im Tempel des Saturnus zu Rom, welcher von Jupiter zum Richter in der Unterwelt erwählt wurde, erklären lassen. Hätte man nur in Hellas und Latium den Todten eine Münze mitgegeben, so würde das Nachstehende immer noch einer Stütze entbehren. Allein nicht nur in Sardinien, dem heutigen Griechenland, in Rußland rc. herrscht noch diese Sitte, sondern auch im Herzen von Deutschland. Kuhn hat sie in der Altmark vorgefunden. Und da im scandinavischen Norden die Vorstellung herrschte, daß nur ein Mann, dem seine Schätze in's Grab fol=gen, von Odin aufgenommen werde (siehe S. 141), so muß man wohl zugeben, daß Odin, „der Todten Herr" (Yngling. c. 7.) wie ihn auch der euhemeri=sirende Saxo nennt, auch der Schatzgott sey. Von den Zwergengeschlechtern sagt der nordische Mythus, daß ihr Aufenthalt unter Helheim (Hölle) sey; daher ihr Haß gegen die Menschen. Wir kennen sie freilich nur als unterirdische Schmiede. Da sie aber den Speer Gungnir und das Schwert Tirfing schmiedeten, so sind sie Tod versendende Gewalten, zumal ihre Berührung,

schon ihr Anhauch (was man auf die vergiftende Atmosphäre in den Bergwerken beziehen dürfte) tödtlich zu seyn pflegt. Einzelne Sterbliche, welche in ihren unterirdischen Aufenthalt verlockt wurden, lebten außerhalb der Zeit. Wenn sie nach einem Jahrhundert wieder an die Oberwelt herauf kamen, glaubten sie nur Eine Nacht in dem geheimnißvollen Aufenthalt zugebracht zu haben.

Arndt berichtet ein ihm erzähltes Mährchen von einem Arbeiter Jakob Dietrich in Rambia, der in der Johannisnacht, wo die Geister auf der Oberwelt umgehen, zufällig in den Besitz der Mütze eines Bergmännchens kam, das mit Seinesgleichen im Mondenschein sich erging. Als der rechtmäßige Eigenthümer den Dieb bemerkte, sagte Dietrich: Ich gebe die Mütze nicht wieder, es sey denn, du lassest mich mit euch in den Berg hinabfahren, damit ich mich umschaue und sehe, wie ihr es dort treibt. Durch die Mütze hatte er Gewalt über den Geist bekommen, daß er ihm in Allem gehorsam seyn mußte. Die Unterirdischen, zu welchen Dietrich hinabgestiegen war, gehörten zu den Braunen (vgl. S. 166, wo Odin den Namen Bruno führt). So hießen sie von der Farbe ihrer Kopfbedeckung und Kleidung. Sie hatten ihre Häuschen in den Bergen, aber damit waren sie sehr geheim. Wie sie aus den Steinen, worin sie wohnen, herauskamen und wieder hineinschwanden, hat er nie bemerken können, so oft er auch aufpaßte; sondern sie kamen vor seine Augen und verschwanden wie Blitze. Einige kleine Dirnen aber, die ihn lieb hatten, haben ihm zugeflüstert: Jeder habe sein eigenes Häuschen tief im Gestein. Die größten dieser Unterirdischen waren kaum eine Elle lang. Ob sie auch sterben, weiß man nicht. Einige erzählen, daß sie sich in Steine verkriechen und so sich verwachsen, und zu wundersamen Klängen, Aechzern und Seufzern werden, die sich zuweilen hören lassen, ohne daß man weiß, woher sie kommen, oder zu abenteuerlichen Knorren und verflochtenen Schlingen, wodurch die Hexen schlüpfen sollen. Fragte man sie nach einer Leiche, so ver-

standen sie das Wort gar nicht. Das ist gewiß, daß manche von ihnen über zwei Jahrtausende alt sind. Ihr Fleiß und ihre Regsamkeit verdienen Anerkennung, Niemand versteht so gut als sie das Innere der Erde und die Naturkräfte, und was in Bergen, Steinen und Metallen wächst, und was in den Farben der Blumen und den Wurzeln der Bäume für Triebe lauschen. Sie haben viel Freude an Gold und Silber und edeln Steinen und machen die feinsten Arbeiten daraus. Deßwegen nennen Viele sie Hüter des Goldes und des Silbers, und meinen, daß sie von Habgier besessen und böse metallische Geister sind. Man thut ihnen aber Unrecht, denn sie verschenken viel Schönes an die Menschen. Sie haben das Metall nur lieb wegen des Glanzes. Die mit den schwarzen Jacken und Mützen sind aber wohl geizig und von schlimmerer Natur. Sie üben gern arge Tücke. Wenn sie die Oberwelt betreten, suchen sie am liebsten Einöden auf. Dem Menschen schließen sie sich nur an, wenn er sich ihnen verpfändet oder verschrieben hat. Zuweilen verwandeln sie sich in scheußliche Thiere. Sie weben die Nebelkappen, womit man sich unsichtbar machen kann, und verfertigen Zauberwaffen, Harnische, die gegen Stahl und Hieb fest sind, Degen, die nie Scharten bekommen, vor welchen kein Panzer, kein Helm aushält, dünne Kettenhemde, leicht wie Spinnwebe, wodurch keine Kugel dringt. Ihre Klingen sind zugleich biegsam wie Rohrhalme, und scharf wie Diamanten. Auch wirken sie noch viel anderes Zaubergeschmeide aus Stahl und Eisen, das zu mancherlei verborgenen Künsten gebraucht wird und zum Theil die seltsamsten Eigenschaften hat. Die Braunen sind aber die Juweliere der Berge, die mehr in Gold, Silber und Edelsteinen arbeiten. Als die ersten Wochen vergangen waren, da spazirte Dietrich oft aus und ließ sich von dem ihm dienstbaren Geist Alles zeigen. Es gab da unten die allerlieblichsten Spaziergänge nach allen Seiten, und er konnte Meilen weit wandeln, ohne daß sie ein Ende nahmen. Man sieht daraus, wie unendlich groß der Berg war, worin die Unterirdischen wohnen, und doch schien die Spitze oben wie ein kleiner Hügel, worauf einige Bäume und Sträuche stehen. Daraus kann man auch

wissen, wie viele Meilen seine Tiefe nach unten hinabgehen mußte. Das aber war das Besondere, daß zwischen jeder Au und jedem Anger, die man hier mit Hügeln und Bäumen und Inseln *) und Seen durchsäet, in der größten Mannigfaltigkeit hatte, gleichsam eine schmale Gasse war, durch welche man wie durch eine krystallne Felsenmauer gehen mußte, bis man zu etwas Neuem gelangte. Die einzelnen Anger und Auen waren aber oft eine Meile lang. Auf den Bäumen wiegten sich Vögel **), die flatterten von Zweig zu Zweig, und die Blumen waren so wunderschön von Farbe und Duft. Aber bei aller Herrlichkeit herrschte hier doch tiefe Stille. Es wehte kein Wind, man fühlte bei aller Helle keine Hitze; Nachen, als Schwäne gestaltet, kamen selber an's Land geschwommen, wenn man über einen Strom wollte, und führten ans jenseitige Ufer, ebenso führten sie zu den Inseln. Woher das Alles kam, wußte Niemand. Das sah aber Dietrich wohl, daß die großen Karfunkel und Diamanten, womit die hohe Decke statt des Himmels gewölbt war, und womit alle Wände des Berges geschmückt standen, für Sonne, Mond und Sterne leuchteten. Diese lieblichen Fluren waren meist einsam. Man sah wenige Unterirdische auf ihnen, und die man sah, schienen immer nur so vorüber zu schlüpfen, als hätten sie die größte Eile. Das war hier auch noch besonders, daß wie die Himmelskörper hier durch Edelgesteine ersetzt wurden, es hier eigentlich keine Jahrszeiten gab, sondern die Luft war immer gleich, d. h. es herrschte ewiger Frühling. Auch das war gar seltsam, daß hier die Nacht nie so dunkel und der Tag nie so hell war, als auf der Oberwelt.

Wenn in dem Vorhergehenden die Bergmännchen in gute und böse abgetheilt, auf die Unsterblichkeit Beider deutliche Anspielungen enthalten sind, die Beschreibung ihres Aufenthaltsorts als ein paradiesischer geschildert wird, so

*) Die Inseln der Seligen.

**) Die Seelen der Gerechten nehmen im Volksglauben diese Thiergestalt, zuweilen auch die der Blumen an. (Grimm S. 786.)

steht dieser Fall nicht vereinzelt da. Afzelius (Schwed. Volksf. II. S. 299) weiß von „Elfengärten" mit „Früchten und Blumen von wunderbarer Schönheit," wo der Besucher „Bäume von herrlicherem Grün als er je zuvor gesehen," antraf; aber, „wenn er später den Ort wieder aufsuchte, konnte er den Garten nirgends finden. Vielmehr ist die Stelle nach wie vor eine wilde Berggegend." In der Umgegend der Stadt Pösneck im Orlagau sieht man einen Berg, auf welchem einst die Burg Ranis stand. Im Innern des Berges sollen Elfen wohnen. Man erblickt hier „goldene Früchte auf silbernen Bäumen, die Blumengewächse sind aus edlem Metall gewunden, deren Blüthen in Rubinen, Saphiren und Smaragden erglühen. Gräser und Disteln wuchern umher, aus glänzenden Krystallen gebildet. Große, hellleuchtende Karfunkel ragen aus dem Gebirge hervor, und verbreiten, in diesen Herrlichkeiten sich spiegelnd, ein zauberhaftes Licht über das Ganze". (Börner Volksf. a. d. Orlagau S. 53).

Als im Jahre 1231 Magister Conrad in Deutschland gegen die Ketzer predigte, wollte einer derselben den Meister zur Ketzerei verleiten. Als er nach vielen Reden Conrad noch immer nicht überzeugen konnte, sprach er endlich zu ihm: „Du bist gar hartnäckig in deinem Glauben und hast doch in deinen Büchern kein einziges Zeugniß, worauf du sicher bauen könntest. Wolltest du aber meinen Worten vertrauen, so führte ich dich zu Christus und seiner Mutter, daß du sie mit deinen leiblichen Augen schauen könntest." Der Meister ahnte alsbald einen Teufelstrug, doch wollte er sehen, was an der Sache wäre und antwortete: „Könntest du das, dann müßte ich dir wohl glauben." D'rob war der Ketzer hocherfreut, und setzte dem Meister Tag und Stunde fest, wo sie zusammen gehen wollten. Conrad gelobte zu kommen, kam auch, trug aber unter seiner Ordenskappe ein Büchslein mit einer geweih-

ten Hostie bei sich. Der Ketzer führte ihn nun in eine Berghöhle, da sahen sie einen ungeheuern Pallast, der in wunderbarer Klarheit schimmerte. In dessen Innerm angelangt, erblickten sie Throne leuchtend wie vom reinsten Golde. Auf ihnen saß ein König, umgeben vom hellsten Glanz, neben ihm eine Königin, die mit dem freundlichsten Blick auf die Eintretenden schaute. Zu beiden Seiten der Throne standen prächtige Stühle, auf denen Greise saßen, die Patriarchen und Apostel schienen. Den übrigen Raum füllten unzählige Schaaren von Engeln. Kaum sah der Ketzer dieß Alles, da fiel er auf sein Angesicht nieder, und blieb lange anbetend liegen. Meister Conrad aber stand verwundert da, denn was er erblickte, übertraf seine Erwartung. Endlich erhob sich der Ketzer und fuhr ihn an: „Warum betest du nicht an, da du doch vor Gottes Sohne stehest? Bring ihm schnell den Zoll deiner Verehrung, damit du aus seinem Munde des wahren Glaubens Geheimnisse erfährst." Da schritt der Meister alsbald näher, zog das Büchslein aus der Kutte und reichte es der Königin, die auf dem Throne saß, mit diesen Worten dar: „Bist du wahrhaft Christi Mutter, dann nimm hier deinen Sohn und ich werde dich als Gebärerin unseres Heils erkennen und ehren." Kaum aber hatte Conrad das Wort aus dem Munde, als die Erscheinung schwand, und er mit dem Ketzer in so großer Dunkelheit saß, daß sie sich nur mit Mühe wieder aus dem Berge herausfinden konnten. Der Ketzer sah nun den Teufelstrug ein und bekehrte sich (Wolf, Deutsch. Sag. Nr. 347).

Also nur der geweihten Hostie hatte Meister Conrad es zu verdanken, daß er den Teufelstrug entdeckte, welcher ihn überreden wollte, das Paradies sey im Berge. Demnach werden wir auch die vorhin von Arndt mitgetheilte Beschreibung der Entdeckungen jenes Mützendiebs Dietrich mit Argwohn zu beurtheilen haben, zumal bekannt ist, daß die „Hügelvölkchen", wie die Elementargeister in Schweden heißen, jene in heidnischer Zeit Verstorbenen sind, die in den Grabhügeln in un-

geweihter Erde beigesetzt wurden, und daselbst des Weltgerichts fortharrend, in ihren Bergen und Geschlechtsgräbern fortleben unter Furcht und Zittern, von der Hoffnung ihrer einstigen Erlösung singen, von sündlichen Begierden wie zur Zeit ihres irdischen Lebens gefoltert werden — wie hätte sonst Frau Holle (oder Venus, wie die gelehrte Geistlichkeit sie nannte) den Ritter Tannhäuser in den Venusberg verlocken mögen? — nach der Zuneigung und dem Umgang der Christen sich sehnen — jedenfalls, wie aus S. 163. 165. erhellt, nach ihren Frauen, Jungfrauen und Kindern — aber sobald sie dieselben anrühren, deren Tod herbeiführen (Afzelius II. S. 294). Eher möchte man, in Anbetracht, daß der Eingang in den Aetna als Eingang in die Unterwelt gedacht wurde, und daß in Irland die Besucher der Patrikshöhle die Seelen im Fegfeuer erblicken, das Innere der Berge für die Hölle halten. Auch der Venusberg oder Horselberg, wohin es den verliebten Tannhäuser so mächtig zog, wird wohl diese Bestimmung gehabt haben. Schon sein Name **Mons** ***horrisonus,*** vom Gebrüll der Verdammten, das man hier vernommen haben will, so geheißen, und in H o r s e l, Hörsel*) verstümmelt, weist darauf hin. Im Jahre 1398, erzählt Kornmann (**de monte Veneris**), hatte man bei Eisenach, zwischen welcher Stadt und Gotha der Berg liegt, drei große Feuer in der Luft bemerkt, die sich bald in einen Klumpen zusammenzogen, bald wieder auseinander gingen, und endlich in den Hörselberg hineinfuhren. Derselbe Kornmann leitet aber diese Sage vom Fegfeuer im Thüringer Hörselberg (**de mirac. mort. 1610 II. c. 47**) aus England her. Ein König

*) Das Volk etymologisirte: Höre! der Seelen Berg.

soll daselbst ein Mädchen niedern Standes zu seiner Gemahlin erhoben haben, sey bald nachher verstorben, und die junge Wittwe habe durch Gebet und Almosen seine Erlösung aus der ewigen Pein zu bewirken gestrebt. Da sey ihr einst im Traum kund geworden: die Seele ihres Mannes befinde sich unfern von Eisenach in Thüringen im Fegfeuer, und weder Gebet noch Almosen können ihm helfen. Da habe sie gleich nach ihrem Erwachen ein Schiff ausgerüstet, sey mit Frauen und Dienern nach Deutschland hinübergeschifft, und so nach Thüringen gekommen, wo sie in der Nähe jenes Berges eine Kirche und ein Frauenkloster erbaute, in welchem sie zurückgezogen für das Seelenheil ihres Gatten betete. Den Ort selbst nannte sie „Satansstätte", woraus, als sich noch andere Leute daselbst anbauten, „Sattelstätt" (!) wurde. Endlich that ein zweites Nachtgesicht kund, daß das fortgesetzte Beten und Wohlthun ihres Gatten Erlösung bewirkt habe. Bauge erkennt den Hörselberg in der That für den Aufenthalt höllischer Geister. In seiner „Thüringer Chronik" erzählt er:

In den Hörselberg trug einst der Teufel einen Schwarzkünstler, der vom Thüringer Landgrafen Ludwig III. den Auftrag erhalten hatte, nachzusehen, wo sich die Seele seines Vaters, Ludwig des Eisernen, befinde. Der kam unter des Teufels Leitung an eine ungeheure Grube, auf welcher ein glühender Deckel lag, den hob der Teufel ab, und blies mit einer ehernen Posaune so stark hinein, daß davon Himmel und Erde erbebten, und siehe! aus der Grube schlug eine helle Lohe mit gräulichem Gestanke auf, und mitten in dieser schwebte die Seele des abgeschiedenen Landgrafen und rief mit kläglicher Stimme: Sieh' mich Unglücklichen, der ich nicht aus dieser Pein erlöst werde, bis mein Sohn alles das, was ich den Stiftern zu Mainz, Fulda und Hersfeld entrissen habe, ihnen zurückgegeben ist. Als der Schwarzkünstler nun ein Wahrzeichen ver=

langte, daß er auch wirklich der Landgraf sey, sagte er ihm einige geheime Dinge, die nur ihm und seinem Sohne bekannt seyn konnten, und versank sofort wieder in die Grube. Jener hinterbrachte nun dem Landgrafen Alles, was er gesehen; allein da dieser auf den Rath seiner Vertrauten jene Stiftsgüter nicht wieder herauszugeben für gut fand, und sich auf reichliches Almosenspenden für seines Vaters Seelenheil beschränkte, so dürfte dieser noch heute auf Erlösung lauern.

Bechstein in seinem „Thüringer Sagenschatz" I. p. 149 sq. fügt supplirend hinzu, daß sich dieser Spuk in neuerer Zeit wiederholt habe.

Als einstmal mehrere Weinkärner in der Dämmerung auf der großen Heerstraße, die von Gotha nach Frankfurt führt, nach ihrem Nachtquartier, dem Dorfe Schönau zufuhren, sahen sie, am Fuße des Hörselberges hinziehend, wie sich an einer Stelle des Berges, wo sie nie zuvor eine Oeffnung wahrgenommen, sich die Erde aufthat; und als sie näher hinzutraten, bemerkten sie eine Glut aus der Höhle aufflackern, wie wenn Eisen in einem Hochofen geschmolzen würde. Als sie aber genauer hineinblickten, sahen sie eine Menge Lebender und Verstorbener in einem Flammenmeer sitzen, und es kam ihnen vor, als seyen ihnen einige davon bekannt. Bald erkannten sie sogar mehrere reiche Weinhändler, für die sie oft geladen hatten, und die jetzt dafür mit Feuer gestraft wurden, daß sie den Wein mit Wasser vermischt, oder gar mit schädlichen Ingredienzen versetzt hatten. Als nun aber einer der Fuhrleute ausgerufen hatte: Ach, daß sich Gott erbarme! versank Alles wieder in Finsterniß, und die frühere Oeffnung blieb verschwunden.

Der Umstand, daß das wilde Heer, angeführt von Frau Holle (die Huldra oder Hela des Nordens, die in Helheim — der Hölle — herrscht) alljährlich am Fastnachtsdonnerstag in diesen Berg zieht, wo sie ihre Hofhaltung hat — dieser Umstand begünstigt einerseits

den Volksglauben, der die Unterwelt hieher versetzt; anderseits spielt der Name Tannhäuser, wie jener von Frau Holle in diesen Berg verlockte Ritter hieß, darauf an, daß hier der Aufenthalt der Todten sey, deren Collectivname aber Tannhäuser ist, weil die heidnischen Deutschen, insbesondere die Allemannen, ihre Todten in ausgehöhlten Tannen begruben; vielleicht weil die Tanne verwandt mit der Fichte ist, die schon die Hellenen dem Pluto geweiht hatten (Picea *feralis* arbor et *funebri* indicio ad fores posita Plin. XVI, 10.) und welche in der Traumsprache (Artemidor. Oneirocrit II, 25.) Bild der Zerstörung wurde; auch der Umstand daß im Slawischen peklo: Pech und Hölle zugleich bedeutet (Grimm S. 765), das pechige Harz der Fichte diese Ideenverbindung begünstigt, könnte hier in Betracht zu ziehen seyn. Im schwäbischen Oberland heißen von jener ursprünglichen Begräbnißweise noch jetzt die Särge: Todtenbäume; jeder in der Tanne Wohnende ist folglich ein Tannhäuser, dieser Name also ein Nomen collectivum für alle Todten *).

*) Sollte Tannhäuser der von Hagen (Minnesänger IV. p. 421 bis 434) geschilderte Minnesanger Tanhuser seyn, welcher den in seinen Dichtungen enthaltenen Andeutungen zufolge dem öftreichisch-baierschen Hause der Freiherrn von Tanhusen angehörte, so erwiese obige Etymologie freilich sich als unhaltbar. Da aber spätere Sagen den Helden der Sage einen fränkischen Ritter nennen, der sich am Hofe Friedrichs des Streitbaren aufhielt, so ist es bei so schwankenden Angaben erlaubt, die Vermuthung aufzustellen, daß das bekannte Geschlecht der Tanhuser dem Bewohner des Hörselbergs nur den Namen geborgt haben wird, weil dieser — sein Wesen am passendsten bezeichnet. Ein solcher Fall steht nicht vereinzelt da, wie die Tellsage beweist, wo ein Mann Namens Tell seinen Namen dem mythischen Bogenschützen leihen mußte. In den Gedichten des Minnesängers Tanhuser findet sich nirgends eine Andeutung von seinem Abenteuer im Venusberg. Nur dies stimmt in etwas mit seiner Geschichte überein, daß Papst Urban IV, — welcher ihm die Absolution verweigert, und

Wollte man Tannhäuser historisch auffassen, und des Papstes Weigerung, ihm eine Buße aufzulegen, die ihn der Wohlthaten des Christenthums wieder theilhaftig werden ließe (vgl. die Anm.), mit des historischen Tanhusers Anhänglichkeit an die Hohenstaufen in Zusammenhang bringen, um wegen der damit verknüpften Opposition gegen die römische Curie des Papstes Härte bei dargebotener Gelegenheit zu motiviren (Gräße's Tanhäuser S. 30), so wäre hier ein natürlicher Anknüpfungspunkt, um die Sage vom Friedrich dem Hohenstaufen zu deuten, der zu Thüringen bei Frankenhausen im Kyffhäuser Berg sitzt, den Kopf in der Hand haltend, nickend, mit den Augen zwinkernd, *der Bart ist ihm groß gewachsen*, durch den steinernen Tisch oder *um den Tisch herum, dergestalt, daß er dreimal um die Rundung reichen muß, bis zu seinem Aufwachen, jetzt aber geht er erst zweimal herum.* Einer Sage zufolge, hat ihn 1669 ein Bauer gesehen, der aus dem Dorfe Reblingen Korn nach Nordhausen fahren wollte, und von einem kleinen Männchen in den Berg gelockt, darin sein Korn ausschütten mußte, dafür aber sich die Säcke mit Gold füllte. Eine andere Sage läßt einen Schäfer von einem Zwerg hineinführen, den der dießmal nicht schlafende Kaiser fragte: Fliegen die Raben noch um den Berg? und auf die Bejahung dieser Frage ausrief: Nun muß ich noch länger schlafen!

---

durch seinen später Blüthen tragenden dürren Stecken seine Härte, obwohl vergeblich, bereut haben soll, weil der trostlos gebliebene Ritter wieder in den Hörselberg zurückging – daß dieser Papst allerdings der im Volksliede erwahnte Urban seyn könnte. Aber auch dies bewiese weiter nichts, als daß die ältere – heidnische Sage uns nur noch in der Umarbeitung eines Dichters aus dem 13. Jahrhundert erhalten wäre.

worauf er dem Schäfer mit einem Fuß seines goldenen Handfasses ein Geschenk machte. Nach andern Sagen sitzt Friederich in einer Felsenhöhle bei Kaiserslautern oder zu Trifels bei Anweiler oder im Unterberg (Wunderberg) bei Salzburg, oder er geht im Arnothale um. Was hatte denn aber Friedrich Schweres verbrochen, daß er nach seinem Tode — lebend im Berge zubringen muß? Hat er etwa, wie der Landgraf von Thüringen, geistliche Güter eingezogen! Nein! aber noch schlimmere Anklagen waren über ihn im Umlauf, so daß Jesu Drohung: „Wer mich nicht anerkennt, den werde ich auch nicht anerkennen vor meinem himmlischen Vater," auf ihn ihre Anwendung litte. Ein Brief vom Papst Gregor IX. an alle christlichen Könige und Fürsten (mitgetheilt von Raynald ad ann. 1239) lautet: **Probationes in fidei victoriam sunt paratae, quod iste rex pestilentiae** (Friedrich) **a** ***tribus baratronibus*** **sc. Christo Jesu, Moyse et Mahometo** ***totum mundum fuisse deceptum*** **et duobus eorum in gloria mortuis, ipsum Jesum in ligno suspensum manifeste proposuerit** *). Diese Beschuldigung gründet sich auf das Zeugniß des Thüringer Landgrafen Heinrich Raspe — desselben, der die Güter seiner Schwägerin, der heil. Elisabeth, an sich riß, und sie mit ihren Kindern in's Elend verwies — welcher diese entsetzliche Lästerung von Friedrich gehört haben wollte **). Anstatt also daß der Papst dem Kaiser die Geige an den Kopf geschlagen hätte, that er ihn in den Bann, während des-

*) Die Vertheidigungsschrift des Kaisers liefert Harpheim in Concil. German. III. p. 562.

**) H. Gigas Flores tempp. p. 126. Andere schreiben dem Pietro di Vinci aus Capua die Verfasserschaft dieses Buches zu.

sen er starb, folglich bis zum jüngsten Tag in dem Berge schlafen muß.

Daraus ließe sich aber nur beweisen, daß der Volksglaube den Aufenthalt in Bergen für gleichbedeutend mit dem in der Hölle hielt. Offenbar ein Mißverständniß christlicher Zeit, wo man diese Sage deuten wollte, und nicht mehr konnte. Da erinnerte man sich der Händel, welche die Hohenstaufen mit den Päbsten hatten; und bei der den Letztern zugeschriebenen Macht zu lösen und zu binden, konnte ein solches Schicksal des Kaisers nach dem Tode leicht vermuthet werden. Aber es war zu furchtbar, um es als Folge der Beleidigung eines Papstes zu erklären. Da mußte plötzlich Jesus der Beleidigte seyn, obschon Friedrich mehr zu thun hatte, als sich in der theologischen Polemik zu versuchen. Dennoch würde ich die Erfindung des Märchens loben, wenn nicht zwei Umstände die Sache erschwerten: erstlich, daß erwartet wird: Friedrich werde, wenn Schwaben in Noth seyn werde, erwachen, um es von seinen Feinden zu befreien. Dieß paßt auf keinen Verdammten, der die Ewigkeit der Höllenstrafen erfahren soll, und der seiner dämonischen Natur zufolge lieber Schaden stiftet, anstatt ein Helfer aus der Noth zu werden; zweitens wird auch vom König Sebastian von Portugal, welcher in der unglücklichen Schlacht bei Alcazar blieb, angenommen, daß er noch irgendwo unbekannt fortlebe, und zur rechten Zeit, wenn auch spät, erscheinen werde. Eine spanische Sage läßt den Maurenfürsten Boabdil im Alhambra in einem B.rg die Zeit abwarten, wo er sich für sein Volk erheben werde, und vorläufig nur in der Johannisnacht mit seinem gespenstischen Hofstaat die schläfrigen Glieder zu einem Umritt in Bewegung setzen. Die Schweizer lassen ihren

Tell, aber in einer dreifachen Verkörperung, in einer Felskluft am Vierwaldstättersee dem Zeitpunkt, wo sie seiner bedürfen werden, entgegenschlafen (s. S. 117). Der mythische König Artus von England wohnt in der Nähe des Aetna, in einem Berge unweit Catania. Alljährlich eröffnen sich seine Wunden, an denen er nicht ganz verblutete. Daß selbst noch in unsern Tagen die Bauern in Steiermark ihren Befreier von der Leibeigenschaft, den Kaiser Joseph nicht gestorben glauben, wie man dieß auch von Napoleon behauptete, ließe sich allenfalls wie bei Friedrich dem Hohenstaufen aus ihrer Abneigung gegen die Päpste erklären. Auch ein anderer rothbärtiger Kaiser, der sächsische Otto, welcher ebenfalls mit den Geistlichen in Streit gerieth, soll gleichfalls im Kyffhäuser Berg eingeschlossen gewesen, und erst später vom schwäbischen Friedrich, dem Hohenstaufen, abgelöst worden seyn. Harrys erzählt in seinen Niedersächs. Sag. Nr. 1:

Von Kaiser Otto wurde zwar dem Volke gesagt, er sey plötzlich gestorben, man veranstaltete ein feierliches Begräbniß, doch der Kaiser lag nicht im Sarge, sondern schmachtete im Gefängniß. Und als er nach vielen Jahren starb, fand sein Geist keine Ruhe im Grabe, sondern irrte lange umher, bis er sich den Kyffhäuser Berg zur Wohnstatt erkor. Nun zogen einst Musikanten durch das Thal am Kyffhäuser und spielten vor den Häusern; doch nirgends empfingen sie eine Gabe, so daß sie sich den ganzen Tag vergebens gemüht hatten. Da sprachen sie am Abend: „Wir wollen dem Kaiser Otto ein Ständchen bringen, vielleicht schenkt er uns Etwas." Als sie mit einem Musikstück zu Ende waren, kam des Kaisers Castellan und überreichte einem Jeden einen grünen Zweig. Die Musikanten warfen aber die Zweige weg und lachten: „Wenn wir nicht mehr hätten verdienen wollen, solch kaiserliche Gnade hätten wir auch sonst finden können." Nur Einer

steckte sich den Zweig an den Hut und sagte: So habe ich doch ein Andenken an den Kaiser Otto! Und als sie Abends spät in die Herberge kamen, war der Zweig auf dem Haare des Musikanten zu Gold geworden. Die Andern eilten nun zum Berge nach ihren Zweigen zurück, doch diese waren verschwunden. Am folgenden Morgen spielten sie wieder vor dem Kyffhäuser, und sogar drei Tage hindurch, doch der Castellan brachte ihnen nichts zum Dank.

Ein armer Schäfer hatte gehört, wie der Musikant durch des Kaisers Geschenk so reich geworden, er trieb nun immer auf den Kyffhäuser, und dachte: Wenn ich nur den Weg wüßte, der in den Berg zum Kaiser Otto führte. Er wollte ihm seine Armuth klagen. Und wie er einst daran dachte, bemerkte er vor seinen Füßen eine Fallthür, er öffnete sie, und stieg eine lange Treppe in den Berg hinab bis in einen weiten hochgewölbten Saal. Dort saß der Kaiser Otto mit seinem langen rothen Bart an einem steinernen Tisch, um ihn her saßen viele hundert Ritter und Schildknappen in voller Rüstung. Der Kaiser winkte freundlich dem Schüchternen und sprach: „ich weiß schon, weshalb du kommst. Hier nimm dir soviel du brauchst." Dabei wies er auf einen Haufen glühende Kohlen in einem Winkel. Der Hirt griff zu, und als er die Treppe wieder hinauf war und die Kohlen ausschüttete, waren sie reines Gold.

Ein anderer Schäfer verlor am Johannisabend seine Heerde, die er auf dem Kyffhäuser gehütet hatte. Er lief durch das Gebüsch, sie zu suchen; dabei streifte er, ohne es zu wissen, mit den Füßen die Wunderblume ab, und sie blieb an seiner Schuhschnalle hängen. Wer diese Blume, die nur in der Johannisnacht blüht, an sich trägt, der kann die Geister sehen. Wie es nun im Thale 11 schlug, war der Schäfer gerade dicht unter dem Gipfel des Berges, und er sah, wie sich der Berg aufthat und Kaiser Otto mit vielen Rittern herausstieg. Sie begannen Kegel zu schieben. Als es 12 schlug, stiegen sie in den Berg zurück, und dieser schloß sich wie-

der. Der Schäfer nahm nun zum Wahrzeichen den König der Kegel und steckte ihn ein. Am Morgen, als er ihn ausnahm, war er ganz von Gold.

Einer Angabe zufolge soll Otto, nachdem er mehrere hundert Jahre in dem Berge gehaust hatte, ins Grab zur Ruhe eingegangen seyn, eine andere Angabe läßt ihn aber aus dem Kyffhäuser ins Quedlinburger Schloß ziehen, wo er noch jetzt in den tiefen Kellern desselben sitzen soll.

Dieses traurige Loos hatte sich nun Kaiser Otto wegen seiner Händel mit der Geistlichkeit zugezogen, daß er nach dem Tode von einem Berge in einen Keller übersiedeln muß, während er bei einer kirchlichern Gesinnung so ruhig und bequem in seiner Ahnengruft hätte schlafen können bis zum jüngsten Tage, wo der Kaiser, wie der geringste seiner Unterthanen, geweckt werden wird!

Wie aber ließe sich auf diesem Wege begreiflich machen, daß einer der ersten Beschützer des Papstthums, der sogar dem Nachfolger Petri auch politische Macht verschaffte, und dafür die Kaiserkrone in Empfang nahm, wie konnte Karl der Große, überdieß ein Heiliger des Kalenders, ebenfalls in den Berg gesperrt werden, wenn ein solches Loos als Höllenstrafe gedeutet wurde? Zum Glück widersprechen sich auch hier die Nachrichten, denn nicht nur im Unterberg bei Salzburg sitzt er, sondern auch in der Burg Densenberg im Paderbornschen, ebenfalls am steinernen Tische; auch ihm ist der Bart bis auf die Füße gewachsen; auch er soll noch vor dem jüngsten Tag wieder kommen, um die Regierung seines verlassenen Reiches zu übernehmen. Aber auch zwischen Nürnberg und Fürt liegt „Kaiser Karls Berg", aus dem in früherer Zeit oft Gesang erscholl (Mone's Anz. d. Vorz. V. S. 174). In Westphalen zwischen Lübbecke und Holzhausen, oberhalb des Dorfes Mehnen an der

Weser, liegt ein Hügel „die Babylonie" genannt. In diesem sitzt Wittekind, der Sachsen Herzog, den Karl der Große durch die Ueberredungskraft seines Schwertes zum Christenthum bekehrt hatte, und harrt bis seine Zeit kommt. Daß er gestorben, wurde lange Zeit nicht geglaubt, obschon seine Gebeine in der Kirche von Enger bewahrt werden, obschon Wallfahrten nach seinem Grabe Statt fanden. Doch sitzt er nicht immer übereinander. Wie der obgenannte König von Granada, Boabdil, machte er in gewissen Nächten einen Umritt von der Babylonie nach dem Schlosse Werder (am Einflusse der Werra in die Weser) bei Rehme, aber nur Nachts, und sein Roß hatte immer verkehrt aufgelegte Hufeisen (Redeker Verhdl. d. westphäl. Gesellsch. S. 35). Der letztere Umstand läßt allein schon ihn als ein Abbild des Odin (s. S. 79. 83. 91.) erkennen, wenn auch nicht das Weilen im Berge selber von dem Gotte entlehnt wäre, wofür die Belege bald nachher folgen werden. Außer Wittekind wurde noch ein anderer zeitgenössischer Fürst in diesen Kreis gezogen, nämlich der im Ardennerwalde umgehende und einmal wiederkommende Regent der Niederlande, Ogier (Otacher?), den die Dänen unter dem Namen Holger sich aneigneten.

Vor vielen Jahrhunderten ward dann und wann das Geräusch von Waffen in den Gewölben des Schlosses Kronenburg gehört. Niemand wußte den Grund davon, und im ganzen Lande war Niemand, der den Muth besaß, in die Tiefe hinabzusteigen. Endlich sagte man einem Gefangenen, der das Leben verwirkt hatte, daß seine Schuld vergessen seyn sollte, wenn er Nachricht bringen könnte von dem, was in den Gewölben wäre. Er stieg hinab und kam an eine große eiserne Thüre. Als er anklopfte, ging sie von sich selbst auf. Er fand sich in einer tiefen Wölbung. In Mitte der Decke hing eine

Lampe herab, die beinahe ausgebrannt war. Darunter stand ein großer steinerner Tisch, um welchen einige in Stahl gekleidete Männer saßen, deren Haupt auf den kreuzweis gelegten Armen ruhte. Der, welcher zu oberst am Tische saß, stand auf. Es war Holger der Däne. Als er aber sein Haupt von den Armen erhob, borst die steinerne Tafel mitten entzwei, denn sein Bart war hindurch gewachsen. „Gib mir die Hand", sprach er zu dem Manne; dieser wagte es nicht ihm die Hand zu reichen, sondern ergriff eine eiserne Stange, in welche Holger seine Finger eindrückte. Endlich ließ er los und murmelte: „Es ist gut! ich freue mich, daß es noch Männer in Dänemark gibt, wir kehren zurück, wenn nicht mehr Männer in Dänemark seyn werden, als ihrer Raum auf einer Tonne haben." (Thiele dän. Sag. I. 23.)

Hier folge eine ähnliche Sage:

Am Tils-Graben, einem Erdfall zwischen Dahlum und dem Flecken Bokenem im Amt Bilderlahn im Hannöverschen, stand, wo jetzt der Teich ist, einst eine Burg. Ihr letzter Besitzer, der Ritter Tils, hing so sehr am Waidwerk, daß er auch die Feiertage nicht achtete. An einem Christfeste sagte er: „Heute muß ich ein Wild erlegen, und sollte auch meine Burg darüber untergehen." Aber vergebens jagte er bis zum späten Abend mit seinen Gefährten. Mißmuthig kehrte er zur Burg, aber als er eben an der üppigen Tafel sein Ungemach vergessen wollte, versank plötzlich die Burg mit Allem was darin war. Aus dem weiten Erdspalt quoll das Wasser auf, und bildete den kleinen See, den sie jetzt den Tils-Graben nennen. Einstmals wurde ein Taucher in den Graben hinabgelassen. In die Tiefe gekommen, sah er die versunkenen Häuser mit einer Kirche, in einem großen Saal, vor einem steinernen Tisch, saß Ritter Til alt und grau, sein weißer Bart war durch den Tisch gewachsen. (Harrys niedersächs. Sag.)

Zuweilen wird gar keine bestimmte Persönlichkeit ge-

nannt, die Erzählung aber bleibt in den Hauptzügen dieselbe:

Ein Schmied suchte in dem Becken des Odensbergs (Odinsberg) nach einem Weißdorn zum Hammerstiel. Plötzlich entdeckte er ein vorher nie wahrgenommenes Loch in dem Steingefälle, trat hinein und stand in einer neuen Wunderwelt. Starke Männer kegelten da mit eisernen Kugeln, der Schmied schaute ihnen zu. Sie forderten ihn auf, mitzuspielen, was er ablehnte: „die Eisenkugeln wären seinen Händen zu schwer." Die Männer blieben aber freundlich und sagten, er solle sich ein Geschenk wählen. Der Schmied bat um eine der Kugeln, trug sie heim und legte sie unter sein Eisengeräth. Als er sie nun später verschmieden wollte, und rothgeglüht hatte, zersprang sie auf dem Ambos in Stücke, und jedes Stück war eitel Gold. So oft er wieder auf den Odenberg kam, fand er die Oeffnung nimmer, jenesmal hatte er eben den Tag (Johannis?) getroffen, an welchem der Berg den Menschen offen steht. (Grimm Myth. S. 905.)

Bei Gemünden liegt der Guckenberg, von diesem geht die Sage, ähnlich der vom Rothbart im Kyffhäuser, daß vor langer Zeit ein Kaiser (welcher?) mit seinem ganzen Heer in diesen Berg versunken seyn soll! Nun sitzt er darin an einem steinernen Tisch, und wenn sein Bart dreimal um den Tisch gewachsen ist, so wird der Kaiser mit allen seinen Wappnern wieder hervortreten. Einst kam ein armer Knabe auf den Berg, welcher in der Gegend Semmeln zum Verkaufe trug, und traf daselbst einen steinalten Mann an, der sprach freundlich mit dem Knaben. Dieser klagte ihm sein Leid, daß er so wenig verkaufen könne und sein Verdienst so gering sey. Da sprach der Alte: „Höre Kleiner, ich will dir einen Ort zeigen, wo du alle Tage so viele Wecke verkaufen kannst, als du zu tragen im Stande bist; aber du darfst Niemandem davon etwas offenbaren." Darauf führte der alte Mann den Jungen in den Berg hinein, und es war ein Berg wie in einer großen Stadt, und ein gar reges Leben da-

rin. Und an einem Tische saß der Kaiser und sein langer Bart war schon zweimal um den Tisch gewachsen. Dahin brachte nun der Knabe täglich seine Semmelwecke und empfing dafür uraltes Geld. Da aber nun in seinem Orte dessen bald zu viel umlief, wurden die Leute stutzig, mochten es nicht mehr annehmen und drangen endlich in den Knaben, zu sagen, wo er dieses alte Geld bekäme. Da offenbarte er seinen ganzen Handel. Ein junger Freund von ihm drang sich ihm nun beim nächsten Berggang zum Begleiter auf, um des Guckenbergs innere Herrlichkeit auch wahrzunehmen. Allein der Semmelbube fand nicht nur den Eingang nicht wieder, sondern nicht einmal den Berg, und kam ihm die ganze Gegend anders vor. (Bechstein, Sagen des Grabfeldes Nr. 14).

In Hormayrs Taschenbuch (Jahrg. 1831 S. 214) findet sich eine Tradition aufgezeichnet, welcher zufolge Friedrich der Rothbart nicht im Kyffhäuser sitzt, sondern im Unterberg bei Salzburg. Dafür ist als Grund angegeben, daß er als Verwüster Salzburgs durch Otto von Wittelsbach und die Grafen von Plain, die unbeugsame Anhänglichkeit des Salzburger Erzbischofs Konrad an Papst Alexander III. strafen wollte, und nun hier mit einem unermeßlichen Heer der Dinge, welche noch kommen sollen, entgegen harrt. Dieß wäre also ein historischer Grund für die Bedeutung des Unterbergs als Geisterdomicil. Es gibt aber auch noch einen naturhistorischen Grund dafür. Nämlich seine Höhe — 4200 Pariser Fuß über das mittelländische Meer erhaben — ist Ursache, daß sich an kühlen Herbstabenden dichte Nebelwolken sammeln, die sich langsam von demselben herabsenken und dort sich über die Ebenen verbreiten. Zu Zeiten lösen sich Reihen von Nebelwolken von der großen Masse ab, schweben dahin und gestalten ungeheure Säulen, Heere, Luftgebilde aller Art.

Dazu trat der Glaube, daß der Berg ausgehöhlt sey, daß in demselben sich anmuthige Gärten, spiegelhelle Quellen und Hügel von Gold und Silber vorfinden. Kleine Männlein bewachen die Schätze, die in der täuschenden Dämmerung auch wohl außerhalb des Berges sich sehen lassen. Welchen Einfluß die Localität auf Sagenbildungen hat, könnte auch aus andern Beispielen erwiesen werden. So z. B. haften auch am Fichtelgebirge, namentlich an der Gegend um den Ochsenkopf und Schneeberg, Sagen von unterirdischen Gewölben, die sich nur zu gewissen Zeiten öffnen, und ihre Herrlichkeit an Gold, Silber und Kleinodien sehen lassen, aber der Physiker erklärt sich dies Alles aus — einer gewissen Lichtstrahlenbrechung. Namentlich soll die Hauptursache der Grottenbeleuchtung das Moos seyn, das sich vorzüglich schön auf der Louisenburg in einer Höhle links am Eingang in die dortigen Anlagen findet, wo es durch seinen von der Refraction der Lichtstrahlen entstehenden Schimmer die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden fesselt. Es ist eine Art Laubmoos, das dort unter dem Namen des leuchtenden Mooses bekannt ist. Auf diese Art dürften Sagen, wie jene vom „Geldkeller" im Löbauer Berge in der Oberlausitz u. a. m., entstanden seyn. Gewiß ist es, daß manche wundersam mit farbigem Gestein oder mit Stalaktiten versehene Grotte zu Sagen vom Sitz der Zwerge und Gnomen Veranlassung gab, wiewohl die Bergstollen und Schachten und die Köpfe der Bergmänner die frühesten Geburtsstätten derselben gewesen sind *).

*) Es ist noch nicht lange her, schreibt ein Correspondent dem „Morgenblatt" (1841 Nr. 288 S. 1151.), daß ein Bauer, Namens Sebastian Fletscher, an den Petersberg kam, und da an einem Felsen lange Goldzacken herunterhän-

Doch würde ich, solchen Betrachtungen weiter folgend, mich zu weit von meiner eigentlichen Aufgabe entfernen, welche keine geologische Abhandlung werden sollte, sondern die Frage über den Zweck des Aufenthaltes so vieler Helden der Vorzeit in Bergen rc. beantworten will. Daß diese den Besuchern von ihren unterirdischen Schätzen mittheilen, mag allerdings durch das leuchtende Moos sich erklären lassen, wenn nicht überhaupt bei dem Innern der Berge eine natürliche Ideenverbindung zu Gold- und Silberadern hinleiten würde. Oben wurde angenommen: das Innere der Berge sey die Hölle (Höhle), und damit würde folgende von Grimm (D. S. Nr. 143) einer „Beschreibung des Fichtelbergs" (Lpz. 1716, S. 59 ff.) entlehnte Sage stimmen:

Im 16ten Jahrhundert lebte in Schweidnitz ein Mann, Johannes Beer genannt. Im Jahr 1570, als er seiner Gewohnheit nach zu seiner Lust auf den nah gelegenen Zobtenberg ging, bemerkte er zum Erstenmal eine Oeffnung, aus der ihm beim Eingang ein gewaltiger Wind entgegen wehte. Erschrocken ging er zurück, bald darauf aber, am Sonntag Quasimodogeniti, beschloß er die Höhle von Neuem zu untersuchen. Er kam in einen engen, geraden Felsengang, ging einem fernschimmernden Lichtstrahl nach und gelangte endlich zu einer verschlossenen Thüre, in der eine Glasscheibe jenes wundersame Licht warf. Auf dreimaliges Anklopfen ward ihm geöffnet, und er sah in der Höhle an einem runden Tisch drei lange abgemagerte Gestalten in altdeutscher Tracht sitzen, betrübt

---

gen sah. Er versuchte etwas davon abzusprengen, aber da sie mit der Hand nicht loszubrechen waren, so ging er nach Hause um eine Hacke zu holen, legte jedoch vorher noch einen großen Steinhaufen zusammen unter den Felsen hin, um die Stelle nicht zu verfehlen. Als er mit der Hacke wieder zurückkam, fand er zwar den Steinhaufen, aber die Goldzacken waren nirgends mehr zu erschauen.

und zitternd. Vor ihnen lag ein schwarzsammtnes goldbeschlagenes Buch. Hierauf redete er sie mit „pax vobis!“ (Friede sey mit euch!) an, und bekam zur Antwort: „hic nulla pax!“ (Hier ist keine Ruhe). Weiter vorschreitend rief er nochmals: „pax vobis in nomine Domini!“ (Friede sey mit euch im Namen des Herrn!) Erzitternd versetzten sie: „hic non pax!“ (Hier ist nicht Friede!) Indem er vor den Tisch kam, wiederholte er: „pax vobis in nomine Domini nostri Jesu Christi!“ (Friede mit euch im Namen unseres Herrn Jesu Christi!) worauf sie verstummten, und ihm jenes Buch vorlegten, welches, geöffnet, den Titel hatte: liber obedientiae (Buch des Gehorsams). Auf Beers Frage: wer sie wären? antworteten sie, sie kennten sich selber nicht. „Was sie hier machten?“ — „Sie erwarteten in Schrecken das jüngste Gericht und den Lohn ihrer Thaten.“ — „Was sie bei Lebzeiten getrieben?“ Hier zeigten sie auf einen Vorhang, hinter dem allerlei Mordgewehre hingen, Menschengerippe und Hirnschädel. — „Ob sie sich zu diesen bösen Werken bekennten?“ — „Ja!“ — „Ob es gute oder böse?“ — „Böse.“ — „Ob sie ihnen leid wären?“ — Hierauf schwiegen sie still, aber zitterten: „sie wüßten's nicht.“

Aus dem Vorhergehenden ist also erwiesen, daß im Mittelalter die Geistlichkeit alle ihr feindlichen Regenten deßhalb in das Innere der Berge versetzte, weil man — wie nicht nur die Geschichte der drei Männer, sondern auch die oben gegebene Beschreibung des Hörselberges errathen läßt — daselbst sich die Unterwelt, den Aufenthalt der Verdammten dachte. Die Einwendung, daß auch Karl der Große, ein Heiliger, diesem Schicksal verfiel, muß aus der Uebertragung der von Göttersagen — durch Verdrängung der Naturreligion — auf Helden der christlichen Zeit angedichteten Erlebnisse erklärt werden. So z. B. wurde der, wie weiter unten gezeigt werden wird, von Odin nicht verschiedene hörnene Siegfried — die heidnischen Gott-

heiten faßte die Kirche als teuflische Wesen auf¹ — als die kalendarische Bedeutung seiner Schicksale nicht mehr verstanden wurde, im alten Bergschlosse Geroldseck wohnhaft gedacht (D. S. Nr. 21) und zwar in der Gesellschaft noch anderer Helden, wie Herman, der als Befreier seines Volkes zuerst die Vorstellung von dem Wiedererwachen Friedrichs, Karls, Olgers ꝛc., wenn sein Volk in Noth seyn werde, erzeugt haben mochte. Da aber guter Grund zur Annahme vorhanden ist, Herman sey der als Schlachtenlenker Odin verehrte Kriegsgott gewesen, dessen Bildniß seinem Streitheer voran in die Schlacht getragen wurde, so wie daß die Irminssäule, wie jene auf die 12 Asen sich beziehenden Balken im Göttersaal zu Upsal in Schweden, keine politische Denksäule, sondern eine dem Interesse des Cultus *) dienende war — so wird Herman, wie Siegfried, der in jedem Frühlinge sein Volk von dem Lindwurm des feuchten schlammigen Winters befreit, also ein Helfer, wenn die Noth, d. h. der Tod (im März) am heftigsten wüthet, während des Bergschlafes den im Winter verborgenen Sommer bedeutet haben. Er schläft nur, aber er ist nicht wirklich todt, denn im wiederkehrenden Lenze offenbart er sich wieder.

---

*) Bei den alten Sachsen wurde die Gottheit unter dem Namen, und unter dem Bilde eines Balkens oder Baumstammes vorgestellt, der dann als der alles erhaltende (haltende) gedeutet wurde. (Truncum ligni non parvae magnitudinis sub dio colebant, patria enim lingua Irminsul appellantes, quod latine dicitur universalis columna, quasi sustinens omnia, (Adam. Brem. I, 5.) Dieser Zusammenhang zwischen Gott und Säule erinnert an den alten nordischen Gebrauch, die Götterbilder auf den Balken auszuschnitzen, die den Hochsitz im Hause umgaben, wodurch sich die Vieldeutigkeit des Wortes Ass erklärt, das in der altnordischen Sprache Gott (As) und Balken (Säule Stütze) zugleich bedeutet.

Darum heißt es von Friedrich: bei seinem Hervorkommen wird er seinen Schild hängen an einen dürren Baum, wodurch dieser grünen und eine bessere Zeit werden wird. Wenn Frau Holle oder Venus im Winter im Hörselberge zubringt, weil sie als Naturgöttin, wie die schwarze Demeter oder deren Tochter Proserpine um jene Zeit die unterirdische Ceres ist — daher Proserpine nur im Winter dem Pluto, im Sommer aber dem Zeus vermählt ist; umgekehrt Adonis, im Sommer der Venus, im Winter der Proserpine gehört — so wird Tannhäuser, der Holle Geliebter, auch nur im Winter ein Tannhäuser, d. h. ein Todter seyn, und des Papstes Stab, der zu spät, d. h. als Tannhäuser schon in der Unterwelt war, in einen blühenden Ast sich verwandelte, Mißverständniß der ältern heidnischen Sage seyn. Denn wenn der Papst an diesem Wunder erkannt haben soll, daß der Himmel Tannhäusers Buße anerkannt und des Papstes Härte mißbillige, so muß man bedenken, daß dieses Wunder, aus dem Standpunkte der Natursymbolik aufgefaßt, nicht eher eintreten konnte, als wenn Tannhäuser schon wieder in den Hörselberg zurückgekehrt war, weil ja auch das Ausschlagen und Grünen der Bäume, ihr Blütbentreiben erst nach dem Winter, nicht aber im Herbste — vor dem Einziehen Tannhäusers in den Berg — erfolgt. Der Schild, welcher, kaum an den Baum gehängt, ihn grünen macht, ist die glänzende Sonnenscheibe, die im Lenz ihre ganze Kraft entfaltet, und die Wunden, welche der Winter schlägt, unkräftig macht. Ein solches Sonnenschild war jenes des Mars, das die Salier bei Wiedereröffnung des Jahrs am 1. März in Prozession herumtrugen. Eigentlich waren es 12 Priester des Mars und 12 Schilder, aber Eines nur sollte das echte gewesen seyn, ebenso

wie die Sonne, obschon in jedem Monat in einem andern Zodiakalbild verweilend, doch nur die eine, nicht aber eine zwölffache ist. Ich erinnere auch hier an jenes Schild (Aegis), welchem allein Jupiter seinen Sieg über die Giganten (Winterriesen) verdankt hatte; ich erinnere ferner an „Hectors *) Schild von gerundeter Wölbung, wie aus Nachtgewölk ein Stern hervorblickt, strahlenhell" (Iliad. 11, 61. 62.) Wenn das noch fortdauernde Umfliegen der Raben um den Berg dem Friedrich ein Zeichen ist, daß er noch hundert Jahre länger schlafen müsse, d. h. daß es noch Winter sey, so ist diese Deutung durchaus nicht gezwungen. Man denke hier an Noah's Raben, der auch ein Zeichen war, daß die Erde noch nicht von den Wassern — diese sind dem Orientalen, was dem Nordländer die Eisdecke: der Winter, wo die Felder bedeckt sind — frei sey; erst die Taube, der Brütvogel, die Plejade, das bekannte Frühlingsgestirn, ist die Glücksbotin, der Rabe ein Unglücksbote, sein schwarzes Gefider die Winternacht, die Abwesenheit des Sonnenlichts. Im Winter, wo es auf dem Felde keine Nahrung gibt, zeigen sich die Raben häufiger den Menschen, sie sind daher ein winterliches Bild, schon als Aasfresser, als Todtenvögel, denn Winter und Tod sind in der Idee gleichbedeutend. Friedrichs (und Otto's) rother Bart wurde von Grimm S. 310 auf den Blitzgott Thor bezogen, der im Winter ebenfalls schläft, d. h. unthätig ist, und an dessen Stelle in Norwegen Olaf der rothbärtige als Riesenbändiger trat; hingegen

*) Dieser ein Sohn nicht nur des Priamos (d. h. des priavaischen Apoll), sondern auch des Apollo selbst (Lycophr. 265), war kein anderer als — der Sonnengott Apollo Hecator ἑκατωρ = ἕκατος, d. i. der aus der Ferne treffende Aussender der Strahlenpfeile. (Voß myth. Br. III. S. 190.)

Carls weißer Bart (**à la barbe florie** ist sein Beiname im roman. Epos) auf Odin „Langbart" (vgl. S. 186). Nach der Dreitheiligkeit des nordischen Jahrs, welche Eintheilung durch die drei dem Odin geheiligten Jahresfeste im Herbst, um Mittewinter und im Frühling *) sich kund gibt, mußte auch des Kaisers Bart dreimal um den Tisch gewachsen seyn, bevor er aufwachte. Daß die Wecken jenes Knaben im Berge sich in Gold verwandelten, bezieht sich auf das Samenkorn, welches, im Herbst der Erde anvertraut, im Frühjahr zur goldenen Saat aufschießt. Daher verwandelt sich auch das Korn, das jener Bauer im Kyffhäuser Berg ausschütten mußte, in Gold (s. S. 213). Auch der in Gold verwandelte Zweig jenes Musikanten läßt sich kaum anders deuten, denn der Baum verliert im Winter nur sein Laub, nicht auch die Zweige, aber im Frühjahr setzt er Blüthen an, die zur Goldfrucht werden. Die in Gold verwandelte Kohle bezieht sich auf die Erstehung des Lenzes (**Lent** heißt noch im Engl. die

---

*) Die ersten beiden um Michaelis und Weihnacht (oder Lichtmeß?) wurden gehalten, um ein fruchtbares Jahr zu bewirken, das dritte im Frühling, wo die wieder geöffnete See zu Wikingsfahrten lud, hieß Siegesopfer. (Geijer Schwed. Urgesch. S. 426) Ob das Winterfest in den Dezember oder in den Anfang des Februar fiel, wird dadurch zu einer schwebenden Frage, weil König Hakon der Gute in Norwegen die „Geiersnacht" (Hökenatten) oder Mittwinternacht, welche in der heidnischen Zeit nach der Herwararsage zu Anfang Februars eintraf, auf die christliche Weihnacht verlegt hatte. Die Lichtmesse (zur Zeit des alten Winteropfers und Disar-Tings gefeiert), wird noch in einigen Landschaften die kleine Weihnacht (Litta Jul) genannt. Das Frühlingsfest ist das eigentliche und Hauptfest Odins, des Kriegsgotts, des Siegers über die Winterdämonen. Ueber die Herbstfeier als Aerntefeier weiter unten, wo die Identität Odins mit dem h. Michael, d. h. der Nachweis von der Uebertragung der Aemter des heidnischen Gottes auf den Erzengel, nachgewiesen werden soll.

Fastenzeit) nach dem Aschermittwoch. Der als golden erkannte Fuß eines Handfasses aus des Königs Rüstkammer läßt vermuthen, daß der Schäfer den Lenzfuß bekam, denn das Gefäß selbst wird in der Zahl seiner Füße mit jener der Jahrszeiten übereingestimmt haben. Grimm beruft sich zwar (S. 908) auf eine Tradition, welche Friedrichs Erwachen mit dem Weltende zusammentreffen läßt, dann soll auf dem Walserfeld eine Schlacht erfolgen, der Antichrist erscheinen, die Engelposaune tönen, und der jüngste Tag anbrechen. Allein da, wie der Kirchenlehrer Hieronymus wissen wollte, Christus in einer Osternacht zum Weltgericht kommen wird, so dürfen wir vorläufig den Antichrist für den von Siegfried erlegten Lindwurm, d. h. die alte Höllenschlange, für den unterliegenden Winterriesen halten. Schon Mone sprach sich dahin aus, daß in der Sage von Friedrichs ewigem Schlaf im Kyffhäuser Berg — außer diesem und dem Unterberg wird auch die Felsenhöhle bei Kaiserslautern (D. S. Nr. 295) als seine Schlafstätte genannt — nur der Name des Kaisers historisch sey, und daß die Sage einen mythischen, d. h. heidnisch-religiösen Sinn habe (Heidn. Eur. II. S. 214). Auch von Odin sagte man, nachdem der Gott als sterblicher König aufgefaßt worden, man ihn daher in Schweden eines natürlichen Todes sterben, ihn sogar sich selber auf dem Sterbelager mit Wehresspitze ritzen, und sich so symbolisch, wie später seine Verehrer, „für Odin zeichnen" ließ *); — von Odin sagte man also: er sey nach Asgard hingegangen und werde dort ewig leben. Wenn Krieg

*) So leiteten die Phönizier die Beschneidung vom Kronos, den sie Israel nannten (s. S. 144) her, der Gott, den sie anbeteten, hatte sich zuerst beschnitten.

bevorstand, schien er sich zu offenbaren ꝛc. (Geijers Gesch. Schwed. I. S. 20). Es ist daher erlaubt, in den Rittern, welche mit Friedrich und Otto im Kyffhäuser wohnen — zumal Karl der Große im Odenberg sitzt — die nordischen Einherien, die in der Schlacht gefallenen Helden, zu vermuthen, die bei Odin in Walhalla einkehren. Ich erinnere dabei an Odins Speer, den ich oben als Urheber des Todes erkannte, und von welchem die Edda singt: „Als Odin seinen Spieß unter das Volk warf, war der erste Krieg auf Erden.“ (Geijer Urgesch. Schw. S. 272). Darum sind in der Walhalla, d. i. in der Todtenhalle, lauter Krieger.

Diese Einherien (einheriar) leben nun zwar in der Walhalla in Freuden, aber die Gewohnheiten aus dem frühern Leben setzen sie auch jetzt noch fort. Sie ziehen täglich zum Kampfe aus, schlagen sich gegenseitig Wunden und tödten einander; aber am Abend versammeln sie sich alle wieder zum fröhlichen Mahle. Eben so zieht Kaiser Otto in der Mitternachtsstunde mit seinen Rittern aus dem Kyffhäuser zum Kegelspiel, und jener ungenannte Kaiser treibt mit den Seinen diese Kurzweil innerhalb des Berges (s. S. 217). Das Befremdende eines solchen Vergleichs zwischen Kampfspiel und Kegelspiel verschwindet, wenn man sich erinnert, daß noch im christlichen Mittelalter zu Hildesheim die Domherren am Todtensonntag (**Dominica Laetare**) auf dem Schloßhofe Klötze aufstellten, Kegel darauf setzten und diese herabwarfen (Hannov. Landesbl. 1833 S. 30). Letzner (**Hist. Caroli magni Hildesh. 1603 c. 18**) weicht zwar insofern ab, als er für den Tag dieser wunderlichen Ceremonie erst den Samstag nach jenem Sonntag bestimmt, auch auf dem Domhofe nicht die Domherren selbst, sondern die Straßenjungen dieses

Spiel treiben, und das Aufstellen der Kegel auf die Klötze von einem Bauer besorgen läßt, und die Kegel auf die heidnischen Götzen deutet, welche die christlich gewordenen Sachsen niedergeworfen haben. Dies Alles soll aber nicht hindern, in den Kegeln, die ebenso leicht wieder aufgestellt als umgeworfen werden können, jene fallenden und wieder auferstehenden Walhallakämpfer zu erkennen, zumal Odins Cultus bei den Sachsen noch lange fortgewirkt haben mag, nachdem bereits das Christenthum äußerlich alle heidnischen Elemente ausgeschieden hatte. Da aber der Geist des Heidenthums aus der Schale der Ceremonie, die man nicht aufgeben wollte, längst entwichen war, so konnten Mißdeutungen jener nun längst bedeutungslos gewordenen Spiele, in welchen ehedem der Cultus die Beschäftigungen der Götter und Seligen nachbildete, nicht ausbleiben. Daß Odin (Wodan) von allen deutschen Stämmen als Gott verehrt worden sey, bezeugt Paulus Diaconus. Müller (altt. Rel. S. 84) bemerkt: „Als Gott der Sachsen ist Wodan, wenn wir die niederdeutsche Abschwörungsformel (Maßmann die deutsch. Abschwör. S. 22) nicht auf dieses Volk beziehen, doch durch andere Zeugnisse nachweisbar. Der mit Wodan identische **Odin** wird auch **Fornmanna-Sögur** 5, 239 geradezu „**Sachsengott**“ genannt, und die Bedeutung, welche er bei den Angelsachsen hatte, deren Könige ihr Geschlecht auf ihn zurückführten *), sichert seinen Cultus auch den

*) **Hengist** und **Horsa**, die (angeblichen) Anführer der Angelsachsen, die 449 nach Britannien übergingen, und im vierten Gliede von Odin abstammen (Geijer Urgesch. Schwed. S. 378 Anm.) halte ich für — Pferdeköpfe, symbolische Zeichen der Gegenwart Odins (vgl. S. 96 mit S. 101), die man dem Heere vorantrug, denn die Auswanderer nahmen den alten Cultus in die neue Heimath mit. Analogien bietet die Geschichte aller Völker. So nannten die Hellenen eine

Altsachsen. Für die angrenzenden Thüringer steht Wodan durch ein Merseburger Gedicht fest *). Die Franken werden ihn als Nachbarn der Sachsen ebensowohl gekannt haben **), und es darf für sie auch das Zeugniß der erwähnten Abschwörungsformel in Anschlag gebracht werden. Bei den Gothen wird Wodan zwar nicht genannt, aber es läßt sich Vieles in Anschlag bringen, was dafür spricht, daß dieser Stamm ihn vorzugsweise ***) verehrte.

---

von ihnen in Besitz genommene Provinz Aetolien nach dem Colonienführer Aetolus; dieser, ein Sohn Endymions, d. i. des nächtlichen Apollo — denn wenn Diana wacht, schläft ihr Bruder — war Apollo selber, in dessen Tempel zu Delphi die Aetoler Statuen Apollos weihten (Paus. X, 15, 2. 16, 6.) Aetolus, d.i. der Glänzende (αἴθολος v. αἴθω) hieß Apollo mit Recht, denn er ist die personifizirte Sonne. Dieses eine Beispiel wird genügen, um von diesem auf die Angeln schließen zu dürfen. Horse ist die englische Uebersetzung von Hengst, und bekanntlich war das Roß (Sleipnir) Hauptsymbol Odins. Zwei Könige mit Pferdenamen, die gemeinschaftlich Colonienführer waren, lassen sich schwer denken, und ihre Abstammung von Odin ist nicht anders zu verstehen, als jene des Aesculap von Apollo dem Vater der Heilkunde, oder des Minos von Zeus, von dem alle Gesetze ausgehen. Den Chronisten zufolge waren Hengist und Horsa Friesen, denn das von ihnen erbaute Lancaster ist ein verderbtes friesisches Wort Cancastra. Auch sagen Hengist und Horsa selber, daß sie unter Odins Geleite nach Britanien gekommen, ihr Vater hieß Udolph Haron. Udolf ist wie das deutsche Odo, Odilo, Otto, Ottmar 2c. aus Odin entstanden, unter dessen Prädicaten auch Hari, d. i. der Hohe, war. (Müller a. a. O. S. 201.) Daß die Friesen Odinsverehrer, konnte schon aus S. 128 geschlossen werden, aber die Pyramide des Heiden Odinarius in Dedtmarsen in Frießland, die spater in eine Kirche verwandelt wurde (Wolf N. S. Nr. 11.), könnte als ein zweiter Beweis gelten.

*) Proben bei Müller S. 9. (I. Zauberspruch über die Fesseln eines Kriegsgefangenen, II. über den verrenkten Fuß eines Pferdes).

**) Der Godenberg und der Odenwald liegen in dieser Provinz, und Odin wurde auf Carl den Großen übertragen.

***) Gothen hießen sie, und ihr Land Gothiod nach Odin, den sie Goth (angelsächs. Goda, niedersf. Gode: Gott) nannten. Gautr ist einer von Odins Namen (Grimnismal Str. 54),

Daß Odin von den Sueven verehrt ward, merkt man aus den vom h. Columban bei den Sueven am Zürchersee wahrgenommenen Bierlibationen zu Ehren Wodans ab. (Geijer Urg. Schw. S. 242 Anm.) Daß die Longobarden den Odin Langbardr *) verehrten, bezeugt Paul War=

Gautland, Gotland (Skalda I. 193.) der Gothen Land. Obgleich bei alten Schriftstellern erst im zweiten Jahrhundert n. Chr. ihr Name vorkommt, so waren sie doch in Scandinavien kein jungerer Name. Die Gothen nennen sich vorzugsweise der Götter Volk (Gothiod). Es ist die einzige nationelle Benennung in den eigentlich mythologischen Gesängen der ältern Edda. Freyr heißt Folcvaldr gotha: des Göttervolks Regierer (Skirnisför Str. 3.) Die Gewißheit, daß die in der Edda enthaltene Götterlehre die Religion der nordischen Gothen war, und daß sie auch bei den ausländischen Gothen sich fand, ist längst anerkannt, sowie die Stammverwandtschaft Beider aus wechselseitigen Traditionen sich bestätigt. Dazu kommen die Spuren eines südlichen und östlichen Ursprungs des alten nordischen Glaubens. Unter allen Völkern, welche diese Lehre bekannten, ist keines, dessen Aufenthalt im Süden oder Osten Europa's so gewiß ist als jener der Gothen. Daß der Stamm einmal beisammen war, ehe er sich zerstreute, ist gewiß. Waren sie die Geten, deren Stammland Thracien? Denn zu Augustus Zeiten werden sie unter Völkern am asowischen Meer erwähnt. Ueber Ost- und Westgothen, wie über viele Nationen vom Don bis zur Theiß, vom schwarzen bis zum baltischen Meere herrschte im vierten Jahrhundert Hermanrich (der Jormunrek der Edda) bis der Einbruch der Hunnen in Europa seine Macht brach, und die Gothen aufs römische Reich stürzte. Asow wäre eine Asenstadt, von wo die Verehrung der Asen oder Ansen — womit die Gothen das Göttergeschlecht, von welchen die Gothenkönige sich abkünftig rühmten, bezeichnen — ausgegangen. Gothische Namen, wie Auden (Odin), Thorer (Thor), Thorismund (Thors Beschirmung), Thorimuth (Thors Muth, des nordischen Thormodr), Thurisend (Thors Diener) u. a. m. sind Namen von gothischen Königen oder Anführern. Kinder nach Göttern zu nennen war nordischer Brauch.

*) Daraus erklärt sich die Bartpflege, als eine in ihrem heidnischen Cultus begründete Volkssitte. Die Haarpflege der alten Deutschen war eine Aeußerung ihres Dienstes des Strahlen aussendenden Sonnengotts. Aehnlich trugen nach dem Beispiele Odins seine Priester bei den Gothen einen hohen Hauptschmuck, weil Odin Sidhöttur der mit langem herabgehendem Hute (Grimnism. Str. 46.) heißt. Paul Warnefried (l. c. c. 8.) sagt, daß die Longobarden vor einer Schlacht

nefried (de Gest. Long. I, 9.). Ueber seinen Cultus bei den Friesen und Angeln ist Suhm (üb. Odin S. 59 vgl. Finn Magnusen Edda I, 13.) nachzulesen. Selbst die wendischen und lettischen Völkerschaften hatten ihn sich angeeignet, denn die Isländer sprechen von wendischen Runen, und bei Rhetra, dem vornehmsten Cultusort der Wenden, der erst um 1150 zerstört wurde, und an welchen noch der Rhetraberg bei dem Dorfe Prilwiz erinnert, fand man im 17. Jahrhundert Götterbilder der Wenden mit Aufschriften in einer Art Runenbuchstaben. Und in Romowe, dem Hauptort für den Gottesdienst der preußischen Letten, wurde auch Odin mit seinen Raben verehrt.

Die Ynglinga Saga gibt den Odin als Stammherrn eines Königsgeschlechts an, als Fremdling soll er in Schweden eingewandert seyn, und alle Gewalt, die der alte König Gylfe gehabt, an sich gebracht haben. Vom Don soll er, durch Sachsen, nach der Insel Fünen

---

den Wodan um Sieg anriefen; die Mutter des Anführers der Longobarden richtete dasselbe Gebet an Freia, welche sich mit Odin in die auf dem Kampfplatz Gefallenen theilt (Edda Daemis. 24.) Der Stammsage zufolge waren die Longobarden aus Scandinavien gekommen, wie die Schweizer durch das Loos zur Auswanderung von dort gezwungen. Die Veranlassung zu den langen Bärten der Longobarden erzählt eine Sage wie folgt: Als die vorerwähnte Mutter des Anführers, die weihsagende Gambara, Wodans Gemahlin (Freia = Frigg) um Sieg für die Ihrigen angerufen hatte, stellte sie — da der Gott den Sieg derjenigen Parthei versprochen hatte, welche er zuerst bei Sonnenaufgang sähe — auf den Rath der Göttin die Weiber der Longobarden, welche mit ihren langen Haaren das Gesicht verhüllen mußten, gegen Osten an den Ort, auf welchen Wodan gewöhnlich Morgens hinschaute. Als er sie sah, rief er aus: wer sind diese langen Bärte? und die Göttin sagte nun: „denen du deinen Namen gegeben, mußt du auch den Sieg verleihen.“ Und so siegten die Viniler, seitdem Longobarden genannt, über die Vandalen, ließen aber von nun an die Bärte wachsen. (Mone Eur. Hdth. II. S. 192.)

gekommen seyn, daselbst ein Heiligthum gestiftet, Seeland gegründet, darauf sich Schweden unterworfen und seinen Söhnen das Nordland ausgetheilt haben. So wurde Odin für das ganze Nordland der gemeinsame Stammherr aller Könige, daher man in den Stammsagen jedes nordischen Volkes entweder ihn oder seine Söhne antrifft, so daß vom Yngwi-Freyr die schwedischen Ynglinger, von Skjöld, Othins Sohn, die dänischen Skjöldunger, und das Geschlecht des norwegischen Hakon Jarl auch von einem Sohne Odins, dem Saming, abstammte.

Vor der Dynastie der Ynglinger war Fornjeter König in Jotland (Finland), seine drei Söhne: Hler, auch Aegir (das Meer) genannt, Loge (Lohe = Feuer) und Kare (Wind = Luft). Diese zeugten Frost (Kälte), den Vater von Snö (Schnee), dessen Sohn war Thorre (Donner — denn der Sommer folgt dem Winter), und (nach einer andern Handschrift bei Björner, die mit dem Flateyarbuch übereinstimmt) hatte Kare auch drei Töchter: Fönn (harter Schnee), Drifva (weicher Schnee) und Mjöll (Schneeduft). An dieses vom Kare herstammende Schnee- und Eisgeschlecht schließt sich ein anderes, das auch an den Eigenschaften seines Stammvaters Theil hat. Kare's Bruder Loge (Flamme) hat sich (nach der Torsten Wikingsonsaga) mit der Königin Glöd verheirathet, die ihm zwei Töchter Eysa (Kohle) und Emyria (Asche) gebar. Thorre hatte zwei Söhne: Nor (der Norwegen den Namen gab), und Gor, und eine Tochter Goa. Thorre brachte jedesmal um Mitterwinter ein großes Opfer (Thorra-blot), wovon nachher der Monat seinen Namen erhielt. Einmal begab es sich bei diesem Opferfeste, daß Goa verschwand. Man suchte sie vergebens, und als der Monat

zu Ende war, veranstaltete ihr Vater ein neues Opfer (**Goe-blot**), wovon der folgende Monat seinen Namen erhielt. Er erfuhr aber nicht, wohin Goa den Weg genommen. Nor sollte sie im Lande, Gor an den Küsten suchen. Die Schwester ward bei einem König Rolf in Hedemarken gefunden, der sie geraubt hatte, und nun durch einen Vergleich behielt. Von Nor, der sich mit Rolfs Schwester vermählte, stammen viele Könige her, nach deren Namen die kleinen norwegischen Königreiche sollen genannt worden seyn. Unter seinen Nachkommen machte sich Halfdan berühmt, der ein großes Opfer brachte, um drei Jahrhunderte zu leben, aber nur erlangen konnte, daß in drei Jahrhunderten kein Unberühmter in seiner Familie geboren werden sollte. Wer mochte aber dieser Halfdan*) seyn, da doch die Edda, obgleich sie mit der Heimskringla darin übereinstimmt, daß sie die Ynglinge von Odin abstammen läßt, dieselben doch auch — hier mit einem Liede der ält. Edda (**Hyndludrod Str. 16**) übereinstimmend — von Yngve, dem Sohne Halfdans, herleitet? denn der vierte Sohn Halfdans war Yngve (**Skalda** S. 192). Gleich darauf wird aber gesagt, daß die Ynglinge von einem Ingvar abstammen (S. 193), in der Vorrede aber, daß sie von Y n g v e, O d i n s S o h n, kommen. Bedenkt man ferner, daß die Namen von Thorre und Goa an zwei Monate des alten nordischen Jahres geknüpft sind (die ungefähr dem Januar und Februar entsprechen), die andern Monate aber theils von natürlichen Kennzeichen, theils von gewissen Beschäftigungen, theils endlich von der Ordnung der Monate in jeder Jahrszeit hergenommen sind **), so ist nicht wahrschein-

*) Uhland weist seine Identität mit dem Donnerer Thor nach.
**) Das alte nordische Jahr fing mit dem Winter an, weil

lich, daß die beiden erwähnten Monate allein ihre Namen ursprünglich von Personen erhalten haben sollten, besonders da diese Namen auch eine andere Erklärung zulassen *). Auch Gylfe, der oberwähnte Zeitgenosse Odins, ist keine bestimmte Persönlichkeit, sondern nur ein poetischer Ehrenname, der bei allen Dichtern für König überhaupt gebraucht wird (Skalda S. 191). Man hat Gylfe in Gylwe (gylvi: der Goldene) einem Sohne Beilir's (d. i. der Kreuzer, v. beita kreuzen), des Sohnes Gor's finden wollen (Müller Sagabibl. II. 439). Aber Hallenberg hat in seiner Anm. zu Lagerbriegs Gesch. (S. 4. ff.) bewiesen, daß Nor's und Gor's Ländertheilung — Ersterer sollte Norwegen, der Andere die Inseln zum Antheil erhalten haben — nur Norwegen betrifft, folglich Gylfe nicht König von Schweden, zu Odins Zeit gewesen seyn kann, wie die prosaische Edda glauben machen will. „Es ist ein vergebliches Bemühen," gesteht Geijer in seiner Urgeschichte Schwedens, „irgend eine nordische Geschichte über Odin

---

die Jahre nach Wintern gezählt wurden. Die 12 Monate waren bei den Isländern 1. Gormánadur (Schlachtmonat, der erste im Winter, begann um Mitte October); 2. Frermánadur (Frostmonat, auch Ylir: der Heulende — von den Stürmen); 3. Mörsugr (Talgsauger — wegen der langen Nächte, die mehr Beleuchtung fordern); 4. Thorre (Thorres Monat); 5. Goe (Göjemonat); 6. Einmánadur oc Sádtid (der einzige — vom Winter noch übrige — Monat, zugleich Saatzeit, weil er auch die erste Hälfte des April in sich begriff); 7. Gaukmánadur (Guckuksmonat); 8. Solmánadur (Sonnenmonat); 9. Midsumar (Mittesommer), 10. Heyannir (Heumonat); 11. Kornskurdarmánadur (Erntemonat); 12. Haustmánadur (Herbstmonat). Jon Gam Schediasma de ratione anni solaris secundum rudem observationem vet. pagan. in Islandia. Havn. 1733. p. 113.

*) Der Monatsname Thorre bedeutet den vornehmsten Theil von etwas (hier vom Winter); Björn Haldorson Isl. Lex. Der Name Göjemonet kann vom Zeitwort giaeast, hervorgucken, aufsehen, hergeleitet werden, was hier auf die Erde angewendet ist, die in diesem Monat anfängt, den Schnee von sich zu thun. Gam. l. c. 114.

hinauszuführen. Mit ihm steigen die Erinnerungen auf zum Himmel oder wieder in die Tiefe. Die Ynglinga-saga fängt die Geschlechtsreihe nach Oden mit Njord an, dessen Sohn Yngve Frey dem Geschlecht den Namen gegeben haben soll. Das alte isländische Langfedgatal hat dieselbe Ordnung. Njord aber scheint hier Odens Sohn vorzustellen, und Yngve Frey seinen Enkel, weil dies Geschlechtsregister in gerad absteigender Linie geht. In der Vorrede zur Edda, in Rimbegla und im Fundin Noregur ist wieder Ingve, Ingefreir oder Freyr, ein Sohn Odins, also der Gott Freir als irdischer König (Yngve) gefaßt. Das älteste einheimische Königsverzeichniß der heidnischen Zeit im **Registr. Upsaliense** nennt Inge den ersten König Schwedens, setzt aber hinzu, seine Söhne Neork und Frode wurden als Götter verehrt, folglich war auch Ingwe ein Gott. Ebenso ist (nach dem isländischen Langfedgatal) Dan, welcher Dänemark den Namen gab, der achte von Odins Sohn Sköld *).

Nach solchen Proben läßt sich auf die Sagacität derjenigen schließen, welche, der Meinung des alten Saxo folgend, den „Allvater" als einen irdischen König auffassen. „Um jene Zeit," sagt Saxo, „als die durch Vermischung der Zauberer mit den Riesen entstandenen Menschen regierten, hielt sich ein gewisser (!) Odin (**Othinus quidam**), der in ganz Europa fälsch-

*) Eigentlich wird Sköld als Sohn Lodurs aufgeführt, aber Letzterer ist nach Thorlacius (Ant. Bor. Spec. III. §. 27.) selber ein Prädicat Odins. Münter (Leire in Seeland am Anf. d. 19. Jahrh. Kph. 1806) leitet den Namen der alten dänischen Königs- und Opferstadt Lethra von Lodur ab. Nichts destoweniger ist Saxos Lotherus ein Tyrann, wie der alte eddische Gott Hödur ebenfalls, der mit seinem Bruder, dem Lichtgott Balder, Odins Sohn, Krieg führte.

lich (?) einen göttlichen Namen erhalten hatte, sehr oft in Upsala auf, entweder wegen der Einfalt der Einwohner, oder wegen der Anmuth des Orts." Weiter spricht er von einem Mit-Odin (**Meth-Othinus**) oder Mitregent, der in göttlichem Ansehen steht, bis der rechte Odin wiederkommt und ihn vertreibt (d. h. bis der Lenz den Winter verdrängt, denn in der andern Erzählung im 8. Buche wird der Usurpator Uller genannt, jener Ase, welcher dem ersten Wintermonat vorsteht, und als Schlittschuhläufer den Winter überhaupt repräsentirt, wie der Ase Baldr den Sommer). Die Asen geben ihm Odins Würde und Namen. Odin wird durch einen Götterrath (zu Anfang des Winters) verbannt, und zwar zur Strafe für die Schmach, deren er sich während seiner Bewerbung um Rinda (die zugefrorne, mit einer Eisrinde überzogene Erde) unterwerfen mußte. Nach längerer Zeit gewinnt er seine Macht wieder *), seine Gottheit wird von allen Völkerstämmen erkannt, und er verjagt den Usurpator, welcher erst seine Zuflucht nach Schweden nimmt, auch dort ein Reich zu gründen sucht, zuletzt aber von den Dänen erschlagen wird. Odin ist auch bei Saxo Priester, Anführer und Gott **), steht auch bei ihm an der Spitze eines Götterhofes (**Collegium Deorum**), ihm steht es zu, **divini senatus magistratum gerens** zu seyn. Asgard, die Asenstadt, ist dem Saxo die Stadt Byzanz (! **Dii, quibus praecipua apud Byzantium sedes habebatur l. III.**) In dieser

*) Saxo vermuthet, daß hier Bestechung obgewaltet, und sagt scherzend, daß, wenn einer frage: wie viel etwa gegeben worden sey, er nicht wisse, wie theuer man einen Gott kaufe. (Vergaß er etwa an die 30 Silberlinge?)

**) Auch Apollo ist Priester als Chryses, und Anführer als Aetolus.

Fabel schimmert doch die Vorstellung durch, daß die Asalehre von den Grenzen Asiens nach dem Norden gekommen ist. (Aber auch Paul Warnefried, in seiner Gesch. d. Longobarden, läßt den Wodan aus Griechenland kommen — qui non circa haec tempora, sed longe *anterius* nec in Germania, sed in *Graecia* fuisse perhibetur).

Vorhin war eines Mit-Odins (oder winterlichen Odins = Uller) gedacht worden. Da aber das nordische Jahr, wie das ägyptische (Diod. 1, 26.), persische (*Μιθρας τριπλασιος* bei Plutarch) und griechische ein dreitheiliges war, daher drei Jahresfeste dem Odin gefeiert wurden (s. S. 247 Anm.), so konnte man auch von drei Odins sprechen. Als ein dreieiniger ist er schon S. 3 erkannt worden. Muthmaßlich dachte man sich, wie unter dem zweiten Odin den Schlittschuhläufer Uller, so unter dem dritten den herbstlichen Forsete, welcher Götter und Menschen richtet, weil er dem Monat der „Waage" vorsteht. In diesem Monat wurde das Erntefest gefeiert, welches in christlicher Zeit dem Erzengel Michael zugewendet wurde, der auf Bildwerken des Mittelalters eine Waage in der Hand hält, in der einen Schale eine Seele wägend, in der andern ihre Thaten, der Satan zu seinen Füßen (s. Kloster VII. S. 536). Da schon Grimm (Myth. S. 798). Michael mit Wuotan identifizirte — obschon aus weniger haltbaren Gründen als jene sind, welche die Verwandtschaft Beider bezeugen, nämlich daß Michael, als Anführer der Engel, gegen die Teufelsschaaren und auch als Seelenrichter, wie Odin Kriegsgott und Herr der Todten ist, — so wäre es erlaubt, in sofern Odin auch als Erntegott (s. S. 103) verehrt ward, auch ihn wie Michael als Herbstgott (als dritten Odin = Forsete) anzuer-

kennen. Dieß hat aber auch schon die Volkssage bestätigt:

Zu der Zeit, wo Dietrich, Erzbischof von Köln, das Schloß auf dem Gudensberge (Godesberg) baute, sah ein Priester, der von Köln zurückkehrte, wie der Erzengel Michael in der bekannten Gestalt, mit ausgebreiteten Flügeln von diesem Berge zu dem benachbarten Stromberg flog, wo man den heil. Petrus verehrt. Zur selben Zeit sah ein Mann, Namens Dietrich, der mit seiner Frau aus einem nahen Dorfe zur Kirche ging, ebenfalls eine Reliquienkapsel von dem Gudinsberg durch die Luft nach Stromberg führen. Beide sahen sie das, und blieben bis heute der Sache Zeugen. Bis jetzt nämlich hatte der Erzengel auf dem Gudinsberg, auch Wudinsberg (Wuotensberg) genannt, eine ihm geweihte Kirche. Obgleich der Berg sehr stark war, und zum Schutze der Gegend gar wohl gelegen, hatte es doch noch Keiner gewagt, eine Burg daselbst zu erbauen. Die Einwohner sagten selbst, das könne man nicht des heil. Michael wegen. Der Herr Dietrich aber hatte der Worte wenig Acht; dafür wurde er aber auch abgesetzt, noch ehe die Mauern des Schlosses da standen (Wolf D. S. Nr. 183.)

Hier ist also deutlich gesagt, daß dieser nach Odin, Wuotan oder Gode genannte Berg *) unter dem besondern Schutze des Erzengels Michael stand; daß dieser hier gleichsam wohnte, und erst entwich, als der Erzbischof den Berg durch Erbauung einer Burg zu weltlichem Gebrauche bestimmen, also seiner Heiligkeit berauben wollte, daher der Erzengel erzürnt diese Gegend für immer verlassen hatte.

*) Vom Dienste des Gottes waren in allen Ländern, wo er verehrt wurde, Berge und Ortschaften benannt, von welchen hier nur Einige namhaft angeführt sind, als: Othensberg (jetzt Onsberg) auf der danischen Insel Samsöe, Odensberg in Schonen, Odense auf der Insel Fünen, in Östergötland Odenfors, in Westergötland Odenskulla, ein Gesundbrunnen, Odensaker. Godesberg bei Bonn; in

Nichts ist klarer, als daß, wenn der nach dem Odin, Wuodan oder Gode genannte Berg der Wohnsitz des Erzengels Michael war, beide Wesen für identisch gegolten haben.

Michael läßt sich zwar aus biblischen Gründen nicht als Patron der Ernte nachweisen, aber die Kirchweihfeste (Kirmsen), die man um Michaelis feiert, scheinen schon frühzeitig nicht bloß eine Kirchenfeier gewesen zu seyn, denn ein altes Lied lautet:

> Ayes zyts nach sant michelstag,
> da der Summer endes pflag,

Hessen Udenesberg, der aber noch in Urkunden 1154 (Schminke Beschreibung von Cassel p. 30) Wuodenesberg hieß, Gudensberg bei Erkshausen, Amts Rotenburg (Niederhess. Wochenbl. 1830 S. 1296), Gudenberg bei Oberelsungen (das. S. 1219); in der angelsächs. Chronik (Ingram p. 27) kommt ein Vodnesbeorg vor, woraus nachher Wansborough (in Wiltshire) gemacht wurde. Woodnesborg in Kent unweit Sandwich, Wednesburg in Staffordshire, Wednesham in Cheshire. Unweit Berg op Zoom und der Schelde gegen Antwerpen liegt Woensdrecht (i. e. Wodani trajectum, Wodansfurt). Im Oldenburgischen liegt Godensholt (ehedem Wodensholt genannt). Woensel = Woedensfele (Wodani aula) liegt unweit Eindhoven am Dommel in Nordbrabant. Namensverwandt ist der durch Jean Paul berühmt gewordene Ort Wunsiedel (Wodans Ansiedlung, Wodanssitz) im Fichtelgebirge, Wunstorp (Wodansdorf), Städtchen und Stift in Niedersachsen (heißt in einer Urk. von 1179 noch Wodenstorp). Bei Windbergen in Ditmarschen führt ein Platz den Namen Wodenslag, Woeslag. Unweit Hordersleben in Schleswig sind die Dörfer Wonsbeke, Wonslei. Bei Sätuna in Westergötland liegen Wiesen Oesangarne (Odens Anger), auf welchen des Gottes Pferde geweidet haben sollen, Odenspiel, Dorf, und Odendahl, Amt im Bergschen, Odenhausen, Dorf im Paderbornschen, Odenkirchen unweit Köln, Odingen, Dorf unfern von jenem, Odisheim im Lande Hadeln, Odenbach im Zweibrückschen, Odenheim, Dorf am Oberrhein, Odensaßen im Fulda'schen, Odensos an der Pegniz bei Nürnberg, Godesberg bei Köln, Godenau unweit Bonn. Godebusch (Odins Hein) im Meklenburgischen, am Flusse Radegast. Auch Vaudemont in Lothringen soll aus Wodani mons entstanden seyn.

alle di feld berobet sind
und das lob der kalte wind,
zerfüret und zerströbet.

Reynizsch belehrt uns, daß das Erndtefest ehedem präcise am Michelstag (Mihiltag) nach vollendeter Erndte seinen Anfang nahm. Es wurden an diesem Dankfeste Erndtelieder gesungen, deren einige noch bekannt sind. Im Fürstenthum Kalenberg lassen die Bauern bei'm Kornschneiden einige Halme stehen, binden Feldblumen dazwischen, und nach verrichtetem Schnitt versammeln sie sich um die stehen gebliebenen Halme, fassen die Aehren an, nehmen die Hüte herunter und rufen dreimal aus vollem Halse:

Fru Gaue! hahlet ju fauer!
dut Jahr up den Wagen,
dat ander Jahr up de Karre.

Sodann zieht jeder den angefaßten Halm nach sich und rupft ihn ab.

Fru Gaue ist aber kein Anderer als Herr (altd. Fro, Frohn) Gode, wie Wodan, Odin bei den Angeln, Sachsen und Franken hieß*).

Im Mecklenburgischen ließ man früher bei der Roggenerndte am Ende eines jeden Feldes einen kleinen Streif Getreide unabgemäht stehen, flocht dasselbe mit den Aehren zusammen und besprengte es. Die Arbeitsleute traten um den Getraidebusch, nahmen die Hüte ab, richteten die Sensen in die Höhe und riefen Wodan dreimal mit folgenden Versen an:

Wode, hale dynem rosse un voder,
un distel unde dorn,
thom andern jahr beter korn!

*) Das Wort „Göde" für Pathe hat sich noch die geistliche Bedeutung bewahrt, denn die Priester Odins hießen ebenfalls wie der Gott: Goda (geistl. Väter).

David Frank (Alt. u. N. Mecklenb. I. 57) kannte noch diesen Gebrauch. Das Getraide, welches man für das Pferd des Gottes stehen ließ, war ein einfaches Opfer für den Verleiher der Erndte. Auf den Edelhöfen war es auch Sitte, wenn der Roggen abgeärndtet war, das Wodelbier zu geben. Am Steinhudersee wird nach gehaltener Erndte ein Feuer angezündet und wenn die Flamme lodert, ruft man unter Hüteschwenken: Waude! Waude! (Müller S. 120). Kuhn (M. S. S. VI.) schildert einen märkischen Brauch, der den Namen **Vergodendeel**, d. h. Fro (Herrn) Gode's Theil (Antheil) führt. Dieser Antheil Wodan's ist der Erndtebüschel, den man dem Gott als Opfer stehen läßt und nach echt heidnischer Sitte umtanzt. Die von Kuhn (S. 341.) geschilderte Sitte, die aus der letzten Garbe gefertigte Gestalt jubelnd in's Dorf zu führen, verräth gleichfalls den alten Segen spendenden Gott.

Erwägt man, daß Saturn in Latium Gott der Erndte war — seine Gemahlin ist die Obstgöttin Ops — aber seine Getraidesichel in die Todessense sich verwandelt, wie er auch nach seinem Sturze in den Tartarus Todtenrichter wurde, und als solcher auf orientalischen Kalenderbildern die Waage in der Hand hat; erwägt man, daß Ceres auch die richtende Nemesis in der Unterwelt ist, daß sie die „Jungfrau" in dem einen Monat ein „Aehrenbüschel" (spica), im folgenden aber die „Waage" in der Hand hat, sowie daß ihr Name Demeter, die weibliche Form von Pluto Damator, Damastor (der allesbändigende sc. der Tod), weil sie als „schwarze" Demeter (μελαινις) selber ihre von Pluto geraubte Tochter, die Königin der Schatten 'st, so bemerken wir, wie die Begriffe Erndte, Tod ·nd Gericht in einander fließen. Demzufolge darf es

nicht befremden, wenn der Erndtegott Wodan auch der Todtenherr und Richter zugleich ist und am Michelstag ehedem die Herbstgerichte statt hatten. Sein Speer Gungnir hatte sich in christlicher Zeit in die Sichel des Todes verwandelt, denn wie von diesem, heißt es auch von Odins Speer, seine Berührung habe immer Tod zur Folge gehabt. Wenn auch oben nur die im Kampf Gefallenen als Odins Gäste bezeichnet worden sind, so scheint er doch ursprünglich ein Todtengott im allgemeiner Beziehung zu seyn, denn auch die an einer Krankheit gestorbenen Fürsten kommen zu ihm, und bei Odin zu Gaste seyn, bedeutet s. v. a. sterben. (Fornald sög. I. 118, 422, 423. II., 366). Odins Hand berührt einen Menschen, s. v. a. er stirbt (Egilssaga p. 624). Wenn der Dänenkönig Hadding (bei Saxo l. I.) noch lebend in die Unterwelt geführt wurde, um den Ort zu sehen, an dem er nach dem Tode weilen werde, und Müller beweist (a. a. O. S. 263), daß er mit dem Gott Niördr identisch sey, Letzterer aber von der Ynglingasaga (c. 11) als Verleiher einer gesegneten Erndte aufgefaßt, und wie der indische Todtengott Varuna bei Seefahrten angerufen, wie Kuvera des indischen Todtengotts Yama Bruder, liegende Gründe und fahrende Habe geben kann (Egilss. 677) und „reich wie Niördr" (Vatnesdaela-Sag. 202) ein Sprichwort war, so unterliegt es keinem Zweifel, daß Hadding selber der Schatz-, Erndte- und Todtengott Odin war. Auch Gerichtsgott war Niördr, denn er wurde bei feierlichen Eiden angerufen (Egilss. 365). Dieß führt mich wieder auf Odin, als den Gesetzgeber, unter dessen Schutz alle rechtlichen Handlungen standen. Der „allmächtige Ase," welcher neben Niördr in der hier erwähnten Eidesformel ange-

rufen wurde, konnte nur Odin seyn, denn Odins Versprechen heißt auf den Orkney-Inseln ein feierliches, gegenseitiges Versprechen, wobei die Partheien sich durch eine Oeffnung in dem schwarzen Odinssteine (**black stone of Odin**) die Hände geben. (**Jamieson scott. Dict. s. v. Odin**).

Wenn nach Saxo Odin eine Zeitlang aus dem Himmel sich entfernte oder verbannt wurde, so ist dieß, wie bei Apollo's Verweisung aus dem Himmel, auf den winterlichen Aufenthalt des Sonnengottes im Schattenreiche zu deuten; denn Admet, dessen Heerden Apollo hütete, war ein Prädicat des Pluto — Admet und Damator, Damastor, vergl. S. 245, sind gleichbedeutend, *Ἀδμητός*, der nicht zu bewältigende Tod, *Δαμαστωρ* und *Πολυδαμας*, der alles bewältigende Tod. Admets Heerden sind die Sonnenrinder, die Hercules dem Geryon aus der Unterwelt entführt; Admets Gemahlin Alceste, die Hercules aus dem Schattenreich befreit, ist Pluto's Gemahlin Proserpine, die im Frühling dem Zeus sich vermählt — somit Apollo im Tartarus. Dieß war im Winter, wo der Segen des Feldes unsichtbar. Man denke hier an den obenerwähnten Todtenrichter Saturn, welcher in Latium (im Sommer) den Ackerbau eingeführt haben soll. Dem Odin wurden, weil er unterweltlicher Gott — er heißt „Herr der Gespenster" (**Drauga drottinn** Ynglingas. c.7) — Menschen geopfert, aber meist um eine gute Erndte zu erzielen *). Dieß konnte nur bei dem Odinischen Herbst-

*) Bei Geijer (Urgesch. Schwed S. 403) lese ich: Als Domald seinem Vater in die Regierung gefolgt war, herrschte in Schweden Hungersnoth. Da brachte man ein großes Opfer in den Uppsalen (im Göttertempel zu Upsal.) Den ersten Herbst opferten sie Ochsen, das Jahr wurde aber nicht besser darnach; den andern Herbst brachten sie Men-

opfer vorkommen, wo der schlechte Erfolg der Erndte auf Mittel zur Verhütung eines zweiten Mißjahrs sinnen ließ. Und somit dürfte Daumers Hypothese von Menschenopfern am Michaelstag noch im christlichen Cultus, auf Beachtung Anspruch machen*).

---

schenopfer, aber das Jahr wurde eher schlimmer. Den dritten Herbst kamen die Schweden in Masse nach Upsal, wo das Opfer seyn sollte. Die Häuptlinge rathschlagten, und kamen darin überein, daß die Mißjahre von ihrem König Domald kommen möchten, und daß sie ihn selbst opfern müßten, um ein gutes Jahr zu erhalten; sie beschlossen, ihn zu überfallen und zu tödten und die Sitze der Götter mit seinem Blute zu bestreichen, und so thaten sie. — Die Erzählung, setzt Geijer hinzu, hat das Ansehen historischer Glaubwürdigkeit, denn später hatte Olaf Tratalja dasselbe Schicksal, und die Ynglingasaga (c. 47) bemerkt ausdrücklich: daß die Schweden gewohnt waren, ihrem Könige die Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Jahre zuzuschreiben.

*) Im Jahre 1458 und den darauf folgenden machten sich Schaaren von Kindern auf, um nach St. Michael, einem an der Küste der Normandie auf einem Felsen gelegenen Wallfahrtsort, zu ziehen, indem sie von dem Drang dahin so mächtig ergriffen wurden, daß sie starben, wenn man sie hinderte, ihm zu genügen. Man nannte diese Kinder Michaelskinder. Von Ellwangen, Schwäbisch Hall und andern Orten brachen sie zu Hunderten auf. Man gab ihnen einen Pädagogen, und einen Esel für die Erkrankenden mit. Die Reise ging bis zur Küste hin, wo sie die Zeit der Ebbe erwarteten, um trockenen Fußes an die ersehnte Stelle zu gelangen. Zurückgekehrt war keines von ihnen. (Schnurrer Chron. d. Seuchen, I. S. 373.) Hier fragt sich, was wollten die Kinder dort? Es ist zunächst so viel klar, daß es mit jenem Orte eine besondere Bewandtniß gehabt, und ein von ihm gehendes eigenthümliches Gerücht die Phantasie der kindlichen Pilger aufgeregt habe. Die Sache läßt sich nur wie folgt erklären: Es ging das sich auf einen zu St. Michael üblichen Opfercult beziehende Gerücht: daß Kinder dort in Engel verwandelt, und als solche zur himmlischen Herrlichkeit emporgehoben würden. Das reizte die in Kindern mächtige Schwärmerei. Man mag hiebei an ein Bild im Klosterhofe zu Memleben denken, wo die Himmelskönigin im rechten Arm ihr Jesuskind, im linken einen gekrönten Engel hat, der wahrscheinlich ein Kind vorstellt, das die Märtyrerkrone mittelst des Opfertodes erworben hatte. Jenen Michaelskindern schwebte die in Aussicht gestellte Glorie vor, aber die Weise, wie sie dazu gelangen sollten, war ihnen nicht deutlich. (Geh. d. chr. Alt. II. S. 6.)

Daß zuweilen zur Rettung des eigenen Lebens dem Odin stellvertretende Menschenopfer dargebracht wurden, habe ich schon S. 145 durch mehrere Beispiele erhärtet. Nun ist aber beachtenswerth, daß die kirchliche Tradition die Einsetzung des Michaelsfestes einer Engelserscheinung zuschreibt. Der Erzengel Michael soll, wo jetzt die Engelsburg steht, einem Papst zur Zeit einer Pest mit bluttriefendem Schwert in der Hand erschienen seyn, und, dieses abwischend, dem Papst die beruhigende Versicherung gegeben haben, daß nun die Seuche aufhören werde. Wahrscheinlich opferte man ihm zur Abwehr der Pest an jenem Tage, und die Daumer'sche Hypothese gewinnt durch diese Tradition eine erhöhte Glaubwürdigkeit. Michaels, als Todtenrichter mit der Seelenwaage, wurde schon oben gedacht. Sein Zusammenfließen mit Odin kann also bei so vielfacher Aehnlichkeit der Aemter gar nicht befremden. Dazu kommt, daß am Michaelstag auch das Herbst-Thing, der herbstliche Gerichtstag, gehalten wurde. Auf dergleichen Mihilitagen sind die Herbstgesetze Königs Karl I. abgeredet worden. Daß bei den Zusammenkünften der Gemeinden aus den verschiedenen Gauen das Abhalten von Märkten — die wegen der damit verbundenen kirchlichen Feier auch Messen genannt wurden — die nothwendige Folge seyn mußte, ist klar; zumal die Schlichtung von Streithändeln und die Erlegung der Zehnten nach vollendeter Erndte, sowie Zahlungsverbindlichkeiten jeder Art auf diesen Tag angesetzt wurden.

Daß Odin als kriegerischer Gott gedacht wurde, bezeugt sein Bild im Tempel zu Uppsal, das ihn gewaffnet darstellt (**Adam. Brem. c. 233: „Wodanem sculpunt armatum, sicut nostri Martem sculpere**

solent.*). Daß auch Michael, der himmlische Streiter gegen die alte Schlange, gewaffnet und (wie Odin) als Reiter abgebildet wird, ist bekannt. Sein Schwert wurde des Todes Waffe, sein Roß das Todtenpferd, worüber unten Ausführlicheres folgen wird, und hier vorläufig nur erinnert wird, daß es an einigen Orten Sitte war, bei Einweihung eines Todtenackers zuerst ein lebendes Pferd in demselben zu verscharren. (Grimm S. 804.) Dachte man vielleicht an Hel, die „Pferdejungfrau" (Glitnis gna), die ihrem Wohnort den Namen Helheim (Hölle) gab?

Wie aber bei den Griechen Minos, bei den Indern Dharma die Gerechten richtet, und Dharma's Bruder Yama, gleich Saturn, dem (wie Satan), in den Tartarus mit den götterfeindlichen Titanen gestürzten, die Sünder verurtheilt, so hat auch die christliche Mythologie aus der Ep. Jud. V. 19, wo Michael und der Satan sich um die Seele Mosis streiten, Veranlassung genommen, in Michael den guten Genius, im Satan den bösen zu personifiziren, und Beider verwandtes Geschäft dennoch zu unterscheiden Michael mit dem blutenden Schwert und der Seelenwaage konnte durch Opfer immer noch versöhnt werden, nicht so der Satan. War es daher nicht ganz natürlich, daß Odin, den wir hier so vielfach im Christenthum durch Michael ersetzt fanden, als „Herr der Gespenster" noch öfter zum christlichen Teufel ward? Noch in christlicher Zeit pflegte man in Dänemark und Island die Verwünschung zu gebrauchen: „Fahr zu Odin" (far du till Odens, *Worm* mon. Dan. 11), nach Burmann (Abhandl. über Provinzialges. pag. 203) noch jetzt in Schweden ein Eid, mit welchem man auf falschen Schwur den Tod als Strafe herbeiwünschte. Wir in Deutschland sagen nicht mehr:

„fahr zu Odin!" (d. h. stirb!) sondern: „fahr zum Teufel!" Odin als Gott des Eides, veranlaßte, daß man den Raum zwischen dem gestreckten Daumen und Zeigefinger in den Niederlanden „Wodansspanne" (**Woedenspanne**) nannte, wie ja auch der Römer **polliceri** (eidlich geloben), vom Schwur: **me pollice!** also vom Daumen (**pollex**) oder dem Daumengott Pollux herleitete. Wodan der Schätzespender war Gott des Spiels, darum, sagte man, laufe das Spiel auf dem Daumen. (Grimm, S. 145). Als Erfinder des Spiels, war Wuotan auch Erfinder des Würfels — vielleicht zuerst des Todeswürfels? denn das Opfer wurde durch das Loos bestimmt — war es nicht natürlich, daß, christlich gewendet, das Würfelspiel auf den Teufel bezogen wurde?

Ein Bauer und der Teufel miethbeten einmal gemeinschaftlich ein Stück Land. Damit aber später kein Streit um die Ernte entstünde, sagte der Teufel zum Bauer: „Laß uns würfeln, wer das, was über der Erde oder wer das, was darunter wächst, endlich haben soll." Der Bauer wars zufrieden. Aber der Teufel verstand den Kniff, warf, und hatte die meisten Augen; so sollte er das haben, was oben wüchse. Der Bauer aber hatte das Feld zu bestellen, und besaete es mit lauter Rüben, da erhielt der Teufel, als der Herbst kam, nur das Kraut. Das ärgerte ihn, d o c h konnte er nichts dazu sagen. Weil sie aber das Feld auf zwei Jahre gemiethet hatten, so würfelten sie zum zweiten Male. Da warf der Teufel mit Absicht die wenigsten Augen, aber der Bauer säete nun Waizen, und im nächsten Herbste erhielt der Teufel allein die Wurzeln. Nun schimpfte er erst dem Bauern die Haut voll, als er sich abermals betrogen sah, und sagte voll Aerger: „Uebermorgen komme ich, dann sollst du dich mit mir kratzen." Hatte der Bauer erst gelacht, so ward ihm nun doch bange. Seine Frau merkte seine Traurigkeit, und fragte ihn darum. Der Mann sagte ihr nun, so und so, und morgen solle er sich mit dem

Teufel kratzen. Da sprach die Frau: „Sei nur ruhig, ich will schon mit ihm fertig werden, geh du nur aus." Der Mann ging also am bestimmten Tage aus, und als der Teufel kam, da that die Frau, als wenn sie ganz ärgerlich wäre. „Was fehlt ihr denn kleine Frau?" fragte der Teufel. „Ach" antwortete sie: „seh er nur mal her, da hat mir mein Mann eben mit dem Nagel seines großen Fingers diesen großen Riß quer in meinen schönen eichenen Tisch gemacht." — „Wo ist er denn?" — „Wo sollt' er wohl anders seyn als beim Schmied? Er ist schon wieder hin, und läßt sich die Nägel schärfen. Ist das nicht zum ärgerlich werden?" „Da hat sie ganz Recht" sagte der Teufel, und schlich sich aus dem Hause, froh, daß er wieder fortkam. (Müllenhof Schleswig-Holstein Nr. 377.)

In der nächstfolgenden Sage verräth sich weit deutlicher die ursprüngliche Idee vom Todeswürfel, d. h. vom Loosen des Opfers, das hier, wo der Gott in den christlichen Teufel sich verkehrte, ein Würfeln um die Seele werden mußte.

Eine Viertelmeile von der Stadt Domnau liegt im Felde ein Stein von mittelmäßiger Größe; in demselben sieht man drei vierkantige Löcher, als wenn daselbst drei große Würfel gelegen. Diese sind aber daher entstanden:

Es war vor Zeiten ein Zimmergesell in Domnau, der war gar fromm und gottesfürchtig. Eines Tages aber hatte er sich berauscht, und es kamen ihm böse Gedanken, in denen er den Teufel zum Würfelspiel einlud. Dieser fand sich alsbald ein, und sie giengen zusammen auf das Feld an diesen Stein. Dort würfelten sie um vieles Geld, welches der Teufel gegen die Seele des Zimmergesellen setzte. Der Teufel hatte den ersten Wurf, und warf sofort die höchsten Augen. Da entsetzte sich der Gesell sehr, er wurde plötzlich nüchtern und sah ein, in welchen schlimmen Handel er sich eingelassen. Er bat die Gnadenmutter um Beistand; dann warf er, und es geschah, daß einer der Würfel sich spaltete, und ihm so höhere Augen

gab. Der Teufel verschwand darauf voll Zorns; von den drei Würfeln waren aber die drei Löcher in dem Stein zurückgeblieben, die darin annoch zu sehen. (Tettau und Temme Volksſ. Preußens und Lith. Nr. 201.)

Der Teufel ist aber auch ein Kartenspieler:

Zu Wettern saßen an einem Sonntag während der Hochmesse drei Männer in der Schenke und wollten Karten spielen. Es fehlte ihnen aber ein Vierter, um die Parthie voll zu machen, und sie fluchten gotteslästerlich darüber. Da trat plötzlich noch ein Mann in die Schenke und forderte sich ein Glas Branntwein. „Wollt ihr ein Spielchen mit uns machen?“ fragten ihn die drei Bauern. „Warum nicht?“ entgegnete der Fremde, und setzte sich an den Tisch. Während nun der eine die Karten mischte, wollte der zweite der Männer die Tafel abwischen, um anschreiben zu können, stieß jedoch mit dem Arme die Kreide herab, die auf der Erde in kleine Stückchen brach. Er bückte sich dennoch, um wenigstens das größte Stückchen aufzunehmen; — wie sehr aber erschrack er, als er sah, daß der Fremde einen Pferdefuß hatte! (Wolf N. S. Nr. 468.)

Dieselbe Begebenheit soll sich auch zu Neu-Ruppin zugetragen haben: dort waren es aber Bürger, die mit Dr. Faust spielten, und sein fortwährendes Gewinnen sich gar nicht erklären konnten, bis eine unter den Tisch fallende Karte eines Mitspielers, welche aufzuheben sich dieser bücken mußte, zur Entdeckung von des D o c t o r s — Pferdefuß führte; da ist allen sogleich klar gewesen, warum er so viel Spielglück habe. (Kuhn, Märk. Sag. Nr. 152).

Im Schachspiel hat der Teufel weniger Glück:

In dem Walde von Clairmarais bei Cameryk, wo jetzt die Ruinen eines Klosters sichtbar sind, erhob sich einst eine Burg. Die Frau des Ritters, der sie bewohnte, war zu hochmüthig, um mit Menschen zu verkehren, die

nicht von adeliger Geburt waren. Einmal war der Ritter ausgeritten und Abends noch nicht zurückgekehrt. Doch begehrte ein anderer Ritter Einlaß in die Burg, und die Frau willigte gern ein, sie ließ ihn sogar in ihr Betstübchen kommen. Da begann der Fremde durch Schmeicheleien sich ihre Gunst zu gewinnen, und sagte ihr endlich, daß er draussen im Walde einen alten Mann angetroffen, der laut geschworen, sich an ihr zu rächen, weil sie ihn aus dem Schlosse gejagt hätte. Auch hätte der Alte gesprochen: er sey der Burgfrau Vater, und sie nicht von Adel, sondern er hätte sie gegen ein todtes Kind von ihrem vermeinten Vater in der Wiege ausgetauscht. Mit dergleichen und andern Reden brachte der Fremde die Frau dahin, daß sie mit ihm vor das Thor eilte und ihren Vater erstach, worauf sie der Burg wieder zurannten und sich an ein Schachbrett zum Spiel hinsetzten. Nach einer Weile flog die Thüre auf, und der Herr von Clairmarais trat mit zorniger Miene ins Zimmer. Der fremde Ritter brach bei seinem Anblick in ein lautes Gelächter aus. Die Edelfrau aber hätte in die Erde sinken mögen. Der Ritter schritt auf sie zu, und rief ihr mit emporgehobenem Schwerte entgegen: „Dich müsse der Teufel holen, du Vatermörderin und Ehebrecherin!“ — — Ehe er jedoch noch auf sie zuschlagen konnte, faßte der Fremde sie mit den Worten: „Ich nehme es an“, beim Haupte und verschwand mit ihr unter einem fürchterlichen Donnerschlag. Der Ritter erwachte erst am späten Tage aus der Betäubung, wollte dann aber nichts mehr mit der Welt zu schaffen haben, ging in ein Kloster des heil. Bertinus, und starb dort eines seligen Todes.

Seitdem stand das Schloß verlassen, und keiner wollte mehr auf demselben wohnen, denn in jeder Nacht war in demselben ein gräulich Getümmel. Auch kehrte Keiner von dort zurück, wer auch dahin gehen mochte. Endlich wagte ein frommer Benedictiner den Weg, und trat bei anbrechender Dämmerung in den Burghof. Eben hatte er, nachdem er noch mehrere Säle durchschritten, sich in einer kleinen Kammer hingesetzt, um etwas auszuruhen, als die Thüre aufging, und ein großer Herr, auf dessen Brust

ein Schild mit dem Namen Brudemer — so hatte der Entführer der Burgfrau geheißen — hing, mit einer bleichen Frau am Arme eintrat; hinter den Beiden kam eine glänzende Dienerschaft, und dieser folgten acht Knappen mit schweren Kisten auf dem Rücken. Der Herr wies mit dem Finger auf einen Tisch, auf welchem ein Schachbrett stand, und dann auf einen zur Seite desselben stehenden Stuhl, den der Mönch alsbald einahm. Der Ritter ließ sich auf einem andern nieder, und Beide begannen zu spielen. Der Mönch zog nur ganz vorsichtig, und berechnete jeden Zug aufs Genaueste. So sah er bald, daß er den Gegner überwinden würde. Doch da wies die Frau mit dem Finger auf einen Bauer, den der Ritter gleich vorrückte. Dieser Zug veränderte das Spiel, und brachte den Mönch in die höchste Gefahr, denn er wußte wohl, daß seine Seele dem Bösen gehörte, wenn er verlöre; auch brach das ganze Gefolge bei dem Zuge in schallendes Gelächter aus. Der Mönch bereuete schon im Stillen seinen Gang, beschloß aber fortzusetzen, was doch einmal seyn mußte, und schob nach einem kräftigen Gebete einen andern Stein dem Bauer entgegen. Der Herr wurde nachdenkend, denn das Spiel stand nun wieder zu des Mönches Gunsten, und stellte sich mit jedem Zuge besser für denselben, er mochte thun was er wollte. Als Beide noch einige Züge gethan, und der Gewinn offenbar in des frommen Geistlichen Händen lag, geschah plötzlich ein gräßlicher Schlag, der Mönch stürzte nieder und Alles verschwand.

Am andern Morgen fand der glückliche Spieler ein weibliches Gerippe mit zerfezten Lumpen zur Seite des umgestürzten Spieltisches, und an der Thüre acht Kisten voll Gold und Silber. Er begrub die Knochen im Burghofe, und wandelte dann das Schloß in ein Kloster um, neben dem er von dem erspielten Schatz eine Kirche baute, und in dem er der erste Prior wurde. (Wolf N. S. Nr. 179.)

Gewiß hätte der Teufel auch die Schachpartthie gewonnen, wäre er nicht, wie bei jenem Würfelspiel mit

dem Zimmergesellen, durch ein zur rechten Zeit angebrachtes Stoßgebet seines Gegners confus geworden.

Die Seele auf's Spiel setzen oder sie verpfänden, ist ziemlich das Gleiche. Weil nun die Olaf Tryggvasons-Saga meldet: König Eirikr (Erich) von Schweden habe sich dafür dem Odin gegeben, daß er ihm zehn Jahre lang Sieg verleihen solle (Fornm. Sög. 5, 250 und 10, 283, in welcher zweiten Darstellung Odinr ein Teufel (djöfull) heißt; so hat schon Grimm (S. 971) sich der Vermuthung nicht erwehren können, daß diese Sage vielleicht aus christlichen Teufelsgeschichten übernommen sey? sollten diese aber in heidnischer Ansicht zu begründen seyn, so könnten dergleichen heidnische Ueberlieferungen unter Christen die Sage von Teufelsbündnissen veranlaßt haben. Da aber einer Blutverschreibung die nordischen Quellen so wenig, als des Abholens nach dem Verfall gedenken, so müssen diese Vorstellungen von einem Pact mit dem Teufel mittelbar durch die Juden aus Persien zu den christlichen Völkern gedrungen seyn, wie an seinem Orte gezeigt werden soll. Hier mag vorläufig zur Bestätigung für die Richtigkeit dieser Ansicht daran erinnert werden, daß Verschreibungen an den Teufel unheidnisch sind, weil sie erst erdacht werden konnten, nachdem die römische Form der Chirographie in Europa überhand genommen hatte.

Wenn vorhin die Würfel als Todesloose gedeutet wurden, so haben sie in der Völuspa doch auch eine edlere Bedeutung gehabt. Str. 54 ist von „goldenen Würfeln" die Rede, „welche die Götter im Anfang der Zeiten besessen." Sie sind also die schimmernden Himmelskörper. Dürfte von diesem weiter gefolgert werden, so sind die „goldenen Kegel" (S. 217), mit

welchen Kaiser Otto der Rothbart und seine Ritter auf dem Kyffhäuserberg in der Johannisnacht spielen — denn daß sie golden waren, davon hatte sich der beschenkte Schäfer mit seinem Exemplar überzeugt — ebenfalls Sterne. Aus dem Gang der Gestirne wurde die Zukunft prophezeit. Der eigentliche Zeitpunkt war die geheimnißvolle Mittsommernacht. In dieser wurde auch im heidnischen Norden der Völa Weissagelied (die Völuspa) recitirt. Darin singt sie von der Weltschöpfung, berücksichtigt vornehmlich die Bestimmung der Zeit durch den von den Göttern vorgeschriebenen Gang der Gestirne, und schließt mit Weissagungen von den letzten Zeiten der Welt, von der Auflösung der Elemente, von der Erneuung der Erde &c. Dieß zu erfahren, mußte den Bewohnern jenes Berges sehr wichtig seyn, weil ihre Erlösung erst bei der Ankunft des Antichrists, d. h. bei dem Weltuntergang erfolgen soll. Daß diese Vorstellung von der astrischen Bedeutung der Kegel auch in Deutschland, und selbst noch in der christlichen Zeit bekannt gewesen seyn müsse, beweist ein in der Hauptkirche zu Annaberg in Sachsen über der Thüre der alten Sacristei befindliches Bild, auf welchem die Engel*) nach aufgesetzten Kegeln schieben (s. Schramms Reiselexicon S. 57, Leipzig 1744). An andern Orten mochte die Erinnerung an die heidnische Abkunft dieser Kegel länger gehaftet haben, daher die Volkssage sie nicht zum Spiele der Engel, sondern der Riesen machte. So erzählt sie von einem Berge bei Ober-Oderwitz in der sächsischen Lausitz, daß in dem Schooße desselben neun goldene Kegel sammt Kugel von gleichem Metall

*) Den Engeln, als Boten Gottes und Verkündigern seiner Rathschlusse, ist die Erforschung und Kenntniß der Zukunft Berufssache.

sich befinden, mit denen sich einst die Riesen die Zeit vertrieben. Eines Tages, am Allerheiligenfeste, spielten sie bis um Mitternacht beim Lampenschimmer und trieben ihr schnödes Spiel, Göttern und Menschen Hohn sprechend. Da öffnete sich plötzlich des Mondes Scheibe, und ein Feuerball fuhr herab, welcher Kegel, Kugel und Riesen in die Erde vergrub. Noch liegt unter diesem Berge der geschmolzene Goldklumpen, harrend der Hand eines Glücklichen, die ihn zur Oberwelt bringt. (Gräve, Laus. Volkss. Nr. 15.)

II. Die Schöpfungsgeschichte.

Im Liede Grimnismal (Nr. 49.) sagt Odin: „Mit einem und demselben Namen bin ich nie genannt worden, seit ich unter das Volk fuhr.“ In der That machen alle Namen Odins, die in der Mythologie und bei den Dichtern vorkommen, ein paar hundert aus. Wir wollen uns aber hier nur auf die Aufzählung und Charakteristik der zwölf bekanntesten, nämlich seiner Söhne der Asen, beschränken. Sie heißen die Götter, eigentlich gibt es aber nur Einen Gott, „er heißt Allfader, in Asgard hat er zwölf Namen. Er lebt durch alle Alter und herrscht über Alles, Großes und Kleines. Er schuf den Himmel, die Erde, die Luft und Alles, was dazu gehört. Das Größte ist, daß er den Menschen schuf, und ihm einen Geist (Odem = Odin) gab, der nie vergehen soll, auch wenn der Leib zu Asche verbrennt.“ (Edda Daemis. 3). Zu dieser Stelle merkt Geijer an, daß, wenn auf diese Beschreibung christliche Vorstellungen Einfluß gehabt haben sollen, dennoch der Kern heidnisch, das Christliche nur in der Einkleidung und im Ausdrucke liege. (Urgesch.

Schwedens S. 195 Anm.). Die Einwendung, daß Odin nicht der „Ewige" seyn könne, weil er am Ende der Zeiten selber mit der Welt vergehen soll, läßt sich dadurch beseitigen, daß in jener Eschatologie Odin als Zeitgott und Sonnengott aufgefaßt ist; der Wolf, der ihn verschlingt, bewirkt die Sonnenfinsterniß; aber dieser Zustand ist nur der Uebergang zu einer neuen Schöpfung. Daß Allfadr von der Sonne wohl unterschieden wurde, bezeugen folgende Stellen: In der Heimskringla Harald Harfagerssaga c. 4., schwört Harald „bei dem Gotte, der über alle Dinge herrscht," und der Isländer Thorsten gelobt „dem Gotte, der die Sonne geschaffen hat" (Vatnsdaelasaga c. 37); Torkil läßt sich in seiner Todesstunde in den Sonnenschein hinaustragen, und befiehlt sich „dem Gotte, der die Sonne geschaffen hat" (**Landnama** S. 19). Er hatte den Ruhm, als der Tugendhafteste auf Island bekannt zu seyn. Zu bemerken ist, daß nirgends davon die Rede ist, daß die Asen die Sonne geschaffen hätten. Sie hatten Tag und Nacht geordnet, der Sonne, dem Monde, den Sternen ihren Platz gegeben. Aber die Sonne war aus Muspelheims Funken entstanden, aus demselben Feuer, das einst die Welt verzehren soll. Unter Odins Name kommt auch „Schöpfer der Sonne" vor (**Skalda** S. 94). Er war also in seiner höchsten Bedeutung der Gott, der die Sonne geschaffen hat, kann also nicht durch sein eigenes Werk zerstört werden.

Zwar steht auch mit der Eigenschaft des Unendlichen Odins Abkunft von Bör im Widerspruche, welcher wieder ein Sohn Buri's, wie dieser vom Riesen Ymir. Das sind aber kosmogonische Personificationen, die der Uranfänglichkeit Odins so wenig Eintrag thun, wie

die vorodinische Herrschaft des oben erwähnten Königs Gylfe. Man übersehe nicht, daß in der nordischen Schöpfungsgeschichte die Götter nur Ordner der für sich bestehenden zwecklosen Kräfte und Massen sind, daß sie der Sonne und dem Mond, die schon vorher für sich bestanden, nur den Platz anweisen, den sie in der Schöpfung einnehmen sollen. Nun heißt es in der dritten Strophe der Völuspa:

„Im Anfang der Zeiten war es als Ymir baute,
Da war weder Sand noch See, noch Wogen,
Die Erde fand sich nirgend, noch der Himmel,
Ein gähnender Schlund war, aber nirgend Gras."

Also Ymir baute bloß das schon Bestehende, die Sonne aber war das Werk Odins, dieser kann also nicht jünger als Ymir seyn, sondern er war schon vor dem Anfang der Zeiten, daher sein Name „Allvater." Der Riese Ymir ist das ursprünglich Allgemeine, aus dem sich das Besondere entwickelt, wie z. B. in der persischen Kosmogonie aus der Schulter des Stiers alle Thiere und der Mensch hervorkommen. Dort ist unter dem Stier die Erde (gau = Kuh und Erde) gemeint, welche die Nährerin aller Wesen ist; hier Ymir entstanden aus den Strömen elivagar, die von der Feuerwelt Muspelheim sich entfernend, zu Eis gefroren, aber durch die von Muspelheim ausgehende erhitzte Luft aufthauten. Aus den belebten Tropfen entstand Ymir. Er fiel in Schlaf, schwitzte, und da wuchs unter seiner linken Hand Mann und Frau, sein Fuß aber zeugte mit dem andern einen Sohn. Von ihm stammen die Riesen. Also Ymir ist das Chaos, die unentfaltete Gesammtheit der Elemente und Naturkräfte, deren Personificationen die Riesen sind, die Feinde aller Harmonie. Ihren Gegensatz bilden die Götter, darum beginnt

die Schöpfung nicht mit Odin, sondern mit Ymir. So führt auch in der griechischen Theogonie erst die dritte Generation der Götter, Zeus mit seinen Brüdern Wasser (Poseidon) und Feuer (Pluto) eine dauernde Herrschaft über die Welt, obschon sonst bald der Himmel (Uranus), bald das Meer (Oceanus) als ältester Gott bezeichnet werden, denn Oceanus heißt der „Alte" (γερων), und der Meergott Proteus ist im Namen der „Erste" (πρω-τος = primus). Seine Gabe, in alle Gestalten sich zu verwandeln, spielt auf die Entstehung aller Dinge aus dem Wasser an, daher Oceanus der älteste Gott, aber dennoch ist Zeus der Uranfängliche und Eine; der orphische Hymnus nennt ihn „aller Wesen Vater, aller Wesen Mutter," „das Eine und das All."

Ymir, obgleich aller Riesen Vater, hätte zu Grunde gehen müssen, wenn nicht die Kuh Audhumla, obschon erst nach ihm hervorgebracht, ihn mit den vier Milchflüssen aus ihren Eutern ernährt hätte. Ymir ist Mannweib, wie der Protogonos (Erstgeschaffener) in der orphischen Kosmogonie, d. h. er ist die ungetheilte Materie, sein Leben wird aber durch die organische Milch erhalten, und die Kuh ist die Weltmutter, der bessere Theil der Materie, denn Ymir war böse. Salz *) ist

*) Bekannt sind bei den Germanen die heiligen Salzbäche, um deren Besitz blutige Kriege entstanden. Da die Heiligkeit derselben aus heidnischen Begriffen hervorging, so suchten die christlichen Bekehrer sie dadurch in Mißcredit zu bringen, daß sie die Hexen Salz kochen ließen. Die Germanen glaubten, eine Gegend, wo salzhaltiges Wasser ist, liege dem Himmel nahe, und die Gebete der Menschen werden von den Göttern nirgends besser vernommen. Durch die Gnade der Götter komme das Salz in diesen Fluß und in diese Wälder. Nicht wie bei andern Völkern trockne es an dem Erdreich, von dem die wilde Meeresflut zurückgewichen sey; sondern das Flußwasser werde auf glühende Baumschichten gegossen, und aus der Vermischung zweier feindlicher Urstoffe, des Wassers und des Feuers, gehe das Salz hervor. Nach Einigen soll die

die treibende und schaffende Kraft der unorganischen Welt, darum leckte die Kuh *) die salzigen bereiften Steine, und so entstand aus dem Felsen am ersten Abend Haar, am zweiten Tag der Kopf, am dritten der ganze Mann Buri **). Buris Sohn Bör nahm die Riesin Besla, Bölthores Tochter, und zeugte mit ihr Odin, Wile und We.

Mone macht darauf aufmerksam, daß in dieser Schöpfungssage sich gar keine Spur von einer Beziehung auf planetarische Verhältnisse vorfindet, keine Idee von Zeitbestimmung ist noch da, denn es gab noch keine Planetenwelt, kein planetarisches Jahr, die vorkommenden Zahlen sind eben sowohl, wie die Menschengestalt Ymirs, sinnliche Bilder, um das Uebersinnliche anzudeuten, weil dafür keine Sprache Begriffe, daher auch keine Worte hat, und die Ideen in Bildern reden, die immer aus der Erfahrung genommen sind.

Odin, Wile und We ***) ließen sich in einen Kampf

Saale der heilige Salzfluß gewesen seyn, um dessen Besitz sich die Catten und Hermundurn stritten. Andere behaupten, es sey die Werra gewesen, welche aus dem Salzbrunnen unterm Ursulaberge in der Alsleber Markung, und aus dem Salzloche bei Ober-Esfeld entspringt.

*) In der Milchkuh, als dem Urweibe und der Weltmutter, ist die Grundlage zu der großen Frauenachtung unter den alten Deutschen gegeben.

**) Die dreitägige Entstehung ist sammt den zwölf Flüssen Hvergelmirs und den vier Milchströmen der Anfang der Zahlenlehre. Ist diese aber in der Schöpfung schon begründet, so hat sie auch Bedeutung für dieselbe, es ist Sternkunde darin enthalten. (Mone Eur. Hdth. I. S. 318.)

***) Alle drei Brüder sind Einer, nämlich Odin, denn dieser ist der personifizirte Weltgeist, Luft, Odem, Hauch, das ahd. willo bedeutet nicht bloß Wille, sondern auch impetus und spiritus. Bei We läßt sich sogleich an das Wehen denken. Diese von Grimm (S. 148) gegebene Etymologie läßt es nun begreiflich finden, daß wenn Loki der Frigg, Odins Gemahlin, die Buhlschaft mit ihren beiden Schwägern vorwirft, sie we-

mit Ymir ein, in welchem sie ihn tödteten. Als er zu Boden sank, lief eine solche Menge Blut aus seinen Wunden, daß alle Riesen darin ertranken, mit Ausnahme des Bergelmir und seiner Frau. Diese entkamen in einem Schiffe, und von ihnen stammt das (jüngere) Riesengeschlecht.

Das Wort, welches hier und allgemein durch „Schiff" übersetzt ist, lautet im Original **ludr**. Dazu macht Grimm die Anmerkung: „Im Ahd. bezeichnet **ludara** eine Wiege (Graff Sprachschatz II, 201.); und das würde trefflich passen, weil auch in andern Sündfluthsagen das gerettete Kind in einer Wiege liegt. Snorri redet zwar nicht von einem Riesenkind, sondern von einem erwachsenen Riesen, der mit seiner Frau im **ludr** sitzt, das kann aber spätere Abänderung seyn."

Ich weiß nun nicht, in welchen Sündfluthsagen die Wiege eine Rolle spielen soll? wenn nicht etwa in jener süddeutschen, die ich im ersten Bande von Schnezlers badischem Sagenbuch vorfinde:

An der Elz liegt das freundliche Suckenthal. Reicher Bergsegen hatte eine Menge Knappen dahin gezogen. Ueberall, ober- und unterhalb der Erde, herrschte geschäftiges Treiben; um das Kirchlein, welches weiter oben im Thale von einem grünen Bühle herabschaut, sah es aus wie ein gewerbsames Städtchen. Unweit davon erhob sich ein stattliches Schloß, die Engelsburg genannt, in welchem die Herrin dieser Landschaft in Glanz und Herrlichkeit lebte. Sie sah es gern, daß die Bergleute auch gute Tage hatten, und diese gaben ihr Wohlleben auf so üppige Weise kund, daß man die Gegend das Paradies nannte. Als aber der Uebermuth auf's Höchste gestiegen war, sollte die

---

gen der Identität der drei Brüder von dieser Anschuldigung des Ehebruchs freigesprochen werden kann, obschon sie für die Frau eines jeden der Brüder galt.

Herrlichkeit ein grausenvolles und plötzliches Ende nehmen. Es war an einem heitern Maisonntag, als die Berge ringsum vom Jubel herbeigeströmter Gäste widerhallten. Da traf es sich, daß der Priester das Allerheiligste zu einem Sterbenden vorübertrug. Sein Meßner ging, nach altem Brauch, mit einem Glöcklein läutend voran. Als nun Letzterer die Leute wiederholt aufforderte, nur auf so lange, bis der Kranke die heilige Wegzehrung erhalten habe, den Tanz einzustellen, ward er verhöhnt, ja das Edelfräulein ließ sich vom Fenster ihres Schlosses gottloserweise vernehmen: „Ihres Vaters Schweine trügen auch viel solcher Glöcklein am Halse," worauf das Tollen immer ausgelassener wurde.

An demselben Tag lag ein alter Bauer im Thale krank darnieder; nur sein jüngster Sohn war bei ihm geblieben, um seiner zu warten. Auf einmal fällt es dem Alten ein, zu fragen, wie es mit dem Wetter stünde; er schickt deshalb den Jungen hinaus, um nachzusehen, ob sich der Himmel nicht zu trüben beginne? Der Knabe kommt mit der Nachricht zurück: es sey noch immer das schönste Wetter. Dieß beruhigte den Alten nicht, er schickte den Knaben wiederholt hinaus, um nach dem Wetter zu schauen. Dießmal kam derselbe mit der Meldung zurück, von allen Seiten sey der Himmel noch ganz blau, nur über dem Gipfel des Berges schwebe ein kleines Wölkchen. Da hatte der Greis keine Ruhe mehr, und befahl dem Sohn, in größter Eile ihn selbst und die besten Sachen seiner Habe auf die Höhe des Berges zu tragen. Da lud der kräftige Jüngling seinen Vater auf den Rücken und trug ihn auf den nahen Berg, alsdann auch nach und nach das beste und unentbehrlichste Hausgeräthe. Kaum war er mit dieser Arbeit zu Stande gekommen, als mit entsetzlichem Wolkenbruch ein Gewitter sich entlud und in wenigen Minuten das ganze Thal in eine Wasserwüste verwandelte. Schloß und Häuser waren verschwunden, sämmtliche Bergstollen und Werke versandet und verschlammt; nur die Kirche und ein einziges Haus, worin gottesfürchtige Leute wohnten, ragten noch über den Fluthen empor, in welchem bei dreihundert Knappen und fünfzig Bergwerkangestellte ihr Grab

fanden. Nur wenige Menschenleben entgingen dem Verderben. Es waren die Kinder, welche man, als die Wasser sich verlaufen hatten, in ihren zwischen den Wipfeln der Bäume hängen gebliebenen Wiegen fand. Da man nicht wußte, welchen Familien sie angehört, also ihren Geschlechtsnamen nicht herausbringen konnte, nannte man sie Dolden (so viel als Wipfel) zum fortwährenden Gedächtniß der wunderbaren Art ihrer Errettung bei der Zerstörung von Suckenthal.

Menzel in einer Anzeige des hier angeführten Buches im Lt. Bl. zum „Mgbl." berichtigt: Dolde heißt die herabhängende Blüthe oder Fruchttraube mit breitem Boden und oben concentrisch zulaufenden Stielen. Damit kann eine an Zweigen hängende Wiege wohl verglichen werden, nicht aber mit dem Wipfel, der nur die höchste Baumspitze bedeutet.

Da wir aber hier nicht die Dolde, sondern nur die Wiege im Auge haben, so lassen wir jene Glosse auf sich beruhen, und sprechen die Vermuthung aus, daß ie nordische Fluthsage — denn einen Odinscultus in de n Rheingegenden haben wir S. 242 nachgewiesen, deher eine so weite Verschleppung der Sage nicht auffalen darf — in der christlichen Zeit mit Bestandtheien der biblischen Fluthsage gemischt, und daher bis zur nkenntlichkeit verfälscht werden konnte. So gehören die an die Bergriesen des Nordens mahnenden übermuthigen Bergknappen dem heidnischen Urelemente der Erzhlung an, ebenso die Rettung der Kinder in der Wie e; das Paradies, welches durch die Fluth zerstört rird, der Bibel. Begreiflicher Weise mußte, wie in der Bel, eine Widerspenstigkeit gegen das göttliche Wesen al Motiv der einbrechenden Fluth angegeben werden. Slche Mischungen von Heidnischem und Bib-

lischem begegnen uns in den Sagen dermaßen häufig, daß jede Bemerkung darüber eine Wortverschwendung wäre.

Börs Söhne schufen aus Ymirs Leichnam — die Welt, aus seinem Blute die See, aus dem Fleische die Erde, aus den Knochen die Felsen, aus den Zähnen die Klippen, aus dem Schädel wurde die Himmelswölbung, aus den Haaren die Bäume, und das in die Lüfte geflogene Gehirn zerfloß in Wolken. Die aus Muspelheim umherfahrenden Funken festigten sie an den Himmel, daß davon Alles erleuchtet wurde. Und die Sonne kannte nun ihr Haus und der Mond seine Kraft, und die Sterne ihre Oerter, und Tage und Jahre wurden fortan gezählt. Jetzt strahlte auch die Sonne hernieder auf das kraftlose kühle Gestein. Da keimten aus der Erde die grünen Gewächse.

Diese Sage, commentirt Mone, entwickelt weiter das System der Schöpfungslehre. Die Erde und der Planetenhimmel gehen aus dem Tode des Weltleibes (Ymir) hervor. Sie sind selber sterblich, und eben so die Planetenschöpfer, die Söhne Börs. Geburt ist Folge des Todes, und umgekehrt. Hierin liegt die Idee der Fortdauer. Tod ist Trennung und Ursache der Zweiheit, durch Ymirs Tödtung entsteht Feindschaft zwischen Börs Söhnen und den Riesen. Alles ist in der Zeitwelt dem Wechsel unterworfen; Riesen, Götter und Alles was von ihnen kommt, ist vergänglich; nur der Eine, der außerhalb der Welt, die Hitze aus Muspelheim sendet, ist unwandelbar und ewig. Darum stammen auch die Götter mütterlicher Seits von den Riesen, von der Materie, daher der große Haß zwischen Beiden, weil sie verwandt sind. Aus dieser Schöpfungslehre folgt also die Sterblichkeit der Götter, und sie ist die Grundlage zum Glauben an die Fortdauer. Der Satz, daß die Erde aus

dem Wasser, alle Dinge aus dem Feuchten entstanden, ist darin angedeutet, daß das Wasser das Blut aus dem Weltleibe Ymir ist.

Die Gestirne sind verirrte Funken aus Muspelheim, die in die Raumwelt (Ginnunga-gap) gekommen, und dadurch vergänglich geworden, daher sie dem Wechsel unterworfen. Sie sind nämlich Seelen verirrter Geister, die, mit der Materie vereinigt, als sterbliche Menschen später geboren werden. (Daher Seelen = Sterne, das Schicksal der Menschen von dem Stern abhängig, der in ihrer Geburtsstunde heliakisch am Horizonte aufging). Jene als Sterne glänzenden Funken sind der Gegensatz der Wolken, d. h. der unstäten, trüben Gedanken des Planetenleibes (Ymirs). Die Sterne, diese verirrten Lichter des Geistes, sind zwar in Ymirs Schädel eingeschlossen, aber höherer Abkunft und die beständigen Feinde der „hartmüthigen" Wolken. Die Eingeschlossenheit der Muspelheimischen Funken in Ymirs Schädel ist auch der Grund, warum die Planeten dem Einfluß der Riesen ausgesetzt sind.

Später schuf Odin Zwerge aus dem Erdenstaub, nach anderer Angabe empfingen sie Leben in Ymirs Fleische. Begabt mit Verstand und Gestalt der Menschen, blieben diese Maden dennoch im Gestein und in der Erde. Also nur Menschen und Zwerge sind erschaffen, Götter und Riesen gleichsam von selbst aus dem Chaos hervorgegangen, denn Börs Söhne mußten das erste Menschenpaar aus zwei Bäumen, aus Esche und Erle, zimmern. Odin hauchte ihnen Odem ein, Wile gab ihnen den Willen, Verstand, Denkkraft, und We warmes Blut *). Aber auch zwischen den Zwergen

*) So berichtet die jüngere Edda, hingegen die Voluspa nennt anstatt Wile den Hönir, und statt We den Lodr (Loki).

— jenen in der Stille waltenden elementarischen Kräften, deren Thätigkeit begonnen haben muß, bevor die Erde bewohnbar ward — und den Menschen waltet ein Unterschied ob. Erstere sind aus der rohen unorganischen Natur erschaffen, sie sind Maden, Würmer im Aase, aber der Mensch ist aus der organischen Natur, aus der Pflanzenwelt. Die Abstammung der Menschen aus dem Baumstamm ist in dem „Stammbaum" und im Worte „abstammen" angedeutet. Nicht zu verkennen ist auch die verschiedene Art und Weise, in welcher Riesen, Götter und Menschen ihr Geschlecht fortpflanzen. Nur ein einziger Riese war aus dem Eise entsprungen, er muß aus sich selbst Kinder zeugen, aber durch Paarung beider Füße. Daß aus dem Fuße Kinder hervorkommen sollen, ist zwar nach physischen Gesetzen unbegreiflich, aber der Symbolik ist nichts unmöglich. Ich erinnere hier nur daran, daß die Traditionen der verschiedensten Völker schon das bloße Zeichen eines Fußes auf die Fruchtbarkeit der Frauen einwirken lassen, so z. B. in Indien der Fußtapfen des Buddha auf Ceylons höchstem Berge, von den Mahomedanern „Adams Pik" genannt (Ritter Vorh. d. Völkergesch. S. 335); ferner das bei der Quelle Groosbank zu Spaa in die Erde eingedrückte Zeichen vom Fuße des heil. Remaklus, zu welchem unfruchtbare Frauen wallfahren (Wolf N. S. Nr. 143). Auf einem Felsen der Alb bei Heuberg in Schwaben, wo sich die Trümmer der Burg Rosenstein erheben, sah man noch zu Anfang dieses Jahrhunderts die Spur eines Menschenfußes in Stein, den die Regierung mit Pulver sprengen ließ, weil Aberglaube damit getrieben worden (Lang's Taschenb. f. 1800, S. 129—136). Welcher Aberglaube? läßt sich aus dem vorhergehenden Beispiel schließen. Wie alt diese Vorstellung sey, geht

schon daraus hervor, daß das *pedum* (v. pes, pedis) des Osiris eine Bürgschaft des Kindersegens war. Die Sprache deutet darauf schon durch die Verwandtschaft v. ποθος (cupido) und ποδος (pedis), durch die Ableitung des Wortes πατὴρ (pater) v. πατεω an, vgl. βατὴρ der Beschäler = Hengst und das deutsche „treten" (πατεω) vom Begatten der Hühner. Noch unzweideutiger ist das Knie ein Zeugungssymbol, die Sprache spielt darauf vielfach an *), und noch eine deutsche Sage (erzählt von Wolf Nr. 198) erhält dadurch ihr Verständniß:

Zu Nadsloo bei Dixmüde in Westflandern sieht man in der Kirche einen Grabstein, worauf folgende Geschichte ausgehauen ist: „Es war einmal ein Mann in dem Dorfe, der war dem Trunk und Fluchen ergeben. Es begab sich, daß seine Frau guter Hoffnung wurde. Als sie gebären sollte, trat eben der Mann ins Haus, trunken und fluchend. Die Frau rang und schrie in ihren Schmerzen, er solle doch eine Wehmutter holen, aber er achtete ihrer Bitte nicht, so daß sie eines jämmerlichen Todes starb. Ehe sie aber die Augen schloß, wünschte sie dem Gefühllosen, daß er dieselben Schmerzen erdulden müsse, die sie erduldet habe. Mit diesem Wunsche verschied sie. Noch war sie nicht lange todt, als des Mannes rechtes Bein zu schwellen anfing, und immer mehr schwoll, bis zu einer ungewöhnlichen Dicke. Die Aerzte thaten allerhand dafür, legten Pflaster und Salben auf, aber alles vergeblich. Das dauerte neun volle Monate. Als diese herum waren, nahmen eines Morgens die Schmerzen auf eine grausame Weise zu, und ließen nicht nach während dreier Tage. Die ärgsten Martern hätten nicht so peinigen kön-

*) Sanskr. jan sich fortpflanzen, janu das Knie, vgl. γένω, gi-gno mit γονυ, hebr. brach, brüten, berech Knie, bericha Fortpflanzung, bircaim (nicht Kniee sondern) Mutterschoos (Hiob 3, 12. vgl. 31, 10.) Aus der Kniescheibe (lat. poples) ging das Volk (populus) hervor.

nen. Am Ende des dritten Tages aber öffnete das Bein sich in der Gegend des Knie's, und ein — lebendiges Kind ging daraus hervor, welches jedoch bald mit dem Manne starb. Weil die Geschichte so merkwürdig war, hat man sie auf dem Grabstein ausgehauen, und sie daneben auch in dem Kirchenbuche aufgeschrieben.

Was nun die Abstammung der Menschen aus Bäumen betrifft, so finden sich noch in Deutschland dunkle Erinnerungen an diesen Mythus. Unter den Handwerkern hat sich noch jetzt der Reim erhalten:

Darauf bin ich gegangen nach Sachsen,
Wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen.

Dieß erklärt sich daraus, daß die Sachsen mit ihrem ersten König Aschanes (Askanes oder Askanius?) mitten im Walde aus den Harzfelsen bei einem Springbrunnen herausgewachsen zu seyn vorgaben. Schon die frühesten Bibelausleger haben den Askanes der noachidischen Völkertafel (1. Mos. 10, 3. Jer. 51, 27.) als den Repräsentanten des deutschen Volkes erkennen wollen. Die Juden nennen noch jetzt Deutschland: Ashkanes. An Ascanius (den Sohn des Aeneas), mit Grimm, zu denken, ist gar kein haltbarer Grund vorhanden, denn die Deutschen haben sich nie von Troja abkünftig gerühmt, wie es doch die Franken und Britten thaten. Man könnte bei Ask (Esche) auch an Iskio, den zweiten Sohn des Mannus (Mann), denken, von welchen die Iscaevonen, ein deutscher Volksstamm, sich herleiten, daher die Ascisburg (Asburg, auch Asperg?) der Istävonen am Rhein (Leo in Haupts Ztschr. II. S. 534). Grimm findet ein Bedenken darin, daß die Frau, nicht ihrem Manne entsprechend, Eskja heißt — weil sich dann Beide verhielten, wie Meschia

und Meschiane, das aus dem Baume *) hervorgegangene erste Menschenpaar in der persischen Schöpfungsgeschichte — sondern Embla; **emla** bezeichnet ein geschäftiges rühriges Weib (Graff Sprachsch. I. 252 v. **amr, ambr, ambl: labor assiduus**). Kanne dachte deßhalb das griechische *μελια* (Esche) hieherziehen zu müssen **), dann durfte bei den ersten Menschen, wenn das Weib gleichfalls nach der Esche hieß, an die Weltesche Ygdrasil gedacht werden. Ein anderer Gelehrter, der die Istävonen mit dem gothischen Geschlechte der **Astingi, Azdingi** zusammenhielt, veranlaßte Grimm, hier einen Wegfall der **aspirata h** zu vermuthen. So würde der Ast zum mythischen Dänenkönig Hadding, welchen Grimm aus mehrern Gründen für Odin selbst gehalten hat. Und dieser als Menschenschöpfer konnte anthropisirt gar wohl zum ersten Menschen werden.

Auf den Ursprung der Materie aus dem Feuchten, deutet nach Grimms Herleitung von **hrim** (Reif, Thau) der Name Ymir, welcher durch Versetzung der Buchstaben entstand (**hrimkaldr** = reifkalt), alle Riesen heißen **hrimpursar,** d. i. Reifriesen. Nahe liegt aber auch die Ableitung von **ymja** (tosen), so daß Ymir der Rauschende wäre. Der aus Ymirs Füßen hervorgegangene Buri ist eigentlich aus dem Stein geboren, denn er war dadurch entstanden, daß die Kuh den salzigen bereiften Grund geleckt, die Kuh hatte ihn gleichsam aus den Steinen geleckt, und da **Buri** einen Gebornen ***) bedeutet, so wäre in Berücksichtigung, daß

---

*) Er heißt Reiba, also eine Eiche (robor).

**) Aus welcher nach Hesiod (*Εργ.* 147) das Menschengeschlecht des dritten Weltalters stammt.

***) Im Rigsmal 105a wird Burr das erste Kind von Fadir und Modir genannt.

er vor der Schöpfung Asks aus der Esche da gewesen, an die Deucalionische Erschaffung der Menschen aus Steinen (vgl. Matth. 3, 9.) zu erinnern, die das Sprichwort „Stein und Bein schwören" erklärt, wie auch Stein (*ripa* = litus, λιθος) und Bein (Rippe = latus) im arabischen Jbn, das Stein und Kind bedeutet, in Einen Begriff zusammenschmelzen. Daß beide Formen der Menschenschöpfung, die aus dem Stein und jene aus dem Baume sehr wohl neben einander bestehen konnten, beweist bie Frage der Penelope an ihren Gast (Odyss. 19, 163.): ob er aus der Eiche oder aus dem Felsen geboren sey?

Nachdem die Götter Himmel und Erde geordnet, das erste Menschenpaar aus Esche und Erle erschaffen, Midgart (die Erde, die man sich als Weltmitte dachte, nämlich zwischen Himmel und Hölle) den Menschen zum Aufenthalt angewiesen hatten, richteten sie sich selbst eine Wohnung ein, die sie Asgard nannten. In dieser Götterburg war ein Ort Ithavöllr, wo sich die Asen versammelten, und zuerst einen Hof zimmerten, worin zwölf Plätze waren, ohne den Hochsitz Odins. Dieser stand auf dem Platze Hlidskjalf, von wo aus der Gott alle Welt und jedes Menschen Thun durchschaute *). Mit Hülfe der Zwerge führten sie nun auch eine Brücke auf von der Erde zum Himmel, von ihnen Bi frost (die bebende Brücke), von den Menschen der Regenbogen genannt. Sie ist das kunstvollste und stärkste Werk, dreifarbig; aber der rothe Streifen in der Mitte ist brennend Feuer, damit

*) In Grimms Kinderm. Nr. 35. wird von einem Menschen erzählt, den der heil. Petrus in den Himmel eingelassen, und und der neugierig zuletzt auf den Stuhl des Herrn stieg, von welchem herab man Alles auf dem ganzen Erdkreis überschauen kann.

kein Fremder den Göttern nahe. Einer Weihsage zufolge wird diese Götterbrücke, die schon S. 64 als der Weg der Seelen zum Himmel erkannt wurde, am Ende der Tage zerbrechen. Denn da die Götter auf ihr zur Erde niedersteigen, so ist ihre Bestimmung nach dem Weltuntergang, wo die Götter selber aufhören, zu Ende. Halten wir fest, daß man sie vorzugsweise als die Seelenbahn betrachtete, auf welcher die gereinigten Geister den Rückweg zum Himmel antreten, so erklärt sich ihre Bedeutsamkeit im Todtencultus. Denn auf Runensteinen, d. h. auf Grabsteinen mit Runenschrift, liest man, daß Brückenbauen verdienstlich und heilfördernd für die abgeschiedenen Seelen sey. Mehrere Beispiele führt Geijer (Urgesch. S. 131 Anm. 2) an: „Nageilfr ließ diese Brücke bauen für Anund, seinen „guten Sohn" — „die Mutter baute die Brücke für ihren einzigen Sohn". (Auf einem Runenstein in Uppland, Göranssons Bautil. 146). „Holfast ließ die Brücke machen für Hame, seinen Vater, der in Viby wohnte." „Holfast ließ den Weg bahnen für Igul und Ura, seine liebe Frau." (Runenstein bei Södertelje, Bautil. 829). Auf dem Sundbystein in Funbo in Uppland ist die Rede von drei Geschwistern, die eine Brücke über eine Furt geschlagen für ihren Vater (**Verelii Runograph. Scandin.** p. 45). Dieser Glaube, daß eine Brücke, zur Bequemlichkeit für Reisende zu bauen, dem Erbauer nach dem Tode den Untergang über die Seelenbrücke erleichtere *), ist in's Christenthum übergegangen. Einer

*) Die Brücke, als Uebergang aus dem Irdischen in die Ewigkeit, muß auch den Alten bekannt gewesen seyn, denn gerade der Cultus der Todtengöttin Demeter in Eleusis, wo man in ihre Mysterien sich einweihen ließ, um nach dem Tode unmittelbar ins Elysium einzugehen, besaß Brückenpriester (*Γεφυραῖοι*), die Göttin selbst hatte dort das Prä=

Tradition zufolge entstand die Rhonebrücke über die Insel Bartelasse, unfern von Avignon, auf höhere Eingebung. Ein Schäfer in der Umgegend, Namens Benazet (Benedict), erhielt vom Himmel den Befehl, die Bürger Avignons aufzufordern, zum Besten der Pilger, die nach Rom und Jerusalem — letzteres ist als Abbild des himmlischen Jerusalems aus der Apokalypse bekannt — wallfahren, eine Brücke über die Rhone zu bauen. Der Bischof von Avignon forderte einen Beweis der göttlichen Sendung von dem Schäfer. Dieser bestand darin, daß er einen ungeheuern Felsblock auf die Schultern lade, und ihn als Grundstein zur Brücke in den Fluß werfe. Das Wunder geschah, und der Brückenbau wurde beschlossen (Mylius Reis. durch Südfrankreich II. S. 273). Aus diesem Gesichtspunkte wollen auch die vielen Legenden erklärt seyn, in welchen der Teufel die Heiligen am Brückenbau zu hindern strebt. Leicht ließe sich die Quelle von der Verdienstlichkeit des Brückenbaues bis nach Indien, dort wo die Wiege aller Religionen ist, verfolgen, denn im Epos Ramayana liest man: als der Halbgott Rama — in welchen sich Wischnu, das Prinzip des Heils in der brahmanischen Dreifaltigkeit (Trimurti) incarnirt hatte — von dem schwarzen Ravana, dem Anführer der aus dem Lichtreich (**Maha Surga**) gestürzten rebellischen Geister, mit Krieg überzogen ward, hatte der Affengott Hanuman, mit seiner Affenschaar dem Rama zu Hülfe kommend, weil das Meer hemmend entgegentrat, eine Brücke nach der Südspitze der

---

dicat *Γεφυραῖα* (Brückenfrau). Und in Rom war der Priester ebenfalls ein Brückenmacher (ponti-fex), weil er das Amt der Seelsorge verwaltet.

heiligen Insel Lanca (Ceylon) gebaut *). Bedeutsam ist hier, daß eben ein Affe diesen Dienst verrichtet, denn in Aegypten ist der affengestaltige Kynokephalos das priesterliche Abzeichen, und wird als Führer der Seelen in die Unterwelt auf Mumiengemälden niemals vermißt. Er auch hält den Wagebalken, wenn die guten und bösen Handlungen des Verstorbenen im Amenthes gewogen werden, und nimmt den Platz des guten Genius, dem wolfsgestaltigen Ankläger gegenüber, ein. Daß die Indier eine Seelenbrücke kennen, wurde schon S. 64 angedeutet. Von dort mochte diese Vorstellung nach Persien eingewandert seyn, denn **Tschine-vat** heißt: Pfad der Gins (Genien, Geister). Diese Brücke führt aber nicht bloß nach dem Ort der Seligkeit (**Behesht**), sondern auch in den Ort der Verdammniß (**Duzak**), während der Islam nur eine Paradiesesbrücke (**Sirat**) besitzt, hingegen der Scandinavier außer der Regenbogenbrücke (**Bifröst**) auch noch eine nach Helheim führende Brücke kennt.

III. Die Asen.

Das herrschende Geschlecht der scandinavischen Götter führte den Namen Asen (**aesir**), eine Benennung, die vielleicht nur zufällig an das gleichbedeutende etruscische **aesar** (*αισοι θεοι ὑπό τῶν Τυῤῥηνων*, **Hesych.**) mahnt, was ich nur deßhalb hier bemerke, weil diese Vergleichung so oft gemacht worden ist, ohne daß man dabei auch auf die Etymologie Rücksicht nahm, denn das griechische Wort bedeutet: Vertheiler der Schick-

*) Dies geschah, indem er 10 Felsen, deren jeder 64 Meilen im Umfang hatte, mit einer einzigen Handbewegung ins Meer warf.

falsloose, *αἶσα* vgl. *Αἴσακος*, jenen trojanischen Heros, der von dem Traumdeuter Hermes abstammt; die Asen hingegen hießen ursprünglich **anses**: Balken, wofür der Grund S. 226 Anm. angegeben worden ist. Jornandes betrachtet die Asen nur als Halbgötter (**Semidei**), doch bloß, um sie von ihrem Vater Odin, dem eigentlichen und einigen Gott, zu unterscheiden, dessen verschiedenen Thätigkeitsäußerungen in zwölf Monaten des Jahres deren Personifizirung durch die Asen veranlaßt haben mochte. Die erste Kraftäußerung des Schöpfers im Frühling ist sein Sieg über die zerstörungslustigen Naturkräfte, welche im Winter die ganze Natur in Banden hielten. Ich eröffne daher die Reihe der Asen mit dem „Asenfürsten" (**Asabragr**), wie

Thor,

der Donnergott, in der Edda heißt. In Norwegen und Island ward er sogar noch über Odin gesetzt, gewöhnlich aber mit ihm zugleich genannt (Grimm S. 147). In der Volksversammlung zu Thrandheim ward der erste Becher dem Odin, der zweite dem Thor gebracht; das Herbartlied setzt Odin über Thor. Wie weit aber des Letztern Verehrung noch außer dem Norden verbreitet war, ließe sich daraus entnehmen, daß auch der keltische Donnergott: Taranus hieß (**taran**, Donnerschlag, **taranu**, wettern, gälisch: **torun**, Donner), bei den esthnischen Finnen hieß Taran, der über die Witterung und den Donner *) herrscht (Mone heidn. Eur. I. S. 74), bei den Lappen: Torden **), bei den Tschu-

*) Ihm wurden Hammer und Eisenhandschuhe beigelegt.

**) Ihm wurden hölzerne Hämmer in Bergspalten oder Felshöhlen zum Opfer hingelegt.

vaschen Tora, bei den Sachsen hieß er Thunar (Donner), bei den Angelsachsen Thunder und Thor. Ferner bezeugen die weite Verbreitung des Thorscultus die vielen nach ihm genannten Ortschaften und Berge, nicht bloß in Scandinavien, wo Thorsberg in Gothland (Thorslund), Thorsklint in Ostgothland u. a. uns begegnen, sondern auch in den verschiedenen deutschen, selbst slawischen Landstrichen, als: Thorn, die bekannte Stadt in Preußisch-Polen; ebenso heißt ein Stift im Lüttichschen, Thoran (jetzt Drewen genannt), Städtchen in Voigtland, Thorenburg (jetzt Dornberg *), Lustschloß im Anhaltischen, Dornburg an der Saale im Weimarschen (hier soll Thor verehrt worden seyn), Thorgau, an der Elbe in Preußisch-Sachsen, Thorsberg in der Grafschaft Falkenstein, Thorberg, Landvogtei im Canton Bern; Tarnow in Polen und Tornow in Schlesien dürften wohl auch hieher gezählt werden, in Anbetracht, daß die Wenden und Slawen so manchen nordischen Gott in ihren Götterkreis aufnahmen. Der Thunersberg bei Warburg, Donnerschwee bei Oldenburg, Donnersreut in Franken, Donnersted in Braunschweig, Donnerkaute in Hessen, Donnersbühl in der Schweiz u. a. m. Das oldenburgische Donnerschwee scheint wie das oben erwähnte Odense auf einen ehemaligen Tempel (ve) des Gottes hinzuweisen.

Durch die Vermählung des Himmels mit den Dünsten der Erde entsteht der Donner, darum ist Thor von Odin mit der Erde (Jörtha) gezeugt. Seine Pflege-

*) Wahrscheinlich ist Dorn, wie Zorn ebenfalls, aus Thorn entstanden, der brennende Dorn läßt sich mit dem Donnerkeil sehr wohl vergleichen. Der Hebräer hatte für Dorn und Sommer (dessen Manifestation der Donner ist), nur Ein Wort.

ältern sind aber der Sturmriese Vingnir (der Beschwingte) und Hlora (die Funkelnde), seine Gemahlin die Erndtegöttin Sif, seine Söhne Modi (Muth) und Magni (Stärke). Der Flügelschwinger und die Funkelnde eignen sich allerdings zu Pflegeältern des in Sturm und Flamme daherfahrenden Gottes, dem dieses geflügelte Wesen nicht von der schwerfälligen Mutter Erde angeboren seyn kann. Ueberall, wo Thor sich zeigt, ist er der mächtigste Gott, in ihm vereint sich der Mittelpunkt der Kraft. Er vertritt alle andern Götter gegen die bösen Riesen, die er mit seiner allbesiegenden Waffe, dem Hammer Mjölnir (Zermalmer) zermalmte. In Schleswig und Holstein hört man noch jetzt den Fluch: „Daß dich der Hammer treffe!" (Finn Magnusen, nord. Arch. S. 139), während sonst der Deutsche mit dem kürzern „Donnerwetter!" seinem Zorn Luft macht. Daß dieser Hammer ein Symbol des Donnerkeils war, sieht man aus Saxo, welcher erzählt, daß der dänische Prinz Magnus Nilsson, der zum König der Gothen gewählt wurde, auf einer Insel in Schweden einen Jupiterstempel zerstört habe, der ehedem für heilig galt, und daß er als Siegeszeichen große dort gefundene Hämmer heimgebracht habe, die Jupitershämmer seyen genannt worden (quos *Joviales* vocabant). Die Schweden hießen noch zu Saxo's Zeit den Magnus dieser That wegen „Heiligthumsräuber" (coelestium spoliorum raptorem). Die Heiligkeit des Donnerstags, welche in christlicher Zeit nur noch durch die an diesem Tage den Elfen und Zwergen zugeschriebene erhöhte Wirksamkeit (vergl. S. 169 Anm), sowie darin angedeutet ist, daß eben am Donnerstag vor Weihnacht das gespenstische Posterli in der Schweiz — jetzt freilich nur noch als Mummelschanz und Scherz — seine Rolle spielt,

und am Fastnachtsdonnerstag das wilde Heer in den Hirselberg sich zurückzieht, gibt die ehemalige vorzugsweise Verehrung des Thor genügend zu erkennen.

Ueber die Heiligung des Donnerstags (*Thors* day, wie ihn die Engländer nennen) finden sich noch mehrfache Spuren. So hielt man es im Mecklenburgischen früher für unrecht, diese oder jene Arbeit, namentlich am Hopfen, vorzunehmen (Dav. Franck, Alt u. Neu Mecklenburg I. S. 59). Am Donnerstag Abend darf man nicht spinnen, weil der Böse sonst eine leere Spule in die Stube wirft, mit dem Zurufe: „Spinnt auch diese voll!" (Kuhn, M. S. p. 379). Der Donnerstag ist besonders günstig, um Heilquellen zu besuchen, überhaupt Heilungen von Krankheiten vorzunehmen (Lex. Myth. 961), denn dem Thor schrieb man ehedem die Wiederverleihung der Gesundheit zu, weil sein Hammer von den Todten erweckt (284 Anm). Daher opferte man dem Thor auch, nach Adam von Bremen, bei ansteckenden Krankheiten, und wenn man trank, pflegte man über dem Becher das Hammerzeichen zu machen. Die Donnerkeile, welche das Haus vor Gewitterschäden schützen, verschaffen den Kranken Erleichterung (Müller, Altd. Rel. S. 246). Und weil das Feuer Krankheiten hinwegnimmt (Saem. 27[b]), indem es die Luft reinigt, darum brannte dem Thor in seinen Tempeln ein ewiges Feuer (s. w. u.), Thor sorgt für das Fortblühen der Geschlechter, darum weihte sein Hammer Ehebündnisse, und sein Tag, der Donnerstag, gilt in Niedersachsen noch jetzt für besonders günstig zu Hochzeiten (Müller a. a. O.). Ueber Starkodhr verhing er in seinem Zorn, daß er der Letzte seines Geschlechtes seyn sollte (Forn. sög. III., 32). Die Schnepfe, deren Flug nahendes Gewitter verkünden soll,

heißt die Donnerstagsziege (Grimm, S. 168), weil sie dem Thor geheiligt war, und da sie mit einer Ziege nicht die geringste Aehnlichkeit hat, so muß wohl zugleich an Thors Böcke, an die Ziege als Sternbild, deren Aufgang die ersten Gewitter bringt, und die schon von der Sprache mit Blitz und Sturm in Verbindung gebracht wurde (siehe S. 287), gedacht worden seyn.

In dem heidnischen Liede **Höstlanga**, Fragm. 1, **Nr. 1 (Thorlac. Ant. Bor. Spec. VI.)**, heißt Thors Hammer „der Klippensöhne (Zauberer = Riesen) Feuerfeind." Noch nennt man glatte, an beiden Enden zugespitzte Feuersteine, die man häufig in der Erde, besonders in Grabhügeln findet, „Donnerkeile" (**Thor viggar**). Eben diese Heiligkeit des Hammerzeichens, wodurch die Unholde des Winters überwunden wurden, veranlaßte in der Folge, das Zeichen des Kreuzes mit Thors Hammer zu verwechseln (Geijer, Urgesch. Schwed. S. 127 Anm.). Insofern Thors Hammer die Winterriesen, d. i. die Dämone der Unfruchtbarkeit, besiegte, konnte er nach der Einführung des Christenthums leicht durch das Vervielfältigungszeichen (+) ersetzt werden; wobei ich an die Kreuzigung der Psyche durch den Liebesgott (Böttigers Kunstmyth. II. S. 462), an des Ausonius Idylle: **Cupido cruci affixus**, an das Venuszeichen ♀ (welches die Vereinigung des Männlichen + und Weiblichen ⊙ bedeutet), an den in ein + sich endigenden Stab der syrischen Venus (Astarte) auf Münzen von Sidon ꝛc. erinnere, das in Indien noch heute als Symbol der Befruchtung verwendet wird, wo es der Ehengott Vollear auf der Stirne trägt (**Paullini Syst. Brahm. p. 172**). Aber auch der europäische Norden kannte es, denn Geijer (Urgeschichte

Schwedens S. 127 Anmerk.) bestätigt dieß mit den Worten: „Das Kreuzeszeichen reicht in das älteste Heidenthum hinauf." In den sogenannten Kummelgräbern, diesen ältesten Denkmälern Scandinaviens und des westlichen Europa — man findet sie in Scandinavien, auf den dänischen und britanischen Inseln, auf Jütland, in Holland (wo man sie Hömenbetten heißt), in Frankreich, im nördlichen Spanien und selbst in Portugal — entdeckte man, außer Urnen, Streithämmern und Keulen von Hornstein, auch kleine, gleichsam glatt geschliffene runde Steine, theils in der Mitte durchbohrt, theils ganz und eiförmig mit vielen eingegrabenen Kreuzeszeichen (vergl. Gött. Anz. 1824, Nr. 70., 71.) Hier sollte es wohl, wie der Phallus oder Lingam in indischen Gräbern (N. Müller, Gl. W. u. Kunst d. Hindu S. 555), der sich aber auch in Westindien in Gräbern vorfand (Lit. Gaz. 23. Avr. 1842), ein tröstendes Sinnbild der Wiedergeburt aus dem Tode seyn? daher die Mythe: Dionysus habe den Phallus vor die Thore des Hades gepflanzt, und das phallisch dargestellte Bild des Hermes beim Anblick der Todtengöttin Persephone (Cic. N. D. III., 22, 56. cf. Herod. II., 51). Nun ist auch erklärlich, warum das abgestumpfte Kreuz (T), das in den Isisprocessionen der Aegypter eine wichtige Rolle spielte, und noch von den gnostisirenden Ophiten (Schlangenbrüder) gebraucht wurde, auch auf Denkmälern der Tempelherren vorkommt, in neuerer Zeit zum Hammer der Freimaurer ward.

Daß das Hammerzeichen, welches die Heiden mit dem Kreuzeszeichen verglichen, heilig war, erhellt daraus, daß Thor Balders Scheiterhaufen mit seinem Hammer weihte (Edda Dämis. 49).

In Süddeutschland hat sich noch eine Sage erhalten, die den Hammer als Einweihungszeichen von Kirchen kennt, ein Beweis, wie weit nicht nur Thors Cultus sich verbreitet hatte, sondern auch, wie schwer ihn das eindringende Christenthum zu überwinden vermochte. Die Sage ist von Baader in Mone's Anz. f. Kunde deutsch. Vorz., Jahrgang 1839, mitgetheilt, und lautet wie folgt:

Die drei uralten Kapellen bei Scheflersheim, Oberwittighausen und Grünfeldhausen wurden von Riesen erbaut, welche die schweren Steine dazu in ihren Schürzen herbeitrugen. Als das erste Kirchlein fertig war, warf der Baumeister seinen Hammer hoch durch die Luft, mit dem Vorhaben, da wo er niederfalle, wieder eine Kapelle zu bauen. In einer Entfernung von zwei Stunden fiel der Hammer zu Boden, und daselbst wurde das zweite Kirchlein errichtet. Nach dessen Vollendung warf der Riese den Hammer ebenso, wie das vorige Mal, durch die Luft, und erbaute sodann auf dem wieder zwei Stunden entfernten Platze, wo der Hammer niederfiel, die dritte Kapelle.

Daß Thor, der Bekämpfer der Riesen, hier selber zum Riesen wurde, ist Einfluß des Christenthums, das seine Vorstellung von Riesen als Baukünstlern aus dem Heidenthum entlehnt hatte (s. S. 11), aber hier nicht Thor selber eine Kirche bauen lassen konnte, weil sonst Thor dadurch seine Verehrung gegen Christus, der seinen Donnerkeil nun sich zugeeignet (Grimm, S. 167), kund gegeben hätte.

Grimm (in Haupts Zeitschr. f. d. Alt. V. S. 72) findet sich durch eine Notiz in **Thoms Anecdotes and traditions derived from ms. sources Lond. 1839 p. 84: „The holy mawle, which they fancy**

hung behind the churchdoor, which when the father was seaventie, the sonne might fetch to knock his feather in the head, as effete and of no more use" zu der Bemerkung veranlaßt: „Waren Hämmer (mawle, maillet, malleus) oder Schlägel am Eingang heidnischer Tempel wirklich aufgehangen oder bildlich ausgehauen, so mögen die Bilder, wie bei anderm Anlaß, auch noch auswärts an der Mauer christlicher Kirchen eine Stelle gefunden haben, oder in's Stadtthor gemauert worden seyn. Ursprünglich konnten sie Darstellungen des heiligen Hammers des Donar gewesen seyn, die man hernach auf jenen Volksglauben (daß grausame Söhne sich des, ob zwar nicht ausgeübten Rechts bedienen konnten, ihre siechen Eltern durch den Hammer einen schnellern Tod sterben zu lassen) deutete. In mehrern schlesischen und sächsischen Städten hängt am Stadtthor eine Keule mit der Inschrift:

Wer den Kindern gibt das Brod
Und selber dabei leidet Noth,
Den schlagt mit dieser Keule todt.

Zu Osnabrück stand (nach Strodtmann p. 119) der Reim vor einem Hause (es wird nicht gesagt, ob mit aufgehangener, ausgehauener oder bloß gemalter Keule):

De sinen kindern gift dat braut,
un lüt sülvest naut,
den sall me slaun mit der kusen daut.

Also auch hier Beziehung der Keule auf den Todschlag des Greises, nur so gewendet, daß er ihm gleichsam als Strafe für die Thorheit, sich allzufrüh seiner Habe zum Besten der Kinder entäußert zu haben, ge-

bühren soll. Es sind also drei Stufen des Mythus und dießmal zugleich des Symbols: 1) der Hammer des Gottes, 2) der Bezug auf den alten Vater, 3) die mitleidige Deutung dieses Bezugs; die englische Auslegung muß nothwendig der deutschen als frühere vorangehen."

Diese Betrachtungen regen von selber zu der weitern Frage auf: Bestand vielleicht die Einweihung der Todten mit dem heiligen Hammerzeichen in dieser barbarischen Handlung des Vatermordes? oder schlug man dem bereits Verschiedenen den Schädel ein, um dem Scheintod vorzubeugen? Der erstere Fall wäre insofern der wahrscheinlichere, weil man es für schimpflich hielt, eines natürlichen Todes zu sterben. Wie man in Dänemark sich mit dem Speer für Odin ritzte, von einem Felsen sich herabstürzte ꝛc. (vergl. S. 147), so wird man in Norwegen und Island, wo Thors Cultus überwiegend war, sich mit dem Hammer dieses Gottes ihm geweiht haben*). Die vom Blitz Erschlagenen galten schon bei den Hellenen für besondere Lieblinge des Zeus, die der Gott sich selber zum Opfer ausgewählt. Herrschte dieser Glaube auch bei den Scandinaviern, so liegt die Vermuthung nahe, daß der Sieche mit dem Symbol des Donnerkeils künstlich nachhalf, und wer diesen letzten Dienst dem Sterbenden erwies, wird also mit ganz andern Augen angesehen worden seyn, als es nach den Ansichten eines erleuchtetern Zeitalters der Fall wäre.

Insofern Winter und Unfruchtbarkeit gleichbedeutende Begriffe sind, Thors Donnerkeil aber die Eisriesen er=

---

*) Die wiederbelebende Eigenschaft dieses Hammers, die sich an Thors geschlachteten Böcken erprobte, läßt so etwas vermuthen; wer an der Krankheit starb, galt nicht als Opfer des Gottes, war der Hela und ewiger Nacht verfallen.

legte, erklärt sich daraus, warum mit Thors Hammerzeichen die Ehen eingeweiht wurden, wie ein Dichter singt:

„— Es dröhnt mit ernstem Donnerschlage
Thor das Jawort in den heiligen Bund."

Die Gesundheit, die man beim Opfermahl dem Thor brachte, bezeichnete man durch das Hammerzeichen über dem Trinkhorn (**Heimskr. Hakan Adelstans Fostressaga c. 18**). Das Zerhämmern der Riesen mit dem Donnerkeil oder Thors Hammer bildete, nachdem das Christenthum die naturfeindlichen Eigenschaften der Riesen auf den Tod und den Teufel übertragen hatte, folgende Sage:

Der fromme Schmied von Jüterbok hatte eines Abends einen heiligen Mann beherbergt, der ihm vor der Abreise gestattete, drei Bitten zu thun. Er bat erstlich, daß sein Lieblingsstuhl hinter dem Ofen die Kraft bekäme, jeden ungebetenen Gast auf sich festzuhalten, bis ihn der Schmied selbst loslasse. Zweitens, daß sein Apfelbaum im Garten die Daraufsteigenden nicht herablasse. Drittens, daß aus seinem Kohlensack keiner herauskäme, den er nicht selbst befreite. Nach einiger Zeit kam der Tod, gerieth auf den Sessel, und mußte dem Schmied noch zehn Jahre schenken, daß er herunterkam. Als diese Frist verlaufen, kam der Tod wieder, und stieg auf den Apfelbaum. Sogleich rief der Schmied seine Gesellen herbei, die mit Stangen den Tod jämmerlich zerschlugen; diesmal ward er nur unter der Bedingung los, daß er den Schmied ewig leben lassen wolle. Glieder- und lendenlahm zog der Tod ab, begegnete unterwegs dem Teufel und klagte ihm sein Herzleid. Dieser lachte ihn aus und meinte, mit dem Schmied fertig zu werden. Der Schmied verweigerte aber dem Teufel ein Nachtlager; wenigstens werde die Hausthür nicht mehr geöffnet, er müsse denn zum Schlüsselloch einfahren. Das ist dem Teufel ein Leichtes, allein der Schmied hatte den Kohlensack vorgehalten, band

ihn alsbald zu, wie der Teufel darin war, und ließ nun auf den Ambos wacker zuschmieden. Und als sie sich müde gehämmert, wurde der Teufel zwar wieder befreit, mußte aber zu demselben Loche hinaus seinen Weg nehmen, wodurch er hereingeschlüpft war. (Grimm Kinderm. III. S. 145.)

Der Schmied von Jüterbok war unstreitig Thor selbst, denn Jüterbok bedeutet den Gott (Bog) der Frühe (jutra) bei den Wenden. Thors Wirksamkeit beginnt aber mit dem Jahresmorgen. Daß die Wenden dem Thor in ihrem Pantheon einen Platz eingeräumt haben werden, lassen schon die nach ihm genannten Ortschaften wendischer Bevölkerung vermuthen (s. S. 277). Aber eine Lithauische Volkssage, welche die Anbetung des Hammers erklären soll, legt hier ebenfalls Zeugniß dafür ab:

Einst hatte man viele Monate hindurch die Sonne nicht gesehen, indem ein mächtiger König sie in einem festen Thurm in Verließ gehalten. Endlich brachten die Zeichen des Thierkreises ihr Hülfe, sie sprengten mit einem eisernen Hammer die Pforte des Thurmes auf, und gaben die nun befreite Sonne den Menschen zurück. Aus diesem Grunde, berichten die Lithauer, wird der Hammer, welcher das Licht wiedergegeben, angebetet. (Tettau und Temme, Litth. Volksſ. S. 28.)

Jedermann erkennt in dem König den Winterriesen, in dem Verließ die Eisdecke, in den Zeichen des Thierkreises die Asen, in den Hammer den des Thor, des Asenfürsten. Er ist der Befreier der Sonne, denn er führt den Frühling herbei.

Ein dritter Beweis der Mischung von scandinavischen und slawischen Gottheiten unter den Wenden wäre vielleicht in Folgendem enthalten:

Die alten Preußen erzählten, daß die Sonne an den Mond verheirathet gewesen sey. Aus dieser Ehe waren

die Sterne entsprossen. Als aber der Mond seiner Gattin später ungetreu ward, und dem Morgenstern seine Verlobte entführte, ward er zur Strafe von dem Donnergott Perkun mit einem scharfen Schwerte zerhauen. Die zwei Hälften, in die er gespalten ward, sind noch in dem ersten und dritten Mondviertel zu sehen. (Ebds. S. 28.)

Hier ist Perkun anstatt Thor genannt, aber der Wechsel des Geschlechts — denn nur die germanischen Völker kennen die Sonne und den Mond, den Slaven ist der Letztere weiblich, die Sonne männlich — beweist eben, daß den heidnischen Preußen durch ihre, als Anwohner der Ostsee unvermeidliche Berührung mit den Dänen und Finnen auch scandinavische Religionsbegriffe nicht fremd geblieben seyn können.

Thor besitzt auch einen Gürtel (den Thierkreis), der ihm, wenn er ihn um sich spannt, doppelte Stärke verleiht*) und ein Paar bezauberte Eisenhandschuh, um des gewaltigen Hammers Schaft zu fassen. Den Gürtel bezieht Wilhelm Müller auf die Gewitterwolken. **Hamar** bedeutet ursprünglich einen harten Stein, daher trug auch Jupiter einen Kiesel, das Symbol des Blitzes.

Horn (*κερας*) und Strahl (*κεραυνος*) sind in der Idee Eins. Schon darum konnten Thors Gespann zwei Böcke bilden; aber noch aus einem andern Grunde, nicht etwa, daß sie, wie Uhland meint, die Sprungfahrt über die Berggipfel versinnlichen sollen, sondern, weil die Frühlingsstürme sich erheben, wenn das Gestirn: die Ziege, heliakisch aufgeht, daher *αἴξ* Sturm und Ziege zugleich bedeutet. (**Hesych.** v. *αἰγις*). Daß des Donnerers Zeus Ziegenschild auch Stürme bedeute, erhellt aus der Iliade (4, 167. 17, 593 sq.). Der Chaldäer hatte für

*) Thor ist Besitzer des Thierkreises, denn in seinem Zeichen, dem „Stier," entwickelt die Sonne ihre größte Kraft.

Bock (barcha) und Blitz (barka) nur Ein Wort, vielleicht, weil beim Aufgang der „Ziege" in den Frühlingsstürmen das erste Gewitter sich entladet *), und den Winter verscheucht. Darum verdankte Zeus lediglich dem Ziegenschild seinen Sieg über die Giganten, und Thor fährt in seinem Bocksgespann nach Jotunland, um dann desto sicherer mit seinem Hammer die Riesen zu bändigen. Als die christlichen Missionäre Thor für den Teufel erklärten, bekam dieser den Bocksfuß und das Bockshorn und den Spottnamen „Meister Hämmerlein." (Grimm, S. 166).

Als das Plöner Schloß gebaut ward, stand der Teufel oft bei Sonnenaufgang auf dem Sageberger Kalkberg, und sah mit Verdruß das schöne Gebäude sich erheben. Als ihm aber die Fenster des Schlosses entgegen funkelten, ergrimmte er so, daß er seinen großen Hammer ergriff und hinüber schleuderte. Er hätte gewiß das Schloß zertrümmert, wenn nicht unterwegs glücklicher Weise der Hammer vom Stiel geflogen wäre. Nun flog er wieder auf eine Koppel der Dorfschaft Pehmen am Plöner See, Gemeinde Bosau, und drang so tief in die Erde, daß er eine Kuhle bildete, die meist mit Wasser angefüllt ist, und noch heute die Hammerkuhl heißt. Ein alter Eichstamm stand früher daneben, und das war der Stiel des Hammers gewesen. Man sagt auch, daß dies zu Herzog Hans Adolphs Zeiten geschehen, und der Teufel so böse geworden sey, weil der Herzog seinen mit ihm geschlossenen Contract nicht hatte erfüllen wollen. Das Loch läßt sich auch jetzt noch nicht ausfüllen, so tief ist es. (Müllenhof Schleswig ꝛc. Nr. 360.)

Auf diesen Meister Hämmerlein bezieht sich der Fluch

*) Die „Ziege" befindet sich in der Nähe des „Stiers" auf dessen Rücken das Regengestirn die „Hyaden" erblickt werden, welche der Spanier die „sieben Zicklein" nennt (Grimm S. 419.)

„Donner und Teufel" und die Redensart: „dat is en Hamer," d. h. ein Teufelskerl (Brem. Wb. II., 575), „verhammert" für: verdonnert, „der Hammer kenne sie alle!" (Schütze II., 96) für: der Teufel kenne sie alle! In Dänemark versteht das Volk unter gammel Thor den Teufel.

Daß aber die Verehrung Thors noch nicht ganz entschwunden sey, bezeugen folgende Thatsachen. Hartknoch (Alt- und Neupreußen S. 170 ff.) versichert, daß noch jetzt, obschon im Geheimen, die Bauern in Preußen die Ceremonie des „Bockheiligens" begehen. Sie kommen aus mehrern Dörfern in einer Scheune zusammen und wählen aus ihrer Mitte einen Greis zum Priester, machen dann in der Mitte der Scheune ein Feuer an, die Männer bringen einen Bock herbei, die Weiber aber Weizenmehl, welches geknetet wird. Dann setzt sich der Priester auf einen erhöhten Sitz, von welchem er an die Versammelten eine Rede hält. Dann führt er den Bock in die Mitte der Versammlung, legt seine Hände auf ihn und ruft die alten Götter nach der Reihe an, daß sie gnädig herabschauen wollen. Darauf fallen alle Anwesenden vor dem Priester auf die Kniee, beichten mit lauter Stimme ihre Sünden und stimmen dann einen Lobgesang der Götter an. Alle fassen nun den Bock an, heben ihn in die Höhe und halten ihn so lange, bis der Lobgesang zu Ende ist. Dann setzen sie den Bock auf die Erde, und der Priester ermahnt nun das Volk, das Opfer in Demuth zu verrichten, sowie es von ihren Vorfahren auf sie gekommen, es auch auf ihre Nachkommen zu bringen. Alsdann schlachtet er den Bock, fängt das Blut in einer Schüssel auf, und besprengt die Herumstehenden damit. Darauf wird der Bock in Stücke gehauen und auf Brettern

über das Feuer gelegt, um zu braten. Die Weiber machen nun aus dem mitgebrachten Mehl Kuchen, diese werden aber nicht in einem Backofen gebacken, sondern sie geben sie den Männern, welche sich zu beiden Seiten des Feuers stellen, und die Kuchen einander durch's Feuer so lange zuwerfen, bis sie gar sind. Hierauf wird das Opfermahl gehalten, das die folgende Nacht hindurch dauert. Was von dem Mahle übrig bleibt, wird sorgfältig vergraben.

Daß sämmtliche Anwesende den Bock anfassen müssen und der Kuchen durch die Hände aller Männer geht, beweist, daß hier ein stellvertretendes Sühnopfer — der Bock aus dem Thierreiche, der Kuchen aus dem Pflanzenreich, der Bock vertritt den Thor, der Kuchen seine Gemahlin, die Erndtegöttin Sif — dem heidnischen Gott dargebracht wird. Wie alle Sühnopfer, wird auch dieses im Frühjahr, wo Thor seinen Hammer wieder schwingt, stattfinden. Nur dem Thor opferte man Böcke.

Jenes Bocksopfer steht aber nicht vereinzelt da. In den Mannsfeldischen Dörfern Gödewiz, Finnstedt, Gorsleben, Zörniz und Krimpe feiert man am Himmelfahrtstag — also am Donnerstag! — ein Fest, bei welchem man eine Tonne Bier trinkt — von Bierlibationen zu Ehren Thors berichtet Geijer (Urg. Schwed. S. 242 Anm.) — und darauf in einer für das Fest erbauten Scheune, die neben der Kirche (!) steht, tanzt*). In der Mitte des vorigen Jahrhunderts versammelte man sich vor dem Tanze am Gemeindebrunnen, und trank da sieben Eimer Bier. Hierauf machte Jemand auf die Wichtig-

*) Die Tänze sind wesentlich an den Götterfesten, die vielen Volkssagen die Entstehung gaben.

keit des Festes aufmerksam, denn würde es nicht mehr gefeiert, so würde die Obrigkeit den Zehnten und noch dazu ein schwarzes Rind mit weißen Füßen und weißer Blässe, einen Ziegenbock mit vergoldeten Hörnern und ein vierspänniges Fuder Semmeln einfordern. (Neue Mittheilungen des thüring. sächs. Vereins V, 2, 130 ff.) Das Geld, mit welchem das Fest ausgerichtet wird, schießen die einzelnen Dorfgemeinden zusammen; sie erwählen zwei Bierherren, die Alles anordnen und nichts zu zahlen brauchen. Das Bier aber muß bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken werden, und jeder Fremde, der vorübergeht, muß mittrinken. In Finnstedt, Gorsleben, Zörniz und Krimpe trinkt man das Bier im Dorfe, in Gödewiz auf einem Hügel vor demselben, welcher davon der Bierhügel heißt, und auf den am Himmelfahrtsmorgen aus jedem Hause ein Bewohner kommen muß. Wenn eine Gemeinde das Fest nicht mehr feiern wollte, so wäre sie, wie man jetzt sagt, verpflichtet, einen Bock mit ganz goldenen Hörnern, zwei Fuhren Semmeln und eine Tonne Mückenfett der Obrigkeit zu liefern. Besonders wichtig ist, daß in diesen fünf Mannsfeldischen Dörfern keine andern Frühlingsgebräuche vorkommen. In dem Bock erkennt auch Grimm (S. 48) ein Thorsopfer, darauf weisen schon die vergoldeten Hörner hin. Durch das Rind scheint die Viehzucht, durch die Semmeln der Ackerbau vertreten zu seyn, wie man auch überhaupt nicht außer Acht lassen darf, daß Thor, als Lenker des Wetters, auch Befruchter der Erde ist, was schon Adam von Bremen bezeugte: **Thor praesidet in aëre, qui tonitrua et fulmina, ventos imbresque, serena *et fruges* gubernat.**

Daß diese Himmelfahrtsgebräuche lediglich dem Thor

galten, geht schon aus dem im Leben des h. Eligius (II, c. 16) ausgesprochenen Verbot hervor, einen Donnerstag im Mai heilig zu halten; und noch an andern Orten, als den hier genannten, scheinen Beziehungen zwischen Thor und dem Himmelfahrtstag obzuwalten. So sollen die aus kleinen Immortellen gewundenen sogenannten Himmelfahrtsblümchen das Haus vor Gewitterschäden schützen, weshalb man sie bis zum nächsten Himmelfahrtstage hängen läßt (Literatur-Blatt 1844, Nr. 1.). Ein ähnlicher Gebrauch wird in Gräters „Bragur" VI, 1, 126 erzählt: nämlich am Himmelfahrtstage Kränze aus weißen und rothen Blumen in der Stube oder im Stall über dem Vieh aufzuhängen, und sie erst im nächsten Jahr durch frische zu ersetzen. Ferner glaubt man, in das Haus, in welchem am Himmelfahrtstag genäht werde, schlage das Gewitter ein, und es trachte überhaupt nach allen Dingen, an welchen an diesem Tage gearbeitet werde (Müller S. 248). Vielleicht hat man hier die Quelle zu suchen, welche den Himmelfahrer Elias gegen Gewitterschäden als Patron empfahl? (vergl. Kloster VII. S. 477), Christus war bei dem ältesten Troubadour (Diez p. 15): „Herr des Donners." So fehlte nur noch der Patriarch Henoch, als das **tertium comparationis.**

Während Odin auch als Reiter gedacht wurde, fährt Thor in seinem mit Böcken bespannten Wagen daher, denn es lag nahe, den schallenden Donner mit dem Geräusch zu vergleichen, welches ein rasselnder Wagen verursacht. Daher heißt noch jetzt im Schwedischen aska der Donner und der Blitz, welches Wort aus as und aka, fahren, gezogen werden, entstanden seyn dürfte. Thor heißt auch „Herr des Wagens" (Reid-

hartyr). Auf Gotland sagt man noch jetzt „Thors Fahren" (Thors akan) von Donner, das Fahren eines Wagens über ein Gewölbe kommt dem Krachen des Donners am nächsten. Auch dem heutigen Krainer ist des Donners Rollen Gottes Fahren.

Das Wirken Thors, als wohlthätiger Gott, hat schon Thiodolf im 9ten Jahrhundert im Mythus vom Riesen Hrungnir besungen, welchen Thor an der Ländergränze auf Griottunagardr einst zum Zweikampf beschieden hatte, und dessen Schädel Thors Hammer sprengte. Die Ländergränze bezieht sich wohl auf den Lenz, welcher das Reich des Winters, in welchem der Riese mächtig ist, von dem des Sommers abscheidet. Die Riesen hatten den Fall Hrungnirs vorausgeahnt, und darum einen langen und breiten Lehmriesen aufgerichtet. Er ist der zähe wässerige Lehmboden am durstigen Fuße des Steingebirgs. Er war so furchtsam, daß er schon das Wasser ließ, als er nur Thor sah*). Mit ihm wird menschliche Anstrengung fertig, während den Hrungnir, dessen Herz von hartem Stein, wie sein Haupt, nur Thor besiegen kann. Hrungnir war also der Urriese, aus dessen Gebeinen einst die Felsen geschaffen wurden. In ihm bezwang Thor, die felsenspaltende Gewalt des Wetterstrahls, die dem Anbau der Erde widerstrebende Steinwelt; denn der Volksglaube schrieb den Bergsturz, die Felslawinen Thors Hammer zu (Saxo VII., 187.) Mit Einem Streiche auf Hrungnirs steinernes Haupt hatte Thor bewirkt, daß es in kleine Stücke sprang, davon hieß er bei den Skalden: Schädelsprenger und Riesenzermalmer. Aber Hrungnir war nicht ungerächt gefallen. Er hatte seine Steinwaffe, einen Schleifstein, dem Gott entgegen geworfen, und den Hammer im Fluge getroffen, wo-

*) Sinnbildlich für: Thauwetter.

durch zwar der Schleifstein entzwei brach — der eine Theil fiel zur Erde, und daraus sind alle Wetzsteinfelsen geworden — der andere aber fuhr in Thors Haupt, und um diesen herauszubekommen, wandte sich der Gott nach Thrudvang, um die Frau Oervandils, die Weissagerin Groa, zu befragen. Sie singt ihren Zauber über ihn, bis der Schleifstein los wird. Die zu hoffende Heilung wollte Thor durch die frohe Botschaft lohnen, daß er, von Norden her über Elivagar watend, im Korb auf seinem Rücken Oervandil aus Jötunheim (dem Riesenland) getragen habe. Zum Wahrzeichen sagte er ihr, daß eine Zehe desselben aus dem Korbe vorgestanden und erfroren sey, weshalb er sie abgebrochen, an den Himmel geworfen, und daraus den Stern „Oervandils Zehe" gemacht habe. Oervandil müsse auch bald heimkommen. Hierüber erfreut, vergißt sie ihrer Zauberlieder, und der Schleifstein wird nicht loser, sondern steckt noch in Thors Haupte. Uhland erkennt nun im Schleifstein das Gestein, darauf auch in urbarem Felde Pflug und Karste noch immer stoßen. Groa*) ist das Saatengrün, das vergeblich bemüht ist, die Steine des Feldes zu bedecken. Eine Weissagerin war sie, weil die klugen Frauen auch durch magische Mittel heilten. Ueberdieß ist sie Vorbotin der künftigen Erndte. Oervandil heißt wörtlich: der mit dem Pfeil (vergl. S. 135) Anstrebende, ist der Fruchtkeim, der, wenn die Saat grünt, bald auch hervorstechen und aufschießen wird*). Ihn hat Thor von Norden her aus der Rie-

*) Dieser Name ist doppelsinnig, er bedeutet: Keimen und Grünen, aber auch Zuwachsen und Vernarben.

*) Von hier fiele also neues Licht auf die Eigils-, Toki-, Hemmings-, Hennings-Tellsage. Der Apfel zeigt die herbstliche Jahrszeit an – Hemming zielt nach einer Haselnuß, was gleichfalls auf den Herbst hindeutet – in welcher Kö-

senwelt Jötunheim über Elivagar (die Eisströme) im Korbe getragen; er hat das keimende Pflanzenleben den eisigen Winter über bewahrt; aber Oervandil hat eine Zehe hervorgestreckt und erfroren. Der Keim hat sich allzufrühe herausgewagt und muß es büßen. Daß die erfrorne Zehe an den Sternhimmel versetzt wird, dazu — meint Uhland — hat irgend ein Sternbild von entsprechender Form den Anlaß gegeben.

Diesen Oervandil hat Saxo, der ein ungemeines Talent besaß, auch die erkennbarsten Naturmythen historisch zu verarbeiten, nach seiner Weise umgestutzt und Shakespeare dadurch den Stoff zu seinem **Hamlet** hergegeben. Dieser Umstand dürfte als Entschuldigungsgrund gelten, wenn ich mir hier eine Abschweifung von dem vorgesteckten Ziel erlaube, um Dahlmann (Forsch. S. 226) in seinen Nachweisungen der Saxonischen Geschichtsmacherei zu folgen. Amleths Leiden und Listen füllen eilf Folioseiten Saxo's (III. 48—59), und doch war er nicht einmal König von Dänemark! Es taucht hier ein jütländisches Königshaus auf, von dem schwer zu begreifen ist, woher es komme. Als nämlich König Helge (i. e. der Heilige) den Sachsen Jütland entriß, setzte er dort drei Jarle (Statthalter) ein: Heska, Eyr und Ler (p. 28); später ist aber nur von Einem, der über Jütland gesetzt ist, **Görwendil** (Oervandil = **Eyr**? sc. Oer, Oehre, Aehre?) die Rede, und darauf von zweien praefectis Jutorum (pag. 48). **Horwendil** und **Feng**, Görwendils Söhnen, als solche vom König eingesetzt. Aus diesem Geschlecht ist Amleth. Bis dahin darf das Abhängigkeitsverhältniß des Hauses gegen

nig Ridung, der neidische Winter, den Eigill, den Repräsentanten des Sommers zwingt, seine eigene Frucht: **Oerendill** — dessen Name Oehre, Pfeil (vgl. S. 135) Anm. bedeutet, aber die **Aehre** ist — zu vernichten.

Dänemark als bestehend angesehen werden, nur daß es auffällt, Horwendils Verwaltung eine tyrannische genannt zu sehen, so auch, daß Koller (Collerus), Norwegens König, ihn, neidisch auf seinen Ruhm als Seeheld, mit Krieg überzieht, als ob er eine Macht für sich wäre. Er sucht Jenen auf, um sich mit ihm zu messen. An einer Insel mitten im Meere legen die Flotten Beider von verschiedenen Seiten an. Die Annehmlichkeit der Ufer lockt die Führer, das Innere der frühlingsgrünen Gehölze (interiora nemorum verna) zu durchstreifen und sie begegnen einander ohne Begleitung. Ein Zweikampf wird beschlossen, doch verabreden sie, daß der Sieger den Besiegten ehrenvoll bestatten, und wer den Andern verwunde, ihn mit zehn Pfund Goldes büßen solle. Die Anmuth des frühlingsmäßigen Ortes (vernantis loci jucunditas) vermag nicht, sie vom Kampfe abzuhalten. Der kühne Jüngling kümmert sich in seiner Hitze nichts um den Schild und faßt das Schwert mit beiden Händen. Koller fällt von Horwendils Schwert. Dem Vertrag gemäß, wird er in einem prächtigen Grabhügel beigesetzt. Dann verfolgt Horwendil Kollers Schwester Sela, gleichfalls eine Seeheldin, und erlegt auch sie. Nachmals erhält er die Tochter seines Oberherrn, des Dänenkönigs Rörik, Gerutha (Shakespears Gertrude), zur Gemahlin und hat von ihr einen Sohn Amleth. Sein Bruder Fengo stellt ihm nach, ermordet ihn und heirathet die Wittwe (incestum parricidio adjecit). Allein als Amleth, zum Ziele seiner Listen gelangt, den meuchelmörderischen Oheim erschlagen hat, gewinnt Alles ein verschiedenes Ansehen. Der Ermordung des Fengo wird als eines Königsmordes (regia nex p. 54) gedacht; Amleth, seine That rechtfertigend, nicht bei Dänemarks

König, wie man meinen möchte, sondern vor dem jütischen Volke, nennt seinen Vater einen mit der größten Milde regierenden König (**mitissimum** ***regem***), und erbittet sich von den Jüten die Anerkennung als Nachfolger (***regnum***, **si merui**, ***date*** **habetis paternae potestatis** ***haeredem***). In Folge der langen wohlgesetzten Rede, wird er als König ausgerufen. (***rex*** **alacri cunctorum acclamatione censetur p. 56**). Keine Sylbe davon, daß das Land unter Dänemark stehe, und was Rörik dazu sagen werde. Auch weiterhin wird Amleth als selbstständiger König aufgeführt, bis plötzlich des indeß verstorbenen Röriks Nachfolger, Wiglef, auf den Gedanken kommt, daß doch Amleth den König von Dänemark beleidigt habe, indem er sich zum Könige von Jütland machte (**fraudato rege, cui dignitatum jura dandi tollendique jus esset,** ***Jutiae*** **regnum occupasse**), und er vertreibt zuerst Amleths Mutter — die als Röriks Tochter doch Wiglefs Schwester ist — überwindet und tödtet dann ihn selber.

Augenscheinlich findet es Dahlmann, wie hier eine alte Sage ein neues Kleid bekam, das nur zu eng zugeschnitten ist. Der alte Kern deutet auf die Zeit, da das Land der Dänen noch aus einer Mehrzahl von Herrschaften bestand; die neuere Einkleidung kann nur aus einer Zeit stammen, wo die Einheit des Reiches schon Alles erfüllt und die Sagen durchdrungen hatte. Eben hieher führt der mehrmalige Geschäftsgebrauch der Schreibekunst in dieser Amleths-Sage, in dessen Beschaffenheit sich übrigens eine ähnliche Mischung verschiedener Zeiten zeigt. Das verrätherische Schreiben an den König von Brittanien, welches bei Shakespeare für Rosenkranz und Güldenstern so übel ausschlägt, besteht

hier aus einem Stücke Holz mit eingeschnittenen Buchstaben, die Amleths Tod enthalten. Amleth bemächtigt sich des Holzes, während seine beiden Gefährten schlafen; schabt die Schrift ab, setzt eine veränderte an die Stelle, und wendet so den Beiden den Tod zu, sich aber des brittischen Königs Tochter (p. 52). Hier ist also die Farbe des höhern Alterthums beibehalten. Ein zweiter Brief aber, den Amleth von Brittanien nach Schottland überbringen soll, wird eine **charta** genannt, ein **scriptum**, ist versiegelt (p. 57) und die listige Königin des Landes braucht, um den Brief zu verfälschen, nicht abzuschaben, sie löscht nur aus (**obliteravit**).

So sprechen also aus dieser Sage zwiefache Zeiten. Zu Saro's Zeit mußte die Einheit des Reiches schon längst bestanden haben, sonst konnte den Geschichtschreiber noch jeder Landsmann Lügen strafen, und ihm von Königen von Jütland und der Inseln erzählen. Die gegenwärtige Einheit hatte zu Saro's Zeit bereits das Andenken der frühern Vereinzelung bezwungen; denn die Gegenwart siegt immer, so lange noch nicht der Geist durch die ungeheure Gewalt gehäufter Schriften zerstückelt worden ist. So haben spätere Dänen seit der eingeführten Erbgerechtigkeit und Unumschränktheit ihrer Könige, sogar zum Trotz aller schriftlichen Zeugnisse, beweisen wollen, daß eben dieses der uralte Zustand Dänemarks war. Folgerecht entäußerten sich daher die nach Saro schreibenden Chronisten dieses seltsam zwischen zwei Zuständen schwankenden Amleths, und machten den unverständlichen König von Jütland, Amleth, ohne Weiteres zu einem König von Dänemark, dem auch sein Vater und sein Oheim schon als Könige vorangegangen sind. Wenn dafür auch Wiglef

vom Platz weichen mußte, so war an diesem, der nichts gethan hatte, als den beliebten Amleth zu tödten, seine Mutter zu tödten, und an einer Krankheit zu sterben, welche Todesart in den Augen der alten Dänen für schimpflich galt (vgl. S. 147 ff.), auch nicht sonderlich gelegen. Wiglef wird demnach von den Spätern als König nach Norwegen verstoßen, folgt aber am Ende doch dem Amleth, dessen Stiefvater er nun seyn soll, und gleichwohl nachher dessen Wittwe heirathet. Es macht nichts, schließt Dahlmann seine Deduction, daß so ein Paar Könige von Dänemark mehr werden; so accommodirt man Sagen, deren Aeußeres der Gegenwart nicht mehr entspricht.

Uhland hat durch alle historische Verkleidung hindurch die Grundzüge des alten Naturmythus wiedererkannt. Horwendil ist Oerwandil. Der Gegner, mit dem er den Inselkampf (Holmgang) zu bestehen hat, heißt Koller, d. i. der Kalte *), der von Norwegen (dem Norden) kommt. Es ist der Sieg des aufkeimenden Jahressegens über den Frühlingsfrost, den Nordhauch, der besonders in jenen Gegenden auch dem Saatfeld Verderben droht. Die Bezeichnung des Lenzes hat sich vollkommen erhalten. Oervandil, der in der frühern Sage von Thor noch erwartet wurde, ist nun gekommen. Aber er ist noch ebenso unbehutsam, als da er die Zehe herausstreckte. Er kämpft sogleich mit weggeschobenem Schilde, der Keim hat die schützende Hülse abgestreift. Dießmal jedoch ist er glücklicher, denn es ist günstigere Zeit, und er selbst ist besser erstarkt, als da ihn Thor über die Eisströme trug. Der prächtige

---

*) Kolr assimilirt aus koldr (engl. cold: kalt), wie in dem ähnlichen Namen Snäkollr (Schneekälte), Fornald Sag. III, 713.

Grabhügel, den er seinem Gegner errichtet, ist der hohe, dichte Halmenwuchs, und die Buße von zehn Pfunden Goldes kann er mit goldenen Körnern zahlen. Gerwendil, des Horwendil Vater, verläugnet die mythische Verwandtschaft nicht. Ist Horwendil (Oervandil) der Arbeiter mit dem Pfeile, so ist Gerwendil (**Geirvandil**) der mit dem Speer *). Der Name des Sohnes, der in der vorigen Fabel allein hervortrat, wird in dieser durch den des Vaters verdeutlicht. Der vollgewachsene Fruchthalm mit der spitzigen Aehre strebt wie ein Schaft mit dem Speereisen empor; der neukeimende, der von jenem abstammt, dringt nur wie eine Pfeilspitze heran; so ist Oervandil der Sohn Geirvandils. Gerutha (Shakespears Gertrud) erscheint in anderer Form (**grodhr, grodhi: feracitas,** Wildheit, dän. **groede**) gleichartig mit Groa, wie in der jungen Edda Oervandils Frau heißt. Ob Fengo, Herwendils Bruder, Mörder und Ehenachfolger, und Sela, Kollers kriegerische Schwester, auch in die mythische Verwandtschaft einschlagen? gesteht Uhland, nicht beantworten zu können; noch weniger sey zu ermitteln, ob die schon in Saxo's Erzählung romanhafte Beschaffenheit der Sage von Amleth (**Amlodhi Sn. Edd. 126,** vgl. **Lex. Isl. I, 29.**) mit dem Mythus, dem sie jetzt angereiht ist, nur durch spätere Willkür oder schon ursprünglich verbunden war?

Es ist dieses Verzagen Uhlands an der Lösung der Hauptaufgabe um so mehr befremdend, als er in Grimms Mythol. das erforderliche, etymologische Material vorgefunden haben würde. Wenn Horwendil der personi-

*) Lex. Isl. ör: sagitta (Pfeil), geirr (hastile Wurfspieß). Der ahd. Name ist kér, wovon der entsprechende Name Kerwentil aus dem 9. Jahrhundert (Schmeller Bair. Wrtrb. II. 334

fizirte Fruchthalm ist, so muß sein Bruder Fengo in irgend einer Beziehung zu ihm stehen. Schlägt man Grimm S. 498 auf, so liest man: „König Frode (der personifizirte Friede, hier als Gegensatz von böser Zeit = Mißjahr aufgefaßt, denn Frode ist ein Beiname von Freir, dem Fruchtbarkeitspender) hatte zwei Riesenjungfrauen Fenja und Menja zu Mahlmägden, die ihm auf der Mühle Grotti Gold und Friede mahlen mußten. Hier überrascht ein Zeugniß für das ehemalige Vorhandenseyn dieses Mythus auch in Deutschland, aus den bloßen Eigennamen schöpfe ich es. Manigold ist ein häufig begegnender Mannsname, der sich aus mani, altn. men = monile erklärt; seltener erscheint Fanigold, Fenigold, v. fani, altn. fen = palus, das Gold bezeichnend, das im Schlamm verborgen liegt."

Es fragt sich nun, welches Gold gemeint seyn könne, das im Schlamme verborgen ist? Eine andere Erklärung gibt es hier unmöglich als die: das Fruchtkorn, denn der Halm schießt am üppigsten aus der fetten Schlammerde hervor, dieses Gold ist auch das einzige, welches gemahlen wird; Fenja gibt es auf die Mühle Grotti (d. i. zermalmend, verwandt damit ist das deutsche: Gries). Daß Fenja im hier erwähnten Mythus weiblichen Geschlechts ist, muß man ihrer Beschäftigung zuschreiben, denn im Alterthum, wo nur noch Handmühlen im Gebrauche waren, besorgten ausschließlich Frauen dieses Geschäft (Jes. 47, 2. Hiob 31, 10. Aristoph. Lysistr. 644. Schol. Plut. Sept. Sap. Conv. 14.). In der symbolischen Sprache bedeutet aber Mühle das weibliche Glied (μυλλος, wovon mulier), und der Mann ist der Müller, daher der Satyriker Petronius molere mulierem für: Beischlaf ge-

braucht, und Theocrit (Idyll. 4, 48.) μύλλω (mahlen) in demselben Sinne. Der durch die Buhlin der Kraft beraubte Samson muß in der Mühle mahlen (Richt. 16, 21.), welche Stelle der Talmud (Sota fol. 10.) wie folgt commentirt: Unter dem Mahlen ist immer die Sünde des Beischlafs zu verstehen. Darum standen am Feste der keuschen Vesta in Rom alle Mühlen still (Ovid. Fast. 6, 310.), hingegen in Cyzicus, welche Stadt den Priap auf ihren Münzen hat (Klausens „Aeneas" I. S. 100), und deren unzüchtiger Cultus einer Colonie von Cyzicus, der Stadt Priapus den Namen gab (Strab. XIII, 587.), dort, wo alljährlich der Tod des apollinischen Heros Cyzicus mit einem Klagefeste gefeiert ward (Apollon. Rh. I, 1057), wurde als tröstendes Symbol seiner Wiedergeburt ein großes Mahlfest gehalten, an dem alle Theilnehmer des Festes an die Mühle Hand anlegten. Daß dieses Mahlen nur in dem hier bezeichneten Sinne zu verstehen sey, beweist der Umstand, daß des Cyzicus Vater, der priapäische Apoll (Apollon. Rh. I, 948. Schol.) bei Laomedon — wie Simson bei den Philistäern — die Mühle in Bewegung setzte (Stat. Theb. I, 699. 700.). Wie Apollo war auch Zeus ein Müller (μυλεὺς Lycophron. 435), aber schwerlich ein Müller von Profession, sondern insofern er als schaffendes, Leben gebendes Prinzip der Fortpflanzung der Geschöpfe vorsteht.

Ist nun erwiesen, daß jeder Mann ein Müller, und jede Frau eine Mühle, woraus allein sich begreifen ließe, daß jede Vermählung eine Vermehlung*), und warum der Hebräer den Sohn (bar) auch das

*) Confarreatio, bei Verlobungen pflegten die alten Römer zwei Mehlhaufen unter einander zu mischen.

Getreide (bar, lat. far) nennt, so ist es nicht zu kühn, die mahlende Jungfrau Fenja ihr Geschlecht wechseln zu lassen, und sie in dem König Fengo, dem jüngern Bruder des Getreidehalms (Horwandil), wieder zu erkennen. Der jüngere Bruder war er, weil die Kornähre erst reif geworden seyn muß, bevor sie in die Mühle kommt. Fengo ist also die Personification des Mahlens, die Mühle (Grotti) ist sein Weib Gerutha *). Der Brudermord besteht in dem Mahlen des Korns. Das gemahlne Korn ist, wie schon vorher aus der doppelten Bedeutung des Wortes bar (Sohn und Getreide) sich ergab **), Gerutha's Sohn Amleth oder Hamlet. Das A oder Ha ist als prosthetisch von der Wurzel mlet oder melt auszuscheiden. Im Englischen bedeutet melt sch—melzen, hebräisch malat, mlat zermalmen, πλάτω: platt schlagen; durch Austausch des t gegen k: μέλγω, mulceo, wovon Vulkan der hämmernde Gott: Mulciber, hieß. Durch Erweichung des t in n wurde aus melt: mjeln: mahlen, wovon mjölnir, Thors Hammer. Hamlet ist demnach das gemahlne Korn.

An der Besiegung des Hrungnir hatte Thors Diener Thialf Antheil gehabt, indem er den Riesen beredet, sich nach unten mit dem Schilde zu decken, um dadurch seinen Schädel gegen Thors Hiebe unbeschützt zu lassen. Weil Thialf ein Sterblicher, so schloß Uhland: daß durch Men-

---

*) Im eddischen Grottasang wird den Mahlmägden nur so lange Schlaf gestattet, als der Kukuk schweigt (Grimm S. 644), der seine Eier in fremde Nester legt und darum von Plautus (Asinaria in fine): moechus (Ehebrecher) genannt wird; also auch in der Edda das Weib: die Mühle.

**) Auch kann hieher gezogen werden ἄλφι, ἄλφιτον, Mehl, ἀλφηστικος der Buhler, alica Waizen, alicaria die Hure κριθη Gerste = Zeugeglied u. a. m.

schenfleiß das Gebirge von unten herauf bearbeitet wird, während der Blitz (Thor) von obenher fährt. Thialf war auf folgende Art dem Gott bekannt worden. Thor hatte nämlich in Gesellschaft Loki's (des personifizirten Feuers) einst eine Ausfahrt gemacht, und war Abends bei einem Bauer eingekehrt. Thor spannte die Böcke von seinem Wagen und schlachtete sie, zog die Haut ab und sott das Fleisch in Kesseln. Den Bauer lud er mit Weib und Kindern zum Essen, und hieß sie die Knochen auf die Bocksfelle werfen. Thialf, des Bauers Sohn, zerbrach mit seinem Messer das Schenkelbein des einen Bocks, um zum Marke zu kommen. Thor blieb die Nacht über, am Morgen hub er aber den Hammer Mjölnir, und weihte damit die Felle. Da standen die Böcke auf *), doch hinkte der Eine am Hinterfuße. Als Thor bemerkte, daß das Schenkelbein zerbrochen sey, sagte er: Der Bauer und seine Leute müssen nicht verständig mit den Knochen umgegangen seyn. Die erschrockenen Bauersleute bieten Alles, was sie haben, zur Sühne. Den Gott verläßt nun der Zorn, und er nimmt zum Vergleiche die Kinder des Bauers, Thialf und Röskva, dessen Schwester, als Dienstpflichtige an.

Uhland übersetzt Röskva: die Rasche, Rüstige, und weil Thialf der „fußrüstigste" (**föthvatastr Sn. Edd. 50**), flinkste aller Menschen genannt wird, so sey daraus zu schließen, daß damit angedeutet ist: zur Urbarmachung der Erde erfordere es ein Zusammenwirken göttlicher u n d menschlicher Thätigkeit.

Im Eddaliede von Hymir wird derselben Begebenheit

---

*) Ueber die wiederbelebende Kraft von Thors weihenden Hammer s. S. 284 Anm.

unter andern Umständen gedacht. Auf der Rückfahrt Thors vom Gebiet des Eisriesen Hymir stürzt einer der Böcke halbtodt vorwärts, er ist schief geworden durch Anstiften des trugkundigen Loki. Als bekannt wird dabei vorausgesetzt, welchen Ersatz Thor dafür von dem Gesteinbewohner (**hraunbui**) empfangen habe, der seine beiden Kinder zum Entgelt gegeben (**Hym. 36. 37.**). Dieß deutet an, daß der Mythus vom Hinken des Bockes und der Erwerbung des Dienstgefolges eine allgemeinere Bedeutung hatte, also verschiedener Anknüpfungen fähig war. Uhland meint nun: Loki habe durch hinterlistigen Rath die Zerbrechung des Knochens bewirken wollen, um Thors Fahrt zu hemmen. So erhalte Loki's Mitanwesenheit im Hause des Bauers Bedeutung, während sie in der jüngern Edda müßig ist. Der Bauer (**bui**) wird als Bewohner des Steinichts (**hraunbui**) bezeichnet. Es handelt sich vom Anbau eines steinigen Geländes, der Bauer ist mit den Seinigen zu Thors Tische geladen, aber sie wollen allzu leichten Kaufes zum Marke kommen. So erlahmt Thors Gespann, der Bauer muß nun selbst herhalten, er muß seine Kinder, seine eigene Arbeit, in Thors Dienst geben.

Diese Deutung ist zu sehr im Styl einer modernen Sittenlehre gehalten, während die Götterfabeln aller Völker sich sämmtlich darin gleichen, daß sie nur kalendarische Winke geben. Es ist durchaus nicht nothwendig, in dem Bauer und seinen beiden Kindern menschliche Wesen vorauszusetzen. Bevor ich auf die Bestimmung dieser Drei eingehe, ist das Hinken des Bockes in nähere Betrachtung zu ziehen. Das Hinken der Götter bedeutet die Kraftlosigkeit des kaum gebornen oder des alternden Jahrgotts. Der ägyptische Harpo-

krates, nach Jablonsky schon dem Namen zufolge ein Hinkender, sitzt in Kindesgestalt auf der Lotusblume, dem Symbol der Gebärmutter, und die einzige Locke auf seinem Haupte gibt ihn als den ersten Tag des Jahrs zu erkennen. Am ersten März, mit welchem die Römer das Jahr eröffneten, hieß Mars der Hinkende (Ancus und Salius), und auf diesen Zustand spielten seine Priester, die Salier in ihren Tänzen an. Auch des Ares (Mars) Sohn Jalmenus (v. ἰάλλω = salio) spielte auf dieses Gebrechen an. Hinkend kam im Frühjahre Dionysus aus dem Schattenreich zurück, wo er sich im Winter aufgehalten, und die Lieder, welche der Cultus, der diesen Zustand dramatisch vorstellte, dabei sang, hießen Skolien, denn σκολιος bedeutet s. v. a. claudus, hinkend. Im Frühjahr wird das Symbol der alten Zeit vernichtet, und durch ein verwandtes neues ersetzt. Bock und Widder wurden im Frühjahr als Sühnopfer geschlachtet, und im nächsten Jahre erlitt um dieselbe Zeit ein ähnliches Thier dasselbe Schicksal. Der hinkende Bock (Repräsentant des Thor oder des im Frühling beginnenden Jahrs) ist die von ihrem Kreislauf ermattete alte Zeit, das Mark des Bockes deutet auf die Opferung desselben, denn das Fett durfte nicht vom Opferer verzehrt werden, es war die Speise des Altarfeuers. Thialf würde nicht gewagt haben, sich es zuzueignen, wenn er nicht wie seine Schwester die Eigenschaften des Gottes im Namen andeuten sollte. Was ist schneller als der Blitz *)? Er daher der „Fußrüstigste“, seine Schwester die „Rasche“, sein Vater ebenfalls Thor als Urbarmacher des Bodens. So heißt

*) Mone erkennt im schnellfüßigen Thialf den lauen Frühlingswind. Wie kommt der aber zum Mark des Bocks?

auch Zeus als Lenzbringer: Ackerer (γεωργος). Darum kehrt Thor bei dem Bauer ein, wenn er aus dem Winterreich der Riesen zurückkommt. Loki, im Namen der Endende (Müller altt. Rel. S. 213) trägt die Schuld am Hinken des Bocks, dessen Lauf zu Ende geht. Er wird geschlachtet, aber im zweiten Bock lebt die nur scheinbar sterbende Zeit fort. In der andern Form der Sage schlachtet Thor beide Böcke, um seinen Wirth für die Nachtherberge abzufinden, aber am Morgen, d. h. im Frühlinge ruft sie Thors Hammer, der Blitz, wieder in's Leben, und auch hier ist nur der eine Bock gelähmt. Daß die Knochen wieder belebt werden, hat aber noch einen hieroglyphischen Sinn. Der Knochen, als das Unzerstörbarste am Körper, war ein Sinnbild der Fortdauer. Darum war des Pelops Knochen in Pisa ein Unterpfand gegen die Pest, die durch ihn in Elis wirklich abgewendet worden seyn sollte. Beispiele ähnlicher Art aus der Geschichte anderer alten Völker aufzuführen, würde zu weit vom Ziele abführen; ich beschränke mich also nur noch darauf, des Beinchens Lus (d. i. Wiedergeburt) zu erwähnen, von welchem die Rabbinen fabeln, daß es, mit dem Mörser noch so fein zermalmt, unzerstörbar sey, und aus diesem der ganze menschliche Leib wieder auferstehe. Uhland erklärt auch dieses Wunder nach moderner Anschauungsweise wie folgt: Die Wiederbelebung der am Abend bis auf die Knochen verzehrten Böcke in der Frühe drückt aus, wie die den Winter über aufgezehrte Nahrung durch Thors Macht sich jährlich wiederherstelle.

Eine ähnliche Bedeutung, wie der Kampf Thors mit Hrungnir, haben dessen Abenteuer mit dem Riesen Skrymir, welcher die Schläge des Hammers kaum fühlte, und dessen Handschuh so geräumig war, daß Thor mit

seinen Begleitern darin Platz hatte. Der Riesenhandschuh, worin sie übernachteten, war eine Steinkluft gewesen; vergeblich hatte sich Thor zu gewaltigen Hammerschlägen gegürtet, obschon nachmals des Hammers Spuren als Vertiefungen im Felsstocke sichtbar wurden, der Riese selbst blieb unangetastet, und hielt den Speisesack fest zugeschnürt, denn — Thor konnte hier wohl Felsen kerben, aber nimmermehr nährende Frucht dem Steingrunde abringen (Uhland). Oder Skrymnir, in dessen Handschuh Thor schläft, ist die Winterzeit, wo die Vegetation todt ist. Daß ihm der Riese den Speisesack zuschnürt, und Thor ihn nicht auflösen kann, bezieht sich auf die winterliche Nahrungslosigkeit. Die unauflöslichen Knoten sind die Kälte, die den Speisesack, die nährende Erde, zuschnürt. Thors ohnmächtige Hammerschläge auf den Kopf des Riesen sind die Wintergewitter, auf die kein fruchtbarer Regen folgt. (Mone). In den Kämpfen gegen Geirrödhr *) und seine Töchter Gialp **) und Greip ***), von denen die eine einen Fluß, welchen Thor durchwaten muß, anschwellen macht, zeigt der Gott seine Kraft gegen die wilden Bergströme. In den Abenteuern mit dem Eisriesen Hymir sind Thors Anstrengungen gegen die Eismassen des winterlichen Meers angedeutet. **Hymir** ist der Winter (χειμαρ, **hiems**), von Uhland, mit Beziehung auf **hum** (**i. q. crepusculum Lex. Isl.**) der Dämmernde genannt, er wohnt an des Himmels Ende, im Osten der urweltlichen Eisströme Elivagar. Als er, vom

---

*) Der Gewitterriese, der die lärmende Brandung und die reißende Strömung hervorbringt.

**) Gialp, das Anschlagen der Wogen ans Ufer, Lex. Isl. 281.

***) Greip, die Ergreifende, Räuberische, Greipa ein Flußname Fornald Sög. I, 489.

Waidwerk heimkehrend, in den Saal tritt, schallen die Eisberge, der Bart des Greises ist gefroren, vor seinem Blicke berstet die Säule von der zersprengenden Gewalt des Frostes. Die drei Stiere, welche der Riese sieden läßt, und von denen Thor vor Schlafengehen allein zwei verzehrt, sind die wandelnden Gletscher. Der Name Dämmerer (Hymir) spielt auf die Lichtarmuth des hochnordischen Winters an. Dort sind die Fischplätze des Wallfischfangs, darum schickt sich Thor zum Fischfang an, wenn der Riese ihm Köder gebe. Diesen zu erlangen, geht Thor in den Wald und reißt einem schwarzen Stier den Kopf ab. Dieser heißt Himmelbrecher (**Hirminbriotr**), also ein hochgezackter Eisblock. Seine schwarze Farbe — er heißt alsvartr — erklärt sich aus der dunklen Farbe des Treibeises *). Von Hymir mußte Thor den Braukessel holen, wenn die Götter bei Aegir zu Gäste seyn sollten. Aegir ist das Meer (*αἶγα = aequor*), besonders in Beziehung auf Schifffahrt. Das Vermissen des Kessels spielt auf die im Winter zugefrornen Buchte und Sunde an, ihr Auftauchen ist die Zeit, wo der Kessel aus des winterlichen Hymirs Verschlusse kommt. Den Kessel zu lösen, ist daher die Aufgabe des Lenzbringers Thor. Freilich muß der Gott zuvor den Kelch an des Riesen hartem Schädel zerschlagen, d. h. das feste Eiskrystall muß zuvor gebrochen und zerschellt seyn. (Neuern Reiseberichten zufolge fertigt man im äußersten Norden Becher aus Eisen. Ein solcher ist Hymirs Kelch, dessen Zerschlagung stellt den Bruch des Eises vor). Doch mit dem Bruch des Eises ist Aegirs Gebiet noch nicht wirthbar gemacht,

---

*) Ueber die Eismassen in den nördlichen Meeren s. Ausl. 1835. Nr. 68.

vielmehr tobt gerade dann die See am ungestümsten. Darum muß mit der Erlangung des Kessels die Bändigung der Midgardschlange verbunden seyn, denn sie ist die zurückgedrängte, aber stets zerstörungsgierig anstrebende Urkraft des Elements, während Aegir das in der geordneten Welt, obschon nothdürftig gebundene Wasserreich darstellt. Die Midgardschlange hat darum ihren Aufenthalt weit außen im Ocean, Aegir dagegen bewohnt eine Insel des Binnenmeers. Thor ködert die Schlange mit dem abgerissenen Stierhaupt, d. h. das Meer verzehrt die schwimmenden Eistrümmer, wie am Abend zuvor der eisschmelzende Donnergott zwei solche Rinder Hymirs aufgezehrt hatte (Uhland). Grimm S. 158 stellt Thors Kampf mit der Weltschlange den Kampf des Elias mit der Höllenschlange gegenüber, so wie ihn ein altdeutsches Gedicht vom jüngsten Gerichte beschreibt. Aber auch Elias ist der Donnerer, selbst bei slawischen Völkern (s. Kloster VII. S. 477).

Thor als Blitzgott ist zugleich der Feuergott. Daraus erklärt sich der Aberglaube, daß kein Gewitter da einschlägt, wo das Heerdfeuer brennt (W. Müller altt. Rel. S. 243). Und im Hildesheimischen werden an bestimmten Tagen Holzspäne geweiht, welche bei eintretenden Gewittern angezündet werden (Müller l. c.). In niedersächsischen und westphälischen Gegenden wird auf dem Lande das Heerdfeuer erhalten, selbst wenn es nicht benützt wird. Dieß erinnert an das ewige Feuer in den Tempeln Thors (Lex. myth. 930). War Thor der Beschützer des Heerdfeuers, so dürften die S. 198 gedachten, dem Heerdfeuer vorstehenden „rothen Jungen" nicht aus dem Odinscult, sondern aus dem Dienst des Thor herzuleiten seyn. Ebenso möchte die rothe Farbe überhaupt, mit Beziehung auf

das Feuer, die Heiligung rother Thiere diesem Gotte veranlaßt haben, denn unter den Vögeln war ihm das Rothkehlchen und das Rothschwänzchen geheiligt, unter den Säugethieren das Eichhörnchen, dessen Asche, in's Wasser geworfen, Donner und Blitz erzeugen soll (Müller S. 250 Anm.) Der Aberglaube wehrt die Aushebung von Rothkehlchennestern, weil sonst das Wetter in's Haus schlägt. Wo ein Rothschwänzchen nistet, schlägt das Wetter ein (Grimm S. 167). Ferner dürfte Thors rother Bart *) die rothbärtigen Kaiser Otto und Friedrich, die in Bergen dem jüngsten Tag entgegenharren, nicht als irdische Abbilder Odins, sondern des Thor erkennen lassen; denn Thorolf Mostrarskögg glaubte, daß er mit allen den Seinigen nach dem Tode in einem Berge wohnen würde, welchen er den heiligen Berg (Helgafjäll) nannte, innerhalb des Landes, das er dem Thor geheiligt, und in welchem er ihm einen Tempel erbaut hatte (Eyrbyggiasaga c. 4.) Landeama führt viele Beispiele von einem ähnlichen Glauben auf Island an, wo Thor vorzugsweise verehrt wurde. Hieher gehört auch, was die Nialssaga c. 79 erzählt, daß man vor Gunnar von Hlidarenda — der im Kampfe gefallen war, also doch auf

*) (Geijer Urgesch. Schw. S. 231 Anm.) Der rothe Bart ist eine Anspielung auf die feurige Lufterscheinung des Blitzes. Wenn der Gott zurnt, blast er in seinen rothen Bart, und Donner schallt durch die Wolken. Aber auch Hülfsbedurftige riefen seinen rothen Bart an. In der erstern Beziehung (der Zornesröthe) ruft ein Anhanger des Heidenthums den Thor gegen die Christen an: Blas ihnen die Stimme deines Bartes entgegen! Dieser rothe Bart lebt noch in Fluchen der spatern Zeit fort, denn noch jetzt fluchen die Nordfriesen: „Deß walts der rothhaarige Donner!" (Grimm S. 162.) „Donnerbart" heißt ein aufs Dach gepflanztes, gegen den Blitz schützendes Kraut (Grimm S. 167.)

einen Platz in Odins Walhalla Anspruch machen konnte — glaubte, er wohne in seinem Hügel. Erwägt man, daß Thor wie Odin im Sturme herrscht (s. S. 60), daß Thors Hammer mit Odins Speer gleiche Bestimmung hat*), daß Thor die Seelen der Verstorbenen aufnimmt, wie Odin — nur mit dem Unterschied, daß die Odinsverehrer zu Thor bloß die Armen und Sclaven kommen lassen, die keine Schätze mit in's Grab nehmen können, wobei aber zu berücksichtigen, daß in Gegenden, wo Thor allein verehrt ward, folglich die Lehre von der Walhalla nicht durchdringen konnte, alle Todten einander gleichgestellt seyn mußten (Geijer Urgesch. Schw. S. 232, 233); — so darf eine Verwechslung Odins mit Thor, folglich auch ihrer Abbilder, nicht befremden. Diese Gleichstellung **) und oft gegenseitige Ueber- oder Unterordnung des einen und des andern bezeugen mehrere Umstände. So wird der Tempel in Upsal zwar Odins Tempel genannt (Er. Müller Sagabibl. III.), aber Adam von Bremen weist dem Thor darin den Ehrenplatz an. Thor ist zwar Odins Sohn, aber die Rimbegla nennt, abweichend von der Asenlehre, Odin Thors Abkömmling. In einem isländischen Tempel fand man Thors Bild mit-

*) Nicht bloß als Attribut des Tod aussendenden Gottes, sondern auch in den Rechtsgebrauchen, denn wie man zur Bestimmung eines Besitzes in Deutschland einen Speer zu werfen pflegte, so fand in denselben Fallen auch der Wurf des Hammers statt, und der Zuschlag mit dem Hammer in den heutigen Auctionen findet hierin seine Deutung.

**) Diese zeigt sich ganz deutlich in der Schwurformel: Ich schwöre bei meinen machtigen Göttern Thor und Othan (Juro per deos meos potentes Thor et Othan, Twysden Script. Rer. Angliae), so wie auch darin, daß nicht nur dem Odin Menschenopfer dargebracht wurden (s. S. 145), sondern auf Island auch dem Thor, dort aber nur Verbrecher (Müller S. 78.)

ten zwischen Odin und Freir (**Fricco**) und am meisten geschmückt (Suhm üb. Oden S. 161). Dasselbe bezeugt der Scholiast zu Adam Bremensis vom Tempel zu Upsala *).

In Norwegen wurde unter allen Göttern Thor am höchsten verehrt (**Heimskringlasag. Olaf Tryggv. Sag. c. 75.**); ebenso auf Island (**Finn. Joh. H. E. Isl. I, 8.**). In diesen beiden Ländern werden die Götterhäuser vorzüglich dem Thor geheiligte genannt; während von solchen Götterhäusern, die dem Odin geweiht gewesen wären, weder in Norwegen, noch auf Island, wohl aber in Schweden die Rede ist. In dem Tempel auf Möre in Norwegen saß Thor in der Mitte, mit Gold und Silber reich geschmückt auf einem zierlichen Wagen, vor den zwei von Holz geschnitzte Böcke gespannt waren, die eine silberne Kette um die Hörner gewunden hatten (**Olaf Tryggv. sag.**) Aus dem Tempel auf Rödsö wurde Thors Bild auf diese Weise rings um die Insel geführt. Zuweilen wurde Thor auch ohne Wagen und Böcke vorgestellt (Finn Magnusens nord. Arch. S. 121). Selbst in der Edda (**Daem. 21.**) heißt Thor „der stärkste der Götter", selbst diese rufen ihn um Hülfe, wenn sie in Noth sind (**Daem. 42.**)

Unter den dem Thor heiligen Thieren steht der Bock oben an. Daß das Bocksopfer der Longobarden, dessen Gregor der Große gedenkt, ihm gegolten habe, läßt sich mittelst der Analogie schließen, denn die Osseten und Circassier opferten bei der vom Blitz getroffenen Leiche

---

*) In hoc templo, quod tantum ex auro paratum, statuas trium Deorum veneratur populus, ita ut Thor potentissimus eorum, in medio solum habeat triclinium. Hinc et inde locum possident Wodan et Fricco. (Ad. Brem de situ Dan. c. 233. ed. Lindenbrog.)

eine Ziege, und richteten das Fell an einer Stange auf, dieser Gebrauch war aber longobardisch (Grimm S. 169). Zunächst dem Bocke galt der Bär für das heilige Thier des Thor, dessen Beiname Björn war; vielleicht weil der Bär, wie der Donner, im Winter schläft? Da vorhin Thor als Bekämpfer der naturfeindlichen Mächte erkannt worden ist, von ihm Gesundheit und Abwendung der Seuchen erwartet wurde (s. S. 280), so steht damit der deutsche Glaube im Zusammenhang, daß der Bär die Kraft habe, Zaubereien unwirksam zu machen*), und, wie Thor, böse Geister zu besiegen. Einen Beleg dafür gibt die Erzählung von dem gespenstischen Schretel und dem ihn besiegenden weißen Bären, s. Mone's Unters. z. deutschen Heldens. S. 287, vgl. Ir. Elfenm. S. CXV. sq., wozu neuestens auch die echte norwegische Sage bei Asbjörnsen und Moe Nr. 26 an den Tag gekommen ist:

Ein Mann in Finnmarken hatte einen weißen Bären gefangen, den wollte er dem König von Dänemark bringen. Nun traf es sich, daß er gerade am Weihnachtsabend (wo die Gespenster vorzugsweise umgehen) zum Dovrefield kam. Da ging er in ein Haus, wo ein Mann Namens Halvor wohnte. Den bat er um ein Nachtquartier. „Wie sollt' ich wohl Jemanden Nachtquartier geben können?“ klagte der Mann, „jeden Weihnachtsabend kommen hier so viel Trollen (Unholde**), daß ich mit den Meinigen ausziehen muß, und selber nicht einmal ein Dach über den Kopf habe.“ — „O ihr könnt mich indeß immer beherbergen“, sagte der Fremde, „denn mein Bär kann hier unter dem Ofen liegen, und ich lege mich in den

---

*) Eine Regel des Aberglaubens lautet: Ein Bär im Stall schützt das Vieh gegen Behexung.

**) Saem. 77b lautet es: Groß würde das Geschlecht der Trollen seyn, wenn nicht Thors Hammer sie zermalmt hätte.

Bettverschlag.“ Halvor hatte nichts dagegen, zog aber selbst mit seinen Leuten aus, nachdem er zuvor gehörig für die Trollen hatte zurichten lassen. Die Tische waren besetzt mit Reißbrei, Stockfischen, Wurst und was sonst zu einem herrlichen Gastschmaus gehört. Bald darauf kamen die Trollen an; einige waren groß, andere klein; einige langgeschwänzt, andere ohne Schwanz, einige hatten ungeheure Nasen. Alle aber ließen sichs schmecken und waren in bester Laune. Da erblickte einer von den jungen Trollen den Bären, der unter dem Ofen lag, steckte ein Stückchen Wurst an die Gabel, und hielt es dem Bären vor die Nase. „Kätzchen *), magst auch Wurst?“ fragte er. Da fuhr der Bär auf, fing fürchterlich an zu brummen, und jagte sie alle Groß und Klein aus dem Hause. Von der Zeit an haben die Trollen nie wieder den Weihnachtsbrei bei Halvor auf Dovre gegessen.

Dieß ist nun gewiß einer der auffallendsten Belege für die zähe Dauer solcher Stoffe in der Volksüberlieferung.

Das Eichhörnchen konnte auch aus einem andern Grunde, als wegen seiner rothen Farbe, nämlich weil es auf Eichen haust, dem Thor geheiligt seyn; denn, wie dem Zeus, gehörte auch ihm die Eiche. Eine solche bei Geismar hatte der h. Bonifaz umhauen lassen; eine

*) Das Schretel, welches in dem irischen Mährchen und im deutschen, von Mone nach einer Handschrift des 14. Jahrhunderts mitgetheilten, Gedicht an die Stelle des Trollen tritt, ist, wenn man das altn. skratti (malus genius, gigas) berucksichtigt, dasselbe was der Troll, ein Eisriese, winterlicher Damon; gegen diese zog Thor im Frühling oder schon um Weihnacht aus, weil die alsdann zunehmende Tageslange den Sieg des Gottes verkündet. Schmids schwab. Wrtb. S. 478 versteht unter „Schreteln“ einen Schmetterling, also eine Psyche, aber nur die Seele eines unselig Verstorbenen, eine Larve (screza). Grimm halt „Schratlein“ fur synonym mit Alp, Waldgeist rc. Ein solcher, der auf dem Fichtelberg hauste, hieß Katzenveit, und war ein Kinderschreck. Diesen Beinamen hatte er vielleicht, weil mit der Katze am meisten Zauberei getrieben wurde.

andere, nicht minder berühmte, stand bei Thorn (Tettau und Temme, Volksſ. Oſtpreußens S. 37), der Stadt, die von dem Gott den Namen erhalten hatte.

Grimm theilt (S. 647) mit, daß Niemand des Rothkehlchens Neſt ſtören dürfe, ſonſt ſchlage der Bliß in's Haus; ebenſo, daß das Neſt des Rothſchwänzchens den Bliß heranziehe. Er fragt daher, ob ſie dem rothbärtigen Donar heilig waren? Kuhn (in Hagens „Germania“ VII. S. 431 ff.) hält dieß für noch wahrſcheinlicher, wenn man die Legende vom heil. Servan vergleicht: **Mirror Vol. 26 p. 16: „Servan was a saint of approved prowess and great good nature: *he slew a dragon* in single combat, turned water in to wine, and once, when a hospitable poor man *killed his only pig to entertain* him and his religious companions he supped upon the pork, *and restored the pig to life next morning*. p. 31: St. Servan had *a tame robin,* who used to feed from his hand, perch upon his head or shoulder while he was reading or praying, and flutter its wings and sing, as if bearing part in his devotions. The boys of the monastery one day twisted its head off, and accused Kentigern of having killed it. To prove his innocence he made a cross upon the head, and put it on again, and the bird was nothing the worse for what it had undergone.“** Die Tödtung zum Zweck der Verſpeiſung und die Wiederbelebung des Ferkels erinnert an denſelben Vorgang, der von Thors Böcken erzählt wird (ſ. w. u.), und auch die Erlegung des Drachen weist auf Thor als Beſieger der Midgardsſchlange. So enthält auch die

Sage vom getödteten Rothkehlchen vielleicht noch irgend einen Mythus, der ursprünglich vom Donar erzählt, später aber auf den Heiligen übertragen wurde. Die Farbe des Thiers machte es dem Donnergott heilig, weil auch der rothe Fuchs im Isländ: **holtathorr** heißt (Grimm, S. 162). Diese Betrachtung leitet zum Eichhörnchen hin. Grimm (S. 582) berichtet, daß zu Bräunrode am Harz, ehe in der Abenddämmerung des ersten Ostertags die Feuer angezündet werden, Alt und Jung aus diesem Dorf und aus Greifenhagen in die zunächst gelegenen Waldungen zieht und daselbst die Eichhörnchen aufsucht. Diese pflegen sie durch Werfen mit Steinen und Knütteln so lange zu verfolgen, bis die endlich ermatteten Thiere lebend oder todt in ihre Hände fallen. Der Umstand, daß die Thiere vor Entzündung des Osterfeuers aufgesucht werden, erregt die Vermuthung, daß sie ehedem als Opfer in die Flamme geworfen wurden, welche man dem Gott des Himmelsfeuers entzündete.

F r e i

oder F r e i r (altd. F r o: der Herr) war in Schweden höchster Gott, wie Thor in Norwegen und Island, wie Odin in Dänemark. Gewöhnlich standen aber die Bilder aller drei Gottheiten in den Tempeln neben einander.

Freir ist vorzugsweise Spender der Fruchtbarkeit, der animalischen sowohl, als der vegetativen. In Beziehung auf die erstere wurde er, dem Adam von Bremen zufolge, mit starrendem Schamglied abgebildet und bei Hochzeiten wurde ihm geopfert. Er ist die Sehnsucht des Mannes nach dem Weibe, so tritt er im Liede von Skirnirs Fahrt auf, welches sein ganzes Wesen am deutlichsten bezeichnet. Ihn rief man um

fruchtbare Erndten an (Sn. 28), vergl. Ynglingasaga c. 12. Daß, um solche zu erzwingen, ihm sogar Menschen geopfert wurden, ist aus der Ynglingasaga bekannt, die auch unter dem Namen des Helden Ynge, d. i. Jüngling, Gott der Jugend, eigentlich von ihm handelt (s. S. 239). Frei's Diener ist Skirnir, d. i. der helle Sonnenstrahl (lex. Isl. skirnia: claresco). Ob sein Schiff Skidbladbnir, in welchem man stets mit gutem Winde fährt, und das sich, wenn es gebraucht ist, wie ein Tuch zusammenfalten läßt (Saem. 45[b]), das aber, der Ynglingasaga c. 7 zufolge, auch dem Odin beigelegt wird, die Regenwolken seyn sollen, wie W. Müller deuten will, lasse ich dahingestellt seyn, da Andere unter diesem Bilde wieder Anderes finden wollten. Jedenfalls dürfte Mone's Deutung auf größern Beifall Anspruch machen. Dieser sagt: das Schiff sey der Sommer, da im nordischen Eismeer für den Winter kein Bild des Schiffes taugen kann. Die Asen fahren darin, weil sie die Monatsgötter sind. Sie steigen in völliger Rüstung im Mai, dem Monat des Freir, ein, und darum ist auch das Schiff sein Eigenthum. Da die Jahreszeiten ihren beständigen Verlauf haben, so faßt auch das Schiff günstigen Wind, wenn es fahren soll. In der Herbstnachtgleiche aber wird es aus dem Wasser genommen und zusammengelegt, und weil im Winter so äußerst wenig von der Triebkraft des Sommers übrig ist, so muß man wohl das große Sommerschiff zusammenfalten und in die Tasche stecken können. Das thut ja auch jedes Blatt im Herbste, es verliert seine Ausdehnung, dürrt und rollt sich zusammen. Die Wärme dehnt aus, die Kälte zieht zusammen.

Auch ein seltsames Schwert besaß Freir. Es setzte sich nämlich von selbst in Schwung, wenn er es gegen

die Riesen gebrauchte (Saem. 82). Daß er es einst weggab, wird die Ursache seines Todes (Sn. 73), wenn er zur Zeit des Weltuntergangs mit Surtur den Kampf bestehen wird. Was mag dieß wohl für eine Waffe gewesen seyn? Vielleicht erräth man die Bedeutung aus folgendem Verse eines im „Wunderhorn" (II., 296) mitgetheilten Volkslieds:

„Das Schwert soll weder hauen noch schneiden,
Das Annelein soll ein Mägdeli bleiben."

Die Orientalen nennen das Weib die Scheide des Mannes. Die Friesen trugen bei Hochzeiten der Braut ein Schwert vor. Da nun Freir der nordische Ehengott ist, so kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß Freirs Schwert für den Mutterschooß dasselbe seyn sollte, was der Pflug für den Erdenschooß; ein solches Schwert setzt sich freilich von selber in Bewegung, denn es ist, wie die Hand, ein Glied des Körpers selber, und braucht nicht erst erfaßt zu werden. Aber nur den Riesen, d. h. den zerstörenden, Tod bringenden Naturkräften ist es gefährlich, weil es ihre schädliche Wirksamkeit durch neue — Zeugungen vereitelt. Daß Freir sich seines Schwertes durch Verschenkung an Skirnir entäußerte, und deshalb am Weltende waffenlos seyn wird, ist nicht als Ursache und Wirkung zu fassen, denn würde er seine Waffe behalten haben, würde das Weltende gar nicht erfolgen. So lange die absterbenden Generationen durch neue Geburten ersetzt werden, kann das Ende der Welt nicht denkbar seyn. Da aber alles Geschaffene nicht ewige Dauer hat, so muß Freir sein Schwert einbüßen, damit das Ende der Welt möglich werde. Wilhelm Müller hat diese Symbolik ganz verkannt, denn er erklärt sich den Verlust des Schwertes

aus dem friedlichen Charakter des Gottes, dem nichts verhaßter als Krieg und Zerstörung; daher in seinem Tempel Niemand Waffen tragen, kein Mörder und Geächteter, oder Friedloser*) eintreten durfte (Müller, S. 169).

Freirs Thätigkeit im Frühlinge ward in Schweden von dem Cultus durch einen Umzug des Gottes mit seiner Priesterin, die seine Gemahlin vorstellte, verbildlicht. Das Volk kam dem Wagen entgegen und opferte für Fruchtbarkeit des Jahrs. (**Fornm. Sög. 2, 73—78**). Ward die Priesterin schwanger, so galt dieß für das Vorzeichen eines fruchtbaren Jahrs. Bei dieser Gelegenheit wurden Ochsen geopfert, vielleicht weil im Mai die Sonne im Zeichen des „Stiers" weilt, daher unter dem dichterischen Namen des Ochsen „Freir" aufgezählt wird (**Sn. 221**[a]). Aber auch weiße Rosse waren ihm heilig, wie dem Odin. Ein solches hieß Freifari. Um Mittewinter wurde dem Gott ein Eber geopfert, vielleicht mit Beziehung auf jenen Eber „Goldborste," welcher in der Walhalla allnächtlich geschlachtet wird, um am nächsten Morgen heil wieder aufzuleben, ganz wie die Sonne, die Abends untergeht, am nächsten Tag aber wieder im gewohnten Glanze leuchtet. Ihre Strahlen sind des Ebers Goldborsten, aber der dem Freir um Mittewinter geopferte Eber bezog sich auf den Tod des Jahres in der längsten Nacht, die der Wiedergeburt des Lichts vorhergeht. Der Eber, das lichtfeindliche, nur feuchte, schlammige Orte aufsuchende Thier, das in der Sommerwende den schlafenden Odin getödtet hatte (siehe S. 54), muß in der Winterwende es mit dem eigenen Blute bezahlen, und weil es durch den herbeigeführten Tod Odins die Vegetation zerstört, so muß es nun alljährlich in dem Zeitpunkt,

*) Freir heißt darum auch Frode (d. i. Friede, Friedrich.)

wo die Tageslänge wieder zunimmt, als Sühnopfer für ein fruchtbares Jahr dem Freir — denn dieser ist nur der schwedische Name für Odin — geschlachtet werden. Muthmaßlich wurden ihm auch um diese Zeit die von Saxo ebenfalls erwähnten Menschenopfer gebracht, denn im Winter ist der Gott ein grollender. In der Sage von Olaf findet sich der Zusatz, daß man ihm in seinen Grabhügel zu seinem Troste lebendige Menschen in das Grab brachte (**Olafss. II., 191 ed. Skalh. cf. Yngl. sag. c. 12**). Als unterweltlicher Gott (Pluto, **Dis**) waltet er auch über den Reichthum (Plutus, **Dives**) **Sn. 28 Egilss. S. 677.** Und wie Odin nur begüterte Todte in sein Reich aufnimmt (S. 141), so sieht auch Freyr die Armen nicht mit günstigem Auge an (**Fornm. sög. 2, 74**). Und weil Eidleistende nur die unterweltlichen Gottheiten anriefen — die Hellenen schwuren beim Styr, die Römer beim Orcus — so rief man in Schweden den Freir zum Zeugen der Wahrheit an (**Egilss. 5, 365**). Nach **Sn. 131** sitzt er mit Odin und Thor zu Gericht. Und weil der Eber das Thier der Finsterniß — vielleicht seiner kleinen Augen halber und seines stets zur Erde gesenkten Blicks, und weil sein Aufwühlen des Bodens die Sehnsucht nach der Unterwelt verräth? — weshalb schon die Griechen das Ferkel (*φορκος*, **porcus**) mit der Unterwelt (**Orcus** *)) und diese wieder mit dem Eid (*ὁρκος*) in Beziehung brachten, Phorkys, den Vater der schweinszahnigen Gräen (Göttinnen des Alters) in einer Grotte wohnen ließen, und der Tod=

*) Wir haben nur noch die lat. Benennung, aber daß *πορκος* den Griechen auch die Hölle war, leuchtet aus den Worten des Phanokles V. 19. hervor, wo er von der Laute des Orpheus sagt: *ὁρκȣ στυγνον ἐπειϑεν ὑδωρ.*

tenfrau Demeter Schweine in unterirdischen Kapellen (μέγαρα) hielten (**Paus. IX, 8**), so hatte nicht nur in Latium der Fetiale an das erschlagene Ferkel den Fluch für Meineid gebannt (**Liv. I, 24. IX, 5**), bei Bündnissen das Schwein zum Opferthier gewählt (**Aen. 8, 639. 12, 170. Varro R. R. II, 4, 9: initiis pacis foedus cum feritur, porcus occiditur**), sondern auch der europäische Norden legte auf der Eberhaut stehend Eide ab *). Wer dem Freir kein lebendes Schwein um Mittewinter opfern konnte, der brachte es im Bilde auf einem Backwerk dar, und auf Freirs heiligen Julgalt deutet die noch jetzt in einigen Gegenden Norddeutschlands heimische Sitte, Backwerke mit des Ebers Gestalt um Weihnacht zu verkaufen (Müllenhof, Schlesw.-Holst. S. **XLIV**.) Die Spuren des wirklichen Eberopfers haben sich aber noch in England forterhalten, wo das Haupt des Wildschweins — der Kopf des Opferthiers gehörte stets der Gottheit, der man es opferte, den Rumpf behielt der Opferer — auf festlichen Tafeln in der Christnacht als Schaugericht erscheint, aber im Mittelalter auch mit Lorbeer und Rosmarin geschmückt wurde. Mancherlei wurde dann damit vorgenommen. In einer Ballade von Arthurs Tafel heißt es: Dreimal wird mit einer Ruthe darüber geschlagen, und dann können es nur die Messer tugendhafter Männer anschneiden. Ein ander Mal zeigt sich sogar ein lebendiger Eber im Saal, und ein kühner Held schneidet ihm das Haupt ab. Zu Oxford stellen sie auf Weihnachten ein Eberhaupt aus, tragen es feierlich um und singen: **caput apri defero reddens laudes domino!** (Da bringe ich des Ebers Kopf und singe unsres Herrn Lob!)

*) Die Sitte des Ebergelübdes hat Grimm (Deutsch. Rechtsalterth. S. 900 sq.) erläutert.

In Island wurde bei feierlichen Eiden außer dem „allmächtigen As" (Odin) nur Freir und

N j ö r d h r

angerufen, der Letztere ist Vater des Freir — obschon nach anderer Angabe (**Forn. sög. 2, 12**) Odin; schon deßhalb, weil Freir zu den Asen gehört, die sämmtlich Odins Kinder sind — wahrscheinlich Freir selbst, denn die Ynglingasaga (c. 11) stellt ihn als Verleiher des Friedens und gesegneter Ernten hin, und Grimm will in der von Tacitus erwähnten deutschen Naturgöttin Nerthus die Freia erkennen, und glaubt daraus folgern zu dürfen, daß Freias männliches Ich, Freir, zugleich N j ö r d r gewesen sey, dessen Name schon einen N ä h r e r oder Nahrungsspender ankündigt. Reich, wie Njördr, gilt sprichwörtlich von einem Wohlhabenden (**Vatnsd. s. 202**). Zufolge **Sn. formali 10** soll Njördr, wie Saturn, im Weinbau und Ackerbau, gleich einer Erdgöttin, unterwiesen haben. Dem Njördr, wie seinem Sohne Freir, wurde bei feierlichen Opferschmäusen der zweite Becher getrunken — dem Odin (siehe S. 193) oder Thor (siehe S. 285), wohl der erste — um fruchtbare Zeiten zu erlangen (**Sag. Hakon. god c. 16**); Odin hatte den Njördr mit Freyr zum Vorsteher der Opfer eingesetzt (**Yngl. sag. c. 11. Sn. 354**), aber die Mythologie aller Völker lehrt, daß die Götter Begründer ihres eigenen Cultus, ihre eigenen Priester sind (Creuzer Symb., 2te Ausg. I. S. 19). Mit Odin berührt sich Njördr, insofern er über den Wind und die Wogen herrscht, daher er auch von Seefahrern und Fischern angerufen wurde. Nur drei Sommermonate läßt sich im Norden das Meer beschiffen, darum wohnt Njördr nur drei Nächte am Seegestade, aber neun Nächte

mit seiner Gemahlin Skadi (Schatten?), jener Tochter eines (Eis=) Riesen im Gebirge, d. h. im Berge — in der Unterwelt. Skadi erhielt zur Sühne für den Tod ihres Vaters, des vom Donnergott erlegten Riesen Thiassi, die Erlaubniß, sich unter den Asen einen Gemahl auszusuchen, doch unter der Bedingung, daß sie von ihrem künftigen Gatten nur die Füße sehen sollte*). Sie wählte Njördr, den sie wegen seiner glänzenden Füße für

Baldr

hielt. Dieser war der eigentliche Repräsentant des Frühlings, denn sein Tod fällt in die Mittsommernacht, wo die Tage wieder zunehmen. Loki's (des Endigers) List hatte ihn dadurch herbeigeführt, daß er — als die Asen sich daran ergötzten, mit Steinen, Geschoßen und Waffen aller Art auf Baldr zu werfen — den blinden Hödhr (Hader, Haß), also den Repräsentanten der dunkeln Jahrhälfte**), beredet hatte, mit einer Mistel nach ihm zu zielen. Zu der Wahl der Vogelbeere soll, wie die Mythe berichtet, den Loki der Umstand vermocht haben, daß Baldrs Mutter — als ihr der Sohn einen beunruhigenden Traum, daß sein Leben in Gefahr sey***),

*) Als Wintergöttin und Riesentochter vermählt sie sich dem Spätsommer.

**) Saxo verwandelte diesen eddischen Gott in einen schwedischen König Hother, der mit Baldr, Odins Sohn, um Nanna's Hand buhlt.

***) Der ähnliche vergebliche Warnungstraum des Förster Bärens, der oben für den Odin erkannt wurde, läßt vermuthen, daß Baldr im Traum nicht die Mistel, sondern einen Eber als die Ursache seines Todes erblickt haben werde, welches Thier die Mistel in den Weihnachtsgebräuchen eine Rolle spielt (s. S. 322. 325 Anm.) Aber den Eber hatte er durch die von seiner Mutter gebrauchte Vorsicht nicht mehr zu fürchten; so mußte denn, damit der Traum kein Schaum würde, die Mistel des Ebers Amt verwalten. Wird aber alljährlich um Mittewinter nicht dem Baldr, sondern dem Freir das Schwein geopfert, so gilt dies als ein Beweis mehr für die Identität beider Götter.

mitgetheilt — allen Thieren, Pflanzen, Steinen und Giften den Eid abgenommen hatte, daß sie ihm nicht schaden wollten. Nur den Mistelsproß, der eben aus der Erde hervorkeimte*), ihr also noch zu jung schien, hatte sie übergangen. Loki hatte sich in Gestalt einer Frau zur Frigg begeben, und sie gefragt, ob sie wisse, was die Asen in ihrer Versammlung vorhätten. Sie antwortete: alle schießen zum Ziel nach Baldr, ohne ihm zu schaden. Da sagte Frigg: Waffen, Thiere und Pflanzen werden ihm nicht schaden, ich habe sie alle in Eid genommen. Da fragte die Frau, ob ihr denn alle möglichen Dinge geschworen hätten, seiner zu schonen? Frigg antwortete: es wüchse ein kleines Bäumchen westlich von Walhall, Namens Misteltein, das hätte ihr aber zu jung geschienen, um es in Eid zu nehmen. Darauf ging die Frau fort. Loki zog nun den Mistelstein auf, und ging damit zur Versammlung, wo er Hödr zum Schießen verleitete, und weil dieser blind war, ihm die Hand führte. Der wahre Grund aber, weshalb sich Loki von der Mistel den sichersten Erfolg versprach, war dieser: weil sich die Blume der Mistel in der Sommerwende entfaltet; sie blüht also zu einer Zeit auf, wo andere Blumen schon altern, und ist durch ihr beständiges Grün, und weil die Beere in der Winterwende reift, also ihr der Winter nichts anhaben kann, Hödrs passendste Waffe**). Hödr warf und Baldr sank

*) Die Mistel entsteht, wenn ein Vogel eine unverdaute Vogelbeere auf einen Ast der Eiche fallen läßt, wo sie zum gedeihlichen Boden etwas Moos findet, und daraus hervorwächst.

**) Das beständige Grün der Mistel eignete sie zum Sinnbild der sich stets erneuenden Zeit, daher ihre mystische Bedeutung am Weihnachtsabend — wo sie in Wäles von den Landleuten noch jetzt ins Dach gehängt wird, und die Männer ihre nach Leibessegen sich sehnenden Frauen darunter hindurch-

entseelt zur Erde. Die Asen wurden sprachlos vor Schreck, sie wagten aber nicht, Rache gegen den Urheber zu üben, denn der Versammlungsort war heilig und gefriedet. Odin jedoch kannte die Schwere des Unglücks am besten, denn er als Jahrgott, als Inbegriff der gesammten Zeit, als Erntegott insbesondere, konnte die Folgen vom Tode des Frühlings am richtigsten voraussehen. Man beschloß, in Hels dunkle Wohnung einen Boten abzusenden, und Lösegeld für Baldr anzubieten. Hermode, der flinke Götterbote (Hermes), bestieg also Odins achtfüßiges Roß Sleipnir (das wir schon S. 102 als Todtenpferd kennen gelernt), und ritt eilends von dannen. Inzwischen nahmen die Asen Baldrs Leiche, und führten sie zur See, in welche sie das Schiff Hringhorn lassen wollten, um es zu verbrennen, aber es ging nicht von der Stelle, so daß nach der Riesin Hirurkin (Feuerwirbel) nach Jotunheim geschickt werden mußte. Sie kam, auf einem Wolfe*) reitend, hatte Nattern zu Zügeln, trat zum Schiffe und stieß es mit Einem Ruck in's Meer, so daß es Funken stob und die Erde zitterte. Baldrs Leiche wurde nun in's Schiff getragen, und ein Scheiterhaufen angezündet (das Johannisfeuer in der Mittesommernacht), um die umgehenden Gespenster zu vertreiben**). Als die trauernde

---

führen — und in der Neujahrsnacht, wo man im südlichen Frankreich: Au gui l'an neuf! ruft d. h. zur Mistel! (gui ein ins Franz. übergangenes bretagnisches Wort) das neue Jahr ist da! Dieser Ruf galt in der Druidenzeit als Aufforderung, die Mistel abzuschneiden.

*) Ueber denselben als unterweltliches Symbol s. S. 148.

**) Wie man vorher an Baldrs blutigen Tod gedacht, so erinnerte man sich nun an das blutende Haupt des Täufers, und gab der Staude (Hypericon quadrangulare), an der man einst Baldrs Blut zu sehen glaubte, den Namen Johanniskraut (dän. St. Hans Urt, Blodblomster, norw. Mandellod), kurz

Wittwe (die weibliche Personification des Frühlings) dieß sah, barst sie vor Kummer, und wurde zu ihrem Mann auf den Scheiterhaufen gelegt. Dorthin wurde auch sein Pferd geführt.

Bei diesem Brande waren vielerlei Leute gegenwärtig. Freir fuhr in einem Wagen herbei, den der Eber Goldborste zog. Heimdalr, der Sohn von neun Müttern, ritt das Roß Gultoppr (Goldzopf), Freia erschien in ihrem Katzengespann; auch Odin und Frigg waren nicht ausgeblieben. Daß die dem Tod sein Opfer aussuchenden Walkyrien und Odins Raben bei einer Leichenfeier nicht vermißt worden seyen, läßt sich von selbst schließen. Die Letztern, Hugin (Gedanke) und Munin (Erinnerung) genannt, durften schon als tröstende Sinnbilder der geistigen Fortdauer, worauf auch ihre Namen anspielen, nicht fehlen. Der Ynglingasaga (c. 7.) zufolge waren sie es, die durch ihre Fähigkeit der Rede im Stande, aus allen Weltgegenden Nachrichten mitzutheilen, den Odin zum Allwissenden gemacht hatten. Die Raben waren eigentlich, wofür diese Vögel schon von den Indiern gehalten wurden: Seelen der Verstorbenen (repraesentant animas defunctorum, sagt P. Paulinus a Bartolomo ausdrücklich). Auch wissen die Brahmanen von zwei unsichtbaren Genien, welche fortwährend auf den Schultern des Menschen sitzen, und nicht nur alle seine Handlungen und Reden belauschen, sondern auch seine geheimsten Gedanken erspähen, um hierauf in der andern Welt Rechenschaft abzulegen von der irdischen Lebensweise des Abgeschie-

---

alle Heilkraft Baldrs ward zur Mirakelgabe des neuen Heiligen. Auf Island, den Faröern, in Schonen, Jütland ꝛc. wird die hellstrahlende Anthemis Cotula, die in der Sommerwende blüht, noch jetzt Baldrs Braue genannt.

denen. Nun hatten aber alle Seelen ihren Ursprung von Odin, der Weltseele, daher fliegen die Raben, Gedanke und Erinnerung, von Odin aus und zu ihm wieder zurück. Ersterer mochte die Seele vor ihrer Einpuppung in den Leib repräsentiren, der Andere die Seele, welche die irdische Hülle bereits abgestreift hatte. Denn, wenn die Nebelkappe der Sinnenwelt von dem geistigen Auge abgezogen ist, sieht die Seele wieder klar und hell. Sie erinnert sich wieder ihrer himmlischen Heimath und des Zwecks ihres Erdenlebens. Auch alle Handlungen, gute wie böse, die sie auf Erden begangen, und deren Mehrzahl ihr aus dem Gedächtnisse entschwunden, reihen sich jetzt zu einem Ganzen, und bieten eine Uebersicht des ganzen Erdenlebens, so daß die Seele des Lasterhaften ihr eigener Richter wird. Dieser Zustand tritt unmittelbar nach dem Tode des Leibes ein. Darum konnten Odins Raben bei Baldrs Leichenfeier am wenigsten vermißt werden.

Odin legte jetzt seinen Ring Draupnir (den träufelnden Thau?) auf den Holzstoß, und Thor weihte den Scheiterhaufen, ehe er angezündet wurde, mit seinem Hammer *). Hermode sah, in Hels Wohnung angekommen, wirklich dort seinen Bruder Baldr auf einem Hochsitz bei den Todten. Hela antwortete: nun müsse sich zeigen, ob Baldr so reich sey an Freunden, wie man behauptete. Wenn alle Dinge in der Welt ohne Ausnahme ihn beweinten, so soll er wiederkehren dürfen. Da sandten die Asen Botschaft über die ganze Welt, daß alle Dinge Baldr aus der Gewalt der Hela (Hölle) weinen möchten. Alle thaten es, Menschen, Thiere, Erde, Bäume, Steine und Erze, wie man noch

*) Der Grund dafür ist S. 280—281. angegeben.

diese Dinge weinen sieht, wenn sie aus der Kälte in die Wärme kommen. Aber da die Gesandtschaft wieder heimkehrte, fanden sie an einem Felsen eine Riesin, Namens Thöck, und sie baten sie, Baldr aus der Hölle zu weinen. Diese aber antwortete: „Thöck möchte weinen mit trockenen Thränen Baldrs Leichenzug, Todter oder Lebender Sohn nöthige ich nicht; Hel behalte ihren Raub.“ Thöck war aber wieder nur der verkleidete Loki gewesen, der als „Endiger“, was sein Name bedeutet, nur im Interesse der Todtengöttin handeln konnte. Daß er es gewesen, hatte er, dem Gedichte **Lokaglepsa** (Loki's Schmähung) zufolge (in der ältern Edda), bei Aegirs Gastmahl, wo er sich unter die Götter eindrängte und sie mit Schmähungen überhäufte, selbst gestanden.

Allem Anschein nach war Baldr nur ein anderer Name für Freir — nur daß Letzterer zu den Vanen gezählt wird, wie Jener zu den Asen. — Wie Othin in der Walhalla, Thor, Nörhr und Freir (zur Winterszeit) im Hügel (s. S. 231, 321) hausen, so Baldr in dem dunklen unterirdischen Reich der Hela *). Baldrs Name zeigt einen „weißen Gott“ an, wie es der Biel-

---

*) Balders Hügel in Dänemark, dessen Lage jetzt Niemand weiß, und welcher Saxo in dem Glauben bestarkte, dieser Gott sey ein sterblicher Held gewesen, beweist nichts weiter, als daß Baldr dort im Gesang oder in der Sage des Volkes lebte, denn diese pflegt durch dergleichen Umstande sich überall zu localisiren. Im Chronicon Erici regis heißt es, daß Baldr als König (!) in Danemark seinem Vater Othen gefolgt sey; Frithlaffs Sohn, „welcher ein großer Zauberer war und als Gott verehrt wurde, weshalb die Griechen von den Danen ein goldenes Bild von ihm mit großer Ehrfurcht empfingen.“ Hier wird von diesem Oden dasselbe erzahlt, was Saxo vom Mith-Odin (s. S. 240) berichtet; er sey namlich plötzlich auf Fyen (bei Odensee) gestorben und dort begraben worden. (Geijer Urgesch. Schw. S. 220 Anm.)

bog der Slawen, der Belen der Kelten war. Er ist die Personification des hellen Sommerlichts, und wie die Römer den Hercules, d. i. die Alles sehende Sonne zum Zeugen der Wahrheit anriefen (Me Hercle!) oder den Pollux (πολυ-λευκης, d. i. der sehr Weiße, viel Leuchtende), ebenso schwuren die Genter „by den witten god“ (bei dem weißen Gott *), welcher aber kein anderer als Baldr (vgl. S. 331 Anm.) war. Denn auf die weite Verbreitung von Baldrs Cult lassen die vielen Ortsnamen auch außerhalb Scandinaviens schließen, wovon ich hier nur die schwäbischen namhaft mache, als: Baldern, ein Flecken Baldringen, Amt in der Abtei Ochsenhausen, Baldersweil, Dorf bei Kletgau, Baltingen, Dorf bei Biberach **). Das Dorf Belsen zwischen Tübingen und Hechingen ist zwar von Mone auf den keltischen Beal, Belen bezogen worden; gewiß aber sind beide Götter Ein Wesen, so wie es keinem Zweifel unterliegt, daß Belgien, wo man bei dem „weißen Gott“ schwur, vom Dienst dieses Gottes den Namen hat. Für das Vorkommen des Gottes Baldr in Deutschland zeugt ein verschollener Mythus, der uns zugleich mit einem andern im Norden ungenannten Namen des Gottes bekannt macht, und welchen Grimm (S. 205) im Auszuge mitgetheilt. Der Inhalt des Mythus ist: „Als Phol und Wodan einmal zu Walde ritten, sey Baldrs Fohlen der Fuß ausgerenkt, und sogleich die größte Sorgfalt der Himmlischen erwiesen worden, ihn wieder einzurichten; doch weder Sindgund und Sunna, noch Frua und Fulla vermochten es, erst Wo-

*) Wolf N. S. Nr. 55.

**) Ein Ort Balderschwang im Vorarlberg, östlich von Bregenz, läßt zweifelhaft, ob er nicht nach einer Person Baldheri benannt sey.

dan der Zauberkundige selbst konnte den Fuß beschwören und heilen."

Hierzu merkt Grimm an: Dieß Ereigniß ist der Edda so wenig als andern altnordischen Sagen bekannt. Doch was ein heidnischer Spruch schon vor dem 10. Jahrhundert in Thüringen wußte, hat sich seinem wesentlichen Inhalt nach in Beschwörungsformeln geborgen, die noch unter dem schottischen und dänischen Landvolk leben, nur daß auf Jesus angewandt wird, was die Heiden von Baldr und Wodan glaubten *).

Weiter macht Grimm auf mehrere Ortsnamen aufmerksam, die einen ehemaligen Cultus des Phol in Deutschland voraussetzen lassen, als: das Dorf Phulsborn, unfern der Saale; von den Städten Apolda,

---

*) S. 93 haben wir uns überzeugt, daß Jesus noch über Wodan steht, denn während Wodan nur den lahmen Fuß des Pferdes heilt, schneidet der Heiland sogar ein gesundes Bein ab, um ein neues Hufeisen etwas bequemer aufzusetzen, und richtet Alles wieder so ein, als ob nichts vorgefallen wäre. Dasselbe Kunststück gerieth aber auch einem nicht einmal in besonderm Rufe stehenden Sanctus, ich meine den h. Albo, der zufällig mit Baldr etymologisch verwandt ist, denn Albus heißt: der Weiße. Die Legende berichtet: Führte man ein Pferd zu ihm, so löste er den Fuß ab, trug diesen in seine Werkstätte — denn er war ein Hufschmied — beschlug denselben, und brachte ihn dann dem Eigenthümer zurück, indem er ihn vermittelst einiger Gebete und geschlagenen Kreuze wieder an das Bein anfügte. (Hirzel, Ans. v. Ital. I. S. 238 Anm.). Zwar hat das erlahmte Pferd Baldrs, wenn man diesen als Lichtgott auffaßt, seinen vollen Sinn, denn durch Hemmung des Sonnenlaufes würde großes Unheil auf der Erde erfolgen — eine sinnige Deutung Grimms S. 205., welcher ich die Heilung des Rosses vom persischen König Gustasp zur Seite stelle, dessen vier Beine (Jahresviertel) nach und nach in den Leib zurückgetreten, durch Zoroasters Machtspruch nach und nach wieder hervorgekommen waren, also auch hier kalendarische Anspielungen — hingegen die beiden Legenden des christlichen Mittelalters von künstlichen Pferdekuren sind planlose Kunststückchen à la Bosco, demungeachtet sind wir weit entfernt, den Werth der Heiligenlegenden geringer anzuschlagen, als den der Göttergeschichte.

Dornburg und Sulza gleichweit entlegen. Urkunden des Mittelalters schreiben Phalsborn und Pfolezborn*). Es befindet sich aber auch ein Falsbronn auf dem fränkischen Steigerwald an der rauhen Eberach. Noch deutlicher mahnt an eine Gottheit Baldebrunn in der Rheinpfalz, was wohl Baldrsbrunn geheißen haben muß. Saxo erzählt nach einem nordischen Mythus, daß Baldr seinem lechzenden Heer in der Hitze der Schlacht einen Brunnen schuf **). Jene Ortschaften ***) bezeugen also in ihrem Namen, daß Baldrs Fohlen auch anderswo Quellen hervorgestampft, oder aus der Bildersprache in unsere Redeweise übersetzt: Fruchtbarkeit entwickelt habe.

Es befremdet aber, daß Grimm, um das Etymon des Namens Phol zu verfolgen (S. 1210), sogar bis zum chaldäischen Bel †) zurückgeht, nicht aber an das deutsche voll und füllen denkt, womit Fohlen und Füllen (junges Roß) sich vergleichen ließe; in=

---

*) Sollte demnach Pforzheim früher Pfolzheim — zumal wegen der Nachbarschaft von Maulbronn! — geheißen haben? denn an Pforte ist doch nicht zu denken, es müßte denn Pfortenheim lauten. Ueberdies hätte der Name keinen Sinn.

**) Victor Balderus, ut afflictum siti militem opportuni liquoris beneficio recrearet, novos humi latices terram altius rimatus aperuit, quorum erumpentes scatebras sitibundum agmen hianti passim ore captabat. Eorumdem vestigia sempiterna firmata vocabulo, quamquam pristina admodum scaturigo desierit, nondum prorsus exolevisse creduntur.

***) Weiterhin führt Grimm noch einen Ort Phaling an, der auf der linken Seite der Donau unterhalb Straubing liegt. In der Ammergegend gibt es mehrere Polling — dürfte man auch Pollnau in Deutschböhmen an der bairischen Grenze hieher zählen? — Follendorf bei Gotha heißt in Urkunden des 14. Jahrhunderts Phulsdorf. Zwischen dem Harze und Thüringen liegt ein Ort Pölde unweit Scharzfeld. (Gehörte dann auch das weimarsche Apolda hieher?)

†) Wenn durchaus Phol (Baldr) mit einem orientalischen Gott verwandt seyn soll, so wäre doch zuvörderst an Pollear,

sofern Phol als synonym mit Freir*) dem Geber der Fülle, dem Urheber der Fruchtbarkeit, als deren Sinnbild das Quellen**) hervorstampfende Roß vorzugsweise zu nehmen ist. Ein anderer, dem Baldr angehöriger Name, ist der seines mit Nanna erzeugten Sohnes

Forseti

(**Forasizo** Grimm S. 212), d. h. der Vorsitzende (**praeses**), denn dieser dem Monat der „Waage" vorstehende Ase schlichtet alle Streitigkeiten. Alle, die in schwierigen Sachen zu ihm ihre Zuflucht nehmen, gehen ausgesöhnt von ihm. Götter und Menschen kennen keinen bessern Richterstuhl (**Saem. 42ª Sn. 31. 103.**) Forseti sucht Alles in's Gleichgewicht zu bringen, und es gelingt ihm auch in dem Zeitpunkte, wo Tag und Nacht gleich sind, wodurch auch wieder der ewige Streit des Lichtes und der Finsterniß, der Wärme und Kälte beigelegt wird. Obgleich vom Geschlechte der Lichtgötter (Asen), so entscheidet er doch — so groß ist seine Gerechtigkeitsliebe — beim Herbst=Thing (am Michaelstag vgl. S. 241) zum Vortheil der Riesen oder des Dunkels. Forseti wurde auch von den friesischen Bewohnern Helgolands (Heiligenland) und von den Sachsen verehrt. Forseti bildet aber nur die eine

---

den Ehengott der Inder, zu denken, welcher auch dem Apollo seinen Namen geliehen haben mochte, weil Letzterer in Troas und Lampsacus auch als priapäischer Gott gekannt seyn mußte, denn nur die etymologische Verwandtschaft von Priapus und Priamus läßt es begreiflich finden, daß die Priamiden Troilus und Hector auch als Söhne Apollo's aufgeführt werden.

*) Im Sanskrit bedeutet pri fruchtbar seyn, und phul blühen, Blüthe und Frucht beherbergen aber den gleichen Sinn.

**) Aus dem Brunnen holt der Storch die Kinder!

Seite Baldrs, von dem es gleichfalls heißt, daß sein Ausspruch unumstößlich ist; die andere Seite ist

Heimdalr,

welcher (**Saem. 72[a]**) wie Baldr „der weiße As" **hvitastr asa** genannt ist. Seine weiße Farbe möchte aber nicht, wie bei Baldr, auf die Helle des Tageslichts, sondern auf das bleiche Mondlicht zu beziehen seyn. Er ist der Mond, dem die deutschen Stämme, ausnahmsweise von andern Völkern, männliches Geschlecht beilegen. Er wohnt in Himiebjörg (Himmelsberg), und wacht an der Regenbogenbrücke (**Bifröst**) gegen die Ueberfälle der Riesen *). Als Wächter der Götter sieht er bei Nacht wie wie bei Tage (**Sn. 30.**) Wie der Inder vom Mondgott Menu die Repräsentanten der vier Kasten zeugen läßt — weil die Seelen aus dem Monde auf die Erde versetzt werden — so soll Heimdalr einst unter dem Namen Rig **) auf Erden gewandelt, und mit drei Frauen (☽, ☉, ☾), die drei Stände: Sclaven, Freie und Edle gezeugt haben, daher im Anfang der Völuspa alle erschaffenen Wesen „Söhne Heimdalrs" genannt werden. „**Distributor mundi**" wird Heimdalr (**Lex. Isl. 137[a]**) genannt, weil nach dem Mondwechsel das Jahr und die Zeit

---

*) Insofern der Regenbogen der Seelenpfad, die Geisterbrücke, so wäre zu vermuthen, daß der Glaube: die Seelen der Abgeschiedenen werden in den Mond versetzt, auch im Norden bekannt war.

**) Rig (Glanz) ist Erich (vergl. S 67) der Wandler durch die „Eriksgasse", welche die Milchstraße ist, die aber, wie der Regenbogen, als eine Brücke der Seelen aus dem Himmel zur Erde gedacht ward. Ausserdem ist die Milchstraße der Pfad, welchen der leuchtende Gott des Mondes zur Nachtzeit zu wandeln scheint.

überhaupt eingetheilt wird (Müller S. 230). Insofern ist es auch natürlich, ihn bei Erschaffung der Menschen thätig wirkend zu denken. Das feuchte Mondlicht bringt den Mond zum Wasser in Beziehung. Da nun der Meerriese Aegir 9 Töchter zeugte, so sollen, nach Müller, diese die 9 Mütter Heimdalrs seyn. Dieser Ansicht Müllers stelle ich eine andere von Legis (Alfuna S. 75) gegenüber, welcher bei Heimdalrs 9 Müttern an die 9 (?) Farben des Regenbogens denkt; die einzig befriedigende Deutung möchte die S. 140 Anm. angegebene seyn, welche in der Neunzahl eine Beziehung zur Seelenwanderung anerkennt. Heimdalr, der bei Erschaffung der Wesen thätig, wird darum am jüngsten Tage in's Gjallarhorn (Gellhorn) stoßen, d. h. die Posaune der Auferstehung blasen. In ihm sind alle Seelen enthalten, er hat alle 9 Welten bereits durchwandert, von der Schöpfung bis zum Untergang der Zeitwelt. Er ist darum der neunmal Geborne, er hat alle Wiedergeburten bereits überstanden. Mit Absicht wurde ihm im Norden das Mittsommernachtsfest gefeiert, wo die Sonne ihren Kreislauf vollendet hat, und wieder rückwärts schreiten — bildlich: sterben — muß, um in der nächsten Winterwende wieder geboren zu werden. Darum thront auch Heimdalr in „Himmelsberg", wodurch der höchste Standpunkt der Sonne angedeutet ist. Er ist der Mondgott; und das Zeichen des Krebses, in welchem die Sonne um Sommermitte sich befindet, hieß bei Macrobius: die Mondpforte, durch welche die Seelen in die Geburt herabkommen, entgegengesetzt der Sonnenpforte in der Winterwende, wo die Seelen wieder in's Lichtreich zurückkehren.

Der Umstand, daß in den Rheingegenden der zweite Mai mit dem Namen P f u l tag oder P u l l e tag be-

legt wird, daß aber am Abend des ersten Mai dem keltischen Frühlingsgott Beal oder Belen zu Ehren das sogenannte Beltein*) oder Walpurgisfeuer angezündet wurde, ist ein mächtiger Beweis für die Identität Phols und Baldrs; denn, wie vorhin gezeigt wurde, fand Baldrs Tod in der Mitsommernacht Statt, die Anzündung seines Scheiterhaufens war das Urbild aller Johannisfeuer, welche an einigen Orten die Walpurgisfeuer ersetzen. Der Zweck dieser beiden Feuer war das gleiche: alle naturfeindlichen Gewalten zu verscheuchen. Phol oder Baldr, der Urheber der Fruchtbarkeit, war ja ihr entschiedenster Gegner, jene Feuer eine Erinnerung an seinen stellvertretenden Opfertod, welchem als dem eines Gottes besondere Sühnkraft zugeschrieben wurde. Aehnlich schlachtete man im Dionysuscult im Frühlinge einen Stier, von dem alle Anwesenden ein Stück seines Fleisches essen mußten, wodurch man aller Mißernte vorgebeugt glaubte, weil der Stier den Dionysus, den Spender der Feldfrüchte, selber repräsentirte. Auch noch ein anderer Zug der Sage, nämlich der, daß auch Baldrs Roß mit der Leiche seines Herrn verbrannt wurde, spricht für die richtige Deutung dieser Ceremonie, denn in Irland wird noch jetzt ein Pferdekopf zur Abwehr bösen Zaubers (s. S. 100) in das Johannisfeuer geworfen. Dort hieß der Gott Bealdäg. Daß ein Opfertod, nach der Weise Baldrs, hier unerläßlich schien, bezeugt Armstrong (s. v. *bealtain*, wo er in der Beschreibung des Belfeuers einer

---

*) Daher die vielen Ortschaften „Beilstein" in vielen einst von Bekennern keltischer Religion bewohnten Ländern. Die Verstümmlung des Namens trat ein, als man sich der urspr. Bedeutsamkeit dieser Stätten für den Cultus nicht mehr bewußt war.

Ceremonie erwähnt, aus welcher erhellt, daß die Hauptperson ehedem bestimmt war, **to be sacrificed to Beal, whose favour they mean to implore in rendering the year productive, the devoted person is compelled to leap three times over the flames.** Hierzu merkt Grimm an: Die gottesdienstliche Beziehung läßt sich hier gar nicht verkennen. Man sieht an dem dreimaligen Laufen durch die Flamme, daß es hauptsächlich auf einen Menschen abgesehen war, der den Gott gnädig machen sollte, daß aber später Viehopfer an dessen Stelle traten, und endlich von der leiblichen Darbringung nur ein Springen über das Feuer für Menschen und Vieh übrig blieb. — An die Stelle des wirklichen Opfertodes mochte später in Irland das am Maiabend übliche Peitschen mit Nesseln getreten seyn (Ir. Elfenm. S. 229), denn ganz ohne Blut durfte es bei dieser Art von Opferfest nicht abgehen. Da die Palilien der Römer, welche der Göttin Pales zu Ehren im Frühling Statt fanden, mit gleichen Ceremonien begleitet wurden — nämlich man ließ die Heerde über das angezündete Strohfeuer springen, in dem Glauben, daß dann die Göttin für die Mehrung des Viehes sorgen werde, der Name Pales aber an palus = φαλλος, das Organ der Fortpflanzung erinnert, und palus die Bedeutungen Stammbaum und Baumstamm in sich vereinigt, Letzterer bekanntlich jener von den Engländern may*pole* genannte Maibaum ist, welcher den Mittelpunkt bildete, um welchen das Maifeuer angezündet wurde — so braucht man bei der am Tage liegenden Bedeutung dieses Symbols nur das Wort **pole** (Pfahl) mit dem ältern angelsächsischen *pol* zu vergleichen, um in dem Namen des Gottes, dessen Eigenthümlichkeit dieser Pfahl andeuten sollte — nämlich

den „Pfahl im Fleische" *), um mich der eigenen Worte des Apostels Paulus zu bedienen — allsogleich den Fruchtbarkeit verbreitenden P h o l herauszufinden.

Insofern Baldrs Tod in der Mittsommernacht das Vorbild des Weltuntergangs war, so ergibt sich als natürliche Folge, daß

V a l i

oder Bali (der Weiße, wie Baldr) in der entgegengesetzten Sonnenwende seinen Platz einnimmt, wo das Licht wieder zunimmt, denn Vali war es, welcher den blinden Hödr, den obwohl unabsichtlichen Mörder Baldrs, auf den Holzstoß legt. Darum feierte man um jene Zeit die sogenannte Kyndelmisse (ein Fackelfest = Lichtmeß), und erlustigte sich dabei durch Freudenfeuer. Weil er ein Vorbote des wiederkehrenden Frühlings, so mußte die winterliche Gattin Odins, Rinda (die zugefrorne Erde) seine Mutter seyn. Vali ist der erste Tag des Jahrs, oder — weil der Scandivavier nur nach Nächten zählte — die erste Nacht. Darum sagt die Edda (Saem. 6^b 95^b) von ihm: Nur eine Nacht alt, habe er schon den Tod seines Bruders Baldr an Hödr, den personifizirten Winter, gerächt. Eine ähnliche Aufgabe ward einem andern Sohn Odins,

W i d a r,

zu Theil. Er soll einst den Tod seines Vaters an dem Wolfe Fenrir rächen, welcher beim Weltuntergang den Odin selber verschlingen wird. Zu diesem Behufe ist ihm der mächtige Eisenhandschuh verliehen, dessen

---

*) σκωλοψ ἐν σαρκί (σ-κωλοψ ist verwandt mit colus, ein langes Stück Holz, Spinnrocken).

oben gedacht worden ist; denn mit diesem tritt er Alles, auch beim heftigsten Widerstande, zermalmend nieder. Ihm wird aber auch gleiche Stärke, wie Thor nachgerühmt. Weil Widar die Götter und die Schöpfung überlebt, so möchte seine Stummheit daraus erklärt seyn, denn auch die Laren (die Todten) sind stumm, ihrer Mutter Lara war die Zunge ausgerissen worden. Andere schließen aus Widars Sprachlosigkeit auf seine Regentschaft im December, wo die ganze Natur todt ist. Ihm vorher geht der Schlittschuhläufer

U l l e r,

den wir S. 240 als Mit-Odin erkannten, der während Odins winterlicher Entfernung aus seinem Reiche die Weltherrschaft führt, also gleichsam Mitregent ist. Seine gerühmte Fertigkeit als Bogenschütze gibt ihn als denjenigen zu erkennen, welcher dem Monat des „Schützen" vorsteht, wo der Tod die meisten Pfeile versendet, aber als Mit-Odin repräsentirt er den ganzen Winter, und ist folglich der geübteste Schlittschuhläufer. Weil der Winter auf den Sommer folgt, darum ist der Donnergott sein Stiefvater — sein eigentlicher Vater war Odin — seine Mutter die Erntegöttin Sif. Eigentlich war er Odin selbst als — wilder J ä g e r, daher er *Weidi* **As** (der weidmännische Ase) unter seinen Beinamen zählt.

Bei dem Namen Uller haben Andere an den Sender der Schneeflocken (Ulle = Wolle, wie **orm** = Wurm, Odin = Wuodan) gedacht, man vgl. Grimm S. 209 Anm. und Legis „Fundgruben des Nordens" II. S. 135, ich hingegen möchte nicht Ulle mit Wolle, sondern mit Hülle vergleichen. Der Schütze Uller wäre

demnach der Jäger Hutbert (Hubert), Robin Hood, den wir oben als trefflichen Schützen erkannten, und dessen Vornamen Robin oder Robert mit Kuhn aus **Hruoth-peraht** (Glänzender) für abbrevirt zu halten, zu gelehrt und künstlich erscheint, sondern das eigentliche Etymon wäre das sanskritische **rupa** = λοπη, Robe, Hülle, Uller also der breithutige Odin als wilder Jäger, und der Hut bezöge sich, wie bei „Hütchen" dem Zwerge auf die Gabe, sich unsichtbar zu machen, so hier auf die Nebelkappe, welche der Sonnengott im November — dem h. Hubert gehört der 3. Nov. — aufsetzt *).

Eine andere Personification Odins war, insofern dieser Gott die Weissagung durch Runenschrift lehrte, der Seher

Bragur

oder Bragi. Er heißt der beste Skalde, denn der Dichter ist ein Seher, folglich auch umgekehrt. In Bragurs Zunge sind Runen gegraben. Weil der Prophet auch rückwärts in die entferntesten Zeiten blickt, darum lieh man ihm die Greisengestalt und einen bis zum Gürtel wallenden Bart. Aus Bragurs Horn wurde Minne getrunken, eine religiöse Handlung, von welcher aber die Trunksucht der deutschen und verwandten scandinavischen Stämme hergeleitet werden muß, worüber ich an einem andern Orte mich ausführlicher verbreiten werde. Dieser Sitte des Minnetrinkens zu Ehren Thors,

*) Ullersdorf in der Lausitz läßt vermuthen, daß Wuodan auch unter diesem Namen in Deutschland verehrt worden sey, zumal es drei Dörfer dieses Namens in jener Gegend gibt, was also nicht als Erinnerung an einen sterblichen Erbauer gedeutet werden kann. Auch der Mannsname Ulrich könnte hieher gezogen werden, vgl. Friedrich für Frode, Freirs Beiname. Wie aus Albert = Alfred, Adalbert, so wurde aus Ulrich später Udalrich.

Odins und Freia's — sie bestand in Bier — entsagte man auch in christlicher Zeit nicht. Man trank dann Christi, Mariä und der Heiligen *) Minne.

Tyr

ist von allen Söhnen, welche Frigg dem Odin geboren hatte, seinem Vater am ähnlichsten, denn auch er ist Verleiher der Tapferkeit, Kriegsgott, und wurde in der Schlacht angerufen; wie Odins Name auf die bewegte Luft anspielt, so bedeutet Tis (*Ζεύς*, sanskr. **djaus** Himmel) den Aether, denn **div** bedeutet leuchten (lat. **sub divo**: unter dem Himmel). Das **d** ging nicht bloß bei den Griechen in **z** über (vgl. **Djauspiter** = Jupiter *Ζευς πατηρ*), denn der altn. Name **Tysdagr** (Dienstag) klingt im Ahd. **Ziestag**, agſ. **Tivesdäg** — **Tyr** hat im Gen. **Tys**, im Acc. **Ty** — das agſ. **Tiv** mußte im Ahd. **Zio** lauten; und wie im Sanskr. **div** leuchten, die Wurzel v. **devas**, *θεος*, **deus** ist, weil der Himmel als Götterwohnung gedacht wird, so findet sich dieselbe Genesis der Begriffe auch bei den Völkern des Nordens vor, denn in der Edda begegnet man einmal dem Plur. **tivar**, Götter. Grimm bemerkt: Zwar liegt dieses **tivar** von **Tyr** ab, mag aber doch verwandt damit seyn, wie mit *Ζεύς*, *Διός*, *θεός* und *θεῖος*. **J** wird dadurch gesichert, daß die altn. Mundart kurzes **iv** in **y** zusammenzieht. „Ist aber, folgert er weiter, Tuisco der erdgeborne Stammgott der Deutschen, für **Tivisco**, **Tiusco** zu nehmen *), so

---

*) Michaels Minne (Fornm. Sög. 1, 162. (Martinsminne) F. S. 10, 178.)

**) Tiuso verhält sich zu Tiu = Zio, wie manisco (Mensch) zum ältern man (Mann), denn Tuisco ist Vater des Mannus (Tacit. Germ. 3.), der erste Mensch oder Stammvater eines Volkes ist stets der von ihm verehrte, jedoch anthropisirte Gott.

läge darin ganz deutlich die Bezeichnung eines göttlichen, himmlischen Wesens, wobei es dahingestellt bleibt, ob man ihn auf Wuodan beziehen will."

Also Tyr ist Odin = Wuodan, und um so gewisser, als ältere Gesänge den Tyr nicht zu einem Sohn Odins, sondern, wie diesen selber, zu einem Riesensohn machen, auch nach Suhms Zeugniß der Cultus des Tyr im Norden älter ist, als der Odins (Suhm üb. Od. S. 188). Die frühere höhere Stellung des Tyr geht nicht nur aus seiner auch bei slawischen Völkern gewordenen Anerkennung — Tyrol und Steyermark (Styria) haben von ihm den Namen — sondern auch schon aus seiner oben nachgewiesenen Namensbedeutung hervor, die „Gott" überhaupt bedeutet (er ist der leuchtende Himmelsgott althd. ziari, glänzend, agſ. tir: Glanz). So heißt Odin: Figtyr, Gautatyr, Thor: Reidbartyr (der fahrende Gott) u. a. m.

Wie Odin bei dem Weltuntergang durch den Wolf Fenrir (Zermalmer) seinen Tod finden wird, so Tyr durch den Hund Garmr (Cerberus). Aber auch der Wolf war dem Tyr schon gefährlich gewesen; wenn auch nicht ihn selbst, so hatte er doch das bezeichnende Glied des allmächtigen Wesens, die Hand, einst verschlungen gehabt, und zwar bei folgender Veranlassung. Tyr hatte Loki's Product, den Wolf Fenrir aufzufüttern, übernommen, eine Beschäftigung, die er mit Odin theilte, dessen zwei Wölfe Hate (Haß) und Skolle (Bellender = σκύλαξ, Schakal) alles Eßbare von den dem Odin dargebrachten Opfergaben erhielten — denn für sich behielt der Gott nur das Trinkbare, Bier und Meth —; als aber die Götter sahen, wie das Thier täglich zunahm, und alle Prophezeiungen verkündeten, daß er bestimmt sey, ihr Unglück zu werden, entschlossen

sie sich, eine sehr starke Kette (Leding) zu machen und hießen ihm, seine Kraft daran zu versuchen. Dem Wolf schien sie nicht sehr stark. Kaum hatte er sich ausgestreckt als das Band brach. Hierauf machten die Asen ein stärkeres Band (Droma). Auch dieses sollte der Wolf versuchen. Sie stellten ihm vor, daß seine Stärke sehr berühmt werden würde, wenn ein so großes Band ihn nicht halten könnte. Der Wolf merkte wohl, daß es übermäßig stark war, bedachte aber, daß seine Kräfte seit der Zeit, da er das Band (Leding) zerriß, zugenommen hätten, und daß er, um berühmt zu werden, sich einiger Gefahr aussetzen müsse. Er ließ sich das Band freiwillig anlegen. Da die Asen damit fertig waren, schüttelte sich der Wolf, und schleuderte das Band gegen die Erde, so daß die Stücke weit fortflogen. Den Asen wurde nun bange, daß sie ihn nicht wieder binden würden. Sie schickten also Skirnir, Freirs Diener, nach einigen Zwergen in Schwarzelfenheim, und ließen das Band Glipnir verfertigen, das aus folgenden Bestandtheilen zusammengesetzt war: aus dem Schall des Katzentritts, aus dem Weiberbart, aus des Berges Wurzeln, aus des Bären Sehnen, des Vogels Speichel und aus dem Hauch des Fisches. Es war weich und glatt wie eine Seidenschnur, dabei aber doch stark und sicher. Als das Band den Asen gebracht ward, zogen sie nach der Insel Lygern im See Amtswertner und hatten den Wolf bei sich. Sie zeigten ihm das Seidenband und fragten, ob er es zerreißen könne, da es stärker sey, als man nach der Dicke schließen sollte. Sie gaben es sich einander und versuchten es, entzwei zu reißen, aber umsonst, doch sagten sie, würde der Wolf schon damit fertig werden. Fenrir antwortete: es schiene ihm eben keine große Ehre zu

versprechen, ein so dünnes Band zu zerreißen, aber weil Betrug dabei im Spiele seyn könne, käme es nicht an seine Füße. Die Asen antworteten: er würde leicht ein dünnes Seidenband zerreißen, da er vorher große Fesseln zerbrochen habe. Der Wolf antwortete: er lasse sich das Band zwar anlegen, um nicht der Muthlosigkeit beschuldigt zu werden, aber zu seiner Sicherheit gegen Ueberlistung verlange er ein Pfand, nämlich einer der Asen soll eine Hand ihm in den Rachen legen, dann erst werde er glauben, daß es ohne Falsch zugehe. Die Asen sahen sich verlegen einander an, keiner wollte seine Hand wagen, bis endlich Tyr sich dazu anschickte. Da dehnte sich der Wolf aus, das Band ward fester; je mehr er sich anstrengte, desto stärker ward es. Da lachten alle Asen, nur Tyr nicht, der seine Hand einbüßen mußte. Als die Asen sahen, daß der Wolf völlig gebunden war, nahmen sie das Ende der Kette und zogen es durch einen großen Felsen (**Giöl**), und befestigten ihn tief in der Erde. Dann nahmen sie ein anderes Felsenstück (**Twite**), womit sie jenen noch tiefer hineintrieben, um ihn desto fester zu machen. Der Wolf riß den Schlund schrecklich auf, aber sie steckten ein Schwert hinein, so daß das Heft im obern, die Klinge im untern Kiefer stand. Er heulte entsetzlich, und Schaum rann aus seinem Munde. Da soll er liegen bis zum Weltuntergang (Rühs „Edda" c. 8.)

Wackernagel (Schweiz. Mus. I. S. 107) hat Tyrs Einhändigkeit daraus erklären wollen, daß der Gott des Kriegs immer nur Einem Theile der Kämpfenden den Sieg verleihen kann. Dagegen bemerkt Wilhelm Müller treffend, daß die *ethische* Erklärung eines *echten und alten* Mythus immer bedenklich sey, hier aber besonders, denn warum mußte eben der Wolf dem

Gott die Hand abbeißen? Erwägt man, daß dieser Wolf, welcher einst Sonne und Mond verschlingen wird — wie überhaupt auch die längste Nacht die Wolfsnacht heißt, in welcher der Wehrwolf auftritt, und davon der Christmonat, in welchen die kürzesten Tage fallen, noch zu Karls des Großen Zeit der Wolfsmonat hieß — ein Symbol der Finsterniß, diese aber das Licht regelmäßig verdrängt, so ist Tyr als der der Nacht vorhergehende Tag, wie Odin, Ernährer des Wolfes, wird aber auch, wie dieser, von ihm verschlungen, oder er muß mindestens die Hand, das Sinnbild seiner Kraft und Thätigkeit, einbüßen. Der Mythus von Tyrs Einhändigkeit ist jenem von Odins Einäugigkeit analog; beide drücken, die eine den Schlaf, die andere die Machtlosigkeit des Tages in der Nacht aus. Eine nicht minder glückliche Vermuthung Müllers ist, daß die in den märkischen Sagen noch fortlebende Frau Herke oder Erce die Gattin des Tyr gewesen sey, mit welcher Loki, wie mit der Erdgöttin Frigg oder Frick, Odins Gemahlin, buhlte, denn der Dienstag (***Tys*** day: des Tyr Tag) hieß früher Eritag oder Erctac (s. S. 63). Tyr muß aber auch E r, E o r oder E a r geheißen haben, weil diese Namen einer althochdeutschen Rune dem Zeichen für **Z** gegeben werden. Damit stimmt auch der Name E r e s burg oder Heresburg in Westphalen, wo Karl der Große die I r m i n säule umhauen ließ. Irmin oder Armin war der in Gestalt einer Säule — wie Mars als Lanze (**Quirinus** v. **curis**) — verehrte Kriegsgott. Daß der dem Tyr geweihte Berg E r e s berg geheißen habe (wie Sigburg früher Sigberg), geht aus dem sächs. M e r s e burg hervor, was lat. Uebersetzung seyn konnte, wie Marsberg in einer andern Gegend Westphalens, Marsheim (Mar-

sem) an der Weser u. a. Tyr als Er, Aer, war also Ares, der Kriegsgott, dessen heilige Vögel — sobald man wieder Odin an die Stelle Tyrs sich denkt, wozu man auch deßhalb berechtigt ist, weil schon oben Odin als wilder Jäger vgl. S. 64) Erich hieß — der Aar und der Rabe *) waren. Der Rabe als Krieg verkündendes Vorzeichen ist über der Thüre des Königsberger Rathhauses in duplo gemalt, so wie auch auf dem untersten Rathhausgiebel sich ehemals ein eiserner Rabe befand, der aber seit vielen Jahren abgenommen ist, s. Kuhn M. S. Nr. 239, wo zugleich nach einer Chronik berichtet wird, daß jenes Wahrzeichen eine Erinnerung an einen im März (also im Marsmonat) 1589 über dem Rathhause wahrgenommenen Kampf von Raben seyn soll, welcher damals als Vorzeichen des bald nachher, noch in demselben Jahre zwischen dem Rath und der Bürgerschaft wegen eines Stückes Land unweit des Pimpinellenberges ausgebrochenen Krieges gedeutet wurde. Und nur, wenn Merseburg die Stadt des Tyr oder Er, Erich war, so läßt sich einigermaßen begreifen, warum, angeblich zum Andenken an den jähzornigen Bischof Thilo von Merseburg (1466—1514), noch jetzt ein Rabe in einem stattlichen Käfig auf dem äußern Schloßhof gehalten wird. Der Wärter dieses Raben genießt die demselben ausgesetzte Pension von 12 Scheffel Korn und 12 Thaler Geld, muß aber auch dafür, wenn der Rabe mit Tod abgeht, einen neuen schaffen. Fragt

*) Die Normannen hatten zum Feldzeichen einen Raben (Bartholin. Antiq. dan. 477.) Dieser Fahne entnahm man Vorzeichen für den Sieg. Zeigte sich der Rabe mit offenem Schnabel und flatternden Flügeln, bedeutete es Sieg, schien er still zu sitzen und die Flügel hängen zu lassen, so war es eine unglückliche Vorbedeutung.

man nach der Ursache dieser seltsamen Stiftung, so gibt die Volkssage zur Antwort: Dem Bischof sey ein Ring abhanden gekommen, und er habe in seinem Jähzorn einen schuldlosen Diener, auf welchen der Verdacht des Diebstahls fiel, hinrichten lassen, nach dessen Tode habe man den Ring in einem Rabenneste vorgefunden, und da habe der Bischof, als Beweis seiner aufrichtigen Reue, damit sein Vergehen in ewiger Erinnerung fortlebe, diese seltsame Stiftung hinterlassen. Hier drängt sich die Frage auf, ob nicht der Bischof selber in so üblen Ruf unverdienter Weise gekommen, bloß weil er Thilo (Diminutiv von Tyr, Tys, wie Udilo v. Odo, Othello v. Otto u. a. m.) geheißen, und der alte heidnische Gott dem christlichen Mittelalter schon unbekannt, folglich auch jede Beziehung auf ihn ganz unverständlich geworden war. Da die Kirchen überall sich als Erben heidnischer Heiligthümer erklärten, und Merseburg früher einen geistlichen Oberherrn besaß, so lag es ganz nahe, daß, als die Herrschaft des heidnischen Gottes (seines Cultus) auf den Bischof übergegangen war, dieser auch der Erbe seines Raben werden mußte. Denn, obschon sich keine directen Zeugnisse in der uns erhaltenen scandinavischen und altdeutschen Literatur vorfinden, daß der Rabe auch dem Tyr gehörte, so konnte er doch als Vogel Odins, dessen Identität mit Tyr nun ganz außer Zweifel gestellt ist, auch zum Tyr in Beziehung treten. Auch, wenn wir den Raben, als auf die Lehre von der Seelenwanderung hinweisend, (s. S. 327), betrachten *), und ihn dem Kriegsgott deßhalb zum Begleiter geben, weil die im Kampf Ge-

*) Aus diesem Grunde hießen auch die Eingeweihten in die, in einem großem Theil des heidnischen Europa verbreiteten, Mithrasmysterien: Raben.

fallenen unmittelbar in Raben verwandelt werden — auf welche Weise sich auch erklären läßt, warum Artus, der auch ein wilder Jäger, in einen Raben verwandelt worden war (s. Grimm S. 637), denn im Gefolge des wilden Jägers befinden sich die Seelen der Verstorbenen — selbst dann ließe sich ein Bindeglied in dem Nachts jagenden König Erich*) auffinden (s. S. 64), von dem die Milchstraße (der Seelenpfad) den Namen Erichsgasse erhalten hatte (s. S. 63).

Loki

wird zuweilen, wie Odin, sein Bruder, der dreizehnte Ase genannt, und mit Recht, denn er ist Odin selber, nur seine feindliche Seite. Seine auf Zerstörung ausgehenden Handlungen und Rathschläge erläutern seinen Namen: „der Endiger," obschon einer von Legis**) aufgestellten Etymologie zufolge Loge (Logi) die Lohe das Feuer seyn soll — Loki schlägt seine Kinder, sagt man im Norden, wenn das Feuer knistert —, aber wegen der verschiedenartigen Wirkungsweise dieses Elements unterschied man einen Utgard-Loki, dem die Herrschaft über die unterirdischen Zwerge und Riesen zugetheilt ist, dessen Sitz Utgard, die nordische Unterwelt ist, und einen Asa-Loki, welcher mit den Asen verkehrt. So zwischen zwei Welten hin- und herschwebend, bald als vulkanisches Feuer***), bald als Meteor am Himmel

*) Erich ist Er = Tyr, das ahd. heru (Schwert) hat Grimm (S. 184) von dem Namen dieses Gottes hergeleitet, denn die Alanen verehrten diese Waffe als Symbol des Mars (Ammian. Marcellin. XXXI. 2.)

**) Alkuna S. 80.

***) Ein Erdbeben erklärte man sich als die Zuckungen des Gottes, der wegen seiner Schandthaten von den Asen gebunden wurde. Loki hatte nach Baldrs durch ihn verschuldeten Tod noch die Frechheit gehabt, sich beim Mahl der Götter in Ae-

sich zeigend, oder die Atmosphäre durch Gluthitze versengend — „Lokis Brand" heißt der Hundsstern, „Loki trinkt Wasser" sagt man noch in Dänemark, wenn die Sonne Wasser zieht, „Loki treibt seine Geiße aus," sagt man in Jütland, wenn man die in der Sonnenhitze auf der Erde schwebenden Dünste bezeichnen will, s. Grimm, S. 221 —, konnte er leicht zu der Ehre gelangen, der Mittelpunkt des scandinavischen Göttersystems zu werden. Sein Schöpfungstrieb bewährte sich bei der Bildung des ersten Menschen, denn er war jener Ve, Börs Sohn und Odins Bruder, weil der Riese Farbauti, welcher Loki's Vater nach einer andern Genealogie ist, nur ein anderer Name für Bör zu seyn scheint, denn Farbauti's Sohn Helblindi ist in der Edda (**Saem. 46**[a]) ein Prädikat Odins. Loki ist also mit Recht zu den Asen gezählt, und Odins Bruder, obgleich selbst die ältere Edda nur noch weiß, daß er einst sein Blutsbruder war (**Saem. 61**[a]). Daher heißt Odin Freund des Loptr (**Loptsvinr**) oder Loki. Zugleich ist Loki auch S u r t r, d. i. der S c h w a r z e (**Svartr**), ein Feuerdämon*), welchem die Kraft beiwohnt, Alles zu

girs Wohnung einzufinden und sie mit Schmähungen zu überhäufen. Vor ihrer Rache sich zu sichern, baute er sich ein Haus mit vier Thüren, um nach allen Seiten heranziehende Feinde zu bemerken, verbarg sich aber auch oft in einen Lachs. Da fingen ihn die Asen und führten ihn in eine Berghöhle, banden ihn mit den Eingeweiden seines eigenen Sohnes über drei Klippen, und das Band wurde zu Eisen. Ueber sein Haupt wurde eine Otter aufgehangen, so daß das Gift auf sein Gesicht tropfen sollte. Aber seine Frau Sigga sitzt bei ihm und hält den Gifttropfen eine Schale unter. Wenn die Schale voll ist und ausgeleert wird, tropft inzwischen das Gift auf Lokis Gesicht, da schüttelt er sich, daß die Erde bebt.

*) Auf der Insel Island nennt man noch jetzt einen gewissen vulcanischen Stoff (**bitumen lignum fossile**): B r a n d d e s S u r t u r (**Surturbrandr**); ebenso nennt man aber auch feurige Schwefeldünste: L o k i s G e r u c h (**loka daun**). W. Muller S. 212.

schwärzen, denn dieser Beherrscher der Feuerwelt Muspelheim wird am Ende der Tage die Schöpfung der Asen und diese selber verzehren. Ganz dasselbe lehrt die indische Eschatologie von dem Feuergott Siwa, zubenannt Kalas (Verbrenner und Schwärzer, lat. calor und caligo), weil er bei dem allgemeinen Weltbrand allein von allen Göttern übrig bleiben wird. Loki heißt nicht umsonst: Endiger*).

Aber nicht bloß das verzehrende Feuer, sondern auch das zerstörende Wasser ist in Loki personifizirt, und auch der Wind, insofern er zerstörend wirkt. Endlich auch der Winter, denn er hatte Hödrs Hand geführt, als der Sommer getödtet werden sollte; die letale Waffe war ein Mistelzweig gewesen, weil die Mistel im Winter wächst und reift, also auch nicht des Lichtes zu ihrem Gedeihen bedarf. Eine andere Waffe wäre dem Lichtgott Baldr unschädlich gewesen, denn das unkörperliche Licht ist unverletzbar, die einzige Waffe, die an ihm haften konnte, war das Symbol des Winters (Uhland, Myth. v. Thor S. 146).

Loki setzt nicht nur die Asen durch seine Zerstörungslust in Verlegenheit, sondern er hilft ihnen auch durch seine List wieder heraus (vergl. S. 8), denn er ist nicht bloß das Ende, sondern auch der Anfang. Seiner

---

*) Loki gehört zur Wurzel lukan: schließen; das altn. Subst. lok ist: finis, consummatio, repagulum. Loki ist also der deutsche Höllriegel, verwandt mit dem engl. Feuerdämon Grant, denn das ags. grindel, ahd. krintil, mhd. grintel bedeutet einen Riegel (repagulum, pessulus), s. Grimm S. 222 Also ist Loki Pluto, welcher den Schlüssel des Hades besitzt, und davon, Ζαγρεὺς [illegible] der Schließer) heißt — Janus Clusius in der etrurischen Todtenstadt Clusium. Man stellte sich die Hölle als mit Riegeln gesperrt vor. Als Christus mit Löwenkraft zur Unterwelt fuhr, mußten die Grintel brechen. (Fundgr. I. 178.)

List verdankte man die Wiederbringung des Frühlings. Denn als der Riesenfürst Thrym (Sturmesbraus) dem (im Winter) schlafenden Thor seinen Donnerkeil, den Hammer, gestohlen hatte, wollte er ihn nur unter der Bedingung herausgeben, daß man ihm die Liebesgöttin zum Weibe bringe. Freia entrüstet — denn wie mag der Lenz dem Winter sich vermählen? — schnaubte vor Zorn, daß der Asensaal unter ihr erbebte, „die Mannslüsternste will sie heißen, wenn sie mit nach Jötunheim fahre." Die Asen berathen sich, wie der Hammer wieder zu erlangen sey? Heimdalr räth an, den Thor als Braut zu kleiden und zu schmücken, und die List gelingt; Thor wird mit dem großen Brisingschmuck gebunden, Frauengewand umwallt sein Knie. Loki schließt sich als Dienerin ihm an. Abends kommen sie bei Thrym an, es wird Bier herbei getragen, die Braut allein ißt einen Ochsen, acht Lachse, alle Leckerbissen, die den Frauen gehören, drei Tonnen Meth trinkt sie. Nie sah Thrym eine Braut breiter beißen, noch ein Mägdlein mehr Meth austrinken. Loki aber spricht: Nichts aß Freia seit acht Nächten, so sehnsüchtig war sie nach Jötunheim. Thrym beugt sich lüstern, sie zu küssen, aber zurück springt er den ganzen Saal entlang, so furchtbar sind Freia's Augen, aus denen Feuer zu brennen scheint. Da sagt wieder die schlaue Dienerin: Nicht schlief Freia seit acht Nächten, so sehnsüchtig war sie nach Jötunheim. Jetzt heißt Thrym den Hammer hereinbringen, und zur Einweihung seines Ehebundes auf der Jungfrau Knie legen. Kaum hat nun Thor seinen Hammer wieder, als er zuerst Thrym, dann das ganze Geschlecht der Eisriesen erschlägt, und der Winter ist nicht mehr. Um zu ermitteln, wo Thors Hammer verborgen sey, hatte Loki Freija's Falkengefieder anlegen

müssen (über d. Bed. dies. Myth. w. unten), so daß er in zwiefacher Beziehung zur Wiederbringung der schönen Jahreszeit mitgewirkt hatte.

Er hatte dem ersten Menschen die Lebenswärme eingehaucht, die Blutfarbe gegeben, und heißt darum Lodr (das lodernde Feuer), also ähnlich dem Götterverächter und Menschen bildenden Feuerdieb Prometheus, der von Hermes, wie Loki von den Asen gefesselt wird, oder der Demiurg des Plato, der Urheber der materiellen Schöpfung. Er ist darum Lodhr (das lodernde Feuer), und tritt neben Hönir (**Saem.** 3[b]) auf, der dem Menschen den Geist einflößt, obschon (**Saem.** **180** **Sn.** **135**) auch als Loki zugleich mit Hönir genannt. Beidemale ist Odin als mitwirkend aufgeführt, welcher deßhalb auch in altn. Denkmälern: **Thridi** (der Dritte) heißt. Eigentlich sind aber alle Drei der Eine. (Ueber Lodhrs Identität mit Odin s. S. 187). Loki ist auch der Vermittler zwischen den Göttern und Zwergen. Er brachte die Werkzeuge, welche sie durch ihre Kraft hervorgebracht, aber nicht anwenden können, in die Hände der Götter. Thors Hammer, diese Bürgschaft des Frühlings und Freirs Schiff (s. S. 318), sind von Zwergen verfertigt, aber Loki brachte sie zu den Göttern. Ohne ihn wäre also ihre Bestimmung nicht erreicht worden.

Wenn aber Loki auch nicht das positive Lebensprinzip ist, so doch überwiegend das negative, denn er zeugte den Wolf Fenrir, welcher einst in Odin die ganze Schöpfung, Sonne, Mond rc. verschlingen wird. Er ist der Vater der Midgardschlange, welche das Verderben der Welt seyn wird, er selber ist Surtur, der personifizirte Weltbrand am Ende der Tage. Hela, die Beherrscherin der Todten, ist seine Tochter, und unter dem Namen

Utgardarloki ist er selber der Herr der Unterwelt. Utgardar sind die äußersten Grenzen der bewohnten Welt, wohin das Alterthum die Stätte der Ungeheuer und Riesen der Hölle selber versetzte. Die ältere Edda kennt den Utgardarloki nicht, aber die jüngere Edda erzählt von ihm, daß er den Thor, der in Begleitung Loki's — hier wird also das Himmelsfeuer von dem Höllenfeuer als besondere Persönlichkeit unterschieden — und seines Dieners Thialf in seine Burg kam, auf eine seltene Art blendete. Es wurden Wettkämpfe angestellt. L o g i (das selbst Metalle schmelzende Erdfeuer), der Diener des Riesen, überwindet L o k i (den Endiger) in Schnelligkeit des Essens; denn als Jener das in einem Troge vorgelegte Fleisch bis zur Hälfte verzehrt hatte, war von diesem schon die andere Hälfte zugleich mit den Knochen und dem Trog vertilgt. Ich kann in dem Ueberwundenen nur die Personification des natürlichen Endes aller Dinge erkennen, als Gegensatz zur Flamme, die auf gewaltsame Weise einwirkend, dieses Ende, das einmal, obschon später, herankommen würde, nur beschleunigt.

Saxo IX. p. 163 — 165 erwähnt einen Ugarthilocus als göttliches Wesen, welches der dänische König Gormo mit Gebet und Opfern verehrte, und zu dem auf sein Geheiß Torkill eine an Abenteuern reiche Fahrt unternahm. Von diesem Letztern wird auch erzählt, daß er drei von den Haaren des Ugarthilocus ausraufte, welche so groß und so stark wie Lanzen waren (X. 165). Was mochte diese Mythe für einen Sinn beherbergen? Grimm hat sich um die Entzifferung dieses Räthsels nicht bekümmert, sondern nur an ein ähnliches Haarausraufen des Teufels erinnert, wenn er auf dem Schooße seiner Großmutter schläft (Kinderm. Nr. 29.);

ferner an eine niederhessische Sage gemahnt, in welcher die Hand einer Königstochter Demjenigen zur Belohnung versprochen wird, welcher drei goldene Haare vom Kopfe des Teufels bringt. (An die drei Barthaare des Sultans, welche Hüon von Bordeaux dem König Karl bringen soll, ist nicht gedacht worden!) Endlich erinnert er noch an ein norwegisches Mährchen, in welchem einem getödteten Drachen drei Federn aus dem Schwanze gezogen werden. Eine Erzählung aus den Maingegenden, in welcher seltsamer Weise der Teufel zum Phönix (!) wird, werden drei Federn desselben gesucht (Kinderm. III. S. 58). Und diese dürfte es begreiflich finden lassen, wie in nachstehend mitgetheiltem, von Grimm ignorirtem, Mährchen der Teufel zu Federn gekommen sey:

Vor vielen hundert Jahren lebte ein Mann, der seinen Sohn zärtlich liebte, in der Folge aber von einem Räuber gefangen ward, der ihn in schweren Ketten schließen und in einen tiefen Kerker werfen ließ, dem Sohne aber nicht die Freiheit raubte. Letzterer bat vergeblich für die Freiheit seines Vaters. Endlich sprach der Räuber: „Soll ich deinen Wunsch gewähren, so bringe mir zuvor drei Federn von des Teufels Haupt!“ Der Teufel nämlich wohnte in einem Schlosse weit über der See, jedes Jahr wuchsen ihm drei neue Federn auf dem Kopfe, und die drei alten fielen ihm aus. Es war aber nicht leicht zu ihm zu kommen, denn nur an drei bestimmten Tagen gestattete dies die See, die Tage waren jedoch nicht bekannt. Kam man zur unrechten Zeit, so wurde man in die See geschmissen. Der Junge ging auf gut Glück zu, und als er an die See kam, hielt ein Schiff am Ufer, da stieg er hinein und fuhr drei Tage lang, da hielt das Schiff an einem Schlosse an. Er stieg heraus und ging auf das Schloß zu. Da kam ihm eine Frau entgegen, das war des Teufels Haushälterin; die frug ihn, was er wollte: „Ach“ sprach er, ich hätte gern des Teufels

drei Federn, wenn ich die dem Räuber gäbe, bekäme ich meinen Vater wieder." Die Haushälterin hatte Mitleid mit dem Jungen, nahm ihn mit sich in das Schloß, und wies ihm ein Kämmerchen unter der Erde an, und sprach, daß er da fünf Tage bleiben solle, bis sie ihn rufe, gab ihm auch gut Essen und Trinken, so viel ihn gelüstete. Während dem kam der Teufel nach Hause und legte seinen Kopf auf den Schoos der Haushälterin, und entschlummerte. Da zog sie ihm schnell die drei Federn aus, und es wuchsen ihm drei neue. Die alten steckte sie in die Tasche, und als der Teufel aufgestanden war, gab sie diese dem Jungen. Der dachte vor Freude nicht mehr an Essen und Trinken, lief aus dem Kämmerchen der See zu, dort aber begegnete ihm der Teufel, und frug ihn: „Was hast du in meinem Schlosse gethan?" — „Ich habe Butter und Käse gebracht und komme aus der Küche." — „Dann geh' nur!" sprach der Teufel, und der Junge lief, was er konnte, ans Gestade, und sprang schnell in das Schiff, das auch schnell mit ihm auf dem Wasser dahinflog; doch nicht für lange, denn der Arme hatte just einen von den unglücklichen Tagen getroffen, und als er mitten in der See war, da schlug das Schiff um, und er fiel ins Wasser. Da schwamm er den ganzen Tag und die ganze Nacht, und konnte nicht ans Land kommen. Endlich sah er des Morgens ganz fern ein schwarzes Pünktchen, und als er darauf zuschwamm, war es ein Schiff. Aber da hatte er wieder Unglück, denn das Schiff gehörte einem Seeräuber, und der verkaufte ihn einem reichen Herrn, bei dem er zwei Jahre als Sklave dienen mußte. Weil er aber seines Herrn Wünsche so pünktlich vollzog, so ward ihm die Freiheit, und da reiste er so lange, bis er an das Schloß des Räubers kam. Dem gab er die drei Federn, und löste also seinen Vater aus. (Wolf D. S. Nr. 28.)

Welchen Dienst dem Räuber des Teufels Federn leisten sollten, wenn nicht den eines Zaubers, ist schwer zu ergründen. Unstreitig sind die Federn älter, als die Haare, und weil an dem Wundervogel Phönix der Begriff des

Zaubers haftet, so mochte der Phönix mit dem Teufel in Verbindung gebracht worden seyn. Dann gab es sich von selbst, Federn anstatt Haare zu verlangen. In Gegenden, wo die Phönixmaske des Teufels nicht bekannt war, wo aber doch der Ruf seiner Federn hingedrungen seyn konnte, glaubte man, bei der Schwierigkeit, sich diesen Schmuck des Teufels zu erklären, am besten zu thun, wenn man die Federn in Haare verwandelte. Aehnlichen Umbildungen einer Sage oder eines Mährchens bei der Verschleppung desselben in die entferntesten Gegenden begegnet man zu häufig, um solche Abweichungen für unwahrscheinlich zu halten. In dem hier erzählten Mährchen tritt des Teufels Haushälterin an die Stelle seiner Großmutter, die wieder eine heidnisch-nordische Abkunft verräth. Denn als Thor und Tyr in des Riesen Hymir Haus getreten waren, hatten sie dessen 900häuptige Großmutter (amma), aber auch noch eine andere Frau, des Riesen Liebste (die Haushälterin?) angetroffen. Letztere, von freundlicher Gestalt, hielt für nöthig, die Ankömmlinge unter Kessel zu setzen, weil ihr Liebhaber manchmal unfreundlich gegen Gäste sey. Ganz so handelt jene Haushälterin gegen den Sohn, welcher, seinen Vater zu befreien, selbst den Teufel nicht scheute. Uhland hat in Hymirs Großmutter (anspielend auf ihre vielen Köpfe) die Ergießung der Schneewasserbäche erkannt, die im Sommer niederströmend, das Strandeis erzeugen; in der ihre Gäste behütenden Kebsfrau des Riesen, die ihm abhold zu seinem Schaden redet, irgend ein sommerliches, vom Frost- und Dämmerriesen festgehaltenes Lichtwesen vermuthet. Es wäre demnach gestattet, dieselbe Deutung auf den vom Räuber gefangenen Vater des muthigen Jünglings anzuwenden, dessen Freiheit nur

zu erlangen ist, wenn die Phönixfedern dem Winterdämon ausgerupft werden. Der Phönix ist bekanntlich ein Verjüngungssymbol, aber die Federn scheinen dem Teufel so wenig ursprünglich zu gehören, als dem Loki das Falkengefieder der Freia, welches anlegend, er den Lenz herbeiführte. Nur als der Teufel schlief, waren die Federn zu gewinnen, also im Sommer — umgekehrt war es Winter, als Thrym dem schlafenden Donnergott seinen Hammer stahl — und daß auf dem Kopf des Teufels wieder neue wachsen, beweist nur die Hoffnung, im nächsten Frühjahr ihm wieder neue auszurupfen. Im christlichen Volksglauben steht des Teufels Großmutter freilich ganz müßig da, man hat sich also mit der Erklärung behelfen müssen, daß man Scheu getragen, der Mutter Gottes eine Teufelsmutter gegenüberzustellen, und es daher vorgezogen, Letztere noch älter zu machen, damit sie an Häßlichkeit ihrem Sohne nichts nachgebe.

Hält man nun gegen einander, daß Odin das Licht sendet, Loki aber in der Finsterniß herrscht, daß Odin die erfreuliche Sonnenwärme schickt, welche die Saaten reift, Loki aber Gluthhitze, welche sie versengt, daß Odin den Sturm bändigt, den Loki, als Vater des Rosses Sleipnir, erzeugte; so ist Loki von Odin zwar verschieden, aber scheinbar, er ist nur die finstere Seite des höchsten Gottes, der gleichfalls ein unterweltlicher Todsender, „Herr der Gespenster“ (s. S. 247), Menschenopfer Heischender 2c. ist. In jener Zeit, wo Odin, nach Saxo, im Auslande auf Reisen oder in Verbannung lebte, war er in der Unterwelt. Damals hatte Loki als Ve, mit Frigga, Odins Gemahlin, gebuhlt; ebenso wie Proserpine im Winter in Pluto's Gewalt

sich befindet, im Frühling aber zu Zeus zurückkehrte, mit dem sie den Dionysus Zagreus zeugte.

Das von Loki gezeugte Roß Sleipnir ist, insofern sein Reuter Odin den nie sein Opfer verfehlenden Speer Gungnir schwingt, jenes Pferd, auf welchem Loki's Tochter, Hel, in Pestzeiten reitet.

Der von Thiele (dän. Volksf. I. S. 137) erwähnte Gebrauch, auf jedem Kirchhof, ehe er Menschenleichen empfängt, ein lebendes Pferd zu begraben, von welchem man später glaubte, es sey das gespenstisch umwandelnde Todtenpferd *), läßt hier Beziehungen auf Loki zu. Vielleicht wurde es ihm als Todtengott zum Opfer gebracht? Der entweichende Teufel muß unvermerkt seinen Pferdefuß sehen lassen (vergl. S. 253). Die Münze, welche der Teufel als Buhlerlohn zahlt, verwandelt sich am nächsten Morgen in Pferdeäpfel. (Horst's Zauberbibl.) Als Pferd erscheint der Teufel in den Sagen von Zeno und in Legenden. Schwarze Rosse holen Verdammte zur Hölle ab.

Ueber den Teufel als Pferd vergl. man auch Remigius Daem. I. 23, 151 ff. Gervasius (III., 92) erzählt von dem teuflischen Pferde eines spanischen Ritters, das an des Thedel von Wallmoden gespenstischen Rappen erinnert. In diese Familie gehört auch jenes schwarze Roß, das den Herzog Friedrich von Oestreich aus seinem Kerker befreien sollte (Trithem. Chron. 1323).

Der Küster in Siebeneichen im Lauenburgischen erzählte Jedermann, daß in der Franzosenzeit der Pächter in Lanken ihm ein Pferd zuschickte, auf dem er zum Hochzeits-

---

*) Hästweda, ein Kirchdorf in Schonen, hat ursprünglich Häßhwita geheißen, weil bei der dortigen Kirche ein weißes Pferd (häst-hwith) gespukt haben soll. (Afzelius schwed. Volksf. III. S. 265.)

schmause reiten sollte. Er machte sich auf den Weg. Bald kam er an einen Ort, wo der böse Geist sein Wesen hatte. Das Pferd bäumte und warf ihn ab. Nachdem er es lange gejagt und mit Gras gelockt hatte, gelang es ihm endlich, sich wieder in den Sattel zu schwingen. Nun aber begann das Thier seinen Lauf hoch über die Wiesen und Büsche, über Wälder, Häuser und Höhen hin, und brachte ihn im Nu vor die Thüre des Hochzeithauses. (Müllenhof, Schleswig-Holstein Nr. 322b.)

An der Landstraße von Oldenburg nach Heiligenhafen ging eines Abends spät ein Wanderer. Da er sehr ermüdet war, dachte er bei sich: „Wenn du nur ein Pferd zu fassen hättest, so wolltest du bald nach Oldenburg kommen.“ Als er in der Gegend des Galgenbergs ankam, bemerkte er in der Dämmerung einen alten Schimmel, der sich zu ihm gesellte und nicht von der Seite wich. „Du kommst mir eben recht“ dachte der Mann, faßte den Schimmel, schwang sich hinauf und trabte davon. Aber schon nach ein paar Schritten fing das Thier unter ihm an größer zu werden, und wäre der Reiter nicht herabgesprungen, der Schimmel wäre mit ihm, wer weiß wohin gegangen, denn das Pferd war der Teufel selber. (Ebds. Nr. 527.)

Die jungen Leute des Dorfes Kassöe bei Apenrode wollten an einem Sonntagabend nach Hüdewod zum Tanz. Als sie aber an den zwischen beiden Dörfern fließenden Bach kamen, konnten sie nicht hinüber, weil er durch Regengüsse angeschwollen war. Indem sie umherschauten, wurden sie eines in der Nähe stehenden Pferdes gewahr. Sie beschlossen auf dasselbe zu steigen und hindurchzureiten. Als aber ein Paar aufstiegen, bemerkten sie, daß für einen noch Platz sey. Es stieg also noch Einer auf, und abermals war Platz für noch Einen da. So saßen sie endlich Alle auf dem Pferde. Da sie aber mitten im Bache waren, blickte einmal einer der vordersten zurück, und wie er die vielen Leute auf dem Pferd sitzen sah, brach er voller Verwunderung in die Worte aus: „Jesu Christi Kreuz, welch eine lange Mähre!“

Kaum hatte er das Wort gesprochen, brach dem gespenstigen Pferde der Rücken, die Reiter fielen insgesammt ins Wasser und das Pferd verschwand mit fürchterlichem Geheul. Die jungen Leute eilten erschrocken nach Hause, denn die Lust zum Tanzen war ihnen vergangen. (Ebds. Nr. 312.)

Merkwürdig ist in dieser Hinsicht auch das sogenannte Teufelspferd, das in Schlachten unwiderstehlich zu schnellen und weiten Reisen durch die Lüfte dient. Ein solches besaß auch Heinrich der Löwe von Braunschweig. In Einer Nacht hatte es ihn aus dem gelobten Lande in die ferne Heimath versetzt, um das Beilager seiner sich für eine Wittwe haltenden Gemahlin mit einem neuen Gespons noch zu rechter Zeit zu verhindern.

Ein anderes Thier Odins, welches von ihm als wildem Jäger leicht auf den Teufel vererbt werden konnte, war der Hund. Ein schwarzer Pudel, der Nachts unter einem Birnbaum neben glühenden Kohlen als Hüter eines Schatzes angetroffen ward, wird in Mone's Anz. f. K. d. Vorz. VII. p. 227 erwähnt.

Ein Jäger von St. Lievens Essche ging eines Tages seinem Berufe nach. In dem dortigen Walde ist es höchst verdächtig, und wer nicht muß, vermeidet gern den Weg dahin. Kaum war der Jäger am Busche angelangt, sprang ein großer Hund ihm auf die Schulter. Sein eigener Hund nahm sogleich die Flucht. Als der Jäger seine Büchse faßte, anlegte und losdrückte, blieb das Thier vor ihm stehen. Er legte nochmals an, wieder kein Schuß, der Hund stand noch immer, es blieb daher dem Jäger nichts zu thun, als so schnell er konnte, die Flucht zu ergreifen (Wolf N. S. Nr. 437.)

Ueber dem Teufelsgang zu Antwerpen sah man sonst eine Schilderei, die den Teufel darstellte, und die leitete ihren Ursprung davon her: In dem Gange wohnte ein gräulicher Flucher. Einmal schrie er: „Daß der Teufel

hier in die Kammer fahre!" Und sogleich trat ein schwarzer Hund herein, in der Kammer nahm er aber menschliche Gestalt an und setzte sich an den Ofen. Der Flucher schickte zum Pfarrer, der gebot dem Teufel, sich wieder fort zu machen. Dieser aber sprach: „Man hat mich ja gerufen, und so bin ich gekommen." Nun fing der Pfarrer an ihn zu beschwören, und sprach nochmals: er solle gehen, woher er gekommen wäre. „Das kann ich nicht" sagte der Teufel, „ich muß einen andern Weg nehmen." — „Also durchs Fenster in Gottes Namen!" rief der Pfarrer, und in demselben Augenblick geschah ein Knall, daß alle Fensterscheiben brachen. In der Stube war ein solcher Gestank zurückgeblieben, daß kein Mensch es darin aushalten konnte. (Ebds. Nr. 467.)

Bei Nübel in Angeln auf Pushof wohnte ein blinder Bauer mit zwei blinden Söhnen. Er war aber doch nicht hülflos, denn er hatte einen Bund mit dem Teufel gemacht, welcher ihm einen schwarzen Hund gegeben hatte. Dieser sorgte für Alles, wartete der Kühe, und fütterte die Pferde bei Nachtzeiten. Wenn der Bauer ausgegangen war, erzählte ihm der Hund Alles, was sein Gesinde gesagt und gethan. Er wußte Alles, als wäre er dabei gewesen, und wenn einer auch nur eine Flocke Wolle genommen hatte. Der Hund pflegte still vor der Scheunenthüre auf einem Pflugrad zu liegen, und wenn der Bauer in den Hof kam, erzählte er ihm Alles. (Müllenhof Nr. 282.)

Hunde als Wahrzeichen von Kirchen, Städten etc. lassen auf ein bei der Grundlegung des Gebäudes eingemauertes Thier dieser Art schließen. Die vielen Sagen von Kirchen, Brücken, zu deren Erbauung der Teufel durch persönliche Mitwirkung oder durch Schenkung der zum Bau erforderlichen Summen behülflich gewesen, wenn die Seele des ersten Wesens, das in die Kirche oder über die Brücke ginge, ihm gehören sollte, und den man durch das Hindurch- oder Hinübertreiben eines Thieres listig abfand*), haben in

*) Vgl. Grimm D. S. Nr. 336.

dieser Sitte ihren Ursprung. Wie in Griechenland man des Glaubens ist, wer zuerst vorübergehe, wo der Grundstein eines neuen Gebäudes gelegt wird, müsse binnen Jahresfrist sterben, weshalb die Maurer, um das Unheil zu verhüten, auf dem Stein ein Lamm oder einen schwarzen Hahn abschlachten (Grimm, S. 1096), so hatten die Münnerstädter beim Bau ihrer Pfarrkirche einen Hund gewählt. Dieß schließe ich aus Folgendem:

Am nördlichen Eingang zur Pfarrkirche von Münnerstadt (unfern Kissingen) ist linker Hand ein steinerner Hund eingemauert. Man erzählt, daß dieses Bild den Hund des Maurermeisters der Kirche vorstellen soll, der seinem Herrn überall hin nachlief. Als nun einst der Architect schon hoch oben am Dachstuhl arbeitete, kam der Hund auch hinauf, und sprang, da ihn sein Herr bedrohte, von oben herab, ohne nur im Mindesten beschädigt zu werden. Da fertigte der Meister zur Erinnerung an diesen glücklichen Sprung das Bild seines treuen Hundes, und brachte es an der Stelle an, wo dasselbe sich noch jetzt befindet. (Bechstein fränk. Sagenschatz S. 243.)

Eine so geringfügige Ursache für das Wahrzeichen einer Kirche läßt sich kaum denken. Anders aber verhält es sich, wenn des Hundes stellvertretender Opfertod zu einem Akt der Dankbarkeit, zu einem Denkmal an ihn auf ewige Zeiten die Erbauer aufgefordert hatte.

Was in Franken Sitte war, wird auch im benachbarten Baden in der Praxis gewesen seyn. Somit wäre schon im Voraus das Wahrzeichen des Städtchens Bretten erklärt. Die Sage will es freilich besser wissen. Sie erzählt:

In Bretten lebte vor Zeiten ein Mann, der seinen Hund so gut abgerichtet hatte, daß das Thier vom Metzger Fleisch in einem Korbe holte, der ihm ins Maul gegeben wurde, und in welchen stets ein Zettel mit dem nöthigen Gelde

tag. Einmal aber sandte es sein Herr, der evangelisch war, am Freitag zu einem katholischen Metzger, der sich durch die Zumuthung, am Fasttag Fleisch zu verkaufen, beleidigt fühlte, und aus Rache dem Hunde den Schwanz abhieb, diesen in den Korb legte, und dazu schrieb: Da hast du Fleisch! das Hündlein aber verwundet, trug den Korb treu über die Gasse nach Haus, legte sich nieder und starb. Die ganze Stadt trauerte (! auch die Katholiken?) und das Bild des Hundes ohne Schwanz wurde, in Stein ausgehauen, übers Stadtthor gesetzt. — Andere aber erzählen, der Hund habe stets Fleisch und Würste gestohlen, bis es endlich ein Fleischer ertappt und verstümmelt hatte. (Grimm D. S. Nr. 95.)

Die doppelte Relation ist an sich schon verdächtig und die Zeit, in welcher die so wichtige Begebenheit, welche die ganze Stadt in Trauer versetzte, sich ereignet, ist, wie aus der Veranlassung von des Fleischers Rache zu schließen, jene, in welcher bereits zwei sich befeindende Confessionen Brettens Bevölkerung bildeten, also nicht mehr die ganze Stadt um den Hund trauern konnte. Das Stadtthor wird aber jedenfalls von höherm Alter seyn. Berücksichtigt man jedoch die zweite Relation, um ungehindert die Begebenheit in eine frühere Zeit hinaufrücken zu dürfen, so ist ein diebischer Hund noch weniger Gegenstand des Mitleids, um die ganze Stadt in Trauer zu versetzen und sein tragisches Ende durch ein Bild auf dem Stadtthor zu verewigen. Die Erklärung, welche die Sage gibt, erklärt also nicht das Wahrzeichen, sondern erzählt nur den Haß der katholischen Parthei gegen die protestantische Bevölkerung Brettens, indem man dem Wahrzeichen ihrer Stadt ein verächtliches Motiv unterschob. Wenn schon Fischart das Sprichwort „es geschieht dir wie dem Hund in Bretten" von übel belohnter Treue verstand, so kann diese Sache so aufge-

faßt werden: der Hund, welcher (nach dem Glauben jener Zeit) sein Leben dafür hingab, daß der Bau des Stadtthors ein fester bleiben sollte, mußte zum Danke den Spott der Nachwelt erfahren, die über die Ursache seiner Verstümmelung sich lustig macht. Der Schwanz des steinernen Hundes konnte vielleicht wegen der Höhe des Thores oder wegen der zu kleinen Dimensionen von schwachen Augen nicht erkannt werden, oder das Material hatte sich im Laufe der Zeit abgebröckelt, so daß der Schweif des Thieres unkenntlich geworden. Es circulirt aber noch eine dritte Relation (vergl. Schnezler, bad. Sagenb. II. S. 413). Dieser zufolge befindet sich des Hundes Bild nicht über'm Stadtthor, sondern am Dach der Lorenz k i r ch e; und die Stadt hätte wirklich Ursache gehabt, dem Thier Dankbarkeit zu bezeugen, denn zur Zeit einer Belagerung war sie schon ausgehungert, und auf dem Punkte, sich zu übergeben, als man den Feind durch einen wohlgemästeten Hund täuschte, der aus dem Thor gemächlich hervorkroch. Den Spott der Belagerten erwiederte der Feind durch Verstümmelung des Thieres. Diese Begebenheit erinnert aber zu auffallend an die Belagerung der Veste Karlstein in Böhmen — wo ein Bock die Rolle des Hundes übernahm und gleichfalls die Belagerer durch seine Wohlbeleibtheit täuschte; aber auch noch an viele andere ganz gleiche Belagerungs-Anecdoten, daß bei so auffallender Uebereinstimmung in der Hauptsache, gegen die Wahrheit der meiste Verdacht entstehen muß. Zugleich aber drängt sich hier die Frage auf: worin bestand hier der Undank, der jenes Sprichwort hervorrief, da der Hund ein Denkmal erhielt?

Den klarsten Beleg für die Richtigkeit der hier vor-

getragenen Deutung enthält folgende holländische Sage von der Gründung der Stadt Hontsdam:

Als Floris III. Graf von Holland nach seiner Huldigung in Walcheren wieder nach Holland zurückgekehrt war, sandte er die besten Werkleute des Landes nach Flandern, um dort die Dämme wieder herzustellen. Als die Meister zu einem dieser Dämme gekommen waren, fanden sie unter seinen Trümmern einen Hund, der während sechs Tagen dort geheult hatte. Keiner wußte dieses Zeichen zu deuten. Da hielten die Deichmeister Rath mit einander, und kamen zu dem Beschlusse, den Hund in die Oeffnung zu werfen, welche bis dahin trotz aller Mühe nicht hatte gestopft werden können. Als Keiner unter den Werkleuten dies zu thun sich anschicken wollte, trat ein muthiger Holländer zu dem Damme, griff den Hund beim Schwanz, und schmiß ihn mit kräftgem Schwunge in den bodenlosen Schlund; die andern Arbeiter warfen schnell große Erdhaufen nach, und bald bemerkten sie, daß sie Grund hatten. Also bauten sie den Damm fertig. Aus den Hütten, welche die Werkleute dort sich gebaut hatten, entstand allmählig ein Städtchen, dem Graf Philipp viele Privilegien und Freiheiten gab, und welches man, zum Andenken an die wunderbare Geschichte mit dem Hunde an dem Damme, Hontsdamm nannte. (Wolf N. S. Nr. 44.)

Neben Odins Thiermaske wählt der Teufel auch, zumal er „Meister Hämmerlein" heißt, die Lieblingsthiere des Thor. Der Bocksfuß ist ein eben so sicheres Kennzeichen des Bösen, als der Pferdefuß. Nach einer hessischen Volkssage hütete der Teufel einen Schatz und gestattete Niemandem, ihn zu heben, außer wer ihm einen schwarzen, genau ein Jahr und einen Tag alten Geißbock darbrächte. (Grimm, S. 961).

Ein Bauer vergrub in Gegenwart seines Knechtes viel Geld, trug dem Teufel die Hut darüber auf, und band ihm ein, den Schatz nicht eher fahren zu lassen, bis man

ihm einen schwarzen Ziegenbock gebracht haben würde. Der Knecht reiste nach Holland, wo er viele Jahre blieb, der Bauer starb mit dem Geheimnisse dahin, und seine Nachkommen verarmten. Der Knecht kam endlich wieder, fand den Hof heruntergebracht, erinnerte sich des vergrabenen Schatzes und des schwarzen Ziegenbocks, und war so ehrlich, den rechten Erben mit einem aufgefundenen schwarzen Bock zu dem Ihrigen zu verhelfen. (Wolf D. S. Nr. 462.)

Ein reicher Bauer schickte eines Sonntags alle seine Leute aus dem Hause, theils in die Kirche, theils aufs Feld. Darauf grub er im Stall ein Loch, setzte einen Koffer hinein, und schüttete sein Geld muldenweise darin auf. Darnach verschloß er den Koffer, machte das Loch wieder zu und versiegelte es mit den Worten: „Nun Teufel, verwahr' es so lange, bis sie dir einen schwarz und weißen Ziegenbock bringen.“ Ohne Wissen des Geizigen hatten aber seine Kinder einen armen alten Mann über die Nacht beherbergt. Dieser hatte auf dem Heuboden geschlafen, und stand gerade auf, wie der Bauer all sein Geld vergrub, so hatte er Alles mit angesehen. Der Teufel bemerkte ihn gleich und sagte: „Zwei Augen sehn!“ der Schalk paßt auf. Der Bauer dachte, das könnte nur eine Katze seyn, und sagte: „Laß sehen, was sieht!“ In aller Stille verließ der Alte hernach das Haus. Der Bauer starb, und seine Kinder bewirthschafteten nun schon seit einiger Zeit die Stelle; da kam der alte Mann wieder und bat um Aufnahme. Sie wiesen ihn Anfangs ab; bald aber, als sie sich erinnerten, daß sie ihn schon einmal wider des Vaters Willen beherbergt hätten, ließen sie ihn da bleiben. Das Gespräch kam bald auf die schlechte Zeit und die Kinder klagten. Der Alte fragte: ob denn ihr Vater ihnen nicht reichlich Geld hinterlassen hätte? „Ach nein! sagten sie, nichts als Schulden.“ Da versprach er ihnen Geld genug zu verschaffen, wenn sie ihn lebenslänglich versorgen wollten und einen schwarz und weißen Ziegenbock verschaffen könnten. Damit waren die Leute gern zufrieden. Aber es kostete Mühe, einen solchen Bock

zu finden; als man ihn endlich erhielt, brachte der Sohn des Bauern ihn in den Pferdestall und sagte, wie der alte Mann ihm vorgeschrieben hatte:

Da hier Teufel, hast du das Deine!
Nun gib mir auch das Meine!

Sogleich zerriß der Teufel den Bock, die Leute aber holten sich den reichen Schatz. (Müllenhof Nr. 276.)

Auf der Burg Alteberstein liegen fünf Kisten voll Geld verborgen. Dieß hat eine Frau offenbart, welche viel dergleichen Geheimnisse wußte. Vor einigen Jahren hat ein in der Schatzgräberei erfahrner Förster in der Adventszeit fünfzehn Mondnächte hinter einander nach diesen Schätzen gegraben. Schon war er mit der Hacke auf eine eiserne Kiste gestoßen, als aus der zerfallenen Halle eine menschliche Gestalt auf einem schwarzen Bocke hervorgeritten kam. „Seht, da kommt einer auf einem Geißbock daher!" rief einer von denen, die dem Förster bei seinem nächtlichen Werke halfen; sogleich verschwanden Bock und Reiter, aber auch die Kiste. (Schnezler, Bad. Sagenb. II. S. 231).

Im Schloß zu Hummelshausen liegt ein ungeheurer Schatz begraben; der ist in einer großen Kiste verwahrt, und auf dieser liegt ein schwarzer Bock. Jedes Jahr sinkt die Kiste eine Klafter tiefer in die Erde. Bis sie gefunden ist, wird weder Glück noch Segen auf dem Schlosse seyn. Die Bewohner desselben sterben und verderben. (Wolf D. S. Nr. 250.)

Nächst dem Bocke ist das Lamm des Teufels Opfergabe. Bekanntlich opferten schon die Griechen dem Pluto und der Hecate, überhaupt den unterirdischen Gottheiten ein schwarzes Schaf. In Norwegen werden dem Wassermann schwarze Lämmer und weiße Böcke geopfert (Grimm, S. 461), woraus die Verwandtschaft beider Thiergattungen erhellt. Es kann also nicht befremden, daß das Lamm, obschon es im Ev. Matth. ein dem

Bock entgegengesetztes Symbol, dennoch vom Bösen nicht verschmäht wird. In Niedersachsen glaubt man: wer sich zur Fastnachtzeit im Wald unter eine Egge setzt, der kann Alles mit ansehen, alle Thiere, die durch das Holz ziehen, und allen Spuk, der sich in dieser Nacht sehen läßt. Dieß wußte ein Schäfer, und wollte es versuchen, er ging in den Wald unter die Egge sitzen und schaute durch die Löcher. Als nun der Spuk vorüber war, wollte er unter der Egge wieder hervorkriechen, allein er saß fest und der Teufel stand neben ihm und wies die Zähne. „Hast du kein schwarzes Schaf, das ganz kohlschwarz ist?" fragte er, „das gib mir, dann kommst du los." Der Schäfer blieb liegen, bis es tagte, da gingen Leute durch den Wald und wollten ihn losmachen, aber sie vermochten es nicht; da ließ er sich sein schwarzes Schaf bringen, das nahm der Teufel, ging damit in die Luft auf, und der Schäfer wurde los (Grimm, Myth. S. 961). Afzelius berichtet aus Schweden, daß dort in der ersten Zeit des Christenthums (wo also heidnische Opfergebräuche noch lebhaft im Gedächtnisse des Volkes hafteten) unter dem Altar jeder Kirche ein Lamm vergraben wurde, um dadurch das Fortbestehen des Gebäudes zu sichern. „Wenn man zur Zeit, wo kein Gottesdienst gehalten wird, in die Kirche tritt," fährt er fort, „so geschieht es bisweilen, daß man ein kleines Lamm quer durch den Chor der Kirche laufen und darin verschwinden sieht. Dieß ist das Kirchenlamm. Wenn es sich auf dem Kirchhofe, namentlich dem Todtengräber, zeigt, so soll es den Tod eines Kindes bedeuten, welches das nächstemal zur Erde bestattet wird." (Schwed. Volksf. III., S. 206). Der gespensterhafte Charakter dieses Lamms sagt deutlich,

daß es zur Unterwelt in Beziehung stehe, und durchaus nicht ein Symbol desjenigen sey, den Johannes mit dem Lamme verglichen hat, sondern seines Widersachers Eigenthum. Damit vergl. man folgende Sage:

Zu Masseman-Westram im Raemsträßchen läßt sich jede Nacht ein weißes Schaf sehen. Man sagt, es sey eine verborgene Höhle in der Pfarre, worin das Thier sich bei Tage aufhalte. Niemand kann das Thier berühren; bei jedem Versuche, den man noch dazu gemacht, schwebte es vor den Füßen des Verfolgenden weg, verschwand plötzlich, und zeigte sich einige Minuten später im Rücken des Getäuschten. (Wolf N. S. Nr. 552.)

Die weiße Farbe des Thiers macht es zweifelhaft, ob man hier sich eine Teufelsmaske denken dürfe. Bedeutet vielleicht das weiße Schaf, wie vorher das Kirchenlamm, als vorbedeutend in Beziehung auf Kinderleichen, ein vom Cultus geopfertes Kind (vergl. Daumer, Geh. d. christl. Alterth. I. S. 145), dessen Seele umgehen muß? Die „verborgene Höhle in der Pfarre" verräth eine Krypte oder unterirdische Kirche, worin der christliche Priester Christi stellvertretendes Sühnopfer in neuern Exemplaren — am häufigsten wählte man Kinder, ihrer Sündlosigkeit halber — wieder auffrischte.

Der Wolf ist als Odinisches Thier schon oben S. 148 erkannt worden, zugleich aber von infernalischer Bedeutung. Der in der Christnacht umgehende Wehrwolf ist das Abbild des von Loki gezeugten Fenriswolfes, welcher am Ende des großen Weltjahrs die ganze Schöpfung verschlingen wird; er ist, als lichtscheues nächtliches Thier, verwandt mit den beiden von Odin gemästeten Wölfen, Skolle und Hate, welche in den Sonnenfinsternissen und Mondfinsternissen die beiden Himmelslichter zu verschlingen drohen, und sie immer

verfolgend am Ende der Tage auch wirklich erreichen werden. Es lag also nahe, das dem Loki gehörende lichträuberische Thier in christlicher Zeit dem seelenräuberischen*) Satan zur Seite zu stellen, zumal dieser auch den Schafen Christi nachstellt. Eine Anspielung dieser Art enthält ein über der nördlichen Kirchenthüre im Dorfe Eichel am Main ausgehauenes Bild: ein Widder mit dem Kreuze, gegen den ein Wolf den Rachen aufsperrt, welches die Sage wie folgt erklärt:

Als die Gegend bei Eichele noch mit Wald bedeckt war, kam ein Mann mit einem Schafe zu der dortigen Wallfahrtskirche, „Maria zur Eiche“ genannt. Er band das Schaf außen an die Kirchthüre und ging hinein, sein Gebet zu verrichten. Mittlerweil kam aus dem Wald ein Wolf gegen das Schaf, dieses riß sich los und sprang in die Kirche, der Wolf ihm nach. Da lief es zur Thüre zurück, faßte den Strick, der daran hängen geblieben war, und riß die Thüre im Hinauslaufen zu. Der Wolf war nun eingeschlossen, und wurde umgebracht. (Schnezler Bad. Sagb. II. S. 647.)

Das Sprichwort: „in Eichel fängt das Schaf den Wolf“ hat auf diese Fabel, die sehr verbreitet seyn mußte, weil sie ein Sprichwort erzeugte, Bezug.

Wenn aber auch der Wolf am Ende der Tage Alles verschlingen wird, so übersah man doch nicht, daß das Ausschmelzen und Ausbrennen der Materie im Feuer (Loki = Surtur), wie bei dem Verbrennungsprozeß des Phönix, zur Wiedergeburt einer neuen geistigern

---

*) Seelenräuber heißt der Wolf schon bei den Kirchenvätern (Gregor. M. Opp. I p. 1486.) Grimm denkt bei latro (Räuber) an das bellende Thier, gewissermaßen wäre die Aehnlichkeit erwiesen, wenn nämlich gestattet ist, latrare mit lacerare (λακεῖν) zu vergleichen, denn zerreißen, zerfleischen ist des Wolfes Eigenthümlichkeit.

Schöpfung verhilft, was auch das nordische Alterthum glaubte. Diese Vorstellung muß sehr alt und sehr verbreitet gewesen seyn, weil sie sich in vielen Sprachen wiederfindet, insofern Wolf und Licht durch Ein Wort bezeichnet werden*). Zeus und Apollo hießen nach dem Wolf (λυκεῖος), weil sie Lichtgötter sind, und selbst eine Anstalt geistiger Erleuchtung, das Lyceum zu Athen, bekam vom Wolfe den Namen. Gleichwie das Jahr im ewigen Kreislauf der Wolfsbahn (λυκαβας) sinkt auch der Mensch und einst die ganze Welt in Nacht, nur um aus ihr wieder zum Licht zurückzukehren. Das Ei auf dem Wolfskopf im Zeichen der Zwillinge auf dem Thierkreise von Tentyra (bei Hug Myth. S. 178) spielt deutlich darauf an, daß der Wolf oder der Weltbrand zur Wiedergeburt verhelfe. Nicht nur den in den Wolf verwandelten Lycaon, sondern auch den Todtenerwecker Aesculap hatte des Wolfszeus Zeus (Ζεύς λυκαῖος) Bliz verzehrt. So ist auch in der nordischen Eschatologie der gemeinsame Scheiterhaufen der Götter und Menschen (Loki = Surtur), ihr letzter Befreier. Auf diese Art verhilft der Wolf zum Sieg über die Finsterniß, und die Begriffe Sieg und Licht vereinigten sich in dem Wolfskopf des Mars auf etrurischen Grabgemälden (Urnen, Vasen). Noch im christlichen Mittelalter war des Wolfes Erscheinen Vorzeichen des Sieges. (Wolf, D. S. Nr. 376), sowie schon den Irpinern,

*) Sanskr. urca (Wolf), von arc (brennen = ἀργος, glänzend, lat. arguo, klar machen), λυκος Wolf = λυκη, lux, Licht, u. öft. Selbst der Hebräer, der keine Mythen vom blizverzehrten Lycaon, und keinen durch einen Wolf erregten Weltbrand kennt, leitete den Wolf (seeb) vom Leuchten (sub) ab; daher sahab: Gold.

die nach dem Wolfe (irpus) hießen, das Zeichen, wo sie eine neue Niederlassung gründen sollten (Strab. II., 208). Heldenname der glücklichsten Vorbedeutung war das ahd. Wolfhraban (später Wolfram *), weil auch der Rabe den Sieg weissagt. Wolfgang (Lupambulus i. J. 1000 act. Bened. sect. 6, pars 1 pag. 3) bezeichnet einen Helden**), dem der Wolf des Sieges vorangeht. Vielleicht stellte also das Umhertragen eines Wolfsbildes am Koledafeste der Slawen, welches auf den Tag fiel, wo die Sonne wieder zu wachsen beginnt, nicht den Sieg über den Wolf der Finsterniß (der Wehrwölfe in den langen Nächten), sondern den Sieg des Lichts über die Dunkelheit vor? Aus der guten Vorbedeutung, welche sich an das Begegnen des Wolfes (Wolfgang = Gangolf***) knüpfte, glaubte Grimm erklären zu können, warum in der alterthümlichen Segensformel XIV Martin (der christliche Mars) und Wolfgang als Hirtenheilige angerufen werden.

Ich glaube nun, den Leser gehörig auf die Wolfsbilder an kirchlichen Gebäuden vorbereitet zu haben.

Ueber dem Kirchenthor zu Georgenzell†) fand sich ein großes Wolfshaupt eingehauen. Von diesem geht die Sage:

---

*) Dieser von Grimm S. 1093 gegebenen Deutung des Namens steht das Vorkommen der gleichen Endsylbe in den Mannsnamen Bertram (Bertho), Gunthram (Günther) u. a. m. entgegen.

**) Man denke hier an Wolfdietrich in der Heldensage an die Heldengeschlechter der Welfen (Guelfi in Italien), Wölfingen, Wulfingen ꝛc. Vgl. Grimm D. S. Nr. 406 b. 515. 517.

***) Gang-olf d. i. Gang des Wolfes (Ulph, wie Wurm aus orm. Wuotan aus Odin entstand). Das Kloster Wolfsmünster an der Saale zum Stifte Fulda gehörend, hieß auch Gangolfszelle. (Bechstein a. a. O. S. 140.)

†) Ehemaliges Cistercienserkloster unweit Sinnershausen.

Als man das Kloster baute, war auf drei vorhergehende ungewöhnlich strenge Winter große Hitze und Dürre, Theurung und Seuchen erfolgt, so daß die wilden Thiere aus Mangel an Nahrung aus den Wäldern liefen. Da fingen die Steinmetzen einen Wolf, nährten ihn und machten ihn zahm, dafür bewachte er den Bau (! damit er nicht weggetragen werde?), und sie hieben zum Andenken das Wolfshaupt über das Kirchenthor, daher nannten Viele hernach das Kloster Wolfszelle, statt Georgenzelle (Bechstein fränk. Sagenschatz S. 47.)

Daß hier der Begriff Sieg vorwaltet, ergibt sich schon aus der Umänderung des Klosternamens Georgszelle in Wolfszelle. Georg ist bekanntlich wie Martin ein Patron der Soldaten, Beide wurden, wie ehedem Odin, um Sieg angerufen (vergl. Kloster VII. S. 300 Anm. und S. 677 Anm.)

Da aber der Wolf auch in andern Kirchen erscheint, wo diese Erklärung nicht ausreichen würde, so ist man genöthigt, jene Erklärungsweise anzuwenden, welche dem Hündchen am Dache der Lorenzkirche in Bretten zu seinem bisher verkannten Rechte verhalf. Man vergl. deshalb folgende von Grimm (D. S. Nr. 186) zuerst mitgetheilte Sage mit der von mir S. 361 versuchten Deutung:

Zu Aachen im Dom zeigt man an dem einen Flügel des ehernen Kirchenthors einen Spalt und das Bild eines aus Erz gegossenen Wolfes. Als Grund dafür wird angegeben: Aus Mangel an Geld habe man mit dem Kirchenbau einhalten müssen; da habe der Teufel sich erboten, die erforderlichen Summen unter der Bedingung herzugeben, daß die erste Seele, die bei der Einweihung der Kirche in die Thüre hereinträte, sein würde. Der Rath zauderte lange, willigte aber endlich ein, und versprach den Inhalt der Bedingung geheim zu halten. Darauf sey mit dem Höllengeld das Got-

teshaus herrlich ausgebaut, indeß aber auch das Geheimniß ruchbar geworden. Niemand wollte nun die Kirche zuerst betreten. Da ersann man eine List. Man fing einen Wolf im Wald, trug ihn zum Hauptthor der Kirche; und an dem Festtag, als die Glocken zu läuten anfingen, ließ man ihn los und hineinlaufen. Wie ein Sturmwind fuhr der Teufel hinterdrein, und erwischte, was ihm nach dem Vertrag gehörte. Als er aber merkte, daß man ihm bloß eine Wolfsseele geliefert, warf er in der Wuth das Thor so gewaltig zu, daß der eine Flügel sprang und den Spalt bis auf den heutigen Tag behalten hat.

Entkleidet man das Factum von seiner mährchenhaften Hülle, so bleibt als trockene Wahrheit die Thatsache zurück: Um den Grund des Gebäudes zu festigen, wurde ein gefangener Wolf als Opfergabe an den unterirdischen Dämon eingemauert. Den Teufel denkt man sich bekanntlich in der Tiefe (Teufe) wohnhaft.

Oben war auch der Eber zu den auf die wilde Jagd bezüglichen Thieren Odins gezählt worden, scheinbar ihm feindlich, denn der Eber hatte dem schlafenden Gott in der Mittsommernacht das Blut ausgesaugt und wurde deßhalb in der Mittwinternacht ihm geschlachtet. War der Eber wie die Mistel also das winterliche Bild (s. S. 325), so wird Loki, der mit einer Mistel des Lichtgotts Balders Tod herbeiführte*), auch jener Eber ge-

*) Eben im Schleswigschen, wo man noch jetzt um Weihnachten Backwerk mit des Ebers Bild verkauft (Müllenhof, Schlesw. Holst. S. XLIV.) erinnert man sich ausser Dänemark (vgl. S. 329 Anm.) noch am lebhaftesten an Balders Tod:

Bei Boldersleben sieht man auf einer Anhöhe noch die Spuren eines Schlosses. Da hat früher König (Gott) Bolder residirt Er gerieth mit dem König Hother (der blinde Höder Balders Bruder), der in Hadersleben wohnte, in Streit und erschlug ihn. Nun liegt noch südlich von der Kirche in Agerskow ein Hügel Boldershöhe, die sollen vom starken Bolder herrühren, der nachher hier begraben ward. (Müllenhof S. 374.)

wesen seyn, welcher dem Odin das Blut aussaugte, jener Eber, dessen Zahn dem Förster Hakelbärend oder Berendt (boar, engl. der Eber), diesem anthropisirten Odin (s. S. 39) das Leben raubte. Hakelbärend wurde oben für das Prädicat des im nebligen November breithutigen, d. h. verhüllten Sonnengotts erklärt. Odin als wilder Jäger in den Adventsnächten war also Hutbert oder Hubert, der Schutzpatron der Jäger. Einer Lausitzer Sage zufolge, die auf einen Herrn von Nostiz auf Kreckwiz das Schicksal Hackelberends oder Berends, selbst auch den vorbedeutenden Traum von des Ebers todtbringenden Zahn überträgt (Gräve, Laus. Sagen S. 191), läßt sich der Keuler, welcher noch nach seinem Tode dem jagdlustigen Herrn den Tod brachte, feuerhauchend am Abende des Hubertustages sehen.

Im Parc-des-Dames, einer Abtei bei Löwen, lebte eine fromme Oberin, die dabei von ungemeiner Schönheit war. In einem unbewachten Augenblicke ward der Satan mächtig in ihr, so daß sie den verführerischen Worten eines Geistlichen glaubte, der häufig das Kloster besuchte, und sich von ihm aus dem Kloster locken ließ. Bald darauf starb sie. Seitdem sieht man sie allnächtlich auf einer glühenden, von Flammen umsprühten, Sau aus einer Laube reiten, in der sie zuerst mit jenem Priester sündigte. In größter Schnelligkeit rennt das Thier mit ihr aufs Kloster zu und wieder zurück. Nach mehrmaligem Hin- und Herrennen verschwinden Beide in der Laube. (Wolf N. S. Nr. 239.)

Offenbar eine Verwechslung des von Hödr erschlagenen Balders mit seinem Bruder Freir, dem Siegverleiher, der in einem Hügel begraben wurde. Der Lichtgott ist Siegesgott, Balder (engl. bold, kühn, stark, davon der Eigenname Balduin) also der ihm so ähnliche Freir, der aber nur im Winter im Hügel wohnt, d. h. unsichtbar ist.

In Woltersdorf am Fuße der Kranichsberge, welche sich an den von Rüdersdorf bis zur Spree erstreckenden Steg ausdehnen, treibt sich oft um Mitternacht eine Sau herum, die jeden, der ihr begegnet, zwingt, eine Strecke auf ihr zu reiten. So ging auch Einer noch spät durchs Dorf, da sah er plötzlich die Sau herbeistürzen, er aber trug einen Kreuzdornstock, und wer den hat, dem können die bösen Geister nichts anhaben; mit dem schlug er die Sau über den Rücken; als er aber aus dem Dorfe hinauskam, erhob sich ein so gewaltiger Sturm, daß er kaum weiter konnte. Er wird also wohl die Sau nicht weiter geschlagen haben. (Kuhn M. S. Nr. 198.)

Zum Verständniß des Zusammenhangs muß man wissen, daß beim Tosen der Windsbraut Sustert gerufen wird, mit diesem Namen aber ist der Teufel gescholten (Grimm, S. 599), der auch Sauzagel und Schweinezagel heißt. Ihm mißt der Aberglaube das Aufregen des Windes bei (Woycicky, poln. Sag. I., 81 und 89). Dieß wirft auch Licht auf Folgendes:

Ein Holzhacker in den Ardennen hatte eines Tages schlechten Verdienst gehabt, unmuthig setzte er sich unter eine alte Eiche, um über sein Unglück nachzudenken. Da trat ein altes Männchen vor ihn hin und munterte ihn auf, mit ihm auf die Jagd zu gehen. Der Holzhacker dachte nichts dabei zu verlieren, und willigte ein. Da nahm das Männchen eine Pfeife und pfiff dreimal. Plötzlich kamen von allen Seiten Männer und Frauen herbei, gefolgt von Jägern und Hunden. Ein köstlich Abendmahl wurde bereitet, und der Holzhacker aß von dem Brode, trank von dem Weine, und fand Beides sehr köstlich. Hierauf begann die Jagd, die bis gegen Mitternacht dauerte. Man tödtete so viel Wild, daß der Holzhacker vierzehn Tage noch nichts anderes that als Eberfleisch einsalzen, und hatte so viel davon, daß er auf ein ganzes Jahr Vorrath besaß (Wolf N. S. Nr. 516.)

Jedermann erräth hier, daß der Eber zu dem Jul-

opfer der Christnacht in Beziehung steht, welches dem Gotte dargebracht wurde, der in dieser Nacht als wilder Jäger mit Sturmesgebrause daherzieht, s. S. 177.

Hier dringt sich von selbst die Frage auf, wenn Odin als Winderreger „Herr der Gehängten" hieß, da alle in der Luft Gestorbenen unter seiner besondern Obhut standen *), ob nicht der Teufel als Urheber der Windsbraut, und weil er seine Beute durch die Luft entführt, aus gleichem Grunde der Henker genannt wird? Grimm vergleicht S. 980 den Teufel, welcher einen Canonicus, der sich versäumt hatte, durch die Luft von Bayeux nach Rom zu den Metten, und Klingsor und Ofterdingen durch denselben Zauber aus Ungarn nach Thüringen versetzt, mit dem Odin, welcher seinen Schützling, den König Hading, in den Mantel nimmt und durch die Lüfte trägt (S. 133). Beides erklärt sich nur dadurch, daß der Teufel, wie der alte Gott, in der Luft zumeist, seine Thätigkeit äußert. Soll die eine Vergleichung richtig seyn, warum nicht auch die andere? Dennoch denkt Grimm bei dem „Henker" nur an den biblischen „Mörder von Anfang her;" und da er sich nicht verhehlen kann, daß „Seelentödter" ein allgemeiner Begriff, der neben dem Henker noch unzählige andere Todesarten einschließen kann — abgesehen davon, daß das Henken nur von leiblicher Tödtung verstanden werden darf — so erinnert er daran, daß auch dem Tod Strick (?) Zaum und Roß zugeschrieben werden; daher die Redensart: „der Teufel hat mich umstrickt." Jedoch letzteres Bild bezieht sich nur auf die Netze, mit welchen der Teufel die Menschen umgarnt; was aber soll der Henker mit einem Pferdezaum anfangen?

*) Windestosen verkündet nach einer Regel des Aberglaubens, daß sich Jemand erhangt hat (Grimm S. 601.)

Da auch der **Hase** zur wilden Jagd gehört, so nimmt der Teufel auch dieses Thieres Gestalt nicht selten an. Wie Hela auf dreibeinigtem Rosse reitet, so zeigt sich Satan als dreibeiniger Bock (Grimm, S. 947) und dreibeiniger Hase. In folgender Sage fehlt der vierte Fuß noch nicht.

Zu Ottargem bei Aelst zog einmal ein Jäger auf die Jagd. Eben war er im Felde, als er von fern einen Hasen erblickte, welcher auf ihn zusprang und beinah im Schußbereich wieder umkehrte. Dies wiederholte sich zu mehrern Malen. Der Jäger aber war noch mehr verwundert, als plötzlich ein aussergewöhnlich großer Hase auf ihn zuschoß, und ihn mit rauher Stimme fragte: „Sind die andern schon lange weg?" Diesmal kehrte der Jäger vor dem Hasen um. (Wolf N. S. Nr. 387.)

Ein redender Hase kann, wie die sprechende Schlange im Paradiese, nur der Teufel seyn, und ob er auch vier Füße habe. Dieß ist so klar als die Sonne.

Auch des **Bären** Gestalt nimmt der Teufel zuweilen an*).

In der dänischen Festung Glückstadt spielten im Dezember 1686 einige Soldaten im Wachthause mit Würfeln. Einer, der immer verlor, fluchte: er wolle des Teufels seyn, wenn er nicht Alles wieder gewinne, was ihm die Andern abgewonnen. Kurz nachher schlug die Stunde, in welcher er seinen Posten antreten mußte. Da stand er noch nicht lange, als ein Bär auf ihn zurannte. Bei'm ersten Geräusch des herzukommenden Thieres rief der Soldat: Wer da? und erhielt zur Antwort: Ich bin's, dem du dich vor einer Stunde zu Eigen gabst. Der Soldat verließ sich dießmal nicht auf sein Gewehr, sondern auf's Gebet, und der Bär kehrte

*) Bei H. Sachs III. 3, 13c will einer zwei alte Weiber mit einer Barenhaut zudecken und dem Teufel zum neuen Jahre schenken.

um. (Wolf, D. S. Nr. 323). Als Bär erscheint der Teufel auch bei Cäsarius V, 49.

Auch schwarze Hühner werden dem Teufel dargebracht, es darf aber keine weiße Feder daran seyn. (Grimm a. a. O.). Wahrscheinlich gehörten sie auch dem Loki, denn Völusp. 39 ist von einem „rußfarbigen Hahn in Hela's Saal" die Rede. In Baiern wird noch jetzt bei Todtenämtern von den Laien beim Offertorium ein schwarzes Huhn dargebracht (Münchner gel. Anz. 1837 Sp. 640). Bei dem großen Todtenopfer zu Lethra wurden 99 Hähne dargebracht, und das Zauberweib, welches den König Hading in die Unterwelt führte, opferte einen Hahn (Saxo I. p. 17). Damit vergl. man folgende Sage, welche das Wahrzeichen an der Sachsenhäuser Brücke in Frankfurt erklärt:

Der Baumeister der Sachsenhäuser Brücke hatte sich verbindlich gemacht, die Brücke bis zu einer bestimmten Zeit zu vollenden. Als diese herannahte, sah er die Unmöglichkeit ein, und wie nur noch zwei Tage übrig waren, rief er in der Angst des Teufels Beistand an. Dieser erschien, und erbot sich, die Brücke in der letzten Nacht fertig zu machen, wenn ihm der Baumeister dafür das erste lebendige Wesen, das darüber ging, überliefern wolle. Der Vertrag wurde geschlossen, und der Teufel baute in der letzten Nacht, ohne daß ein Menschenauge in der Dunkelheit sehen konnte, wie es zuging, die Brücke fertig. Als nun der erste Morgen anbrach, kam der Baumeister und trieb einen Hahn über die Brücke vor sich her, und überlieferte ihn dem Teufel. Dieser aber hatte die Seele eines Menschen erwartet, und wie er sich betrogen sah, packte er zornig den Hahn, zerriß ihn und warf ihn durch die Brücke, wovon die zwei Löcher entstanden sind, die bis auf den heutigen Tag nicht zugemauert werden, weil Alles in der Nacht wieder zusammenfällt, was Tags daran gearbeitet ist. Ein goldener Hahn auf einer Eisenstange steht aber noch jetzt als Wahrzeichen auf der Brücke. (Grimm D. S. Nr. 185.)

Ueber verwünschtes Geld ist der Fluch ausgesprochen: nur der solle es finden, der es mit zwei schwarzen Hähnen auspflüge (Grimm S. 929). In Wilster vergrub ein Reicher sein Geld unter einer alten Linde. Der Teufel wollte es nur für einen pechschwarzen Hahn mit weißem Kamm ausliefern. Des Reichen armer Nachbar hatte gelauscht und fand endlich einen solchen Hahn (Müllenhof S. 203).

Der Knecht eines reichen Pachters hatte all sein Geld durchgebracht, und kam spät Abends trunken nach dem Pachthof zurück. Den Prügel des Herrn fürchtend, kehrte er am Thore wieder um, und ging auf einen Kreuzweg, um daselbst sich dem Teufel zu verkaufen. Er rief den Bösen so lange, bis ein Teufel zu ihm kam, und sprach: der Herr und Meister der Hölle könne nicht eher seinem Wunsche genügen, als bis ihm eine schwarze Henne geopfert sey, und dies müsse um Mitternacht geschehen. Der Knecht eilte in den Hof zurück, und holte daselbst eine schwarze Henne, mit welcher er auf den Kreuzweg zurückkehrte. Der Pact wurde auf fünf Jahre abgeschlossen, und der Knecht schrieb sein Handzeichen mit Blut in ein Büchelchen, welches der Teufel ihm hinreichte. Nach Hause zurückgekehrt, hörte er von seinem Herrn auch nicht den leisesten Vorwurf. Seine Taschen waren seit jenem Abend stets gefüllt. Jedesmal, wenn er die Hand hineinsteckte, zog er — sechs Silbergroschen heraus, und führte ein gar lustig Leben. Als aber die fünf Jahre bald um waren, erfaßte den Knecht die Reue. Er entdeckte sich dem Pfarrer. Dieser bestellte ihn auf den verhängnißvollen Tag zu sich. Beide begannen zu beten. Bald vernahm man ein gräuliches Getöse um das Haus herum, und im Schornstein rumorte es, als solle er zusammenfallen. Der Knecht wurde plötzlich in die Höhe gerissen, aber der Pfarrer kam ihm mit dem Johannisevangelium zu Hülfe. Da fiel das Büchelchen mit der Unterschrift durch den Schornstein, und der Teufel war weg, aber der Knecht lag halb todt auf der Erde. (Wolf N. S. Nr. 454.)

Die schwarze Henne im Wappen der Grafen von Henneberg (Bechstein Sag. d. Grabfeldes Nr. 156) scheint zuerst das Wahrzeichen ihrer Burg gewesen zu seyn. Wahrscheinlich hatte man, um diese unüberwindlich zu machen, in der Vertiefung der Burgmauer eine lebendige Henne eingemauert, deren Farbe schon darauf hinweist, daß man den Bösen durch dieses Opfer veranlassen wollte, seine Zerstörungslust nicht an diesem Gebäude auszulassen. Diese Vermuthung erhält durch Nachstehendes eine nicht geringe Unterstützung:

Ueber Nüdlingen, zwischen Münnerstadt und Kissingen gelegen, ist auf einem Hügel, eine alte Burgstätte sichtbar, welche heute Huhnberg, vor Alters aber Henneberg genannt wurde, wie eine Urkunde vom Jahre 1243 deutlich aussagt *). Den Namen soll Burg und Berg von einem Haushuhn erhalten haben, das zur Zeit, als man die erstere gründen wollte, und für dieselbe noch keinen Namen wußte, auf diesen ein Ei gelegt. Zur Unterscheidung des Namens von dem schon früher erbauten Schlosse Henneberg habe man es Huhnberg genannt, und diese Burg durch das Bild eines Haushuhns von dem Wappen der erstern, eine Wildhenne, unterschieden. (Bechstein Sag. des Grabfeldes Nr. 110.)

Da es nicht wahrscheinlich, daß ein so unbedeutendes Ereigniß, wie eine Ei legende Henne einer Burg zu ihrem Namen verholfen habe, so ist wohl eher anzunehmen, daß das Wappen der Burg an die Henne erinnern sollte, welche lebendig eingemauert wurde, als ein dem Dämon der Zerstörung gebrachtes Opfer, daß er an diesem Gebäude nicht seine Wuth auslasse (oder wie Grimm S. 1095 deutet: „ein der Erde gebrach-

---

*) Cum vir nobilis Hermannus Comes de Hennenberg in monte dicto Hennenberg sito super villam Nutteling edificia — excessisset. 4. Mart. 1243.

tes Opfer, daß sie die Last auf sich dulde." Jedoch von einem Erdcultus findet sich selbst im deutschen Heidenthum keine Spur vor, wohl aber schrieb man dem Loki die Erderschütterungen zu. Daß Niemand als der Teufel diese Opferspende erhielt, erweist sich aus der Erklärung des Münnerstädter Wahrzeichens:

Aussen an der Pfarrkirche zu Münnerstadt in ziemlicher Höhe, seitwärts über dem steinernen Hund zur Rechten erblickt man einen Wolf, der eine Henne frißt. Man sagt: die Henne bedeute die Grafschaft Henneberg, zu welcher Münnerstadt ehedem auch gehörte, und der Wolf bedeute das Hochstift Würzburg, das sich allmählig, die Verarmung des Grafenhauses benutzend, ein Stück des Henneberger Landes nach dem andern anzueignen wußte. (Bechstein Nr. 107.)

Ich aber sage: der Wolf bedeutet den Teufel, der das ihm dargebrachte Opfer zerreißt, in's Heidnische zurückübersetzt: Loki (der als Vater des Fenriswolfes selber ein Wolf war, wie als Vater des Sleipnir selber ein Roß, daher alle Teufelspferde von ihm abstammen.)

Daß der Rabe als Leichenvogel zur Teufelsmaske ward, weiß man schon aus des Hieronymus Commentar zum Hiob 38, 41. Und würde er nicht auch im Volksglauben diese Anwendung erfahren haben, so könnte er nicht im Puppenspiel dem Faust die Verschreibung mit dem Teufel überbringen. Auch der Geier lebt vom Aase, und die ehemalige Fluchformel: „Fahr zum Odin!" (Stirb!) hat der Deutsche in: „Hol dich der Geier!" übersetzt. Aus Kinderm. Nr. 165 ist zu errathen, daß die drei Federn, welche jener muthige Jüngling aus des Teufels Kopf ausziehen ließ (s. S. 354), dem fabelhaften Greif gehörten, welcher eigent=

lich der Geier ist. Dieser Goldhüter (**Herod. III., 116. IV., 13. Mela II., 1.**) und Goldgräber (**Paus. Attic. 24, 6. Solin. XV., 22. Plin. VII., 2.**) konnte leicht, wie der Bock, Hund und Drache des Schätze spendenden Unterweltsgottes Lieblingsthier seyn. Vom Teufel erzählt man, wie vom Geier, daß er seine Beute durch die Luft entführt. Ein uraltes lateinisches Dichterwerk läßt den Herzog Ernst mit dem Grafen Wezel, nachdem sie sich in Ochsenhäute genäht, von einem großen Greifen durch die Wolken über den Ocean seinen Jungen in's Nest tragen. Wappen und Namen von Greifswalde verrathen Spuren einer ehemaligen Verehrung dieses Vogels, denn von den östlichen Wenden an der Nordküste Deutschlands — wo die Greife als Fahnenbild gewählt wurden (Allg. hist. Bibl. II. S. 183), was voraussetzen läßt, daß der Greif ihnen, wie andern Völkern der Adler, ein Bild des Siegesgottes war, der dem Heere in die Schlacht voranzog — von dort war dieser Aasvogel auch zu den deutschen Stämmen eingewandert, und wurde in christlicher Zeit als Tod verkündender Vogel unter die teuflischen Thiere eingereiht.

Man sagt aber auch: „Hol dich der Kuckuk!" und dieser Vogel ist doch ein Frühlingsbote? Daß er aber seine Eier in fremde Nester legt, hat auch von ihm eine unvortheilhafte Meinung verbreitet. Er ist der Ehebrecher (**Plaut. Asinaria in fine.**) In der Schweiz heißt ein ungebetener Nebenbuhler: Gugsch. Schon in der Edda ist er als solcher gezeichnet (s. S. 303 Anm.). Er ist also der Ehebrecher, und wie für einen solchen der Italiener eine andere Teufelsmaske, den Bock (**becco, becconazzo**) als Bezeichnung brauchte, daher — weil der Spottname in seiner ursprünglichen

Bedeutung nie den beleidigten Theil ausdrückt, sondern den beleidigenden, also auf jenen angewandt, zum Ausdruck der höchsten Ironie wird — „Jemand zum Bocke machen" (nämlich in der umgekehrten Bedeutung) ihm Hörner aufsetzen, obgleich der Ehebrecher selber der Bock ist *); ebenso bezeichnet der Deutsche den hintergangenen Ehemann als Kukuk franz. cocu, altfranz. coux, coucuol, cougoul, côquard, (lat. med. aevi: cugus) anstatt den Verführer **).

Nach der gewöhnlichen ***) Auffassung der Sage von Robert dem Teufel war er vom Satan mit der Gemahlin des Herzogs von der Normandie gezeugt worden. Demnach ist der Teufel nicht bloß Verleiter zum Ebebruch, sondern begeht ihn zuweilen auch selbst. — Vom Kukuk sind aber auch noch andere, ihm ungünstige Meinungen im Volke verbreitet. Wie die Ausleger zum Shakespeare (Hamlet IV, 5.) die dem Heiland Brod verweigernde Bäckerstochter zur Strafe in

*) So erklärt Artemidor (Oneirocr. II, 12): wenn man träumt, auf dem Bocke zu reiten, bedeutet es die Untreue der Frau, und auch er braucht schon den Ausdruck: Hörner aufsetzen (κερατα ποιεῖν.)

**) Shakespeare (am Schlusse des Lustspiels: Der Liebe Müh ist umsonst):

> The cuckoo then on every tree,
> Mocks married men, for thus sings he Cuckoo;
> Cuckoo a word of fear
> Unpleasing to a married ear.

Aehnlich heißt bei den Deutschen nicht der dem geilen Hahn ähnliche Ehebrecher, sondern der von ihm Beschimpfte: Hahnrei (f. Hahnrer, Hahner). Dem Zeitwort hahnen ähnlich gebildet ist das von Molsiere gebrauchte cocufier.

***) Die Tradition, welcher Keller (Altfr. Sag. II.) folgt, läßt Robert zwar vom Herzog der Normandie selber mit seiner Gemahlin gezeugt werden, rechtfertigt aber seinen Namen dadurch, daß die Herzogin durch das dem Teufel gethane Gelöbniß, künftig nur ihn anzubeten, plötzlich gesegneten Leibes wird.

eine Eule verwandelt wissen, so sagt man in Deutschland: Der Kukuk sey ein verwünschter Bäcker, und trage darum fahles, mehlbestaubtes Gefieder, weil er in theurer Zeit armen Leuten von ihrem Teig gestohlen, und wenn Gott den Teig im Ofen segnete, ihn herausgezogen, bezupft und jedesmal dabei gerufen: Guck, Guck! (Schau, Schau!). Darum strafte ihn der Herr und verwandelte ihn in einen Raubvogel, der unaufhörlich dieses Geschrei wiederholt. Grimm, welcher dieses Histörchen aus des Prätorius Weltbeschreibung anführt, merkt hierzu an: Des Kukuks Ruf, wenn er noch nach Johannis vernommen wird, bedeutet Theuerung. Daß der Kukuk unter die Teufelsmasken gezählt wurde, bezeugt folgende, von Wolf (D. S. Nr. 297) dem Cäsarius (**Dial. mirac. dist. V. c. 17.**) nacherzählte Begebenheit:

Abt Theobald von Eversbach erzählte: Ein Laienbruder hörte eines Frühlings den Kukuk und zählte, wie oft der Vogel seinen Namen schrie, und zählte bis zu zwei und zwanzig. „Oh," sprach er alsdann, „ich habe noch 22 Jahre zu leben, was soll ich all die Zeit im Kloster thun? Nein, da gehe ich lieber noch für 20 Jahre in die Welt zurück, und komme für die letzten zwei Jahre wieder." Das that er auch, fand sich aber vom Satan betrogen, denn er lebte nur noch zwei Jahre.

Hier ist also der Kukuk der Lügenvater, wie der Teufel in der Schrift genannt wird. Von Loki läßt sich zwar nicht direct eine Beziehung zum Kukuk nachweisen; aber Raubvogel und Frühlingsbote ist auch der Falke, dessen Gestalt Odin und Loki abwechselnd annahmen, Letzterer, als er die Göttin der Jugend wieder aus der Gewalt der Riesen schaffen wollte. Vielleicht bedeutete der Raubvogel — wie sonst auch der Adler, vgl. S. 73

— die dem Lenz vorhergehenden Aequinoctialstürme? Dann wäre der Mehl stehlende Kukuk der mit Mehl beschwichtigte Wind des wilden Jägers? (s. Grimm S. 602 Anm.), worauf ich auch noch in dem folgenden Kapitel zurückkommen werde. Aber noch ein anderer Grund könnte für die Zueignung des Kukuks an den Teufel angeführt werden. Als Weissagevogel — von Norden her bedeutet sein Ruf Trauer, von Osten und Westen Glück, im Frühling verkündet er Hochzeit und die Zahl der Kinder, nach Johannis aber bedeutet sein Ruf Theuerung — mußten ihn die christlichen Mönche wegen seiner Berührung mit zauberischen Wesen — denn der Schaum auf Weiden, den die cicada spumaria hervorbringt, wird bald Kukuksspeichel *), bald Herenspeichel genannt — für ein Organ des Teufels halten. Bei Arndt (Reis. d. Schwed.) liest man: Gegen den Kukuk hüte man sich mit Fragen, daß man sich nicht verstricke. Er vermag die Menschen zu necken und zu bethören. Sein Erscheinen ist oft von böser Vorbedeutung. Einen Beleg dafür gibt Paulus Diaconus VI., 55 aus dem Leben des Longobardenkönigs Hildeprand.

Unter die goldhütenden Thiere gehört vorzugsweise der Drache. Ob jedoch Loki vor dem Teufel als Schlangengeist aufgefaßt worden sey? möchte ich bezweifeln. Die Drachenkämpfe stammen aus dem Orient, gleichwie die Höllenschlange. Die als Genien der Familie mit Milch gefütterten Hausschlangen, deren schon oben flüchtig gedacht wurde, und auf welche an einem andern Orte zurückzukommen sich wieder Gelegenheit bieten wird, gehören, ihres eudämonischen Charakters wegen überhaupt nicht

---

*) Der Vogelspeichel wurde zum Bande Gleipnir verwendet, womit der Fenriswolf gebunden ward.

in Loki's Reich. Sie galten bei den Longobarden als Wodans Symbol, als Sinnbild des Lebens und der Gesundheit. Auf die Midgardschlange läßt sich nicht berufen, denn sie wird von Einigen als der die Erde umzüngelnde Meeresgürtel gedeutet, von Andern als Zeitkreis, von Niemanden aber als böses Prinzip. Den Göttern wird sie zwar am Ende der Tage Verderben bringen, aber nur, weil sie als personifizirte Zeit alles Endliche zerstören muß, damit — aus den Trümmern der alten Welt eine neue herrlichere erstehe. Die Zeitschlange beißt sich in ihren eigenen Schwanz. Thor stirbt zwar an ihrem Gifte, aber er erlegt sie doch, lauter Anspielungen auf den Satz: daß nichts Zeitliches ewig währe. Diese Zeitschlange ist also nicht das absolute Böse, am wenigsten steckt Loki in ihrer Haut, welcher als Surtur die ganze Schöpfung verzehrt. Wenn also doch der Drache ein Goldhüter ist, d. h. ein zur Unterwelt in Beziehung stehendes Wesen, so kommt dieß daher, weil er der Lindwurm ist. Lind bedeutet nämlich Schlamm*), Koth, und bekannt ist die Traumregel, die auch manche Volkssage schuf, daß Koth**) Gold bedeute. Die Münze des Teufels verwandelt sich bei Tage in Koth oder Pferdemist. Der Drache ist jene „Mißgeburt von Dreck und Feuer", denn die Edda hat dreki für Drache (Grimm S. 652), also hier nomen

---

*) Lincoln s. v. a. der Ort, wo eine Colonie in einer Schlammgegend sich anbaute.

**) Lutum (Koth) ist mit Π-λουτος (Reichthum) verwandt, Bei der Wurzel ist λάθω, π-λυτω verfinstern, bedecken, das Metall ist, noch so dünn geschlagen, undurchsichtig. Der indische Golddämon Kuveras ist etymologisch mit κοπρος (Koth) verwandt. Zu den unterirdischen Zwergen zählte man auch Goldemar.

et omen *). Das Gold heißt Wurmbett bei den Dichtern des Mittelalters, weil der Drache auf dem Schatz liegt (**Martial. XII., 53.**). Schon die Alten ließen das goldene Vließ und der Hesperiden goldene Aepfel von Drachen bewachen.

Im Sonnenschein glänzte ein Haufen Gold, und rings herum streckte sich ein schwarzer Wurm, doch so, daß er nicht anreichte und zwischen Kopf und Schwanz eine Spanne frei ließ. An dieser Stelle trat der Knecht, der des Schatzes ansichtig geworden, und sammelte Gold. Schon hatte er Taschen und das ausgezogene Oberhemd voll gesackt, als es ihm einfiel, seine Begleiterin herbeizurufen, die den Rest des Schatzes aufladen sollte; aber seine Stimme verhallte in dem furchtbaren Brausen, das sich plötzlich erhob: „Schütt' aus das Gold! schütt aus das Gold!" rief es, daß der Erschrockene alles Gold hinwarf und zu fliehen begann. Augenblicklich senkte sich der Wurm mit dem Schatz in den Berg, und die Erde schloß sich wieder zu. Nur wenige Goldstücke lagen da, die beim Hinwerfen außerhalb des Schlangenrings gefallen waren. (Reusch, Samland Nr. 3.)

Die Begriffe **Koth** und **Gold** vereinigen sich auch in der **Maus**. Der Mäusegott Apollo Smintheus (v. *σμινθος* Maus), so genannt, weil unter seinem Altar heilige Mäuse nisteten und eine Maus zu seinen Füßen abgebildet war — der sminthische Apoll also wurde in der **Gold**stadt Chryse verehrt, sein Priester (d. h. sein Prädicat) war Chryses: der Goldene. Auf dieses Priesters Gebet hatte der Gott die Pest in's griechische Lager gesandt, **Tod** und **Verwesung** sind aber wieder die **Maus** (*μινθος* = *σμινθος*, *λαμας* bei

*) Da aber Drache (*δρακων*) griechischen Ursprungs ist, so denkt Grimm an *δερκω*, schauen, leuchten; warum nicht an *ταρασσω*, schrecken?

Hesych. Maus, λαιμος Koth, λοιμος Pest, λυμη Verderben). Ein weit verbreiteter, bei Völkern, sowohl slawischen als deutschen Stammes vorkommender Aberglaube, der aber auch schon im alten Rom zu Hause war (**Cicero de divinat. II., 27. Ovid. Fast. 2, 574. Liv. 27, 30. 23, 2. Plin. Hist. Nat. 8, 57. Auson. Idyll. 12, 3.** u. öft.) läßt aus dem Nagen einer Maus oder Ratte auf den nahen Tod eines Hausbewohners schließen. Glaucus starb spielend mit einer Maus (**Tzetz. ad Lycophr. 811.**) Die Todten, das Gold und das Fruchtkorn haben, wie diese Nagethiere, unter der Erde ihren Aufenthalt. Nun erklärt sich auch, warum des Getreidegotts **Dagon** *) Verehrer den Judengott — der ihnen zürnte, weil sie ihn mit der Bundeslade den Leviten gewaltsam abgenommen hatten, und der sie dafür mit einer Krankheit an den Sitztheilen strafte — dadurch versöhnten, daß sie in seinen Tempel vergoldete Aerse und vergoldete Mäuse als Sühngeschenke darbrachten (1. Sam. 6, 1. ff.) Also auch hier eine Ideenverbindung zwischen Koth, Gold und Maus. Das von einem Geizigen gebrauchte jüdische Sprichwort: „Die Maus liegt auf dem Golde" (**Buxtorf Lex. chald. talm. rabb. p. 1605**) wirft Licht auf folgende von Grimm (D. S. **Nr.** 332) erzählte Sage:

Vor langen Jahren ging ein armer Krämer durch den Böhmerwald gen Reichenau. Er war müde geworden und setzte sich, ein Stückchen Brod zu verzehren, das einzige, was er für den Hunger hatte. Während er aß, sah er zu seinen Füßen ein Mäuschen herumkriechen, das sich endlich vor ihn hinsetzte und aufschaute, als erwartete es etwas. Gutmüthig warf er ihm einige Bröcklein von seinem

---

*) Daher übersetzen die LXX diesen Namen: Σιτων.

Brod hin, so wenig auch er es selber entbehren konnte. Sie nagte es aber auch gleich weg. Dann gab er dem Thierchen, so lange er noch etwas hatte, so daß sie ordentlich zusammen Mahlzeit hielten. Nun stand der Krämer auf, einen Trunk Wasser an einer nahen Quelle zu thun. Als er wieder zurückkam, siehe, da lag ein Goldstück auf der Erde, und eben kam die Maus mit einem zweiten, legte es daneben, und lief fort, das dritte zu holen. Der Krämer ging nach und sah, wie sie in ein Loch lief und daraus das Gold hervorbrachte. Da nahm er seinen Stock, öffnete den Boden und fand einen großen Schatz von lauter alten Goldstücken. Er hob ihn heraus, und sah sich dann nach dem Mäuslein um, aber das war verschwunden. Nun trug er voll Freude das Gold nach Reichenau, theilte die Hälfte den Armen aus, von der andern Hälfte ließ er daselbst eine Kirche bauen. Diese Geschichte ist zum ewigen Andenken in der Dreifaltigkeitskirche zu Reichenau in Böhmen in Stein ausgehauen.

Aber auch die Begriffe Maus und Tod sind identisch, wie schon der oben erwähnte Aberglaube und die Redensart „mausetodt" bezeugt. Nicht anders dachten die Alten. In der ägyptischen Hieroglyphik ist die Maus Sinnbild der Vernichtung (ἀφανισμός). Justinus, der Märtyrer, führt sie unter den heiligen Thieren zugleich mit dem Krokodil auf, das den Todbringer Typhon repräsentirte, und noch jetzt in Indien dem Todtengott Yama geheiligt ist. Apollo hatte auf das Flehen seines Priesters Krinis Mäuse unter das feindliche Heer geschickt, wie auf das Gebet seines Priesters Chryses den Griechen die Pest. Auf das Gebet des Priesterkönigs Sethon in Aegypten hatte sein Gott die Bogensehnen und die Köcher der assyrischen Krieger von einem Heer Mäuse in einer einzigen Nacht zernagen lassen. So erzählt Herodot. Die Bibel (Jes. 36, 36. II. Kön. 19, 35. II. Chr. 32, 21.) berichtet dieselbe Begebenheit;

der König der Assyrer, Sanherib, ist derselbe, nur weicht sie in sofern ab, daß nicht ein ägyptischer Priesterkönig, sondern der König der Israeliten, Hiskias, die Gottheit um Beistand gegen die Assyrer anruft, und statt der Mäuse ist es eine Pest, die das feindliche Heer heimsucht: Es heißt zwar: „der Engel des Herrn tödtete rc.", eben so lautet eine Parallelstelle II. Sam. 24., wo aber ausdrücklich hinzugefügt wird, daß der Engel mit Pest getödtet habe. Diese Abweichung der beiden Berichte über die Niederlage der Assyrer, hinsichtlich des Werkzeugs der göttlichen Strafe erklären Michaelis (Anm. zu Jes. Cap. 19, S. 107) und Heß (Gesch. d. israel. Kön. II. S. 51) dadurch, daß sie annehmen: die Erzählung der Aegypter sey erst später von der hebräischen abweichend geworden, und Mißverständniß einer Hieroglyphe habe hierzu Veranlassung gegeben. Denn die Bildsäule, die dem Priesterkönig Sethon zum Andenken an diese Begebenheit errichtet worden sey, habe doch, wie Herodot erinnert, in der einen Hand eine Maus gehalten, welche nach Horapollo Vernichtungssymbol sey, mithin auch Sinnbild der Pest. Darum ward also der Pestpfeile aussendende Apollo im „Mauslande" Mysien und auch in Troas als Mausgott (Smintheus) verehrt; — auf Münzen der Insel Tenedos ist die Maus neben dem Kopf Apollo's abgebildet (Golz Gr. Inscr. tab. 13.), auf Münzen von Alexandria steht sie vor ihm, und noch auf andern hält Apollo sie in der rechten Hand, den Pfeil in der Linken. Darum also wird auf einer Silbermünze von Metapont auf der Vorderseite der Kopf der Demeter — nach welcher alle Todten Demetrier hießen, weil sie die Todtenfrau ist — auf der Kehrseite die Maus angetroffen (Müller Denkm. Taf. 42,

Nr. 193). Strabo sagt von den Spaniern: Hier seyen zuweilen eine Menge Mäuse zum Vorschein gekommen, und unmittelbar darauf seyen pestartige Krankheiten erfolgt. Aelian meint: die Mäuse zeigen sich häufig, wenn ungesunde Nebel eintreten, welche Krankheiten erzeugen. Da wäre endlich das große Räthsel vom Rattenfänger zu Hameln, an dessen Lösung noch neuerlich Daumer scheiterte, von selber enthüllt!

Ich denke mir die Entstehung dieser Sage, wie folgt: Eine Unzahl Ratten oder Mäuse hatten plötzlich die Einwohner von Hameln mit ihrem Besuche erschreckt, waren aber auch bald wieder verschwunden, muthmaßlich, weil ein Rattenfänger durch magische Mittel *), wie im Orient noch jetzt die Schlangenbeschwörer **),

*) Dieser Fall ist kein vereinzelter. Südlich von der Insel Rügen liegt die kleine Insel Rattenort. Vor Alters waren auf einer andern kleinen, westlich von Rügen liegenden Insel Ummanz sehr viele Ratten. Diese lockte ein fremder Rattenfanger für ein gutes Stück Geld zusammen und trieb sie bei dem Dorfe Wyß durch das Wasser nach der Insel, die seitdem Rattenort heißt (Temme, Volksſ. v. Pommern u. Rügen S. 169.) In Neustadt-Eberswalde gab es ehedem sehr viele Ratten, besonders in der städtischen Kornmühle. Um das Jahr 1608 erbot sich ein gewisser Mann bei dem Rath, dieses Ungeziefer gegen eine Belohnung von 10 Thlr. für immer zu vertreiben. Da zahlte ihm der Magistrat 2 Thlr. sofort. Darauf legte der Mann etwas in die Mühle, und am folgenden Tag zogen die Ratten haufenweise aus der Mühle in den benachbarten Fluß, keine blieb zurück. Nach Verlauf des Jahres holte sich der Mann die andern 8 Thlr. Nach der Zeit sind keine Ratten weder in der Mühle, noch in der Stadt zu spüren gewesen. (Beckmann hist. Beschr. v. Brandenburg I. S. 829.)

**) Auch über das Vorkommen Solcher in Deutschland hat sich eine Sage erhalten, welche Bechstein (Oestr. Sag. S. 101.) der Vergessenheit entzog:

In die alte Stadt Salzburg zog einst ein berufener Zauberer, welcher ruhmredig verkündete, daß er alle Schlangen der ganzen Umgegend auf eine Meile Weges in eine Grube zusammenbringen und tödten wolle. Solchen Antrag nahm die Obrigkeit zu Salzburg gern und willig an, wurde auch einig mit dem Schlangenbeschwörer um den Lohn, und nun

diese Thiere aus ihren Löchern lockte, und bewirkte, daß sie in Schaaren seiner Pfeife folgten. Ob die Burgerschaft ihm die versprochene Belohnung vorenthalten, oder ob diese nicht seiner Erwartung entsprochen hatte? Diese Frage mag Jeder sich selbst beantworten. Genug, es erfolgte unmittelbar darauf eine ansteckende Kinderkrankheit *), und da glaubte man: der erboste

---

begann derselbe unter dem Zulauf vielen Volkes an einem passenden Orte seine Beschwörungen. Auf einer kleinen Pfeife pfiff er einen seltsamen, eigenthumlichen und unnachahmlichen Ton, und siehe, zu aller Menschen Verwunderung kamen von Wegen und Stegen, aus Häusern und Kellern Schlangen herbei, und ringelten sich in der Grube, daß es gräulich anzusehen war. Immer noch blieb der Zauberer auf seiner Pfeife, und murmelte dazwischen die Formeln seiner Beschwörungen. Da kam zuletzt eine ganz alte, über die Maßen große Schlange, das war die Königin der Andern, und bei ihrem Anblick erschrack der Zauberer so, daß das Pfeiflein seiner Hand entfiel und er einen Augenblick in der Beschwörung stockte. Flugs sprang die Schlange auf ihn zu, ringelte sich wie ein Gürtel um seine Weichen, schnürte ihm die Eingeweide zu, und riß ihn machtlos in die Grube, wo die andern Schlangen sich über ihn wälzten und ihn langsam zu Tode marterten. Niemand konnte es hindern, Entsetzen ergriff alle Schauenden, bang entflohen sie, und bald darauf verloren sich die Schlangen wieder dahin, woher sie gekommen waren. Rund um Prenzlau, die Hauptstadt der Ukermark, findet sich keine Schlange, ehedem gab es sehr viele dort. Da war aber einmal ein Verbrecher in der Stadt, der das Leben verwirkt hatte. Der erbot sich, alle Schlangen aus der Gegend zu vertreiben, wenn man ihm das Leben schenke. Dies geschah. Seitdem gibt es dort keine Schlangen mehr. (Beckmann hist. Beschr. v. Brandenburg I. S. 834.)

*) Folgende Angaben lehren, daß wirklich zu der von den Chronisten angegebenen Zeit des Kinderausgangs (1284) in Hameln in der physischen Welt viel Bedrohliches sich ereignete. In den Jahren 1282 und 1283 starben im Winter und im Frühling so viele Menschen in Böhmen und Mähren, daß man die Leichen wie Heu auf Wägen hinausschaffte und in große Gruben warf. Auch in Schottland und Dänemark herrschten Seuchen. (Webster). Unter der französischen Armee, die i. J. 1283 unter Philipp III. in Arragonien einfiel, erkrankten Menschen und Pferde fast in gleicher Zahl. Dort sah man als Ursache des Sterbens ein Insect in der Größe einer Eichel an, dessen giftiger Stich oft plötzlich getödtet

Rattenfänger habe durch seine Teufelskünste der Stadt dieses Unglück zugefügt. Daß er die Kinder in einen Berg geführt haben soll, hieß in der Bildersprache des Mittelalters: er hatte sie in die Unterwelt entführt (vgl. S. 225). Die Straße, durch welche die Kinder zum Osterthor hinausgeführt wurden, meldet die Chronik, habe die bungelose Straße geheißen, weil keine Trommel (Bunge, Bummel) darin ertönen durfte. Geschah es, daß ein Brautzug hindurchging, so mußten die Spielleute über diese Straße hin schweigen. Ist daraus, wie Daumer will, auf eine Straße zu schließen, die zu einer Stätte führte, wo Kinderopfer Statt fanden? Vielleicht hatte die Straße davon den Namen, weil die Todten durch diese zu dem nahen Todtenacker hinaus getragen wurden, daher man es für unziemlich hielt, hier lustige Weisen ertönen zu lassen. Das Stillschweigen der Schriftsteller, die der Zeit jenes Ereignisses nahe lebten, erklärt sich Daumer als ein erzwungenes, denn die Geistlichkeit wollte ihre fanatischen Gräuel nicht zur Publicität kommen lassen. Dieser Schriftsteller befindet sich also insofern mit den Autoren früherer Zeiten, welche des seltsamen Factums gedenken, auf dem gläubigen Standpunkte, nur nimmt er (I. S. 275) an: „In Mäuse wurden (von der Sage) die zu opfernden Kinder verwandelt, insofern man ihnen die euphemistische Benennung der Thiere gab, die sonst (warum nicht auch dießmal?) die Stelle der zu opfernden Kin-

habe. (Villalba). Im folgenden Jahre war, nach Webster, eine besondere Verdunkelung der Sonne, ein Höherauch und ein Ausbruch des Aetna. (Schnurrer Chron. d. Seuchen I. S. 297. 298.) In Mullners Annalen (S. 513.) steht bei dem Jahre 1283 die Bemerkung: „Dies Jahr ist in ganz Deutschland große Theurung und Hunger gewesen, auch hat die Pest an etlichen Orten sehr gewüthet.“

der vertraten, so wie man bei christlicher Umwandlung des mosaischen Paschahfestes in eine altartig molochistische Menschenopferfeier den geopferten Menschen, namentlich Christum, als Opferlamm bezeichnete."

Die geschichtliche Glaubwürdigkeit des Kinderauszugs aus Hameln sollen die am vorigen Rathhause angebrachten Reime:

Im Jahre 1284 nach Christi Geburt
Zu Hameln wurden ausgeführt
Hundert und dreißig Kinder daselbst geboren,
Durch einen Pfeifer unter den Köppen*) verloren,

---

*) Weil der Berg, in welchen die Kinder verschwunden seyn sollen, Koppenberg hieß, so wird Daumer verleitet, einen Platz sich vorzustellen, wo das Köpfen (!) der Schlachtopfer zur Abwehr der Seuche statt fand. Dennoch könnte meine vorhin ausgesprochene Vermuthung Beachtung verdienen: hier sey ein Begrabnißplatz, muthmaßlich aus der Heidenzeit, gewesen, der aber durch Jahrhunderte nicht mehr seiner Bestimmung dienend, der christlichen Bevölkerung nur noch als Gespensterort im Gedachtnisse haftete. Ein Seitenstück bietet sich in dem märkischen Städtchen Köpenik, in dessen Nähe der Müggelsee, was sehr bezeichnend ist, denn die vielen in slawischen, oder von slawischen Stammen ursprünglich bewohnten, Provinzen vorkommenden Ortsnamen Muggeln, Muglitz, Mögeln, Mohilew u. a. m. bezeichnen Graberstatten, Grabhugel. Könnte ich das gleichfalls slawische Wort Köppe, Kopenik ebenfalls ubersetzen, so wurde sich noch deutlicher der Zusammenhang ergeben. „Die Spukgestalten in Köpenik" (Kuhn M. S. Nr. 115), der kopflose Schimmelreiter, der nächtlich durch die Straßen von Köpenik trottet, die gleichfalls kopflosen Hunde, welche ihm folgen, die im Schlosse daselbst umgehende heidnische Prinzessin, deren weißen Schleier man Nachts von der Plattform ꝛc. herabwehen sieht, der große graue Hund mit feurigen Augen, welcher sich Nachts bei der Pyramidenbrucke zeigt, alle diese Erscheinungen beweisen nur, daß die frubere Bestimmung des Ortes keine andere, als eine zum Tode in Beziehung stehende gewesen seyn könne. Da die Erde daselbst lauter Ungetaufte beherbergt, so mußte die christliche Bevölkerung auf den Gedanken verfallen: die Heiden haben keine Ruhe im Grabe und gehen um. Wie in Köpenik dachte man in Hameln, einem ebenfalls ursprunglich von slawischen Wenden bevölkerten Ort, denn der Gott Ham gehört der slawischen Mythologie an. In den Berg entrückt seyn, galt dem Mittelalter fur gleichbedeutend mit dem

bezeugen; ferner eine Inschrift am sogenannten neuen Thore:

Centum ter denos cum Magus ab urbe puellos
Duxerat ante annos CCLXXII condita porta fuit,

welche Martin Scholl in seiner Schrift: **Fabula Hamelensis, sive disquisitio historica, qua ostenditur** ***fabulis accenseri debere,*** **quod refertur de infausto exitu puerorum Hamelensium, qui inciderit in annum a Christo nato MCCLXXXIV. etc. Groningae 1659** citirt *).

Ein drittes Zeugniß ist das im Kloster des h. Bonifaz ehedem vorhandene Denkmal:

Post duo CC mille, post octuaginta quaterque
Annus hic est ille, quo languet sexus uterque,
Orbantis pueros centumque triginta Johannis
Et Pauli caros Hamelenses non sine damnis.
Fatur ut omnis, eos vivos Calvaria sorpsit.
Christe tuere tuos, ne tam mala res quibus obsit.

Außer diesen Denkmälern gab es noch einige andere, welche das Andenken an die Begebenheit der Nachwelt überliefern sollten. So standen am Köppenberge zwei Steine in Kreuzform, um den Ort zu bezeichnen, wo die Hamelnschen Kinder in die Erde gingen; auch war in einem Hause der Papenstraße, das vor 90 Jahren

---

Zustand der Unseligkeit nach dem Tode. Warum man aber auch Christenkindern die Seligkeit abgesprochen haben sollte? ließe sich vielleicht mit der Betrachtung erklären, daß sie gleichsam eines gewaltsamen Todes, an der Seuche gestorben waren, die man zu allen Zeiten für ein Zeichen göttlichen Zornes hielt.

*) Also wäre 272 Jahre nach der Wegführung der 130 Kinder aus der Stadt durch den Zauberer dieses Thor erbaut worden, nämlich, wenn man die Jahrzahl 1284 für die Zeit der Wegführung annimmt, i. J. 1556. Dies stimmt mit der von Sprenger (Gesch. v. Hameln S. 24) erwähnten Inschrift über jenen Versen überein..

(von 1846 an gerechnet) neben dem Wirthshause zum braunen Hirsche stand, der Ausgang der Kinder in Holz gehauen. Aber als die wichtigste Autorität zur Beglaubigung der Sage galt bei den alten Erzählern das Gemälde, welches sich in einem Fenster der Marktkirche in Hameln befunden haben soll. Schon Wier und Lossius berufen sich darauf, als auf eine Hauptquelle, und Athanasius Kircher sagt ausdrücklich, daß er selber es noch gesehen habe. Von der unter dieser Glasmalerei befindlichen Unterschrift führt Schook S. 17 folgendes Fragment an:

Am dage Johannes
und Pauli
sind binnen
Hammelen ge
baren tho k(al)
varie *) unde
dorch
allerlei ge
den koppen

Anno 1571.

Batzner, Pastor zu Iben, im Amte Grubenhagen, ermahnt bei Erwähnung dieses Gemäldes in seiner Chronik des Stiftes Hildesheim Cap. 36. alle Eltern, daß sie ihre Kinder nicht in der Irre gehen lassen sollten, damit der Teufel ihrer nicht mächtig werde, welches leicht geschehen könne, da Satanas ihnen (den Bürgern von Hameln?) doch so feind ist.

Alle diese Denkmäler, sagt Lütke (in Hagens „Germania" IV. S. 60), enthalten von dem eigentlich Sagenhaften, namentlich von den Mäusen, nicht die geringste Spur. Dennoch ist zu vermuthen, daß gerade sie, vorzüglich aber die Glasmalerei in der Kirche, an

*) Der Koppenberg hieß auch Calvarienberg.

deren genauere Beschreibung Niemand gedacht hat, die Zusammenstellung der Sage mit der Geschichte und das Aneignen der Mäuse und des Rattenfängers für die Stadt Hameln hervorgebracht hat. Nachdem nämlich das Andenken an die Begebenheit, welche wirklich dargestellt war, erloschen, suchte man durch Anknüpfung der Sage an das Gemälde dieses dem Beschauer verständlich zu machen. So sind im Alterthum und im Mittelalter mehrere Sagen aus der Anschauung von unerklärlichen Kunstwerken entstanden. Als ein Beispiel dieser Art führt Lütke die Merseburger Sage von dem Stabe und dem Ringe des Bischofs Thilo an, die der Landrath Lepsius in Naumburg aus einem alten Sculpdurdenkmale gedeutet hat *).

Ob wirklich ein Rattenauszug dem Kinderauszug vorhergegangen, oder ob die Synonymen Maus und Pest jenes Gemälde veranlaßten, in welchen das Sterben der Kinder als ein Mäuse-Auszug dargestellt worden, und das Mißverständniß des Bildes in der Folgezeit das Mährchen vom dämonischen Rattenfänger erst erzeugt habe? wage ich nicht zu entscheiden. Daß der Tod oder der Teufel zuweilen auch als Mäusegott gedacht wurde, bezeugt Nr. 279. der Temme'schen Volkss. von Pommern und Rügen:

In der Stadt Grimmen fährt jedes Jahr in der Walpurgisnacht ein Wagen mit vielem Gerassel durch alle Straßen. Er fährt so rasch und schwer, daß die Fenster an den Häusern zittern, wo er vorbeifährt. Wenn man nun hinaus auf die Straße sieht, so erblickt man eine große schwarze Kutsche, vor der vier Mäuse gespannt sind. Auf dem Bocke sitzt ein Kutscher, der einen Hühnerfuß hat und einen großen Hut trägt.

*) Neue Mittheilungen aus dem Gebiete hist. antiq. Forschungen, herausgegeben von Förstemann IV. Nr. 2. S. 125.

Die Höllenkutsche haben wir schon S. 69 kennen gelernt; die Walpurgis ist, wie die Christnacht und Johannisnacht, eine Gespensternacht; der Hühnerfuß verräth, wie anderswo, die Hahnfeder, den rußigen Hahn der Hela, also Loki = Satan. Der große Hut des Kutschers ist die unsichtbar machende Kopfbedeckung, die den Kobolden „Hütchen," „Rothkäppchen," „Rothmützchen" u. a. m. ihren Namen gab. Es ist der Hut hier, wie anderswo der Helm (s. S. 135), das Anzeichen eines gespensterhaften Wesens. Ich erinnere an das ahd. helethelm i. q. latibulum (von latere verbergen), altn. hialmr (Helm), in der Edda Saem. 50^a Wolke bedeutend, helm gehört zu helan: tegere, wovon Hela, die Göttin der Unterwelt. Pluto hatte einen unsichtbar machenden Helm, den er dem Todtenführer Mercur, dem Vater der Laren (Manen), schenkte. Die Geister legten „Grimhelme" an (Grimm, S. 997), *grima* ist im Altn. Name für eine Zauberin, bedeutet aber ursprünglich Larve, Hülle. Nun ist klar, warum der Kutscher mit dem breiten Hute in Grimmen seine nächtlichen Fahrten hält, d. h. wir haben hier eine von etymologischem Witz erfundene Sage, ähnlich der von Köpenik, vergl. S. 395 Anm.)

Nach dieser kleinen Abschweifung, welche die Beziehung der Maus zu Tod und Teufel erweisen sollte, knüpfe ich den vorhin abgerissenen Faden meiner Untersuchung des historischen Gehalts der Hammelnschen Rattenfängersage wieder an.

Der vorerwähnte Jesuit Kircher sagt in seiner 1650 erschienenen Musurgia II. lib. IX. p. 3, wo er auf diese fabelhafte Begebenheit zu sprechen kommt, daß von dieser die Stadt bis auf den heutigen Tag ihre Jahre zu zählen pflegt: „seit dem Auszug unserer Kin=

der.“ Weiter sucht er die Glaubwürdigkeit dieses Ereignisses durch den Zusatz zu erhöhen: „Ich bin selbst in jener Stadt gewesen, habe selber den Berg gesehen, und die auf einem kleinen Gemälde in der Kirche dargestellte Geschichte mit Verwunderung betrachtet.“ Es fragt sich also: was das für ein Ton von solcher Kraft in der Pfeife gewesen sey? Ich antworte, daß es ohne Zweifel (!) der Teufel war, der nach Gottes verborgenem Rathschlusse die verzauberten Knaben in eine andere Gegend des Erdbodens versetzt hat; denn die Chroniken Siebenbürgens bezeugen, daß um dieselbe Zeit in Siebenbürgen plötzlich Knaben mit einer unbekannten Sprache erschienen seyen, die sich dort angesiedelt und ihre Sprache beibehalten hätten, so daß bis auf den heutigen Tag noch nichts als Sächsisch gesprochen werde.“

Der gelehrte Mann wußte vielleicht nicht, daß die Sachsen in Siebenbürgen schon 1142 unter dem Ungarkönig Geysa II. dahin einwanderten. Auch hat offenbar eine Namenverwechslung auf die Vermuthung geleitet, daß im Lande Siebenbürgen die Hamelnschen Kinder wieder an's Tagslicht gekommen wären; es gibt nämlich unweit von Hameln bei der Schauenburg ein Dorf Siebenbergen. In der mündlichen Erzählung sagte das Volk wahrscheinlich, daß die Kinder bei Hameln in den Berg, und bei jenem Dorfe wieder aus der Erde gekommen seyen (Mone's Anz. f. K. d. Vorz. 1832 S. 294). Hieraus machte der leichtgläubige Kircher, der in einem dicken Folianten sogar die Arche Noah's ausgemessen hatte, das ihm viel besser bekannte Siebenbürgen, und ließ also die 130 Kinder eine so weite unterirdische Fußreise durch einen halben Welttheil fortsetzen, und an der äußersten

Grenze Europa wohlbehalten wieder an's Tageslicht kommen!

Der Rector am Johanneum zu Hamburg, der bekannte Historiker und Geograph Johann Hübner, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte, glaubte der Sache einen Anstrich von Glaubwürdigkeit zu geben, indem er (im 6ten Theil seiner „hist. Fragen") bemerkt: „es hätten zwei von den Kindern nicht folgen können, doch war eines davon blind, und das andere stumm geworden. Das Blinde erzählte, wie der Spielmann mit den Kindern in den Berg hineingegangen wäre; das Stumme hingegen wies den Berg, welcher sich geöffnet und die Kinder verschlungen hätte." Ist das nicht sinnreich ausgedacht? Was aber die von Kircher geglaubte unterirdische Fußpartbie anbetrifft, so wagt er zwar nicht entschieden sie zu bezweifeln, meint aber doch: „**Qui capere potest, capiat,**" er selber begreife nicht die Möglichkeit einer solchen Reise.

Was am meisten der Glaubwürdigkeit dieser Geschichte Eintrag thut, ist die Wiederholung derselben an mehrern Orten. Nicht nur in Deutschland ereignete sich ein ähnlicher Fall im Dorfe Wöllniz, „wo ein gespenstiger, furchtbar anzusehender Vogelsteller*) in allerlei Gestalten umherstreift, Mädchen an sich lockt, und sie in den Berg führt, aus dem sie nicht wieder zum Vorschein kommen (Gottschalk, Volksm. II. S. 20 ff.), sondern auch zu Belfast in der Provinz Ulster in Irland (Hannöv. Anz. 1825 St. 22) und in Frankreich in der Nähe von Paris im Dorfe **Draucy-les-Nouis** hat sich Aehnliches zugetragen. Am letztern

*) Sind die Seelen Vögel (Grimm S. 788), so ist der Satan ein Papageno.

Orte war es ein Kapuziner, Namens Angionini, der für Geld die Ratten vertreiben wollte, alle Mäuse in einen Fluß lockte, wo sie ertranken, er aber, der das Bad zuerst genommen hatte, kehrte wohlbehalten zurück; allein, obschon er über die Ratten nicht nur Gewalt gehabt, sondern auch seine Macht über das feuchte Element kund gegeben, konnte doch den Bewohnern jenes Dorfes nicht so viel imponiren, daß sie ihn gutwillig bezahlt hätten. Da nahm er wieder zur Magie Zuflucht. Er holte aus seinem Mantelsack ein kleines Horn und stieß hinein. Sogleich kam alles Hausvieh, Pferde, Ziegen, Schafe, Rinder, Schweine, Gänse ꝛc. herbei und sammelte sich um ihn. Dießmal schritt er aber nicht nach dem Flusse zu, sondern nach einer andern Seite, und verschwand mit seinem bezauberten Gefolge, ohne daß Jemand gewagt hätte, ihn daran zu hindern." Das Jahr der Begebenheit ist 1240. Demnach hätten wir hier das Original und die andern wären nur Copien; oder die Ratte war als Symbol der Vernichtung allgemein bekannt, und so konnte in verschiedenen Gegenden Europa's dasselbe Factum, d. h. eine Pest oder Viehsterben, worauf die letztere Erzählung anspielt, unter demselben Bilde dargestellt werden. Folgendes Beispiel wird diese Vermuthung begründen helfen. Wolf (D. S. Nr. 199) erzählt:

Kaiser Heinrich IV. hatte einen argen Feind. Nachdem er zu Lüttich gestorben war, saß dieser, ein hochmüthiger Mann, bei einem Gastmahl. Plötzlich drangen aus allen Mauern Mäuse, und die umzüngelten ihn in so großer Menge, daß man sie umsonst von ihm zu entfernen suchte. Sie drangen immer wieder vor, thaten aber keinem Andern etwas, nur auf Jenen hatten sie es abgesehen. Da ließ er sich endlich auf einem Schiffe einen Bogenschuß weit ins Meer führen, um den Thieren zu entfliehen, aber

sie folgten ihm auch dahin nach, nagten an dem Schiffe, und hätten es in den Grund gebohrt, wären die Schiffleute nicht in aller Eile dem Lande wieder zugesegelt. Da ließen sie den Mann liegen, und die Mäuse fraßen ihn auf bis zum letzten Stückchen Fleisch.

Wer erinnert sich hier nicht an den Mäusethurm in Bingen, wo Bischof Hatto von Mainz von Mäusen aufgezehrt wurde? und an jene nicht minder bekannte vom Polenkönig Popiel, den ein gleicher Tod als Strafe des Brudermordes traf? Der Eine hatte sich einen Thurm in den Rhein, der Andere einen solchen auf einer Insel bauen lassen, aber die Mäuse schwammen Beiden nach. Sie trieb also nicht der Hunger, sonst hätten sie andere Leute angefallen. Daß die Mäuse nur das eine Opfer sich aussuchen, in allen drei Sagen keinen der umstehenden Personen angreifen, beweist deutlich, daß hier unter einem schaudervollen Bilde eine gewöhnliche Todesanzeige gegeben sey. Freilich mußte Hatto ein hartherziger, gegen die Noth anderer Menschen fühlloser Mann seyn, Popiel mußte alle seine Brüder vergiftet haben, weil man sich sonst ein so grausames Ende nicht zu erklären vermocht hätte. Eine einzelne Maus kann allerdings keinem Menschen tödtlich werden, darum mußte ein ganzes Heer dieser Thiere den der Nemesis Verfallenen angreifen. Es waren aber auch keine gewöhnlichen Mäuse, denn kein Strom hält sie auf — dem Tod kann man nirgends entrinnen, und nur Einen verfolgen sie, den dem Tod Geweihten. In der vorhin erzählten Sage wird in Ermanglung eines historischen Grundes für den gräßlichen Tod nur angedeutet: das Opfer sey ein hochmüthiger Mann gewesen und ein Feind des kurz vorher verstorbenen Kaisers, der ihn vielleicht vor Gottes Gericht geladen hatte, so daß er

ihm bald nachfolgen mußte. Wußte man gar keinen Grund für solche Strafe anzugeben, so erhielt das Bild nur eine andere Einfassung, wie in Folgendem:

In Thüringen bei Saalfeld, auf einem Edelsitze zu Wirbach, hatte sich Anfangs des 17ten Jahrhunderts Nachstehendes begeben. Das Gesinde schälte Obst in der Stube, einer Magd kam der Schlaf an, sie legte sich abseits auf eine Bank nieder, um zu ruhen. Wie sie eine Weile still gelegen, kroch ihr ein Mäuslein (der Tod) zum offenen Maule heraus. Dadurch wurde eine Zofe neugierig gemacht, so sehr es ihr die andern verboten, ging hin zu der Entseelten, rüttelte und schüttelte an ihr, aber vergeblich, und ging dann wieder davon (Prätorius, Weltbeschr. I. S. 40 ff.)

Wie in der Bibel erzählt wird, Mose habe, um dem durch feurige (giftige) Schlangen verursachten häufigen Sterben unter seinem Volke Einhalt zu thun, eine eherne Schlange aufrichten lassen, deren Anblick Genesung bewirkte, so hatten die guten Lübecker, um sich gegen die Pest zu schützen, zum Wahrzeichen ihrer Stadt eine Maus gewählt*), welche (vergeblich) an der Wurzel eines (Stamm-) Baumes nagt, um anzudeuten: der Tod rafft jeden Tag manches blühende Leben hinweg, demungeachtet gelingt ihm nicht, das gänzliche Aussterben der Bewohner Lübecks zu bewirken. Als man aber dieses Sinnbild nicht mehr verstand, glaubte man es durch Erfindung des folgenden Mährleins zu erklären:

Ein Bürger sagte Abends beim Nachhausegehen zu einem Andern, der ihn bis zur Hausthüre geleitet hatte: „Setzt Euch doch nicht so närrisches Zeug in den Kopf.“ „Nein, nein, Nachbar,“ entgegnete der Andere, „ich irre mich nicht, es geschehen ganz außerordentliche Dinge. Seht

*) Dieses Wahrzeichen befindet sich in der Marienkirche.

nur dort die flammende Feuerruthe, den Kometen über unserm Kopfe, das bedeutet Lübeck's Untergang." Der Nachbar schüttelte ungläubig den Kopf, und wollte in sein Haus gehen, der Prophet aber hielt ihn zurück: „So wenig dieser Baum — dabei zeigte er auf einen solchen in der Nähe — in dieser Nacht verdorren wird, so wenig kann ich meine Ahnung von dem Untergang dieser Stadt aufgeben." Mit diesen Worten nahm er Abschied. Aber wie ward dem Propheten zu Sinne, als ihm am andern Morgen der ungläubige Nachbar die Kunde brachte, daß der Baum, von dem er gestern Abend gesprochen, bereits in dieser Nacht verdorrt sey! Anfänglich lächelte er freilich ungläubig, als aber auch die Frau Nachbarin dieselbe Nachricht brachte, als die Kinder mit Geschrei hereinstürmten, verließ er das Bett, um mit eigenen Augen das Mirakel zu sehen. Und wahrlich, der Baum ließ seine Blätter hängen und mehrere Zweige waren schon verdorrt. Der prophetische Nachbar untersuchte nun die Ursache des so plötzlichen Verwelkens, da erblickte er eine Maus, die mit ihren kleinen scharfen Zähnen an der Wurzel nagte. Langsam schritt der Prophet in sein Haus, und hat seitdem nie wieder die Aeußerung laut werden lassen, daß Lübeck je gefährdet würde. (Asmus, Lübecks Volkss. S. 221).

In Augsburg verkauften ehedem die Mönche im St. Ulrichskloster ein Pulver von der Erde, die das Blut des h. Ulrich geröthet hatte, als Schutzmittel gegen die Ratten, d. h. gegen tödtliche Krankheiten und Seuchen; denn man muß wissen, diese Stadt hat sich reichlich mit Sinnbildern versorgt, welche die Befruchtungsorgane vorstellen. Hier hatte man — wie bei den Griechen und Römern ein Phallusbild als Talisman gegen die Beschädigung der Dämonen — ein ähnliches Palladium *) für die Stadt gewählt. Man erblickt nämlich in der

*) Der Name schon weist auf phallische Bedeutung hin, denn im Sanskrit heißt der Phallus: palas, vgl. auch die Beweisführung von Creuzer II. S. 664.

Domkirche die Jungfrau Maria im Begriffe, aus Adam's Rippe das erste Weib zu zimmern; ferner am Rathhause eine weibliche Statue, deren Schaamglied mit Spinneweben umflort ist. Ein Bild erklärt hier das andere, und Beide wollen andeuten: So lange es in der Stadt nicht an Weibern fehlen wird, kann das Wüthen des Todes wegen der Aussicht auf neue Geburten nicht zu fürchten seyn. Zudem muß man sich erinnern, daß die Schutzpatronin der Stadt die heilige Afra ist, die vor ihrer Bekehrung eine Priesterin der Aphrodite war, oder was wahrscheinlicher, die Göttin selber, denn in der Heidenzeit wurde hier die Göttin Ziza verehrt, die auch der Stadt Zeiz den Namen gab. Ziza hieß sie von ihren Zizen oder Brüsten, welche allen Wesen Nahrung spenden. Auf den beiden Giebeln des Rathhauses sieht man das Stadtwappen, einen Tannenzapfen, dessen einem phallus erectus ähnliche Gestalt schon in den Mysterien des phrygischen Sonnengottes Attys ihm eine große Wichtigkeit verschaffte; denn er war eben ein Symbol des männlichen Gliedes (Creuzer II. S. 108 d. zweit. Ausg. N. Müller, Glauben u. Kunst der Hindu S. 301). „**Pinus grata Deum matri**" sagt Ovid (**Met. 10, 103**). Cybele und Venus sind aber Beide die Göttermutter, d. h. die Weltmutter. Darum war dieser Baum auch dem Dionysus heilig, dessen Gefolge die geilen Satyrn und Faune bildeten, dessen Fest durch Umtragen des Phallus den Charakter des Gottes errathen ließ. Schließlich kann auch noch der indische Ehengott als Zeuge für die Todesbedeutung des Mausbildes in diesen Kreis gezogen werden. Er hat zwei Namen: Pollear (sanskr. phul, blühen, üppig seyn, φλύω, lat. polleo) und Ganesa (sanskr. gan = γένω, lat. gi-gno zeugen). Als Ersterer trägt

er den Phallus in der einen Hand, in der andern den Hochzeitkuchen; als Ganesa reitet er auf der Ratte, zum Zeichen, daß der Gott der Zeugung den Tod unterjocht hat*). Ganesa ist als Urheber aller Zeugungen ohne Vater, seine Mutter, die Taube Parvati, hatte ihn im Bade — denn die Feuchte ist der Urstoff aller Wesen — ohne Zuthun eines Mannes empfangen gehabt.

Wie die Maus (σμινθος), ist auch die Fliege Symbol des Kothes (μινθος) und des Todes (die Pestfliege), also Beelzebub (Fliegengott) und Beelzebul (Dreckgeist) zugleich. Aber nicht nur der persische Ahriman hatte die Gestalt der Fliege angenommen, sondern auch Loki ward Fliege (fluga), als er die schöne Freia, die Urheberin alles Lebens, betrügen wollte. Mährchen erzählen von Teufeln, die als Fliege in einem Glase verschlossen sind (Kinderm. Nr. 99). Die Wallachen bezeichnen den Teufel als den Urheber der Kolumbaczer Fliegen, deren Stachel selbst Pferde und Rinder tödtet. Eine longobardische Sage bei Paulus Diaconus (VI., 6) erwähnt eines bösen Geistes (spiritus malignus), der sich als Fliege in's Fenster setzt und dem ein Bein abgehauen wird. Die Acta Bened. sect. I. pag. 238 reden von einem ausgetriebenen Teufel, der in Fliegengestalt aus der Nase des Besessenen hervorkam. Der Teufel dringt als Fliege durch das Schlüsselloch in verschlossene Gemächer.

Bei Grimm (S. 1231) lese ich, daß der Teufel auch als Käfer erscheine, ohne jedoch, wie sonst, Belege angeführt zu finden. „Der Mistkäfer, teuflisch ge-

---

*) So bedeutet die Maus, wenn sie auf Münzen vor dem Apollo steht, ihn als Pestsender an, aber, wenn sein Fuß auf ihr ruht, den Heilgott und Maustödter (μυοκτονος).

nommen*), verbürgt seine heidnische Auffassung." Ich muß hier commentirend hinzufügen, daß der Käfer keine Verkörperung Loki's, sondern Thors sey, daher auch Donnerschröter (Thorbagge) genannt. Geheiligt war dieses Insect dem Donnergott, weil er im Viehdünger sich aufhält, und sich in die Erde gräbt, und Thor bekanntlich auch als Beförderer des Ackerbau's (siehe S. 291) aufgefaßt wurde. Mit Bezug auf diesen Käfer, dessen Larve in Norrland Erdochse genannt wird, hat sich noch ein, bei'm Landmann vom Vater auf den Sohn vererbter, Aberglaube erhalten, nach welchem man sieben Sünden sühnen soll, wenn man einen Mistkäfer, der auf dem Rücken liegt, und sich daher nicht selbst zu helfen vermag, wieder auf die Füße legt; denn Thor wurde als ein Versöhner, Mittler oder Fürbitter bei dem Allvater Odin angesehen. Als die christliche Lehre im Lande sich verbreitete, wollten die Bekehrer das Volk von der Anbetung der Asagötter abschrecken, und behaupteten, diese und deren Anhang gehörten der Hölle und wären böse Geister. Da erhielt der Mistkäfer (Thorbagge) den Namen Thorteufel (Thordyfvel), wie er noch jetzt in Schweden genannt wird. Gegenwärtig denkt Niemand mehr an Thor, wenn er ein solches armes Insect hülflos auf dem Rücken liegen sieht; aber selten geht der Landmann vorbei, ohne ihm zu helfen und dabei der Versöhnung seiner Sünden zu gedenken. (Afzelius I. S. 29).

Daß der Teufel auch des Fisches Gestalt anzunehmen

---

*) Auch der Goldkäfer ist eine Teufelsmaske. Mädchen fanden einst, als sie den Vorhang von ihrem Bett zurückschlugen, dasselbe voll von diesen Insecten. Sie flohen erschreckt aus der Stube, hörten aber, wie ihnen schreckliches Geheul und Gepolter nachschallte. (Schnezler B. S. II. S. 369.)

pflege, habe ich nirgend finden können. Vielleicht verhinderte daran die christliche Vorstellung von der aus dem Taufwasser hergeleiteten reinigenden Kraft des nassen Elementes? Aber daß Loki die Gestalt eines Salms oder Lachses angenommen, als er den Asen entfliehen wollte, von Thor aber am Schwanze erfaßt worden sey, hatte ich schon S. 348. Anm. 3. erwähnt. Auch diese Episode der Edda ist nicht ohne Einfluß auf christliche Legenden gewesen. Jedermann weiß, daß der Apostelfürst im christlichen Rom an die Stelle des capitolinischen Jupiter getreten ist. Im Norden ersetzte er ebenfalls einen verabschiedeten Blitzeschleuderer, nämlich den „Asenfürsten" Thor. Diese Andeutungen sollen das Verständniß des hier folgenden, in Form einer Legende gehaltenen etymologischen, Scherzes erleichtern:

Bekanntlich war St. Peter ein Meister im Fischen. Eines Tages nun hatte er lange gefischt, und dennoch nichts gefangen, bis zum letzten Zuge, da hatte er das Netz ganz voll. Er warf die Fische heraus, den einen vor, den andern nach, und schmiß sie in seinen Eimer, den letzten konnte er lange nicht bekommen, denn der sprang so schnell hin und her, daß es fast unmöglich war, ihn zu erwischen. Endlich gelingt es St. Peter doch, ihn oben am Rückgrat mit Daumen und Zeigefinger zu packen. „Du bist mir ein Schelmfisch," sprach er, „den Namen verdienst du, und sollst ihn behalten." Und von der Zeit an hieß man den Fisch Schelmfisch, auch Schellfisch, und zum Wahrzeichen von der Echtheit dessen, was ich hier sage, sieht man noch jetzt den Daumen St. Peters oben auf dem Rücken des Fisches (Wolf, D. S. Nr. 31).

Im Pflanzenreiche gelten der Hagebuttenstrauch, der Hollunder und der Nußbaum als des Teufels Schöpfungen. Des Letztern wird an einem andern Orte ausführlicher zu erwähnen sich passendere Gelegenheit bieten.

Auch den Hollunder, welcher bald dem Thor, bald der Holle zugetheilt wird, muß ich für jetzt noch übergehen. Für die Hagebutte läßt sich mit Bestimmtheit keine heidnische Gottheit nachweisen, welcher diese Pflanze geweiht war. Wegen der rothen Farbe sollte man auf Thor oder den Feuergott Loki schließen. Auch der Teufel heißt der Rothe, wie der wilde Jäger Esau (Edom).

In der Lausitz nennt man ihn den rothen Görge:

Bei Ober-Gerlachsheim, am Abhange des Gneisserberges, steht ein über 20 Ellen hoher Quarzfelsen, der weiße Stein genannt, etwa 100 Schritte davon auf böhmischer Seite zu, finden sich ebenfalls weiße, doch größere und viel weiter ausgedehnte Quarzfelsen, deren Richtung und Steinart auf ehemaligen Zusammenhang mit jenem weißen Stein schließen lassen. Man erzählt sich davon: In dieser Wildniß habe ehedem ein Klausner gelebt, dessen Frömmigkeit den Bösen gereizt habe, ihn in Versuchung zu führen. Nach vieler vergeblicher Mühe erkannte er seine Ohnmacht, und schleuderte im Zorn ein Felsstück zur Erde, daß es in Stücke zerschellte und der zwischen selbigen durchströmende Bach die Wiedervereinigung hinderte. Von dieser Zeit an sieht sich der Böse an jedem St. Georgsabend um, ob nicht wieder ein Klausner sich daselbst angesiedelt, der mit weniger Mühe zu umgarnen sey. Da schleicht er umher mit feuersprühenden Augen, ein langer rother Mantel deckt den Pferdefuß und verbirgt den Drachenschwanz. Oft haben ihn am hellen, lichten Tage Holzbauern in grotesken Sprüngen auf gedachtem Felsen herumgaukeln, widrig lachen hören, und andere Possen treiben sehen; und weil sie ihn immer am St. Georgstag erblickten, wegen des rothen Mantels ihm den Namen: „rother Görge" beigelegt. (Gräve, Lausitzer Sagen Nr. 74).

Vom rothen Teufel stammt jene niederländische Race von Hauskobolden, welche die Bauern in jener Gegend „Rothmützchen" nennen, obschon sie von Kopf bis Fuß roth gekleidet sind, und nur ein grünes Gesicht

und grüne Hände haben, und die den Wohlstand des Hausherrn auf jede Art vermehren helfen (Wolf, N. S. Nr. 474.); endlich auch die rothhosigen Kobolde, welche man ehedem in Greifswalde aus den Schornsteinen herausgucken sah. Sie hielten sich dort besonders in der Knopfstraße auf (Temme, Volksſ. v. Pommern Nr. 215).

Was hier vorzugsweise im Auge zu behalten ist: die rothe Hagebutte wird in Schleswig des Teufels Gewächs genannt:

Als Gott den Teufel vom Himmel auf die Erde hinabgestürzt hatte, gefiel es ihm hier unten schlecht. Um wieder hinaufzukommen, schuf er einen Strauch mit Dornen, der sollte die Leiter seyn. Gott errieth seine Absicht, und um sie ihm zu vernichten, richtete er den Strauch so ein, daß er nicht in die Höhe wuchs, sondern sich nach der Seite umwandte. Da ward der Teufel ärgerlich und machte, daß die Dornen, die ihm als Sprossen hätten dienen sollen, und darum gerade aus standen, sich niederwärts kehrten. So entstand der Hagebuttenstrauch. Aber Andere sagen, daß Judas sich an einem solchen Strauch erhenkt habe, und daß seit dieser Zeit sich die Dornen niederwärts gewandt hätten. In Angeln nennt man darum die Hagebutten Judasbeeren. (Müllenhof, Schleswig ꝛc. Nr. 479).

Das dem Judas angedichtete rothe Haar muß auch dem Loki gehört haben, denn in der Kurmark rufen die Kinder: „Rothkopf, Feuerkopf, steckt die ganze Welt in Brand“ (rotkop, füerkop, stekt de ganze welt in brant!) Dieß letzte Wort hat aber Zusammenhang mit der Eddalehre vom Weltbrand, den Loki als Surtur aushaucht. Aber die Kinder schelten dort auch den Rothhaarigen: Rothbart, Teufelsart! (rotbart düvelsart!). Und schon in der Wilkina=

Saga c. 167 hat der ungetreue Sibich rothes Haar *).

Der Teufel heißt auch der Schwarze (wie Loki = **Surtur, Svartr**) und der Mohr (Grimm, S. 945). Ob die Mohrenköpfe als Wahrzeichen an öffentlichen Gebäuden auf den Teufel sich beziehen? Die Stadt Coburg führte schon vor alten Zeiten neben dem offenen Mauerthurm, vor welchem eine Henne auf der Zinne steht, einen Mohrenkopf, der auch auf den ältesten Coburgischen Münzen (Hohlpfennigen) schon vorkommt. Die Sage geht, daß die Leichname der h. drei Könige auf ihrem Wege von Mailand nach Köln, wo sie begraben liegen, durch Coburg geführt worden und hier Nachtrast gehalten, und zwar vor dem Steinthor im sogenannten Stetzenbach; zum Andenken habe man den Mohrenkopf Balthasars in das Stadtwappen aufgenommen. (Warum wurden aber Kaspar und Melchior zurückgesetzt?) Eine andere Meinung macht die Ansicht geltend, der Kopf gehöre dem h. Moriz, dem auch die Hauptkirche gewidmet ist. Aber Mauritius war ja kein Mohr, sondern ein römischer Krieger. Der wahre Grund dürfte also darin zu finden seyn, daß Mohrenkopf und

---

*) Die Abneigung gegen die rothe Farbe, welche auch Jes. 1, 18. als Farbe der Schuld bezeichnet wird, ist uralt. Die Opferung der rothen Kuh sollte bei den Israeliten Aufhebung der Sünden bewirken. Gleichbedeutend war in Aegypten die Opferung rothhaariger Menschen, rother Stiere und rother Esel dem Typhon. Das Thier durfte kein weißes noch schwarzes Haar haben (Plut. de Is. c. 31.) Die Hellenen schrieben dem unterweltlichen Hades den Besitz rother Rinder zu (Apollod. II. 5. 10. 12.) In Indien ist die rothe Farbe so verhaßt, daß die Dewadessi (Bayadere) an einem Tage, wo sie ein gewisses Kuchengewächse von blutrother Farbe gegessen hat, keinen Tempeldienst verrichten darf (Hafner Landreise. S. 83), und Manus Gesetz verbietet den Brahmanen, welche durch Dürftigkeit gezwungen werden, Handel treiben zu müssen, bloß den Verkauf von rothen Tüchern.

Henne, wie auf jener badischen Kirche Wolf und Schaf*), vergl. S. 370, neben einander abgebildet wurden, um den Teufel immer daran zu erinnern, daß man ihm bei der Legung des Grundsteins zum Gebäude ein Opfer gebracht habe, damit er in der Folge dem Orte keinerlei Schaden (durch Erdbeben, Feuersbrünste ꝛc.) zufügen möge.

Der Teufel heißt auch der graue Mann.

Vor vielen Jahren ging ein Bauer aus Auerbach Abends am Schloßberg vorüber; da wurde er plötzlich von einem grauen Mann angehalten, und gezwungen, ihn bis in das Schloß hinauf zu hokeln. Auf einer dunkeln Stiege des Schlosses wurde der Bauer den andern Tag gefunden, wie einer, der sich übermüdet. Er starb kurze Zeit darauf. (Grimm, D. S. Nr. 272).

Der Teufel heißt auch Grünrock, und das Prädicat „Grön Jette," welches in Dänemark dem wilden Jäger beigelegt wird, ist nur von Grimm anders gedeutet worden. Bei den Hexentänzen, wo sämmtliche Masken in Grün erscheinen, erscheint der Teufel in grüner Kleidung, bei den Opferfesten auf dem Blocksberg sitzt er auf grünem Sessel, bei seiner Trauung mit der jüngsten Hexe erscheint der Trauende im grünen Meßgewand, seltner schwarz oder grau gekleidet. Die Schotten und Iren denken sich auch die Erdgeister grün gekleidet, die es sogar übelnehmen sollen, wenn Sterbliche sich dieser Farbe bedienen; daher ein Fuchsjäger, als er auf der Jagd mit seinem Rosse in eine Fuchsgrube stürzte, sein Unglück der grünen Farbe seiner Reitpeitsche zuschrieb. (Morgenblatt 1817 Nr. 190). Grimm denkt hier

---

*) Von einer Dorfkirche in Thüringen im Langensalzer Kreise (s. Ziehnert Volksf. II. S 120.) geht dieselbe Sage, nur mit dem Unterschiede, daß die Stelle des Schafers eine Frau jene des Schafes eine Ziege einnimmt.

an die Farbe der Moosweibchen, welche der wilde Jäger zuweilen jagt (D. S. Nr. 48). Aber auch der Nix trägt ja einen grünen Hut? (D. S. Nr. 52) Nun hier könnte an die Farbe des Meeres gedacht werden, worauf auch die grünen Haare der Seejungfern anspielen. Niemand hat hier an das Froschgrün gedacht. Der persische Ahriman nimmt die Gestalt von Fröschen und Kröten an. In den zehn ägyptischen Plagen spielen neben den Läusen auch die Frösche ihre Rolle. Die letztern Thiere, welche erst zum Vorschein kommen, wenn die Sonne untergegangen ist, waren deshalb der Nachtgöttin Latona (v. latere) heilig. Wie nahe liegt es doch hier, auch den Teufel als Frosch zu denken! In der Stiftskirche zu Römhild, die dem Täufer zu Ehren geweiht wurde, ist an einem Schwibbogen über der Kanzel gegen die Empore zu ein steinerner Frosch angebracht; angeblich soll dieß Wahrzeichen daran erinnern, daß, wo jetzt die Kirche steht, früher ein Sumpf gewesen. Mehr Witzaufwand hätte der Erklärer gezeigt, wenn er mit Beziehung auf den Patron der Kirche, an das häufige Untertauchen des Frosches erinnert hätte. Vielleicht erklären folgende Sagen, wen man sich unter dem Frosche zu denken habe.

Johann das Lamm betete eines Tages in der Gegend von Nemur, doch mitten in seiner Andacht wurde er von dem Geschrei zahlloser Frösche gestört. Der Heilige, erzürnt, daß er nicht ferner beten konnte, beschwor die Thiere, für ewig den Ort zu meiden. Seitdem ist kein Frosch in dieser Gegend zu sehen. (Wolf, D. S. Nr. 299).

In dem bei dem Kloster Chorin gelegenen Mariensee gibt es viele Frösche, aber so viele ihrer auch sind, so hört man sie dennoch nicht. Als Ursache wird angegeben, die Klostermönche hätten, um nicht künftig in der Andacht gestört zu werden, Gott gebeten, diese Thiere verstummen zu machen. (Kuhn, M. S. Nr. 192).

Diese Frösche waren also teuflische Legionen, die dem Exorcismus der Mönche nicht Stand halten konnten, denn an stumme Frösche wird Niemand glauben. Ein anderer indirecter Beweis, daß der Teufel zuweilen des Frosches Gestalt annehme, ist folgender:

Einem Weinhäcker aus Schweinfurt begegnete unter der Petersstirn bei der Mainleite etwas Seltsames. Er war mit seiner Frau mit Brechen des unmittelbar unter der Trümmerstätte liegenden Weinbergs beschäftigt. Die Frau hackte sehr fleißig, und mit einem Male hackte sie bei jedem Schlag in der Erde einen Frosch heraus. So mochte sie wohl 5 oder 6 Frösche herausgehackt haben, als es ihr auffiel und sie zu ihrem Manne sagte: „Pfui! die garstigen Frösche!" jetzt kommen aber keine mehr. Der Mann trat näher, bückte sich nach den Fröschen und sah keine, wohl aber leuchteten so viele Goldstücke, als zuvor Frösche zum Vorschein gekommen waren, am Boden. Die hob er auf und steckte sie ein, und zankte seiner Frau, daß sie nicht stillschweigend fortgehackt. (Bechstein, fränk. Sagen S. 158).

Was oben von dem Drachen als Schatzspender gesagt worden, gilt auch hier, denn nicht nur der Lindwurm lebt im Schlamme (s. S. 387), sondern auch der Frosch; Koth bedeutet in der Traumsprache Gold, Plutus ist aber — Pluto! Darum nannten die Römer den Letztern auch Dis, d. h. den Reichen (dives).

Auch als Kröte zeigt sich der Teufel:

Auf dem rechten Rheinufer, zwischen Laufenburg und Binzgau, im felsigen Thale des Andelbaches, sollen bis zum dreißigjährigen Kriege mehrere Hammerwerke und sonstige Häuser gestanden haben. Wirklich findet man daselbst noch Mauertrümmer und viele Schlacksteine. Aus jener Zerstörungszeit her liegt daselbst viel Geld vergraben. Einmal in der Frohnfastenzeit ging ein Bürger von Laufen-

burg in genanntes Waldthal, um Holz zu holen. Es war Mittag und sehr heiß. Er setzte sich unter eine Eiche, um auszuruhen. Plötzlich sieht er unfern von sich gewöhnliche Kohlen langsam aus dem Boden hervorsteigen, die allmählig bis zur Größe eines Korbes anwuchsen. In diesem Augenblicke zeigte sich auf dem Kohlenhaufen eine ungeheure Kröte, die ihn mit feurigen Augen anstarrte. Mit unverwandtem Blicke staunte der Mann eine geraume Zeit diese Erscheinung an, als plötzlich Kohlen und Kröte in den Boden versanken. Als er bei seiner Nachhausekunft erzählte, was er gesehen, sagte man ihm, daß er eine so seltene Gelegenheit, reich zu werden, nicht hätte unbenützt vorübergehen lassen, und sich ohne Umstände der Kohlen hätte bemächtigen sollen. Jene Kohlen seyen ein Haufen Gold gewesen, den der Böse in Gestalt einer Kröte bewacht hätte, welcher aber leicht durch Bekreuzigungen zu vertreiben gewesen wäre. (Schnezler, Bad. Sagenb. I. S. 160, vergl. Bd. II. S. 171 eine ähnliche Schatzkrötensage).

Und als Eidechse:

Es war einmal ein junges Mädchen. Um Schmuck zu bekommen, gab sie sich dem Teufel hin, und lebte mit ihm wie die Frau mit ihrem Manne. Nach einigen Monaten gebar sie zwei Thierchen, eine männliche und eine weibliche Eidechse (Wolf, D. S. Nr. 453).

Grimm macht S. 981 darauf aufmerksam, daß die altheidnische Natur des Teufels sich auch darin bewähre, daß nach ihm, wie nach Göttern *) und Riesen **), Thiere und Pflanzen heißen. Die libellula grandis oder Wassernymphe, ein zart und schlank gegliedertes

---

*) Das Kraut Baldrian (herba valeriana) heißt Balders Braue. Eine Pflanze, aus welcher Liebestränke gekocht wurden, hieß Friggjargras (herba conjugalis) nach der Göttin Frigg.

**) Riesenbart (fucus filiformis), das Satyrium heißt im Norden „Brönugras", weil es eine Riesin Bröna ihrem Schützling Halfdan als Zaubermittel schenkte (Fornald sög. 3, 576.)

Insekt, heißt „Teufelspferd", die Raupe *): „Teufelskatze". In Holland heißt ein gewisses Kraut: „des Teufels Garn", das **alcyonium digitatum** oder **palmatum**: „Teufelshand", das **lycopodium clavatum**: „Teufelsklaue", die Euphorbia: „Teufelsmilch", der **convolvulus arvensis**: „Teufelsdarm" u. a. m.

Wie Odin als Kriegsgott seiner Natur nach gern Streit entspinnt (**inimicitias Othinus serit**, sagt **Saxo p. 142**), so lassen die Christen vom Teufel den Samen der Zwietracht aussäen. Wie Ahriman tausend Jahre in Ketten, wie der ebenfalls persische Zohak — zu dem sich der Teufel als Koch vermiethete, und ihn veranlaßte, Schlangen mit Menschengehirn zu füttern — tausend Jahre in einer Wüste an einen Felsen geschmiedet wird, wie Loki von den Asen gebunden wird, aber alle diese auf eine Zeit der Befreiung hoffen dürfen, so hat sich auch durch lange Jahrhunderte im Munde des Volks die Ausdrucksweise fortgepflanzt: der Teufel ist los! Man muß, meint Grimm, sich dazu das Loswerden des Feuers — doch wohl des die Welt zerstörenden, am Ende der Tage, Loki = Surtur? — denken. Wie den Riesen und Zwergen, wegen ihrer Gabe, unsichtbar zu machen, diebisches Gelüsten angedichtet wird, so heißt auch der Teufel „der Dieb". Die Redensart „eingefleischter Teufel", hat auf das Besessenseyn von Dämonen Beziehung; kann also nicht wohl auf Vorstellungen aus dem nordischen Heidenthum zurück bezogen werden; aber „schlau wie der Teufel" mahnt an Loki's listigen Charakter. Auch Saturn = Kronos, der im Tartarus Gefesselte, ist der

*) Wegen ihrer Häutung, Verpuppung und stufenweisen Verwandlung aus einem kriechenden Wesen in ein fliegendes hat sie etwas Unheimliches.

Listige (ἀγκυλομήτης), Saturn hatte die Titanen verleitet, sich gegen die olympischen Götter aufzulehnen, wie Loki es mit den Riesen gegen die Asen hält. Loki ist der Lockende, der Verführer, aber als Endiger (s. S. 350 Anm.) schließt er, wie Saturn die Zeit ab, also auch die Woche. Des Saturnus Tag (Satur day) ist Loki's Tag (schwed. Lögerdag, altn. Laugardagr). Grimm, (S. 226) fragt mit Recht: Die sechs ersten Wochentage heißen nach Sonne, Mond, Zio (oder Tyr Tys), Wuotan (Odin), Donar (Thor) und Freia, welchem Gott hätte den Namen des siebenten herzugeben gebührt? Für Mars, Mercur, Jupiter, Venus standen jene deutschen Gottheiten zu Gebot, wie ließ sich Saturn verdeutschen? Engländer, Friesen, Niederländer und Niedersachsen haben dem dies *Saturni* seinen Namen selbst gelassen: Säteresdäg, Säternesdäg, Saturday. Saterdei, Saterdach, Satersdag, auch Irländer dia Satuirn, Satarn angenommen, während das franz. Samedi (Sabdedi span., Sabado, ital. Sabato) zum Samstag stimmt. Hier ist nicht nur im Begriff, wie bei den übrigen Göttern, sondern auch im Namen Gleichheit. Weder ein ahd. Satarnes noch Sazarnestac läßt sich aufweisen, merkwürdig aber bedeutet agſ. Saetere: Nachsteller, Ueberlister (ahd. Sazari, vgl. saza, mhd. Saze: insidiae = laga. lage). Solche Nachweisungen zeigen deutlich die Identität von Saturn und Loki, sowie daß der christliche Teufel die Eigenschaften Beider entlehnt hat. Nichtsdestoweniger kennt man auch einen „dummen Teufel". In Verträgen mit den Menschen wird er nicht selten überlistet.

Als der Doctor Paracelsus noch in Inspruck studierte, ging er eines Sonntags Morgens im Walde spazieren.

Plötzlich hörte er sich rufen, sah aber Niemand, obgleich die Stimme nicht weit entfernt schien. „Wer ruft da?“ — „Ich,“ antwortete es, „erlöse mich aus dieser Tanne, in welche ich eingeschlossen bin.“ — „Wer ist der Ich?“ — „Man nennt mich mit Unrecht den Bösen, wie du dich überzeugen wirst, wenn du mich befreist.“ — „Wie kann ich das?“ — „Schau nur rechts an dem Stamm der alten Tanne hinauf, so gewahrst du ein rundes Zäpflein mit 3 †, dahinter bin ich von einem Geisterbanner eingezwängt, ich kann's von Innen nicht herausstoßen.“ — „Was gibst du mir zum Lohne, wenn ich's herausziehe?“ — „Was verlangst du?“ — „Erstens eine Arznei, mit der ich alle Krankheiten heilen kann; zweitens eine Tinktur, womit ich Alles, was ich will, in Gold verwandeln kann. Wer steht mir aber dafür, daß du Wort hältst?“ — „Ich, so wahr ich der Teufel bin.“ — „Gut, ich befreie dich, wenn ich das Zäpflein herausbringe.“

Also nahm er das Federmesser aus der Tasche, faßte damit das Zäpflein, das etwas hervorstand, und brachte es nach vieler Mühe heraus, trat dann einen Schritt zurück, die Augen auf das Löchlein geheftet, und sah eine schwarze Spinne hervorkrabbeln, die lief am Stamm hinunter auf's Moos. Kaum aber berührte sie den Boden, so verschwand sie. Auf einmal richtete sich, wie aus der Erde steigend, ein hagerer Mann auf, dessen rother Mantel die Hahnenfüße schlecht verbarg. „Komm mit mir,“ rief der Teufel, freundlich grinsend, brach sich im Gebüsch eine Haselruthe, schlug damit an den nächsten Felsen, der über die höchsten Tannen hervorragte, sprach: „warte hier, ich bin gleich wieder da,“ schlug mit der Ruthe gegen das Gestein, der Felsen spaltete sich in zwei Stücke, und der Teufel verschwand in der Kluft, kam aber sogleich wieder aus der Spalte hervor, in jeder Hand ein Gläschen haltend, oben zugebunden wie Arzneigläser. „Das Gelbe da,“ sagte er, „ist die Goldtinktur, das Weiße die Arznei.“ Dann setzte er hinzu: „Gehst du mit nach Inspruck? Ich hole dort den Geisterbanner, der gewiß nicht denkt, daß ich los bin.“ Der Doktor hatte Mitleid mit dem Geisterbanner, und dachte: Könnte ich ihn doch retten! Aber ihn

warnen kann ich nicht, da ich nicht weiß, wie er heißt, und wo er wohnt. Auch ist der Teufel schneller auf den Beinen, als ich. Plötzlich kam ihm ein guter Gedanke, auf die Eitelkeit des Teufels zu speculiren. Als Beide wieder der Tanne sich näherten, wo der Teufel gesteckt hatte, fing er an: „Der Geisterbanner muß wohl ein mächtiger Mann gewesen seyn, da er im Stande war, Euch in ein so kleines Löchlein in die Tanne hineinzuzwingen. Aus freiem Willen möchtet Ihr Euch schwerlich so zusammenziehen können zu einer Spinne." — „Dem Teufel ist viel möglich, was ihr Menschen nicht begreift. Was gilt's, ich mache mich aus eigenem freien Willen wieder zur Spinne, und krieche vor deinen Augen in's Löchlein hinein?" — „Ich begreif's eben nicht, aber sehen möcht ich's, ich gäbe gleich meine zwei Fläschchen für das Kunststück her." — „So schau!" rief der Teufel und verschwand, aber sogleich krabbelte er als häßliche Spinne wieder am Boden, lief am Stamm der Tanne wieder hinauf, und kroch ins alte Löchlein. Blitzschnell hinter ihm drein kam das Zäpflein, vom Paracelsus mit Kraft nachgedrückt. Dann schlug er mit einem Stein das Zäpflein immer tiefer hinein und kritzte mit seinem Messer drei frische † darüber. Sogleich rannte er aus dem Walde, und als er in die sonnigen Wiesen hinaustrat, sprach er: Jetzt will ich sehen, ob der Teufel auch mich angeführt hat? Er öffnete das gelbe Fläschchen, und ließ daraus ein Tröpfchen fallen. Sieh da, es ward immer schwerer in seiner Hand, pures Gold. Freudig erstaunt, machte er das Fläschchen sogleich wieder zu. Das Eine ist gut, sagte er, das andere will ich an dem kranken Gemsenjäger dort unten in der Hütte probiren. Die Arznei half dem Kranken sogleich aus dem Bette. — Aber der Teufel steckt noch immer in der Tanne, und hat keine Hoffnung, loszukommen, denn der Wald darf wegen der Schneelawinen nicht abgehauen werden. Paracelsus aber ist der berühmteste Doctor in der Welt geworden, und hat Reiche und Arme, Letztere auch mit seiner Goldtinktur gesund gemacht. (Morgenbl. 1817, Nr. 230).

Noch füge ich hier ein Beispiel aus der Legende vom heil. Bernhard bei:

Als dieser Heilige in der Abtei Afflighem wohnte, vexirte ihn der Teufel häufig. Eines Abends fing der Böse wieder seinen Spuk an. Da hatte Bernhard einen trefflichen Einfall, er nahm das Kerzchen aus dem vor ihm stehenden Leuchter, und bat den Teufel, daß er es eine Weile halte. Anfangs ging es gut, aber bald lief das heiße Wachs dem Teufel auf die Finger und verbrannte ihn arg, doch er durfte das Kerzchen nicht loslassen. Endlich, als es ungefähr ausgebrannt war, kam die Flamme an des Teufels Daumen und brannte ein tiefes Loch hinein, so daß der Satan vor Schmerz heulte und davon lief, daher kommt in Belgien das Sprichwort: „Es soll geschehen, aber der Teufel muß die Kerze halten!“

Dieselbe Anekdote wird anderswo dem heil. Antonius nacherzählt, dessen Klause bekanntlich der Teufel gar zu oft besuchte. Der Heilige schrieb eben an einem geistlichen Werke, als der Teufel unter der Gestalt eines hübschen Mädchens ihn zu hindern trachtete. Der Heilige merkte aber, wer hinter der Maske stecke, bat sich jene Gefälligkeit wie der heil. Bernhard aus, unter dem Vorwande, er wolle nur die Seite herunterschreiben, um nicht aus dem Concept zu gerathen, sodann stehe er aber der Schönen gern zu Diensten. Der Schmerz, welchen jedoch das auf dem Finger brennende Lichtstümpchen verursachte, ließ den Teufel aus seiner Rolle fallen, denn das Gebrüll, welches er ausstieß, war der Stimme eines zarten weiblichen Wesens am wenigsten ähnlich.

Die Moral dieser Fabel ist: der Geist der Finsterniß kann kein Licht vertragen.

In dem „dummen Teufel“ erkennt Grimm (S. 495) den dummen Riesen, so wie in dem listigen Teufel die schlauen Zwerge. Dumm bedeutet in der alten Sprache s—tumm und s—tumpf, im Altn. bedeutet **dumbr**

den Riesen, die „**rudis indigestaque moles**", die plumpe Bergmasse. Die oben angeführte Fabel von dem Teufel den ein Bauer bei der Ackerbestellung überlistet, erzählt der dänische Mythus von einem Trold (Thiele IV., 122.).

Auch darin gleichen sich Riese und Teufel, daß sie nur des Nachts bauen, die aufgehende Sonne hinderte jenen Riesen, der sich eine Brücke baute, um trockenen Fußes zu seiner am andern Ufer des Flusses wohnenden Geliebten kommen zu können, an der Vollendung seines Werkes (Grimm S. 972). Auch in Deutschland circulirt eine ähnliche Sage: Auf Alsen wohnte ein Riese, der wollte eine Brücke bauen nach Arröe, wo seine Braut wohnte. Er fing damit an, und legte das große Riff bei Poel, als er aber an die Tiefe kam, ertrank er, da weinte seine Braut, und vom Strom ihrer Thränen entstand der Sund zwischen Alsen und Sundewith (Müllenhof Schleswig. Sag. Nr. 369). Des Teufels Fleiß unterbricht der Hahnenruf, der die Morgenröthe anzeigt (s. S. 16). Dieß ist leicht begreiflich, die Riesen sind Wintergeister, ihre Werke Eisberge, welche die Sonne schmilzt; der Teufel ist der Geist der Finsterniß, darum äußert sich seine Thätigkeit nur des Nachts, darum gehört ihm auch die Nordseite.

Der Wächter auf dem Nicolaithurm in Greifswalde muß des Nachts die Stunden durch Blasen anzeigen. Er bläst aber nur aus drei Fenstern des Thurmes, nämlich aus denen nach Süden, Osten und Westen. A u s d e m n a c h N o r d e n d a r f e r n i c h t b l a s e n, d a s l e i d e t d e r T e u f e l n i c h t. Was dieser dabei hat, weiß man nicht, aber so viel ist gewiß, daß er einmal einen Wächter, der es wagte, aus dem Nordfenster zu blasen, plötzlich im Nacken ergriff und ihn von oben aus dem hohen Fenster warf, daß er Kopf unter Kopf über flog und unten auf der Straße

todt ankam. Seitdem hat es Keiner wieder versucht, aus dem Fenster zu blasen. Der Magistrat soll es auch verboten haben. (Temme, Volkss. v. Pommern Nr. 119).

Die geglaubte Wohnstätte des Teufels im Norden erklärt auch, warum kein Wurf gegen die Mitternachtseite geschehen durfte (Grimm Rechtsalterth. S. 57). Aber auch die Riesen wohnen im Norden. Freir schaut vom Himmel nach Jötunheim (Riesenland), und erblickt die schöne Riesin; dieß wird bei Snorri 39 ausgedrückt: **Freyr leit î** *nordraett.* Im dänischen Volkslied vom Hammerdiebstahl wohnt der Riese, von dem Loki den Hammer wieder herbeischaffen soll — in *Nordensjeld* (Grimm S. 521).

Wie oft erwähnt, repräsentiren die Riesen die feindlichen, Unfruchtbarkeit bewirkenden Naturkräfte. Nött, die Nacht, ist die Tochter eines Riesen. Das erste Menschengebild, Ymir, war, wie oben gezeigt worden, ein Riese — er repräsentirte den Weltleib — folglich böse, schon weil seine Natur mehr dem Abgrunde (Gunninggap) als dem Himmel angehörte. Reif- und Frostriesen sind seine Nachkommen, denn der obere Theil der chaotischen Masse mußte geschmolzen und bewegt werden durch die Wärme des Himmelsfeuers (Muspelheims Funken). Nun erst erhielt der Planet Leben und Bewegung, die sich aus der vorher eiskalten Masse entwickelt hatte. Auch die Kosmogonie anderer Völker nimmt diesen Ideengang. Die rabbinischen Bibelausleger betrachten mit Zoroaster das Nachtprinzip (Ahriman, Satan) als den Erstgeschaffenen, und berufen sich auf die Worte: „Gott schied die Finsterniß (Satan) von dem Lichte." Die Finsterniß, das Böse, war also die erste Emanation Gottes, sie trennte sich von ihm, weil ihr das Licht zuwider ist, und weil — man sich

das zerstörende, hemmende Prinzip mit dem schaffenden, wohlthätigen nicht vereint wirkend zu denken vermag.

Riesen sind Menschenfresser. Als solche schildert schon das indische Epos Maha Bharata die Rakschasa's, welche, wie der mit dem Erzvater Jacob ringende Engel (1. Mos. 31, 25.) den Anbruch des Tages scheuen (V. 26.) Beiwörter dieser indischen Dämonen drücken aus, daß sie zu Nacht umwandeln (Bopp Gloss. 91. 97.); der Riese Hidimba befiehlt seiner Schwester, Menschenfleisch, das er wittert, herbeizuholen. Sie aber nimmt sich, wie oben die Haushälterin des Teufels, ihres Gastes erbarmend an. Auch Polyphem (in der Odyssee) gelüstet nach Menschenfleisch. Seine Blendung durch Odysseus verräth außerdem, daß er ein Nachtwesen sey, was sich schon aus seiner Wohnstätte, der Höhle oder dem Aetna, ergibt. In diese Familie gehört auch der personifizirte Hades, dessen gähnender Rachen alles Leben verschlingt, der *Orcus* **esuriens**, der in Neapel zum **huorco**, in Frankreich zum *Ogre* geworden ist, und der im Mährchen schwarz und stark behaart geschildert wird. Zuweilen schützt seine Frau die **Ogresse** oder **Orca** gegen den Menschenfleisch witternden Unhold die im Walde verirrten Kinder, die auf seine Wohnung zugehen. Die Gefräßigkeit Loki's, welche an den Steine verdauenden Saturn erinnert, hier aber nicht die alles verzehrende Zeit, sondern die gefräßige Flamme andeutet, haben wir schon oben bewundert. Deutsche Mährchen übertragen seine Rolle dem Teufel.

Die Gefräßigkeit des Riesen verräth schon sein Name Jette (altn. **jötun**), welcher im Jettenbühl bei Heidelberg — war Jetta eine Riesin? — und im bairischen Jettenberg nachklingt. Nun leitet aber Grimm das

Wort Jötte vom altſ. etan (engl. to eat) eſſen der (ahd. ezal, lat. edo, edax gefräßig). Dieſe Gefräßigkeit des Rieſen iſt aber gleichfalls auf den Teufel übergegangen.

Der Teufel machte einſt eine Reiſe durch Schwanſan, auf allen Höfen ſprach er bei den Bauern ein, ließ ſich tractiren, und wo er einkehrte, ſchlug er ſich den Magen voll von Speck und Mehlbeutel. Damit machte er ſich wieder auf den Weg. Aber er hatte des Guten zu viel genoſſen, und als er an die Hüttener Berge bei Breckendorf kam, ward ihm ſo übel, daß er zuletzt alles wieder von ſich geben mußte. Seit der Zeit findet man in und auf den Hüttner Bergen die Steine in ſo großer Anzahl; das werden nämlich die Mehlklöße ſeyn. (Müllenhof Nr. 364).

Ein agſ. Ausdruck für Rieſe iſt ent, wovon die Eigennamen Anzo, Enzo, Enzio u. a. m. Im Gedicht Beowulf wird neben einem Jotenſchwert (Sweord eotenisc) auch ein entiſcher Helm (entisc helm) als Koſtbarkeit erwähnt. Bekanntlich ſind aber die Rieſen in den Sagen vortreffliche Waffenſchmiede, wie Wieland. Noch im 12. Jahrhundert galt entiſch für rieſenhaft. In einer Urkunde des Kloſters Formbach v. J. 1130 in den Monum. boic. IV. p. 22. heißt es: usque ad arborem pirum notatam, in via stantem, super montem, qui Huxinberge vocatur, et ab illo arbore usque ad *giganteam viam, entisce weg*. Man findet das Wort noch häufig in Ortsnamen (Entenſchieß in Thurgau, Ettenſchieß zu Unſingen im Breisgau), in Flußnamen (Enz in Württemberg, Enns in Oeſtreich ꝛc.). Mone vermuthet indiſche Abkunft des Wortes, denn die niederländiſche Form für Indien war im Mittelalter Eudi (Anz. f. K. d. Vorz. 66). Die Rieſentempel in Indien, die damascirten Schwerter des Orients

konnten in jenen den Enten zugeschriebenen Steinbauten und Riesenschwertern noch fortleben, denn der älteste Damast wurde in Indien gemacht, von dort kam die geheime Waffenkunst nach Persien. Da die Erinnerung an entische Bauten und Waffen in Deutschland uralt ist, so konnte, wie die Zeugnisse bei Graff (Sprachsch. I. S. 385. 387.) beweisen, entisch: uralt bedeuten. Wie soll man aber die von Enten entlehnten deutschen Ortsnamen verstehen? Nicht in der eigentlichen Bedeutung, sondern in der Aehnlichkeit. Es gab keine Indier in Deutschland, also auch keine Berge, Wege 2c. derselben. Aber Römer waren in Deutschland, sie haben Gebäude, Straßen, Denkmäler aufgeführt, die leicht mit indischen Werken, die ohnehin in der dunklen Erinnerung fortlebten, verwechselt, und darnach genannt wurden. So bezeichnete mancher Entenweg eine römische Straße. Wurden doch auch Namen der Hünen auf römische Ueberbleibsel angewandt, die nichts mit denselben gemein hatten, und es ist überhaupt auffallend, daß die Römer nicht unter diesem Namen in der deutschen Sage vorkommen, sondern gewöhnlich Heiden genannt werden, obschon die Deutschen von den Römern das Christenthum erhielten. Die Deutschen konnten freilich die Römer nicht eher Heiden nennen, als bis sie selber Christen wurden. Der Name Heide konnte also auf die Römer nicht passen. Man wird sie folglich Enten genannt haben, sowie auch Hünen, wofür aber die entischen und hünischen Ortsnamen (z. B. Hünfeld im Fuldaischen) noch Spuren sind (Anz. f. K. d. Vorz. 1836, S. 1—5). Hüne ist vielleicht das deutsche Heune, Heinrich, Heinz 2c. — und der Tod als Riese gedacht: Freund Hain — in lat. Schriften des Mittelalters: **Hunnus**, davon

die N. pr. Hunolt, Humperdt (Humprecht, Gumpert), Günther, Hunibert, Gundibert, Hunrat, Kunrad, wie aus Huno, Hunno, d. i. der Hohe (altd. chon, chan, hoch) Cuno, Kunz ꝛc. wurde. (So bedeuten Canstadt und Kannstein: Hohenstadt, Hohenstein). Hünenbetten nannte das Volk die vermeintlichen Riesengräber. Und wie die Indier, die mit ihnen Krieg führenden Völker Rakscha's (Riesen) nannten, ebenso die Hebräer ihre Gegner, welche sie unter Mose bekriegten: Raphaim d. h. Riesen nannten, so wurde Attilas Schreckenshorde in Deutschland die Hunnen genannt, aber der Hunnenkönig im Nibelungenliede, Ezel, ist nicht der historische Attila, sondern der Riese (Ent, Enz).

Die Herleitung des deutschen Wortes Riese von **reisan**, lat. **surgere** (engl. **to rise**, sich erheben) bestreitet Grimm (S. 492), ohne jedoch ein anderes Etymon dafür anzugeben. Insofern das gleichbedeutende veraltete Recke mit ausrecken, ausstrecken verwandt scheint, dürfte auch Riese einen **elatus, excelsus, superbus** bezeichnen. Oder hatte man bei der Wortbildung an die rebellischen Engel gedacht, welche in der heil. Schrift: Gefallene (**Nephilim**) heißen, und Riesen bedeuten? Dann würde ihr anderer biblischer Name **Raphaim** (v. **rapha i. e. rabio**) die rasenden Geister, wüthende Dämonen bezeichnen, und Riese von rasen abgeleitet werden müssen *). Als Manen (Rasende, *Μανες* v. *μαινω*), unselige Geister werden ja die Raphaim durch ihren Aufenthaltsort, die Unterwelt kenntlich (Jes. 14, 9. Hiob 26, 5. Ps. 88, 11.). Die indischen Rakschasas scheuen die Morgen=

*) Aehnlich: blies von blasen.

röthe, ihr Anführer Ravana heißt der Schwarze, und ist bei Holwell der Urheber des Falls der Engel. Bedenkt man die sprachliche Verwandtschaft von Geist und Lebensgeist (animus) ursprünglich Wind (ἄνεμος = skr. anhuma v. an: ἄω wehen, daher das hebr. Ruach, Geruch, Hauch, Wind, auch einen bösen Geist (in der rabb. Dämonologie, wie im N. T. πνευμα πονερον, das doch auch v. πνέω wehen, hauchen, herstammt); bedenkt man endlich, daß die aus lauter unseligen Geistern sich recrutirende wilde Jagd der personifizirte Windsturm ist, so liegt es nahe, in den Riesen das Rasen des Sturms personifizirt zu sehen. Und das nordische Sprichwort: „Thor (Donner) ist der Riesen Tod" sagt ja nichts anders aus: als das erste Gewitter bringt die Winterstürme zum Schweigen. Thrymr, der von Thor erlegte Riese, heißt der Tosende, und insofern der Sturm das Meer aufregt, konnte man sich auch Wasserriesen denken. Wie Feuerriesen (Loki) und Windriesen (Boreas dem Namen zufolge; denn βορω ist voro, Βορειας: vorax) große Fresser sind, die Letztern daher als Raubvögel (ἀετός v. ἄω, vultur = vulturnus) verbildlicht; der Riese Hräsvelgr im Namen ein Leichenverschlinger *), der Edda zufolge in Adlergestalt an des Himmels Ende sitzt — „von seinen Flügeln kommt aller Wind über die Menschen" — so sind die Wasserriesen große Säufer. Gargantua saugt schon als Kind die Milch von zehn Ammen aus; mit jedem Fuß steht er auf einem hohen Berg, und trinkt, sich

*) Weil er die Luft reinigt, und die in ungesunde Dünste sich auflösenden Aeser verzehrt.

niederbeugend, den dazwischen herlaufenden Fluß aus *). Auch Aegir, der Aegeon des Nordens, war ein Wasserriese, denn er wohnt im Meere, seine Brüder sind Feuer (Logi) und Wind (Kari lat. caurus), seine Riesennatur bestätigt sich aus seiner Abstammung von Forniotr, d. i. dem alten Riesen (weil er noch vor Odin herrschte). Aegirs Bierkessel, aus welchem bei dem bekannten Gastmahl die Götter bewirthet wurden, war der Meeresgrund gewesen. Der Winterriese Hymir hatte durch seine Kälte mit Eis die See überzogen, und so den Kessel versteckt gehabt. Nur Thor (der Sommer) konnte ihn wiederschaffen. Jedoch auch in Wäldern haust der Sturm **), daher Riesen auch Waldmenschen von unmäßiger Größe, wie der obenerwähnte Oger, deren Waffen, wie bei dem wilden Mann im Wappen der Hohenzollern, Baumstämme oder

*) Gargantua (Γι-γαντος) ist dem Namen zufolge der Riese überhaupt. Rabelais entnahm seinen Stoff urspr. einer alten keltischen Riesensage. Das Obenstehende hat Grimm aus den Alpenrosen (1824) entlehnt. Die „Traditions de l'ancien duché de Rez sur Gargantua“ (Mem. de l'acad. celt. V, 392—395) haben mit einer Sammlung der Volksüberlieferungen den Anfang gemacht; aus einem ältern Buch, das schon im 15. Jahrhundert gedruckt und im 16. öfter aufgelegt wurde: Les chroniques admirables du puissant roi Gargantua, Lyon 1532. 4, la plaisante et joyeuse histoire du grand Gargantua. Valence 1547. 8. zuletzt als Volksbuch: la vie du fameux Gargantua, le plus terrible géant, qui ait jamais paru sur la terre. (Grimm S. 509. in d. Anm.)

**) Ein Bild der im Walde tosenden Stürme liefert die Edda: Der Riese Skrymir entschlaft unter einer Eiche und schnarcht. Als Thor mit dem Donnerkeil auf sein Haupt schlägt, erwacht er und fragt: ob ein Blatt Laub auf ihn herabgefallen sey? Der Riese legt sich unter eine andere Eiche schlafen und schnarcht, daß es davon im Walde rauscht. Thor schlägt härter und tiefer auf den Riesen, da ruft der Erwachende: Fiel mir eine Eichel ins Gesicht? — In der Wilkina Saga c. 176 biegen sich die Baumäste, wenn der schlafende Riese athmet. Im Gedichte Jwein fällt der getödtete Riese Harpin wie ein Baum zu Boden.

Keulen sind, und die mit Leichtigkeit Bäume entwurzeln.

„Komm mit zu Holz!" sagte ein Riese zu einem Knecht, „wir wollen einen Baum holen." Der Knecht folgte, wunderte sich aber, da er sah, daß der Riese ohne Axt war. „Wie" dachte er „wird der den Baum fällen?" Als sie ins Holz kamen, ging der Riese zu dem größten Baum, faßte ihn oben an, wackelte ihn erst ein Bischen los, und riß ihn dann mit der Wurzel heraus. „An welchem Ende willst du tragen?" fragte er den Knecht. Dieser dachte: die Spitze trägt sich am leichtesten, er sagte also: „hinten." Nun nahm der Riese den Baum bei der Wurzel auf die Schulter, dann fragte er den Knecht: „Hast du schon angefaßt?" „Ja" antwortete der, und der Riese ging mit dem Baum fort, obgleich der Knecht noch kein Blatt angerührt hatte. Und als der Knecht nun sah, wie leicht es dem Riesen ward, so setzte er sich sogar noch dazu hinten auf, der Riese aber trug ihn mit fort, ohne etwas zu merken. (Müllenhof Nr. 358.)

Bei Grimm (S. 492) lese ich, daß in Niedersachsen **lubbe, lübbe** einen Riesen bedeute, daß man auf dem Corneliusberg bei Helmstädt Lübbensteine (Riesensteine) zeigt*), daß nach dem Bremischen Wtb. III., 92. **lubbe** einen ungeschlachten, faulen, tölpischen Menschen bezeichne, und mit **lüpel** (Mone's Anz. f. K. d. Vorz. 1835, S. 405 Col. 2) wird dort das engl. **lubber** (Tölpel) verglichen, als Etymon das altn. **lubbi** (zottig, haarig) angegeben. Dieß paßt vortrefflich auf einen Waldmenschen. Ferner wird eine Urkunde des Bischofs Gebhard von Halberstadt angeführt, der noch im Jahre 1462 über heidnische Verehrung eines Wesens klagt, das man den „guden Lubben" nenne, und dem man auf einem Berge bei Schochwitz in der Grafschaft Mansfeld Thierknochen darbringe. Nicht nur haben sich solche uralte Knochenanhäufungen dort

*) Auch in Schleswig, s. Müllenhof Nr. 363.

an dem Lupberge vorgefunden, sondern auch an der Kirche des nahegelegenen Müllersdorf das eingemauerte Bild eines Götzen, welches der Sage nach von dem Lupberge dahin gebracht worden seyn soll. (Neue Mittheil. d. thür. sächs. Vereins III., 130 — 136, V., 110 bis 132).

Ich glaube nun den Leser gehörig vorbereitet, um mit einer hier vorzutragenden Vermuthung nicht allzusehr zu überraschen. Lübeck gehört, wie Bremen, zu Niedersachsen. Wenn **Lubbe** im bremischen Wtb. eine Stelle fand, so muß es auch in Lübeck verständlich seyn. Nun berichtet die Sage: diese Stadt habe, zur Erinnerung an einen Fischer Luba — dessen List die heidnischen Bewohner der Insel Rügen, welche Lübeck zu Wasser und zu Lande eingeschlossen, zum Abzuge veranlaßt — nach ihm sich genannt. Die Stadt bestand schon längst, aber mit ihrer Namengebung soll man auf den Fischer Luba gewartet haben. Daß man in Lübeck einen Fischer hoch schätzte, läßt sich von einer Seestadt erwarten. Wie Hamburg, konnte auch Lübeck von Fischern zuerst bewohnt gewesen seyn. Aber wie hieß denn die Stadt ursprünglich? Auch fällt es auf, daß, Schramms Reiselexicon S. 927 zufolge, noch jetzt „Luba's Bildniß in allen Fenstern ausgestellt ist." Wie, wenn Luba jener Schochwitzer Götze gewesen wäre, der, wie die Knochenanhäufungen an dem Lupberge verrathen, blutige Opfer heischte? Muthmaßlich hat auch das sächsische Dorf Lupe, an der Straße von Leipzig nach Dresden, von ihm den Namen, und da in allen diesen Gegenden, selbst in Hamburg, ursprünglich Wilzen (Wenden) wohnten, so muß Lupa ein slawischer Gott gewesen seyn; vielleicht ein zorniges, riesenhaftes Wesen, das man eben nur durch Blut versöhnen zu können glaubte?

Es überrascht, daß das von Lupe nur zwei Meilen entfernte Leipzig urspr. Lypz, dann Lipiz, Lipzk, d. i. Lindenstadt geheißen — auf seinen Lindencultus spielt das benachbarte Dorf Lindenau an, hier sollen die Wenden unter einer hohen Linde (v. slawischen *lipa*) dem Todtengott Flinz geopfert haben (Schramm a. a. O., S. 780) — ebenfalls von Fischern gegründet seyn soll, daher diese noch bis zum Jahr 1539 gewisse Vorrechte genossen und eine eigene Gerichtsbarkeit hatten (Gretschel in den Berichten der deutsch. Gesellschaft z. Erf. vaterl. Alt. in Lpz. 1832 S. 78—86). Diese Auszeichnung läßt darauf schließen, daß ihre Beschäftigung unter dem besondern Schutze der Stadtgottheit gestanden habe. Diese Vermuthung erhält dadurch besonderes Gewicht, daß das Fischergericht nicht von einem weltlichen, sondern von einem geistlichen Richter, dem Propst des Augustinerstiftes, zu St. Thomas gehalten wurde. Die Linde, nach welcher Leipzig den Namen führt, werden wir im folgenden Kapitel, als der Todtengöttin *) heilig, kennen lernen. Der zu Leipzig **) verehrte Flinz — von ihm wird in der nächstfolgenden Zelle dieses Bandes gehandelt werden — galt für den personifizirten Tod. Da nun der älteste Name Leipzigs, Lypz, mit Lubbe, also auch mit Lübeck verwandt ist, und beide

*) Der Lindwurm ist die Schlange, die den Tod in die Welt brachte.

**) Unter der Linde hielten auch die Deutschen Gericht, wie die Scandinavier unter der Esche. In allen Culten sind aber die richtenden Gottheiten Todesgottheiten, und da Flinz zu diesen gehörte, die Linde ihm geheiligt, so leidet es keinen Zweifel, daß Lubbe von ihm nicht verschieden gewesen sey. Auf dessen weitverbreiteten Cultus, so wenig er uns bekannt ist, lassen die von Slawen bewohnten Ortschaften Lübbow in der Altmark, Löbau in der Lausitz, Lobositz, Libeschitz, Lupetin in Böhmen, Libna (bei Prag), Leipnik und Lobkowiz in Mähren, Lubiez an der Düna, Lubjeez am Dnieper in Rußland u. a. m. schließen.

Orte ehedem von Wenden bewohnt, an beiden Orten die Fischer-Innung Auszeichnung genossen, Luba ein Fischer gewesen seyn soll, und die Leipziger Fischer nur von einem Geistlichen gerichtet werden konnten, so läßt sich aus allem diesem schließen, daß Lübeck nach seiner Stadtgottheit den Namen führt, daß diese in der Linde verehrt wurde, daß ein Lindenstamm ihr Attribut; endlich, daß bei der Herabwürdigung, welche die heidnischen Götter in christlicher Zeit erfuhren, der Gott zu einem plumpen Riesen wurde, und bei der Communication der Lübecker Seefahrer mit England konnte das slawische Wort auch dorthin verschleppt worden seyn, aber nur von Christen, da lubber eine schimpfliche Bedeutung hat.

Noch ist aber die muthmaßliche Beziehung des Fisches zum „Fischer" Lubbe zu ermitteln. Erinnert man sich, daß die Venus auch eine Leichenfrau (Libitina), Aphrodite eine Gräberwandlerin (Epitymbia) war, so wird man — weil Geburt und Tod sich gegenseitig bedingen — es begreiflich finden, daß die slawische Liebesgöttin Lada sich ebenfalls die Linde erwählt hatte. Nun belehrt aber Hanusch (slaw. Myth. S. 357), daß der Ehengott der Litthauer Lubleniczy*), aber auch Lubicz und Lubczyk**) geheißen habe. Der Fisch, als Sinnbild der Fortpflanzung, war das Symbol des indischen Liebesgotts Kama. Amor (Eros) reitet auf antiken Bildwerken einen Delphin. Demnach wird der Fisch, wie die Linde (lina), Attribut des Lübecker, wie des Leipziger Stadtgottes gewesen seyn, daher die Fischer-Innung unter dem besondern Schutze des Gottes stand, der selber ein Fischer war; obwohl, wie aus dem

*) Von ihm also hat die Stadt Lublin den Namen!
**) Lypzk, ältester Name von Leipzig!

Lindenstamm zu schließen, auch ein Waldmann, Baumriese. Und, wie die Weltesche Ygdrasil, unter welcher die Asen Gericht halten, — wie dieser nordische Lebensbaum der Aufenthalt des Eichhörnchens Ratatöskr war, so haben wir oben im Lübecker Stadtwappen die Ratte neben einem Baume gesehen, der muthmaßlich eine Linde ist, also die Symbole des Lebens und des Todes, welche beide von der Gottheit ausgehen, in Einem Bilde vereinigt.

Wie die Waldriesen mit entwurzelten Bäumen sich vertheidigen, so bedienen die Bergriesen sich der Steine. Schon der biblische Goliath, dessen Namen vom Stein (gal, lat. calculus) entlehnt ist, war ein ausgezeichneter Steinschleuderer, und Polyphem gebrauchte dieselbe Waffe. Aber der Stein ist ihr eigenes Wesen, wie vorhin der Riese mit dem Baum identificirt erschien.

Wie Atlas in einen Berg verwandelt wurde, so erzählen nordische Sagen von Steinriesen:

Bei Gillarda in Rölandasoken in Schweden steht ein Grabstein; ein Riese, der einst Nachts auf seinem Ausgange sich zu lange verweilte, wurde vom ersten Strahl der Morgensonne*) in diesen Stein verwandelt.

Bei Frendö in Fergelandasoken findet sich der Grundwall eines begonnenen Baues. Ein Riese hatte unternommen, jede Nacht auf die Stelle, wo jetzt die Kirche steht, Steine heranzutragen; da er zu lange verweilte, verwandelte ihn die Morgensonne in einen Stein, der

---

*) Bekanntlich erzeugen düstere Nebel häufig gigantische Gestalten, welche vor der Wirkung des Sonnenlichts — nicht des Mondlichts, das sie vielmehr erst erzeugt, daher der Mond in allen Mythologien als Zauberer aufgefaßt wird — sogleich verschwinden. Folglich wird auch das Gespenst, welches der Phantasie des nächtlichen Wanderers sich darstellte, augenblicklich in eine Felsenspitze oder sonst einen natürlichen Gegenstand verwandelt.

noch jetzt zwischen den genannten Ortschaften bei Strikedorp aufrecht steht, und der Stein, den der Riese im Augenblick der Verwandlung trug, liegt daneben. (Grimm in Haupts Ztschr. f. d. Alt. 1844 S. 504.)

Wie nach dem nordischen Glauben die Riesen (**bergrisi**) Bergbewohner sind, so wohnen sie auch in der deutschen Heldensage auf Bergen oder in Höhlen. Einzelne Hügel, Sanddünen oder Inseln sind aus Erdhaufen entstanden, welche Riesen fallen ließen, als sie sich einen Damm bauen wollten.

An der Nordseite des Dorfes Knobloch erhebt sich auf der Anhöhe, an welcher das Dorf liegt, ein Hügel, der oben mit einem Erdwall umgeben ist. Dieser ist ziemlich kreisrund, in der Mitte jedoch nur wenig vertieft. Es scheint ein Damm sich in der Quere mitten hindurchgezogen zu haben. Zu diesem Burgwall haben die Riesen die Erde zusammengetragen, aber einer von ihnen ist bei der gewaltigen Arbeit gestorben, der liegt in der Mitte des Walls begraben. Andere erzählen, es sey hier keiner begraben, sondern ein Riese habe nur einmal vor alten Zeiten hier drei Schürzen voll Erde hingeworfen, davon sey die ganze Erhöhung entstanden. (Kuhn, M. S. Nr. 132.)

Zwischen den Dörfern Kotzen und Landin in Havelland liegt ein Hügel, der Riesenberg genannt. Ein Riese wollte einst einen in der Nähe befindlichen See zudämmen, weil er ihm unbequem war, und trug deshalb Erde in seiner Schürze herbei. Als er aber zwischen die beiden Dörfer kam, riß das Band seiner Schürze, und alle Erde stürzte zu Boden. Er raffte jedoch, was er konnte, wieder zusammen, und nur ein kleines Häuflein, das seinen Fingern zu klein war, so daß er's nicht zwischen die Spitzen nehmen konnte, blieb liegen; das ist der Riesenberg. (Ebendaselbst Nr. 141.)

Etwa eine Viertelmeile vom Dorfe Rambin auf Rügen, an der Feldscheide der Dörfer Rodenkirchen und Götewiz, sieht man auf flachem Felde neun Hügel. Ueber ihre Entstehung erzählt man: Es lebte vor langer Zeit auf Rügen

ein Riese, der auf dem festen Lande Pommern etwas zu thun hatte. Den verdroß es, daß Rügen eine Insel war und daß er immer durchs Meer waten mußte. Er beschloß daher zuletzt, dem abzuhelfen, und er ließ sich eine ungeheure Schürze machen, die band er sich um die Hüften und füllte sie mit Erde, um so einen Erddamm von der Insel bis nach Pommern hinaufzuführen. Wie er aber mit seiner Last bis Rodenkirchen gekommen war, da riß plötzlich ein Loch in die Schürze, und es fielen neun Haufen Erde heraus, das sind die neun Berge bei Rambin (Arndt Mährchen und Jugend-Erinnerungen I. S. 155).

Bei Grimm (S. 505) liest man Aehnliches vom Teufel:

Zwischen Goßfelden und Wetter in Hessen lag vormals ein jetzt ausgestorbenes Dorf Elbringhausen. Die Bauern lebten dort so üppig, daß der Teufel Gewalt über sie bekam, und sie aus ihrer guten Erde auf einen sandigen Boden, den die austretende Lahn jährlich überschwemmt, zu versetzen beschloß. Er nahm also das ganze Dorf in seine Kötze, und trug es durch die Lüfte dahin, wo jetzt Sarenau steht. Er fing an, die einzelnen Häuser der Reihe nach aufzustellen. Unversehens stürzte ihm die Kötze um, und der ganze Plunder fiel durcheinander zur Erde, daher rührt, daß zu Sarenau die sechs ersten Häuser in gerader Gasse stehen, alle übrigen untereinander.

Bei Saalfeld in Thüringen liegt das Dorf Langenschade, nur 54 Häuser zählt es und ist doch beinahe eine Stunde lang, weil sie einzeln in einer Reihe liegen. Der Teufel flog, Häuser in einer Schürze tragend, durch die Luft. Ein Loch der Schürze ließ unvermerkt eins nach dem andern herausfallen. Als es der Teufel, rückwärts blickend, gewahrte, rief er aus: Das ist Schade!

Zerworfene Felsblöcke rühren von Bauten her, welche in alten Zeiten die Riesen unternahmen:

Bei Miltenberg*) in Hessen sind auf einem hohen Ge-

*) D. i. Riesenberg, die deutschen Ortsnamen Milsenburg, Melsungen rc. — warum nicht auch Miltiz? — leitet Grimm (S. 493) v. lett. milsis, und litth. milsenis: Riese, ab.

birge im Walde neun gewaltige steinerne Säulen zu sehen, und daran die Handgriffe, wie sie von den Riesen im Arbeiten herumgedreht worden, damit eine Brücke über den Main zu bauen. (Grimm, D. S. Nr. 19.)

Von Steinen, welche an solchen Orten liegen, daß das Volk nicht begreifen kann, wie sie dahin gekommen sind, heißt es, daß Riesen sie geworfen.

Südwestlich von Stendal und Tangermünde liegt der Landsberg, auf dem ist ein gewaltiger Stein zu sehen. Ein Riese wollte ihn einst auf die Stadt Magdeburg schleudern, was ihm aber mißlang. Da hat er ihn im Aerger auf den Landsberg geworfen, wo er noch liegt. (Kuhn, M. S. Nr. 10.)

Bei dem Dorfe Wusterhusen, unweit von Greifswalde, liegt ein großer Stein, mit diesem wollte ein Hühne (Riese) den Kirchthurm des genannten Dorfes einwerfen. Die fünf Finger des Riesen sind noch im Steine zu sehen. (Temme, Pommer'sche Sagen Nr. 176.)

Aehnliches erzählt man aber auch vom Teufel:

Auf dem Warther Felde auf der Insel Usedom liegt ein großer Stein, in welchen eine Handspur eingedrückt ist. Als nämlich zu Anfang des Christenthums in Pommern eine Kirche zu Podalga auf Usedom erbaut wurde, wollte der Teufel sie zerstören. Er hat deshalb diesen Stein genommen und sich damit auf den Bausoberg bei Lassahe gestellt. Von da hat er ihn nach Podalga hingeworfen. Allein ein heftiger Windstoß gab dem Stein eine andere Richtung, so daß er auf das Warther Feld flog. Der Teufel hatte bei dem Werfen den Stein so hart angefaßt, daß seine Hand sich darin abgedrückt hat, wie noch jetzt zu sehen ist. (Ebendas. Nr. 179.)

Zu Köln liegt bei der Kirche ein schwerer Stein, in diesen hat sich die Kralle des Teufels eingedrückt. Er warf ihn nach der Kapelle der heil. drei Könige und wollte sie niederschmettern, es ist ihm aber mißlungen. (Rhein. Antiq. S. 725.)

Am Fuße des Schlosses Bentheim stehen einige glatte

Felsen. Einer derselben, oben flach, wie ein aufrecht stehender runder Pfühl, wird Teufelsohrkissen genannt, weil der Teufel einmal darauf geschlafen habe. Die Spuren seines Ohrs drückten sich in den Stein, und sind noch sichtbar darauf. (Grimm, D. S. Nr. 191.)

Dicht am Mohrinersee, wenn man den Weg nach Gubden geht, liegt ein Granitblock, an welchem ein Eindruck, wie von einer Achsel und vier napfförmige runde Vertiefungen sichtbar sind, deren größte etwa einen Durchmesser von drei Zoll hat. Dieser Stein heißt Achselstein, und hat seinen Namen daher, daß die Großmutter des Teufels diesem hier einst kein Essen kochen wollte; da wurde er so wüthend, daß er sie bei der Kehle packte und mit solcher Gewalt gegen den Stein drückte, daß die Form der Achsel darin sichtbar blieb. Auch die große Nasenspitze der alten Frau hat sich abgedrückt, denn das ist das über der Achsel befindliche runde Loch. Seit der Zeit ist des Teufels Großmutter nicht mehr so widerspenstig gewesen, und man kann sie alltäglich dort auf dem Steine in dem kleinen Näpfchen das Mittagessen bereiten sehen. (Kuhn, M. S. Nr. 234.)

Aber auch von Christus und den Heiligen heißt es, daß Felsen, auf denen sie gestanden, die Spuren ihrer Füße zeigen.

Auf einem Felsen der Alp bei Hauberg, im Remsthale in Württemberg, liegen Trümmer der Burg Rosenstein, unlängst sah man noch dort die Spur eines menschlichen Fußes in Stein, den die Regierung aber sprengen ließ. Gegenüber auf dem Schawelberg steht die ähnliche Spur eines Trittes landeinwärts, wie die auf dem Rosenstein auswärts. Gegenüber im Walde ist die Kapelle der wunderthätigen Marie von Beißwang. Links eine Kluft, geheißen Teufelsklinge, aus der bei anhaltendem Regen trübes Wasser fließt, hinter'm Schloß ein gehöhlter Felsen, Namens Scheuer. — Vor grauer Zeit zeigte von diesem Berg herab der Versucher Christo die schöne Gegend, und bot sie ihm an, wenn er vor ihm kniebeugen wollte. Alsbald befahl Christus ihm, zu entweichen, und der Satan stürzte den Berg hinab. Allein er wurde verflucht, tausend

Jahre in Ketten und in Banden in der Teufelsklinge zu liegen, und das trübe Wasser, das noch daraus strömt, sind seine teuflischen Thränen. Christus that aber einen mächtigen Schritt über's Gebirg, und wo er seine Füße hingesetzt, drückten sich die Spuren ein. (Grimm, D. S. Nr. 184.)

Martin, ein Sohn des Grafen von Namur, Bischof von Tongern (um 250), kam einst nach langer Reise durch Gallien, wo er den Heiden das Christenthum gepredigt, wieder in seine Diöcese zurück. Als er aber im Dorfe Horion, wo das Heidenthum noch mächtig war, um ein Nachtlager bat, trieben ihn die Einwohner mit Spott weg, und der Bischof mußte die Nacht auf einem Felsen zubringen. Der harte Stein erweichte aber unter ihm, und trägt noch jetzt die Spuren der Füße des Heiligen. Die Stelle bekam davon den Namen Pas St. Martin. (Wolf N. S. Nr. 360.)

In der Schloßkirche zu Stettin zeigte man früher einen alten Stein. Es soll derselbe seyn, auf welchem der h. Otto gestanden, als er die Pommern getauft. In dem Steine sieht man zwei lange Tritte, die sich von den Füßen des heiligen Mannes abgedrückt haben. (Temme, Pommersche Sagen Nr. 30.)

Feindliche Riesen springen, wenn Einer in Verfolgung des Andern begriffen ist, schnellen Laufs über Dörfer weg und ritzen die große Zehe an der Thurmspitze, daß das Blut in Bogen spritzt und eine Lache bildet:

Zwischen dem magdeburgischen Städtchen Egeln und dem Dorfe Westeregeln, unweit des Hakels, findet sich in einer flachen Vertiefung rothes Wasser, welches das Volk Hühnenblut nennt. Ein Hühne flog, verfolgt von einem andern, überschritt die Elbe, und als er in die Gegend kam, wo jetzt Egeln liegt, blieb er mit einem Fuße, den er nicht genug aufhob, an der Thurmspitze der alten Burg hangen, stolperte, erhielt sich noch ein paar tausend Fuß zwischen Fall und Aufstehen, stürzte aber endlich nieder.

Seine Nase traf gerade auf einen großen Feldstein bei Westeregeln mit solcher Gewalt, daß er das Nasenbein zerschmetterte und ihm ein Strom von Blut entstürzte, dessen Ueberreste noch jetzt zu sehen sind.

Einer andern Angabe zufolge wohnte der Hühne in der Gegend von Westeregeln. Oft machte er sich das Vergnügen, über das Dorf wegzuspringen. Bei einem solchen Sprung ritzte er seine große Zehe an der Thurmspitze, die er berührte. Das Blut sprützte aus der Wunde in einem tausendfüßigen Bogen bis in die Lache, in der sich das nie versiegende Hühnenblut sammelte. (Grimm D. S. Nr. 325.)

An der Stelle, wo der Teufel in die Erde sinkt, entsteht ein Sumpf:

Als zu Dendermonde eine neue Glocke zum Erstenmale geläutet werden sollte, und die Männer auch noch so sehr an dem Seile zogen, hörte man dennoch nicht den leisesten Ton. Der Klöpfel flog ganz wohl und schlug kräftig wider die Glocke, demungeachtet hörte man nichts. Da erinnerte einer der Kirchherren daran, daß sie noch nicht getauft sey, und daß der Teufel folglich im Spiele seyn müsse. Der Pfarrer eilte sogleich mit der Glockentaufe. Noch war sie nicht zu Ende, als ein Geräusch aus dem Thurme drang. Die Glocke hatte sich von selbst in Bewegung gesetzt, und brummte so gewaltig, daß die ganze Kirche davon bebte. Das Wunderbarste bei der Sache war aber, daß man den Teufel in Gestalt eines großen schwarzen Klumpens aus einem der Schalllöcher des Thurmes herausfliegen sah. Einige Minuten schwebte er über der Stadt, dann aber plumpte der Klumpen plötzlich nieder, und fuhr in die Erde. An der Stelle, wo dieß geschah, bildete sich sogleich eine Grube, in welche faules stinkendes Wasser drang. Zum Andenken an ihre Entstehung nannte man sie die Höllenpfütze. (Wolf, N. S. Nr. 463.)

Der Riese und der Teufel werden fast immer von Göttern und Menschen überlistet, weil sie ihre allerdings bedeutenden Kräfte nicht gehörig anzuwenden wissen.

Sie können nur hemmend und zerstörend wirken. Zuweilen ist es aber lediglich die Uebermacht des guten Prinzips, welche der Böse anzuerkennen gezwungen ist.

Einst stieß Thor, als er bei Linneryd in Smaland mit seinem Diener Thialf vorüberging, auf einen Riesen, der ihn nicht erkannte, und fing ein Gespräch an: „wohin führt dein Weg?“ — „Ich will nach dem Himmel und den Donnerer Thor bekämpfen, dessen Blitz mir meinen Stall angezündet hat.“ — „Du vermissest dich zuviel. Bist du doch nicht einmal so stark, daß du diesen kleinen Stein auf den großen heben könntest.“ — Mit aller Kraft faßte der Riese den Stein, vermochte ihn aber nicht vom Boden zu heben, solche Schwere hatte ihm Thor verliehen. Darauf versuchte es Thors Diener, und hob den Stein leicht wie einen Handschuh. Nun erkannte der Riese den Gott, und schlug auf ihn so heftig ein, daß er in die Knie sank, Thor aber schwang seinen Hammer und erlegte den Riesen (Grimm, Myth. S. 512.)

Parodirt zeigt sich dieselbe Sage im christlichen Aufputz:

Nicht weit von Altenburg bei dem Dorfe Ehrenberg liegt ein mächtiger Stein, so groß und schwer, daß ihn hundert Pferde nicht fortziehen würden. Vor Zeiten trieb der Teufel sein Spiel damit, indem er ihn sich auf den Kopf legte, damit herumging und ihn als einen Hut trug. Einmal sprach er im Hochmuth: „Wer kann, wie ich, diesen Stein tragen? Selbst, der ihn erschaffen, vermag's nicht und läßt ihn liegen, wo er liegt!“ Da erschien Christus, nahm den Stein, steckte ihn an seinen kleinen Finger und trug ihn daran. Beschämt wich der Teufel und ließ sich nie wieder an diesem Ort erblicken. Und noch heute sieht man im Stein den Eindruck von des Teufels Haupt und von des Herrn Finger. (Grimm, Deutsche Sagen Nr. 205.)

Der Bau, den Riesen und Teufel unternehmen, mißlingt oder wird nicht vollendet. Bauten von seltsamer Structur, die Jahrhunderte überdauerten, und die das heutige Geschlecht nicht mehr unternimmt, werden den

Riesen oder dem Teufel zugeschrieben. Die Teufelsmauern erklärt das Volk so, als habe der Teufel damit die Gränze seines Reiches abschließen wollen:

Von der Nordgauer Pfahlhecke erzählten die Bauern um Oberndorf und Otmannsfeld: der Teufel habe von Gott einen Theil der Erde gefordert, und dieser insoweit darein gewilligt: dasjenige Stück Landes, das er vor dem Hahnenruf mit einer Mauer umschlossen habe, soll ihm zufallen. Der böse Feind habe sich stracks an's Werk gemacht, doch ehe er die letzte Hand angelegt und den Schlußstein aufgesetzt hat, der Hahn gekräht. Vor Zorn nun, daß das Geding und seine Hoffnung zu Nichte geworden, sey er ungestüm über das ganze Werk hergefallen und habe alle Steine über'n Haufen geworfen. (Grimm, D. S. Nr. 188.)

Grimm commentirt diese Sage: Der Teufel wird hier als Beherrscher eines benachbarten, feindlichen Reiches (Jötunheim) gedacht, ja als im Streit mit Gott um die Erde begriffen; Beide theilen sich zuletzt darein und der Teufel baut die abgrenzende Mauer:

Auf dem nördlichen Harz, zwischen Blankenburg und Quedlinburg, sieht man südwärts vom Dorf Thale eine Felsenfläche, die das Volk: „des Teufels Tanzplatz" nennt, und nicht weit davon Trümmer einer alten Mauer, denen gegenüber nordwärts vom Dorfe sich ein großes Felsenriff erhebt. Jene Trümmer und dieses Riff nennt das Volk: „die Teufelsmauer." Der Teufel stritt lange mit dem lieben Gott um die Herrschaft der Erde. Endlich wurde eine Theilung des damals bewohnten Landes verabredet. Die Felsen, wo jetzt der Tanzplatz ist, sollten die Grenze scheiden, und der Teufel erbaute unter lautem Jubeltanz seine Mauer. Aber bald erhob der Nimmersatte neuen Zank, der damit endigte, daß ihm noch das am Fuße jenes Felsens belegene Thal zugegeben wurde. Darauf thürmte er noch eine zweite Teufelsmauer. (Ebend. Nr. 189.)

Die von Grimm gegebene Deutung der Teufelsmauer, als einer Grenze, welche der Teufel dem Eindringen

einer fremden Macht in sein Gebiet zu setzen strebe, bewährt ihre Richtigkeit auch in Folgendem:

St. Remaclus, Bischof von Tongern um das Jahr 650, hatte es nach vielen Anstrengungen dahin gebracht, die letzten Spuren des Heidenthums in seinem Bisthum auszurotten (also das Reich des Teufels zu verkleinern). Darob suchte sich der Böse zu rächen. Er baute in Einer Nacht aus Kieselsteinen, die er im nächsten Bache holte, eine lange Mauer, womit er den Lauf dieses Bächleins hemmen und die ganze Umgegend unter Wasser setzen wollte. Als die umwohnenden Leute am Morgen das Bauwerk sahen und die Gefahr erkannten, in welcher sie schwebten, flehten sie die Fürbitte des h. Hermes, eines Hauptpatrons von Tongern an. Und alsbald bewährte der Heilige das in ihn gesetzte Vertrauen. Er sprach nur Ein Wort, und die Mauer brach in der Mitte zusammen, und alle Gefahr war abgewandt. Diese Mauer, bekannt unter dem Namen: les murs du diable, steht noch jetzt, und in der Mitte sieht man deutlich den Ort, wo sie in Trümmer stürzte. (Wolf N. S. Nr. 182.)

IV. Sagenkreis der Frigg oder Freia (Holle = Berchta).

Wie der Sonnengott: Freir d. i. Herr (Fro s. S. 317), so hieß seine Schwester die Mondgöttin: Frau (Freia). Obgleich die Scandinavier und Germanen das Geschlechtsverhältniß dieser beiden Himmelslichter umkehren, so haben sie doch nur bei Sol und Mani es bewenden lassen, der Tag (Dagr) ist doch männlich aufgefaßt, und die Nacht (Nött) weiblich; ebenso die eigentlichen Gottheiten. Der die Erde befruchtende Sonnenstrahl, in Freirs emporgerecktem Schamglied verbildlicht, ist das zeugende Prinzip; das feuchte Mondlicht hingegen das gebärende Princip, weil es die Geburten erleichtern soll (Horat. Od. IV., 6, 37.),

daher Diana gleich nach ihrer Geburt bei ihrem jüngern Bruder Apollo der Mutter Hebammendienste leistete, von den Gebärenden angerufen wurde, daher ihr Name *Lucina* (corr. Lucna, *Luna*) wörtlich: die Leuchtende, eigentlich die Geburtenförderin. Lüneburg (Stadt der Luna) soll der von den Gelehrten gegebene Name jener Stadt seyn, in welcher Freia verehrt wurde. Die leuchtenden Augen der Katze, jenes Nacht wandelnden Thieres, verhalfen der Freia, die Nachts am Horizont dahinzieht, zu einem Katzengespann; aber auch aus einem zweiten Grunde. Der Mond ist nämlich wegen des magischen, Gesichtstäuschungen bewirkenden Lichts, ein Zauberer *), und die Katze ein zu Zaubereien gebrauchtes Thier, daher sie in Hexensagen eine große Rolle spielt.

Zu dem Opfer und Beschwörungsact des Teigheirms (d. i. Katzengeschrei) brauchten die irischen Druiden schwarze Katzen. Nachdem in der Freitags-Mitternacht — in welcher Freia vorzugsweise mächtig gedacht ward — die Katzen allen Teufeln geweiht worden, und solchergestalt dadurch der ihnen verursachte Schmerz magisch-sympathetisch auf die Katzen übertragen war, wurde sofort eine gespießt, und unter entsetzlichem Geschrei bei langsamem Feuer gebraten. Sobald das Geschrei nachließ und die letzten Todeszuckungen des Thiers eintraten, mußte sogleich die zweite gespießt werden, denn es durfte nicht eine Minute Stillstand geben, wenn es die Hölle bändigen sollte, und sofort wurde das Opfer drei Tage und drei Nächte fortgesetzt, ohne daß man Nahrung zu sich nahm. Nach einiger Dauer

*) Sanſk. mag zaubern, stammt von ma, der Mond; Hermes, ein Deus Lunus, ist ein täuschender Gott, wie der biblische Laban (Lunus) ebenfalls.

des Opfers stellten sich höllische Geister in der Gestalt schwarzer Katzen ein. Der Lohn des Opfers war die Gabe des andern Gesichts (**second sight**), das man bis zum Tode behielt. Nicht bloß in Schottland, wovon hier die Rede war, sondern in ganz Europa wurden Katzen bei zauberischen Ceremonien als ein Vehikel gebraucht *).

Die Katze hätte aber den Ruf eines zauberhaften Thieres nicht so allgemein gehabt, wenn nicht die Begriffe, Mond und Zauber, so oft verwechselt worden wären. Die Nachts leuchtenden Augen der Katzen erwarben ihr die Ehre, in Aegypten als Liebling der Mondgöttin (Bubastis) mumisirt zu werden (**Herod. II., 67.**). Nach Stephan Byzantinus soll sich die Göttin als Katze den Verfolgungen Typhons entzogen haben. Dasselbe erzählt Ovid (**Met. 5, 330.**) von der Diana. Schon der Name der Katze (*γαλῆ* = **felis**, d. i. Helle, daher *γλήνη*: Glanz) brachte sie zur Diana L u c i n a in Beziehung. Weil aber der Mond Geburten fördernd **), daher die Fabel: das Erscheinen eines Wiesels ***), dieses der Katze nicht bloß ähnlichen, sondern auch namensverwandten Thieres (*γαλῆ* Katze

---

*) Dem Talmud (Tract. Berachoth) zufolge kann man in der Asche einer schwarzen Katze die Spuren von Hühnerfüßen am nächsten Morgen erkennen, d. h. der Dämone, die ihren nächtlichen Besuch abgestattet haben. Bei den Lappen, die noch immer im Rufe stehen, Zauberkünste zu uben, hält sich jeder Hausherr eine große schwarze Katze als — Rathgeberin, die er allnächtlich befragt (Martiniere Reis. in d. nord. Landsch. 1676 S. 18.) Unter den Kobolden der Deutschen sind Katermann und Hinzelmann bekannt genug, der gestiefelte Kater hingegen scheint ein Franzose zu seyn. Weil die Katze bei allen Zaubereien den Ausschlag gibt, daher der Name K a t z e r, K a t z e r d. h. Katzendiener, weil die rechtgläubige Kirche sie beschuldigte, den Satan als schwarzen Kater anzubeten, und sich ihm durch einen Kuß auf seine — Kehrseite zu weihen.

**) Die Geburtsgöttin Ilithyia hieß *Μαιη γενετα*.

***) In Westphalen heißt das Wiesel „Froie" (Fräulein), gewiß in Beziehung auf Freia. (Grimm S. 282.)

= $\gamma\alpha\lambda\alpha\nu\vartheta\iota\varsigma$ Wiesel) habe das Gebären der Alcmene, als sie den Hercules zur Welt bringen sollte, erleichtert (**Ov. Met. 9, 294—306.**). Die indische Göttin Sakti (Bhavani, sie hat dieselben Functionen wie Freia) reitet auf Katzen, aber sie gilt als Beschützerin der Kinder, daher man sich in Indien hütet, eine Katze zu schlagen, damit es die Göttin nicht den Kindern entgelte (**Ward travels I. p. 182**). Aber auch der deutsche Volksglaube hält dafür, daß demjenigen ein großes Unglück bevorstehe, welcher eine Katze umbringt (Schrader Germ. Myth. S. 178 Anm.). Auch das Sprichwort: „Katzenliebhaber bekommen eine gute Frau" scheint das Wechselverhältniß zwischen Freia, die den Hochzeiten vorstand *), und ihren Katzen anzudeuten.

Das Mondlicht wirkt aber auch als Thau spendend auf das Gedeihen der Vegetation; daher weint Freia Gold, denn wie des Zeus goldener Regen, welcher Danae befruchtete, ein Frühlingsregen, so sind Freia's Thränen Gold, weil auch der Thau, welcher des Nachts fällt, die Vegetation fördert.

Insofern nun Freia auf die Fruchtbarkeit der Thiere und Pflanzen einwirkt, ist sie auch Erdgöttin, die Allnährerin, zunächst als Frühlingsgöttin aufgefaßt, eine Maifrau. Sie ist demnach ihre eigene Schwester V o l l a, die nordische F u l l a, welche das Merseburger Gedicht die Schwester der F r e i a nennt. Beide verhalten sich zu einander wie P h o l (Baldr) zu F r e i r, wie die B l ü t h e (flos) zur F r u c h t (frux). Fulla ist die Fülle, welche der Frühling ausstreut. Und weil Freia die Göttin der Liebe, so muß sie auch Iduna, d. i. die Wollust ($\dot{\eta}\delta o\nu\dot{\eta}$), oder nach nordischer Herleitung:

---

*) F r e i e n stammt v. F r e i a!

die wiederkehrende (ich) schöne Jahreszeit seyn, deren verjüngende Aepfel, welche die Götter vor dem Altern schützen, die goldenen Aepfel sind, mit welchen Aphrodite den Paris und Hippomenes, ihre Schützlinge, beschenkte, d. h. Liebesäpfel. Als Loki die Iduna mit ihren Aepfeln aus Asgard gelockt hatte, um sie dem Winterriesen Thiassi zu überliefern, also im Herbste, waren die Götter, wie die herbstlichen Blätter, runzelig geworden. Von den Göttern gezwungen, die Geraubte zurückzuholen, flog Loki in's Riesenland mit Freia's Falkenhaut, gerade wie damals, als er Thors Hammer, den Donnerkeil, suchte. Er fuhr aus mit der Frühlingsluft, deren Symbol der Falke ebenso gut als der Adler seyn konnte. In Gestalt einer Schwalbe — dieser Frühlingsbotin — oder einer Nuß, die wie der Apfel ein Liebessymbol (S. 152), wurde Iduna von dem Falken zurückgebracht. Die Nuß bedeutet hier, wie Uhland meint, den Kern, aus dem die erstorbene Pflanzenwelt stets wieder aufgrünt. In enger Schale liegt die Gewähr eines neuen Wachsthums *).

Wenn sich auch keine Zeugnisse mehr vorfinden, daß die der Latona geheiligten Frösche auch der Freia Lieblingsthiere waren — und warum sollten diese, stets im Frühlinge sich wieder ankündigenden Wesen es nicht seyn? — so ist es doch aus nachstehender Sage zu schließen:

Als vor Zeiten einmal ein Kaiser in die Gegend von Freiensee**) kam, übernachtete er in diesem Dorfe, konnte

*) Die Nuß mochte überhaupt Symbol der Wiederschöpfung seyn, denn in der slawischen Flutsage (Hanusch Myth. S. 234) retten sich einige Tugendhafte in einer Nußschale, um die untergegangene Menschheit fortzupflanzen.

**) Flecken bei Grünberg in Solms-Laubach.

aber vor dem Quacken der Frösche im nahen See nicht schlafen. Da gingen die Bauern zum See und störten mit langen Stangen die Frösche im Genist auf, so daß sie vor Schrecken das Musiciren vergaßen. Zum Dank dafür schenkte ihnen der Kaiser die Freiheit, gab ihnen ins Wappen einen Frosch, und verehrte ihnen dazu einen goldenen Frosch, der noch im Rathhause aufbewahrt wird Davon ist auch der Ort Freiensee benannt worden. (Wol D. S. Nr. 456.)

Ich jedoch meine: Nicht nach den frei gewordenen Bauern, sondern schon viel früher nach der Freia ist der ihr heilige See genannt worden, und der goldene Frosch bezieht sich auf die der Frühlingsgöttin geweihten Thiere. Vom Cultus der Freia in Deutschland zeugen sonst noch die Ortsnamen Freienfels in Nassau-Weilburg, Freienhagen (muthmaßlich nach einem Hayn der Göttin) im Fürstenthum Waldeck, Freienstein in der Priegniz, Freienstadt an der Schwarzach in Baiern, Freudenthal und Freudenstadt in Württemberg, Freienwalde an der Oder in der Kurmark. Von ihrem Tempel daselbst spricht Reichenbach in den Märk. Altth. S. 249; und Magdeburg erhielt vielleicht von ihr den Namen, denn „Magd" hatte bei den alten Deutschen noch nicht den verächtlichen Sinn von heute, sondern bedeutete eine reife Jungfrau. Und der Freia opferten Brautleute. Auch ist das Stadtwappen Magdeburgs eine Jungfrau, einen Myrtenkranz (den Brautkranz) in der rechten Hand haltend, Dafür ist das Bild auch von Kranz (Saxon. L. II. c. 12.) erkannt worden: *Veneris Myrtiae* — a myrto herba Veneri potissimum dicata — *simulacrum in Magdeburg* tale fuit, sowie auch der altn. Name: Parthenopolis (d. i. Jungfernstadt), welcher schon vom Siegbertus

Gemblacensis gebraucht worden. Da die Römer nie in diese Gegend kamen, so kann sich das Bild nur auf die Freia beziehen, deren Cultus Karl der Große i. J. 780 zerstörte. Daß die Göttin ihre Macht in dieser Stadt besonders geltend gemacht haben dürfte, beweist das Wahrzeichen des Orts: ein im hohen Chor der Domkirche befindliches geschnitztes Bild, das einen Mönch vorstellt, der auf seinen Schultern eine Nonne in's Kloster trägt. Ein Schauthaler der Stadt Magdeburg v. J. 1622, ein nacktes Frauenbild vorstellend, und darunter den Reim:

„Venus, die heidnische Göttin zart,
So nackt hier angebetet ward"

ist vom gemeinen Volk „Hurenkarrenthaler" genannt worden. Diese Münze wurde geprägt zum Andenken des ehemaligen Venustempels und Dienstes (Schmieder Handwtb. d. Münzk. S. 231). Es ist aber aller Grund vorhanden, zu glauben, daß der Schuh der Jungfrau Maria, welchen man im Chor der Domkirche neben den Weinkrügen von der Hochzeit zu Cana in Galiläa vorzeigt, ursprünglich der Jungfrau Freia gehört haben mochte. Mone hat nämlich in einer Anmerkung zu seiner Recension des Gedichtes „Barlaam ꝛc." in den Heidelb. Jahrb. 1819 S. 1075 ein Beispiel angeführt, daß man im Mittelalter den Schuh als Symbol des weiblichen Gliedes noch wohl gekannt habe. Auch die noch in Sachsen gebräuchliche Redensart „auslatschen" für ausschweifen, Ehebruch begehen, stammt davon her, es heißt s. v. a. aus seinem Schuh (Latsch, Pantoffel) heraustreten und einen andern Schuh anziehen. Der Pantoffel als Symbol der weiblichen Ober=

herrschaft im Hause *) erklärt sich auch auf diese Weise: Im Anspachischen glaubte man: wenn sich die Braut vom Bräutigam den linken Schuh anschnallen ließ, sie werde im Hause herrschen (Journ. v. u. f. Deutschl. 1786 S. 345). Altdeutsche Sitte war es bei Verlöbnissen, daß die Braut durch Anziehen des vom Bräutigam ihr gereichten Schuhes sich ihm als unterworfen betrachtete (Grimm Rechtsalterth. S. 155). Im Gedicht vom König Rother läßt der Werbende einen goldenen und einen silbernen Schuh schmieden, und zieht sie der Braut, die ihre Füße in seinen Schoos legt, selber an. Im Mährchen von Aschenbrödel wird durch einen Schuh des Prinzen künftige Gemahlin ermittelt, denn er paßt nur der vom Schicksal ihm Vorherbestimmten. Der Schuh oder Pantoffel bezeichnet auch im Orient die weibliche Ehehälfte, denn der Beduine sagt, wenn er sich von seinem Weibe scheidet: „Ich habe meinen Pantoffel weggeworfen." Der Schuh mochte vielleicht wegen seiner Form an das weibliche Becken gemahnt haben, welches die Bürgschaft für die Fortdauer der Generationen ist, daher ist Vidars Schuh (s. S. 338) von so hoher Bedeutung, weil er ein tröstendes Sinnbild der Wiederschöpfung nach der im Weltbrand untergegangenen alten Welt; darum also wurden die alten Nordländer mit ihren Schuhen begraben **), wie man

*) Diese sinnbildliche Bedeutung kannte schon Aristophanes.

**) Altn. Helsco: Todtenschuh, nach der Unterwelt (Hel) geheißen. Dieser nordisch-germanische Brauch — denn auch in Oberschwaben fand man i. J. 1846 alte Gräber, in welchen Holzschuhe lagen — ist ausführlich in Lachmanns Ausgabe der Erasmus Müllerschen Saga Bibl. S. 126 beschrieben. Im Henneberg'schen nennt man noch jetzt die dem Todten erwiesene letzte Ehre den Todtenschuh. Die Zeichen auf jenen Holzschuhen waren runenartig, enthielten also, wie die Malereien auf ägyptischen Mumiensärgen, Sprüche, welche dem

anderswo Phallusbilder in's Grab mitgab (s. S. 281), lauter Symbole der Auferstehung zu einem neuen Leben. Jason im Namen der Heiland (ἰατρος = ἰασων Arzt v. ἰασω heilen), besaß einen Zauberschuh (Val. Fl. 1, 83.), und Perseus, welcher die Frucht des von Zeus ausgegangenen goldenen Regens war, Perseus, welcher die Welt von der durch den Blick versteinernden*) Medusa befreite, also Todtenerwecker, Lenzbringer, besaß ebenfalls einen solchen Schuh (Herod. II., 91.) Auch Frigg, Odins Gemahlin hatte, der jüngern Edda zufolge, ein Paar Schuhe, die wohl nicht zum Gebrauche bestimmt waren, denn ihre Dienerin Fulla (die Fülle) hatte sie stets in einem Kästchen aufbewahrt. Wilhelm Müller (S. 277) vermuthet hier ein Rechtssymbol, weil der Schuh im Norden bei Adoptionen angewandt wurde. Der Vater nämlich, der ein Kind legitimiren oder adoptiren wollte, ließ (als Opfer) einen Ochsen schlachten, von dessen rechtem Fuße die Haut ablösen, und daraus einen Schuh machen. Diesen Schuh zog er dann zuerst an, nach ihm der adoptirte Sohn (Grimm Rechtsalt. S. 155). Dieß verstärkt aber nur meine Meinung, daß der Schuh die Stelle der Frau vertrete, und anzeigen sollte: das adoptirte Kind werde wie ein

---

Todten Schutz gegen die Dämonen sichern sollten. Daß man in jenen schwäbischen Gräbern auch einen Kirschkern in der rechten Hand des Todten, Kürbisse und Haselnüsse vorfand, (schwäb. Chr. 1846 Nr. 196) beweist, da diese sämmtlich Bilder der Wiedergeburt (vgl. S. 152), daß auch der Schuh diese Bedeutung gehabt, also nicht, wie Grimm (S 795) meint, „zum Antritt der langen Wanderung" (!) dem Todten mitgegeben wurde.

*) Pluto heißt Sthenelus, d. i. der versteinert, = tödtet, auch Agasthenes; Pleisthenes war der Sohn (Präd.) des Kinderschlächters Atreus, Stheno (die Versteinernde) hieß eine Gorgone, Sthenele eine der Männermordenden Danaiden, welche wie die Gorgonen im Tartarus weilen.

wirklich von der Frau des Adoptirenden erzeugtes betrachtet. Wie hier der Schuh, so war bei den Hellenen der weibliche Schoos das allerdings deutlichere Symbol für dieselbe Sache, denn Hercules wurde von seiner Stiefmutter, Juno, dadurch adoptirt, daß sie ihn auf ihren Schoos setzte.

Aber Frigg's Schuhe *) waren Freia's Schuhe, denn diese ist Jene, so wie Odur Freia's Gemahl: Odin Frigg's Gatte. Frigg's Rocken (Ihre p. 663), ein Gestirn, sonst auch Jacobsstab und Spindel genannt, hieß auch Freia's Rocken (Finn Magnusen 361[a]). (Der gemeine Mann auf Seeland benennt jenes Gestirn Mariä Rock, denn die spätere christliche Ansicht ersetzte die heidnische Göttin durch die Himmelskönigin). Eine Pflanze, aus welcher Liebestränke gekocht werden, die orchis odoratissima, das Satyrium albidum, hieß Frigg's Gras (herba conjugalis). Mehrere Arten des Farrenkrauts heißen Mariengras in Norwegen, auf Island und in Dänemark aber noch Freia's Haar (capillus Veneris). Wie Freia heißt auch Maria: „Unsere liebe Frau". Der Begriff höchster Schönheit ging von der Liebesgöttin Freia auf Maria über. Und weil Freia auch Frigg, darum stand auch die Letztere den Ehen vor, Kinderlose flehten zu ihr (Forn. sög. I., 117.), daher jenes Gras, aus

---

*) Friggs Schuhe commentiren folgende, an sich selbst sehr unverstandliche Sage:

Unweit Frickenhausen, Landgerichts Mellrichstadt im Untermainkreise, steht ein ehemals bedeutendes Nonnenkloster, in dessen äußerer Ringmauer eine Schuhsohle eingedruckt ist. Eine Nonne war beschuldigt worden, das Gelübde der Keuschheit gebrochen zu haben, und guter Hoffnung zu seyn. Zum Zeichen ihrer Unschuld trat sie so heftig gegen den Stein, daß die Spur ihres Fußes in ihm haften blieb. (Bechstein frank. Sagensch. S. [illegible])

welchem man Liebestränke bereitet, ihren Namen erhielt. Warum aber hieß jenes Gestirn Frigg's oder Freia's Rocken? Weil beide Göttinnen dem Spinnen vorstanden. Spindeln gab man weiblichen Leichen mit in's Grab, wie den männlichen ein Schwert. Männliche Verwandte hießen Schwertmagen, weibliche Verwandte Spindelmagen. Dem Schwerte, als Symbol des männlichen Gliedes (s. S. 319), stellte man die Spindel als das weibliche gegenüber. Wie alle Repräsentanten des zeugenden Naturprinzips: Schmiede — auch Odin ist ein solcher, und die gegen die Hölle, d. h. gegen die Vernichtung schützende Kraft des Schurzfells (s. S. 157), erklärt sich aus diesem Gesichtspunkte — so sind alle Repräsentantinnen des gebärenden Naturprinzips: Spinnerinnen. Schon die Indier *) und Hellenen kannten diese Symbolik. Artemis, welche von den Gebärenden angerufen wurde, hieß: „die Göttin mit der goldenen Spindel" (Iliad. 16. 184). Juno, die Vorsteherin der Ehen (Pronuba), wurde mit einem Spinnrocken abgebildet. Athene (ἐργάνη), welche ihrem Vater Zeus bei der Weltschöpfung geholfen, hatte das Weben erfunden; die Geburtsgöttin Ilithyia hieß die „gute Spinnerin" (εὔλινος Paus. VIII., 22.). Hecabe (i. e. ἡ κάβη das weibliche Glied) war eine ausgezeichnete Spinnerin (Iliad. 24, 228.). Omphale, deren Spinnrocken durch Hercules berühmt wurde, war im Namen das weibliche Glied **). Die syrische Venus ward mit der Spindel

*) Im Mythus von Supramanja, dem Sohn von sechs Webern.

**) Sehr zweideutig ist Jons Wortspiel in der Komödie „Omphale": „Jungfern, tragt eure Becher (ὀμφαλός) hinaus!" d. h. geht fort! denn ὀμφαλός bedeutet auch das

abgebildet (Lucian Dea Syr. p. 117 Bip.). Weil aus dem Tode neues Leben sich erzeugt, darum webt unten in der Tiefe Persephone (Nonn. Dionys. 6, 150.) die neuen Gewänder (der Seele), denn sie ist zugleich Venus Urania, die älteste Parze (Paus. Attic. 19, 2.), welche den Lebensfaden nicht bloß abschneidet, sondern auch spinnt; so wie umgekehrt Penelope, d. i. die Weberin (πένω: s—pinnen) der Hülle (λοπὴ, Hülse, also auch Leib) Nachts wieder auftrennt, was sie am Tage gesponnen hat. Vom Weben des Leibes spricht auch der Psalmist 139, 13., womit vgl. Hiob 10, 11. „Das Zerreißen des Lebensschleiers", „als der Tod das Lebenskleid des Schah zusammengewickelt" sind Metaphern aus arabischen Schriftstellern, die Gesenius (z. Jes. I., 2. S. 990) gesammelt hat. Die römischen Penaten, welche der Fortdauer der Familien vorstanden, hießen Weber (Penates v. πένω, pannus, Tuch, wie Zeug v. zeugen, aber auch Kinder zeugen, τεύχω = τέκω). Thalassius, dessen Name bei Hochzeiten der Römer angerufen wurde, hieß der Spinner (ταλασια das Wollspinnen). Festus sagt: In pelle *lanata* nova nupta considere solet — quod testetur lanificii officium se praestaturam viro. An die gewöhnliche weibliche Beschäftigung kann er hier nicht gedacht haben, sondern an das Weben der Nymphen*) in ihrer Grotte (Schamhöhle), und deren „langen steinernen Webstühle" (Odyss. 13, 96. sq.) die phallischen Kegel im Venustempel zu Hierapolis, wovon auf Paphos die Liebesgöttin den

weibliche Becken, obschon auch den Nabel, diesen zugleich in der Bedeutung, wie er Hohel. 7, 2. erwähnt wird.

*) Nymphe ist hier in jenem Sinne zu nehmen, der die Nymphomanie erklärt.

Beinamen „Golgo" (Kegelgöttin) führte. Im Besitze des Kegels übt sie ihre Functionen aus **).

Die Orphiker bezeichneten, wie Clemens Alexandrinus aus dem Epigenes (**Strom. V.**) mittheilt, durch „krumme Weberladen" (κερκισι καμπυλόχροοσι) den Pflug, durch „Aufzug auf den Webstuhl" (στημασι) die Furche, und Faden (μιτον) nannten sie allegorisch den Samen. Nun bedeuten aber Pflugschaar (vomer) und Furche (sulcus) bei Lucrez und andern Dichtern immer: Mann und Weib. Das Kind Tages wurde in einer Furche gefunden, der kleine Telemach in eine solche gelegt. Nun wird begreiflich, warum nicht nur die den Ehen vorstehende, von Matronen angerufene Demeter Thesmophoros ihrem Günstling Jasion (Heiland) den Ackerbau lehrte, sondern auch, warum ehedem in Deutschland die ledigen Mädchen, weil sie die Ehe verschmähten, wenigstens sinnbildlich dieselbe eingehen mußten, um den Zorn der Ehenstifterin Frigg zu versöhnen. Sie wurden nämlich vor den Pflug der Göttin gespannt, eine Sitte, die sich bis auf die neuern Zeiten erhalten hat, wo sie aber, da die Bedeutung nicht mehr gekannt ist, zum Fastnachtsschwank herabgesunken ist. Sebastian Frank erzählt nämlich S. 51 Col. 1. seines Weltbuchs: „Am Rhein, in Franken und andern Orten sammeln die Junggesellen alle Tanzjungfrauen, setzen sie in einen Pflug, und ziehen ihren Spielmann, der auf dem Pfluge sitzt und pfeift, in das Wasser." Henoch Wiedemanns Chronik von Hof meldet: „Fastnachts führten böse Buben einen Pflug herum und spannten die Mägde darein, Andere folgten nach, säeten Häckerling und Sägespäne" (Sächs.

**) Man vgl. hier colus (Spinnrocken) mit caulis (männl. Glied).

Provinzialbl. VIII. S. 347). „In Leipzig führten verlarvte Junggesellen am Fastnachtsdienstag einen Pflug herum, und zwangen die unter Weges aufgegriffenen Mädchen, an dem Joch (jugum = conjugium) zu ziehen, zur Strafe, daß sie noch nicht geheirathet hatten" (Tenzel mon. Unterr. 1638, April S. 387). Auch Hanns Sachs (I., 5, 508') erzählt aus Nürnberg, daß die Mägde, welche nicht Männer genommen, in den Pflug getrieben worden. Daß aber dieser Brauch nicht ursprünglich schon ein Schwank, sondern ein Rest des heidnischen Cultus war, dafür bürgen die sonst bedeutungslosen silbernen Pflüge in Kirchen, die im spätern Mittelalter sogar als Abgabe gefordert wurden (Grimm S. 243). Im nördlichen England halten die Landleute im Herbst einen Umgang und führen vermummt alte Tänze auf. Sie nennen es den Riesentanz. Den vornehmsten Riesen nennen sie Woden, und seine Frau Frigg. Die Haupthandlung besteht darin, daß zwei Schwerter um den Hals eines Knaben geschwungen und geschlagen werden, ohne ihn zu verletzen (Mittheilung von John M. Kemble bei Grimm S. 281 aus dem Munde eines alten Mannes von Yorkshire). Man könnte diesen Brauch als einen symbolischen Opfertod zur Erzielung einer guten Ernte im nächsten Jahre deuten (s. S. 247 Anm.); allein Grimm erkennt in diesem Schwert ein hochzeitliches Schwert (vgl. S. 319, wo von Freirs Schwert die Rede war), und erinnert daran, daß noch im vorigen Jahrhundert die Brautführer in Schwaben große Schwerter mit flatterndem Band vor der Braut hertrugen.

Aber auch, wenn statt des Mutterschoßes nur der Erdenschoos (*μητρῷα ἄρουρα* Aeschyl. Sept. c. Theb.), d. h. statt des Hochzeitfestes ein Erntefest

gemeint wäre, so sind wir auch hier auf Frigg's Gebiete, denn sie ist als Frau Gode (Frau Odins, der in Deutschland Gode hieß, davon der Godenberg in Süddeutschland) auch Erntegöttin. Bei den Angelsachsen hieß sie Ercc (die märkische Frau Herce, Harke, Gattin des Tyr s. S. 345), die Erntegöttin Sif, mit dem goldgelben Haare, das an die Farbe der Aehren erinnert. Diese Sif ist aber nur des Donnergotts sommerliche Gattin, denn im Winter ist er der Riesin Jarnsara vermählt, wie Odin im Winter mit Rinda (der über die Erddecke ausgebreiteten Eisrinde oder Frostdecke) zusammenlebt, und es dann heißt: er sey auf Reisen, und Frigg buhle mit dem unterweltlichen Loki. In einigen deutschen Gegenden heißt Frau Gode auch Frau Gaue (vgl. Gauerdag bei Grimm S. 114 für Wonsdag, Wodans Tag) und dürfte demnach jene S. 237 erwähnte altnordische Goe seyn, nach welcher der Februar benannt ist, um welche Zeit die Heiden der Naturgöttin eine Lichtmesse feierten, wovon noch in Irland das am ersten Februar der heil. Brigitta in Kildare gefeierte Fest eine schwache Erinnerung ist. Eine Erntegöttin mußte diese „Tochter des Tages“ (Bridgit, the daughter of Dagha, wie sie in einem alten Glossar bezeichnet ist) gewesen seyn, weil noch die heutige Heilige dieses Namens die Scheunen ihrer Verehrer mit Frucht füllt (s. Kloster VII. S. 140). Brigitta heißt die „Leuchtende“ (engl. bright: Glanz), dasselbe bedeutet das altd. Perahta, jene Berchta oder Bertha die als winterliche Göttin, wenn die ganze Natur das weiße Todtenkleid angezogen hat, als weiße Frau in den zwölf Nächten umherzieht, am letzten Tag des Jahres nachsieht, ob der Flachs abgesponnen ist, weil sie ihn sonst besudelt,

und denjenigen, welche in dieser Nacht nicht Fische und Hafergrütze essen, zürnt; und wenn im Saalfeldischen in Thüringen die Klöße und Häringe fehlen, dem Ungehorsamen den Bauch aufschneidet, ihn mit Häckerling füllt, dann wieder zunäht, aber statt der Nadel sich der Pflugschar bedient. Daß Bertha am Jahresschlusse allen Flachs abgesponnen haben will, dadurch gibt sie sowohl zu erkennen, daß sie dem Spinnen und Weben, d. h. der Kinderzeugung vorsteht — als Kinderfreundin werden wir sie später kennen lernen — zugleich aber auch, daß man am Jahresende, wo die Zeit stirbt und das Erscheinen der weißen Frau nur ihre eigene Todesanzeige ist, kein neues Wesen zeuge*). Die Fische und die Mehlspeise, welche ursprünglich Opfergaben an die der Fruchtbarkeit in der Thier- und Pflanzenwelt vorstehende Göttin gewesen seyn mochten, dürfen auch jetzt nicht fehlen. Die Pflugschar gibt sie aber am unzweideutigsten als Befruchterin des Mutterschooßes (s. S. 454), wie des Erdenschoßes zu erkennen. Als Ackerfrau ward sie allgemein an der Saale, im Orlagau aufgefaßt. Dieß bezeugen folgende, von Börner (Volksſ.) gesammelte Traditionen S. 113:

Nirgend stand das Getraide vollkörniger, das Gras der Wiesen üppiger als in der Umgegend von Cosdorf und Rödern, und noch zeigen die Bewohner von Wilhelmsdorf die Spuren des Ackerbaues auf den steilsten Saalgebirgen, wo jetzt kein Nadelbaum mehr Wurzel fassen mag. Perchta die Heimchenkönigin, hatte seit geraumer Zeit ihren Wohnsitz in dieser Flur aufgeschlagen, und ihre, wenn auch unsichtbare Nähe, war es, die Gedeihen verbreitete. Munter schwärmten die Heimchen umher und hatten sich längst mit den dasigen Einwohnern befreundet. Oft, wenn der Bauersmann den vollen Erntewagen von den steilen

*) Von Advent bis Dreikönigstag schließt man darum keine Ehen.

Höhen herab nach Hause fuhr, saß ein jubelndes Heimchen, bekränzt mit Aehren, auf dem vorgespannten Zugvieh, und sicher war dann der Besitzer, daß er das Seine wohlbehalten in die Scheuer brachte. Zerstreute man die Heuschober, so kicherte nicht selten ein kleines Gesicht den damit Beschäftigten freundlich daraus entgegen. Schüttelte man das Obst von den Bäumen, so fiel wohl auch ein Heimchen mit herunter und verschwand unter schalkhaftem Gelächter. Erfahren zeigte sich die Schaar der Kleinen in allen Kenntnissen des Landbaues, und wunderten sich die Leute darob, so hieß es: „das haben wir von Perchta, unserer Königin, gehört und gesehen. Sie ackert und pflügt mit ihrem Pfluge unter der Erde, wenn ihr oben pflügt und ackert, und streut den besten Samen zugleich mit euch aus, wenn ihr euere Felder besäet. Auf ihr Gebot müssen wir eure Felder und Fluren bewässern, und wenn es zu trocken wird, die Quellen aus der Tiefe zu den Wurzeln euerer Bäume und Früchte leiten." So führten die glücklichen Bewohner jener Dorfschaften Jahrhunderte hindurch ein beneidenswerthes Leben, Alles gedieh unter ihren Händen. Da kam unter diese Glücklichen ein Mann aus fernem Lande; der belehrte die Leute: Man dürfe der Perchta nicht trauen, denn da sie unter der Erde ihre Geschäfte habe, so müsse man sie zu den bösen Geistern zählen. Die Kleinen, über welche sie gebiete, seyen die noch vor der Taufe gestorbenen Kinder, die ihr verfallen sind. Auch sey ihr alljährlich in der Nacht vor dem Dreikönigsfeste die Macht verliehen, ihre Tücken an den Menschen auszuüben. Da komme sie und verwirre den Mägden, die nicht abgesponnen, ihre Rocken u. dgl. m. Diese Worte fielen leider nicht auf unfruchtbaren Boden. Unheimlich wurde jetzt den Landleuten das Verhältniß zu ihren bisherigen kleinen Freunden. Sie schrieen nun auf vor Schrecken, wenn einer derselben scherzend sichtbar wurde, anstatt wie früher in sein Gelächter fröhlich einzustimmen. Bald fühlten sich auch die Heimchen nicht mehr unter den Menschen daheim, und schreckten zurück vor dem Gekreisch der durch

sie Erschrockenen. Kein Jahr verfloß, und selten wurde nur noch ein Heimchen gewahrt. Am nächsten Tage vor dem Dreikönigsfeste wurde im Dorfe Altar bei dem Besitzer der dasigen Fähre eine Ueberfahrt über die Saale für spät in der Nacht bestellt. Der gewöhnliche Ruf erging um die zwölfte Stunde. Hinaus eilte der Fährmann an den Fluß. Am Ufer angekommen, fand er allda eine große hehre Frau, umgeben von weinenden Kindern. Erschrocken gedachte der Mann, daß eben Perchtenzeit sey, und wollte zurück in seine Wohnung flüchten, doch Perchta drohte ihm mit dem Tode, wenn er nicht sie mit ihren Heimchen sammt allem Hausgeräthe alsbald überschiffen werde. Sie betrat das Fahrzeug, die Kleinen schleppten einen Ackerpflug zu ihr hinein unter lauter Wehklage, daß sie die schöne Gegend nun verlassen mußten, und gezwungen begann der Schiffer die Fahrt. Angelangt am jenseitigen Ufer, gebot die Heimchenkönigin, ihr ohne Verzug die zurückgebliebenen Kleinen mittelst einer zweiten Fahrt nachzubringen. Nothgedrungen geschah auch dies. Unterdeß hatte Perchta am Pfluge gezimmert, und sprach zum Fuhrmann, indem sie auf die abgehauenen Späne deutete: „Da nimm den Lohn für deine Mühe!“ „Der Lohn ist gering genug“ dachte der Schiffer, aber um die Frau durch seine Weigerung nicht zu erzürnen, steckte er drei von den Spänen ein, warf sie zu Hause in das Fensterbrett, und schlich geängstigt ins Bett. Am folgenden Morgen lagen drei Goldstücke an der Stelle, wo er die Späne hingelegt. Es war die letzte Gabe Perchta's. Verödet ist jetzt die Flur diesseits des Saalstroms, seit sie mit ihren kleinen Unterthanen daraus geschieden ist. Die Felder liegen wüste, denn sie lohnen nicht mehr Mühe und Kosten der Bearbeitung. Die ehemals schönen Dörfer sind im Kriege abgebrannt, Niemand mochte sie wieder bauen, kaum weiß man die Stätte noch anzugeben, wo sie standen.

Die Heimchen, jene Bezeichnung für Zwerge, mahnen an die kleinen schwarzbraunen Thiere, welche in unsern Hausmauern und Gartenrainen wohnen, vielleicht auch nur, weil man längst vergessen hat, daß sie Hein-

chen heißen, denn als Seelen Verstorbener (Schwarz-elfen) machen sie auf den Namen des Todes (Freund Hein) Anspruch, wie auch im Niedersächsischen „Heinenkleed" für Todtenkleid gesagt wird. Da nun diese Geister keine Hausgeister sind, so stehen sie durchaus in keiner Beziehung zum Worte „heim" (Haus) oder zu den Grillen, die im Ahd. „Heimili" (Graff Sprachs. IV. S. 953) heißen. Die Ueberfahrt der Heimchen oder Heinchen in der Dreikönigsnacht über den Strom ist jene der Seelen (in der Sterbenacht des Jahrs, der Dreikönigstag heißt: das „große Neujahr") über den Styx; und Perchtha, als die absterbende alte Zeit, als weiße Frau und Todesgöttin, führt den Zug an. Dem Ackersmann sind die Heimchen zugethan aus Gründen, die zwar schon S. 168 entwickelt wurden, aber hier noch durch eine Sage verstärkt werden*). Die Kunde von Perchtha's Ueberfahrt hat sich auch bei Kaulsdorf an der Saale erhalten, so wie an der Elster zu Köstriz unweit Gera.

S. 126: Spät in der Nacht ging der Wagnermeister aus Colba von Oppurg, wo er auf Arbeit gewesen, nach Hause. Es war am Vorabend des Dreikönigstags, und an des Orlaflüßchens Ufer stieß er auf Perchtha, deren zerbrochenen Ackerpflug die Heimchen klagend umringten. „Hast du ein Beil bei dir, so zimmere den Pflug" rief den er-

*) In Stettin kam eines Abends spat ein Burger aus dem Wirthshause, um nach seiner Wohnung zu eilen. Als er wenige Schritte gegangen, stand ein kleines Mannchen mit einem großen schweren Sack vor ihm und fragte: Willst du Brod? Der Burger konnte vor Schreck nicht antworten. Das Mannchen lief aber hinter ihm her, und war immer ganz dicht ihm an den Fersen. Als er an seinem Hause angekommen war, fragte er nochmals: Willst du Brod? Der Burger antwortete auch diesmal nicht. Da nahm das Mannlein den Sack und warf ihn gegen das Haus. Das klang gerade wie Geld und Silber. Gleich darauf waren Mannlein und Sack verschwunden. (Temme pommersche Volkss. Nr. 254.)

schrockenen Mann die Königin der Heimchen an. Er half, so gut es in der Nacht und Eile möglich ist, doch von den abgefallenen Spänen als dem ihm zugewiesenen Lohne, nimmt er nichts, indem er sagt: „Dergleichen Zeug hab' ich selbst genug zu Hause", und läuft, so schnell er kann, nach Hause, den Seinigen zu erzählen, was ihm Wunderbares begegnet sey. Ungeduldig schütteln die den Kopf. „Gut" rief der Wagner aus, „daß ich euch überzeugen kann, ein Span davon muß mir in den Schuh gefallen seyn, und hat im Laufen bis hieher mich genug gedrückt." Er zieht den Schuh vom Fuße, schüttelt ihn aus, und — sieh da! es rollt ein blankes Goldstück auf den Tisch. — „Ei wie dumm!" dachte des Meisters Knecht — „wäre ich dabei gewesen, mir hätte Perchtha anders zahlen sollen, doch aufgeschoben ist nicht aufgehoben." Jahr und Tag verging, aber die Lust nach Perchtha's Gold war dem lockern Gesellen nicht vergangen. In der nächsten Perchthennacht macht er sich auf den Weg, sucht an der Orla die Stelle aus, wo der Meister auf Perchtha getroffen war, und setzt sich hin. Nicht lange währt es, da kommt sie an mit ihrem Kinderzug. „Was suchst du hier um diese Zeit? spricht ihn Perchtha zürnend an." Er zeigt auf sein Wagnerbeil und stottert etwas her von helfen wollen und Spänen aus dem Ackerpflug, die er gern hätte. „Nein! diesmal habe ich mich mit Werkzeug besser versehen, du aber nimm hin, was für solche Mühe dir gebührt!" sprach sie, und hieb mit dem Beil ihn in die Schulter.

Das Aehnliche von der Perchtha wiederholt sich bei Kaulsdorf an der Stelle eines Baches, die das Wasser über den Weg genannt wird, in Preßwiz bei dem Saalhause, und auf dem Sandberg zwischen Pößneck und dem Forsthause Reichenbach. Unter dem Gleitsch, einem Felsen bei Fischdorf, weicht dieselbe Sage darin ab, daß dort Perchtha mit den Heimchen auf einem Wagen fuhr, und so eben die Axe zerbrochen hatte, als ein Landmann ihr begegnete; auch er mußte hel-

fen, bildete eine Nothare, hoffte auf eine Belohnung dafür, und trug, ebenso wie der Wagnermeister aus Colba, als er die Späne verschmähte, ein Goldstück im Schuh mit nach Hause.

Erwägt man, daß am Vorabend des Nicolaitags dem Pferde des in jedes Haus einkehrenden, die Kinder beschenkenden Heiligen (als Rest ehemaliger Opfergebräuche) Hafer in einem Schuh hingestellt wird, was an die für Odins Roß auf dem Felde stehen gebliebene Garbe erinnert (Geijer Gesch. Schwed. S. 110.), so dürfte der Schuh wohl die Furche, und die Goldspäne die hervorguckenden Aehren bedeuten. Der zerbrochene Pflug weist auf den um Mittewinter unterbrochenen Feldbau hin.

S. 133: Einsam wanderte in der Nacht vor dem Dreikönigsfeste eine Magd, ihre Spindel in der Hand, vom Reidenberge nach Hause ins Altar. Rein hatte sie ihren Flachs abgesponnen, eben dachte sie an die Scherze der jungen Bursche, die sie bis zum Bergabhang, der hinunter an das Ufer der Saale führt, begleitet hatten, als Perchtha mit dem großen Zuge ihres Heimchenvolkes den Berg heran ihr entgegen geschritten kam. Die Spinnerin traute ihren Augen kaum. Eine Mutter mit so vielen Kindern, und alle von so gleicher Art und Größe! (weil sie noch vor der Taufe gestorben waren.) Hier zog und schob eine Schaar der Kleinen mühsam an einem großen Ackerpflug. Dort war ein anderer Haufe derselben bepackt und beladen mit mannigfachem Wirthschaftsgeräthe! und alle umdrängten die mächtig große Frau mit Bitten und Fragen, klagten und weinten, daß sie keine Heimath mehr hätten. Die schalkhaft muthwillige Gebirgsbewohnerin lachte laut auf über den wunderlichen Zug. Die Kleinen aber schreckten zusammen bei dem unerwarteten Tone, ließen ihr Gepäck fallen, und dieses nebst dem ledig gewordenen Ackerpflug rollte, unter dem Jammerrufe der Heim-

chen, den ziemlich steilen Abhang des Berges wieder hinunter. Zürnend über diese Störung trat Perchtha vor die Leichtfertige hin, blies sie an, und die Schuldige erblindete auf der Stelle. Die ganze Nacht hindurch irrte sie umher. Erst am Morgen wurde ihr Hilfsgeschrei am Saalufer vernommen. Man fuhr sie über den Strom, und bald wurde das ihr widerfahrne Unglück bekannt. Sie wurde als unbrauchbar ihres Dienstes entlassen, und so blieb ihr nichts übrig, als sich an den Weg zu setzen, der dort die Gegend diesseits der Saale mit dem sogenannten Oberland verbindet, und die Vorübergehenden um eine Gabe anzusprechen. Tausendmal bereute sie es, Perchtha so verkannt zu haben. So war ein Jahr in Noth und Buße ihr verflossen. Mit dem wiederkehrenden Vorabend des heil. Dreikönigstages kehrte auch Perchtha wieder im Altar ein. Die Unglückliche bettelte, weil sie Niemand kannte, die mächtige Frau gleichfalls an, als sie ihres Weges an ihr vorüber kam, und erzählte dabei wie gewöhnlich die Geschichte ihres Erblindens. Da sprach Perchtha: „Es ist wahr, ich habe im vorigen Jahr hier ein paar Lichtlein ausgeblasen, nun so will ich sie jetzt wieder anzünden.“ Dabei blies sie der Magd wieder in die Augen. Da wurde die Blinde wieder sehend.

Dieselbe Sage findet sich in der sogenannten Sorge bei Neustadt an der Orla. Der Umstand, daß es gerade eine Spinnerin ist, die der Perchtha begegnet, ist darum bedeutsam, weil neben dem Getraide auch der Flachsbau unter der Obhut der Erdmutter steht, aber auch weil Weben des Seelenkleides und Pflanzen eines neuen Menschen in der mystischen Sprache gleichbedeutend war. Aber in der Nacht trennte Penelope das Gespinnste des Tages wieder auf. In der großen Jahresnacht, um Mittewinter, sollte auch nicht gesponnen werden, wie überhaupt nicht am Ende eines Zeitabschnitts. Die Volkssagen warnen vor dem Spinnen

im Mondschein, d. h. des Nachts *) und vor dem Spinnen am letzten Wochentage **).

S. 159: Zu Oppung fand Perchtha bei ihrem jährlichen Umzug in jener Nacht, worin ihr das Land zu durchstreifen gestattet war, eine Spinnstube noch voll von Rockengästen. Schäkernd erzählte darin eine Spinnerin von der andern, was sie Lachenerregendes aus deren Leben zu erzählen wußte. Hocherzürnt darüber, reichte Perchtha durch das Fenster nach der Zahl der Spinnerinnen zwölf leere Spindeln unter dem drohenden Gebot: diese Spuhlen in Zeit von einer Stunde voll zu spinnen bis zum Rande, sey es nicht geschehen, so würde die Wiederkehrende ernstlich strafen. Ein Schrei des Entsetzens ertönte aus aller Munde. Der Gefürchteten zu entfliehen und den Rocken im Stich zu lassen, wagte keine; auch an die zugewiesene Arbeit zu gehen fiel ihnen nicht ein, denn das Geforderte in der anberaumten Frist zu liefern, überstieg sogar die Kräfte der rüstigsten Spinnerin. Eine Viertelstunde verstrich nach der andern unter ängstlicher Erwartung der ange-

*) Zu Gamburg saß eines Abends eine Frau allein und spann ohne anderes Licht als den Mondschein. Da trat ein weißes Männchen herein, legte eine Menge Spulen hin und sagte: „Diese Spulen mußt du, bis ich in einer Stunde wieder komme, alle umsponnen haben, sonst drehe ich dir den Hals um!" Hierauf ging es fort. Die Frau, in größter Angst, wußte sich lange nicht zu helfen, endlich aber fiel ihr doch ein Rettungsmittel ein. Sie umspann jede Spule einmal, womit sie bis zu des Männleins Rückkunft fertig wurde. Als dieses die Spulen in Augenschein nahm, sprach es: „Das hat dir Gott angerathen, daß du es so gemacht hast! Es hätte dir sonst den Hals gekostet!" Hierauf nahm es dieselben und entfernte sich. Von der Zeit an hat die Frau nie wieder im Mondschein spinnen mögen. (Schnezler Bad. Sgb. II. S. 635.)

**) Eine weitverbreitete Meinung ist, daß Spinnen am Samstagabend nur Nachtheil bringt. Zwei alte Weiber, die fleißigsten Spinnerinnen im Dorfe, ließen auch an jenem Abende ihre Räder nicht stille stehen. Endlich starb die Eine, aber am nächsten Sonnabend spat erschien sie der andern, die noch eifrig spann, und zeigte ihr ihre glühende Hand hin und sprach: „Sieh, was ich in der Hölle gewann, weil ich am Sonnabend spann." (Müllenhof Nr. 229.)

drohten Strafe und vergeblichem Sinnen, wie der Gefahr zu entrinnen sey. „Jetzt weiß ich Rath," rief Eine, sprang auf den Dachboden, holte von dort einen Strang Werg und umwickelte damit die leeren Spuhlen. Nun setzte sich die Verschmitzte mit ihren Freundinnen ans Spinnrad und überspann das Werg zu ein, zwei bis drei Malen, so daß die Spuhlen vollgesponnen schienen. Perchtha kam, man überreichte der Verwunderten die fertige Arbeit, und kopfschüttelnd zog sie ab, in ihren Händen den Beweis, was Angst und Noth zu leisten vermögen.

Hier ist sonst nichts für unsern Zweck Wichtiges hervorzuheben, als die Zwölfzahl der Spindeln. Die webende Penelope hatte funfzig Gehülfinnen (Odyss. 18. 315 sq.), in welchen man die Wochenzahl des Mondenjahrs ebenso leicht erkennt, als hier die Monate. Daß jene Fünfzig keine zufällige Zahl sey, beweist der Umstand, daß auch Arete (d. i. der weibliche Ares, nämlich die sonst kriegerisch geschilderte Erfinderin des Webens, Athene) von funfzig Dienerinnen unterstützt wird (Odyss. 6, 52. 7, 107). Daraus ist zu entnehmen, daß neben dem Weben des Leibes (Ps. 139, 13.) auch ein Weben der Zeit (Jes. 38, 12.) gemeint seyn könne. Das Jahr ist ein Gewand, in welches die in der Einsamkeit weilende, also unsichtbar gewordene Procne (die Schwalbe, deren Abzug das scheidende Jahr verkündet), Procne, die Gattin des in einen andern Vogel, in den Wiedehopf verwandelten Tereus, die Geschichte ihrer Leiden eingestickt hatte. Das Doppelgewand, welches Penelope gewebt hatte (Odyss. 19, 138 sq.), stellte die Erde im Sommer und im Winter vor. Während sie im Lenz mit Blumen geziert ist, hat sie im Winter ein Leichengewand. Ein solches webte Penelope für den Laertes. Ein solches Jahrgewand war der Peplos der Athene

in Athen, ein solches hatten Athene, Persephone und Artemis gemeinschaftlich ihrem Vater Zeus gewebt (Creuzer Symb. IV. S. 185. d. 2. Ausg.), ein solches hatten die Chariten (Venus triplex) dem Dionysus zum Hochzeitgeschenk verehrt, als er sich mit Ariadnen in der Höhle zu Naros vermählte (Apollon. Rhod. Argon. 4, 425.)

S. 166: Zu Langendembach war eine alte Frau so unermüdlich im Spinnen, daß sie allen Mägden im Dorfe zum Muster dienen konnte. Vom frühen Morgen bis tief in die Nacht saß sie hinter ihrem Spinnrade den Winter hindurch und drehte aus Leibeskräften den Faden flink in die Spuhle hinein. Sogar am Abend vor dem Dreikönigsfeste setzte sie damit nicht aus. Sohn und Schnur warnten: „Wenn Perchtha kommt, wird es euch übel gehen.“ — „Ei was,“ war ihre Antwort, „die Perchtha bringt mir keine Hemden, ich muß sie selbst mir spinnen.“ Da legen sich Jene zur Ruhe und die Alte spinnt unverdroßen fort. Nach einer Weile wird das Fenster aufgeschoben; Perchtha schaut in die Stube und wirft ihr eine Menge leerer Spuhlen zu unter der strengen Weisung, sie voll zu spinnen, sonst solle es ihr schlimm ergehen, wenn Perchtha in Einer Stunde wieder komme. Halb todt vor Schrecken weckte die Alte ihre Leute, und klagt ihnen ihre bittere Noth. „Was da“ — lautet der Bescheid, den sie erhält, „war euch nicht zu rathen, so ist euch auch nicht zu helfen. Macht eure Sachen mit Perchtha ab, so gut es gehen will, uns aber laßt in Ruhe.“ Nothgedrungen faßt sich die Spinnerin zuletzt ein Herz, setzt sich an das Spinnrad, spinnt in aller Eile einige Weifen auf jedwede Spuhle, und wirft, als dieß geschehen, die Spuhlen insgesammt in den am Hause vorbeifließenden Bach.

Eine wichtige Rolle spielt in dieser Sage das Wasser. Die Frau hätte die Spuhlen gewiß nicht in den Bach geworfen, wenn sie nicht dadurch Perchtha versöhnt zu haben glaubte. Letztere muß also nicht bloß in der Erde,

sondern auch im Wasser waltend gedacht worden seyn. Dieß war auch in der That der Fall. Es geschieht nämlich bei Schriftstellern des Mittelalters neben dem Herumfahren mit dem Pfluge auch eines Umziehens mit dem Schiffe Erwähnung. Dieser Brauch erinnert an die Umfahrt der Berecynthia (Präd. der Göttermutter Cybele, Rhea, Ops), welche zur Erhaltung der Felder auf einem von Ackerstieren gezogenen Wagen über die Saaten und Weinberge geführt wurde. Ihr Name Cynthia *) spielt schon auf die Fruchtspenderin an. Bei den Römern wurde die Bildsäule der Göttin nach dem Umzug in den Fluß geworfen, daher dieses Fest das Badefest (Lavatio) genannt wurde (Ov. Fast. 4, 337.). Diese Sitte erinnert an den Cultus der von den Sueven verehrten Hertha, die im Namen die Erde **) ist. Tacitus (Germ. c. 40) sagt von ihr: Auf einer Insel des Oceans (Seeland oder Helgoland?) ist ein heiliger Hain, darin ein geweihter Wagen mit Behang bedeckt. Nur der Priester darf ihn berühren. Von Kühen, den Sinnbildern der Erde ***), wurde der Wagen der Göttin, wie jener der Here in Argos, gezogen. Die Zeit der Umfahrt, fährt Tacitus fort, ist eine festliche, Krieg und Waffen ruhen, bis der Priester die Göttin wieder in den Tempel zurückbringt. Barth (Rel. der Deutsch. I. S. 24) macht auf einige Orte aufmerksam, deren Namen die weite Verbreitung des Herthacultus beweisen, als: der Herthagau am Harz, Erdingen in Baiern an der Sar, das

*) *Κυνθια* = חִטָּה i. e. (Waizen)

**) Chald. אֲרַד lat. erda. Damit ist auch der Name der scandinavischen Erdgöttin Jörtha zu vergleichen.

***) Sanskr. gau: Kuh und Erde (Gau).

Dorf Erdborn im Mansfeldischen. Gräter (Bragur) hat folgende gesammelt: Herda, Dorf bei Eisenach, Herten, Rittersitz bei Köln, Hert, Vogtei bei Germersheim in der Pfalz, Hertefeld, Schloß im Cleveschen, (gehören auch die vielen Ortschaften „Herzfeld" hierher?) Hertesberge, Flecken bei Grubenhagen, Hertingshausen in der Grafschaft Leiningen, Hertingen, Vogtei in Baden, Hertenstein, Dorf bei Freising in Baiern, Hertenberg im Ober-Innthal in Tyrol (vielleicht auch Hardenberg in Preußen?). Der heilige Hain, welcher die Göttin aufnahm (**castum nemus Deae Herthae**, wie Tacitus sich ausdrückt), soll in Deutschland das Reinholz zwischen Eisleben und Querfurt gewesen seyn, also in einer Gegend, wo Perchtha gekannt ist. Es wäre also die Vermuthung gestattet, daß P e r ch t h a (wie Berchtold = Bertold, vgl. Bertin, Bertram) urspr. schon B e r t h a geheißen habe, und wie das nordische J e r t a eine Nebenform für H e r t h a sey, die auch unter dem Namen N e r t h a (latinisirt Nerthus) als Nährerin der Menschen verehrt ward. — In einem Tempel wurde Hertha's mit Tüchern bedeckter Wagen, den nur die Priester berühren durften, außer der Festzeit aufbewahrt. Man zündete der Götin, die (gleichzeitig mit der Isis von Phönizien nach Aegypten, also im Januar, wo das Licht wiederkehrt) nun ihre Reise zu den Völkern begann, und welche man den Flug der Hertha nannte (**Meibom Scr. Germ. I. p. 253**), sowie der ihr vorausfliegenden Eule — die Tut-Osel, welche wir oben als Begleiterin des wilden Jägers in den zwölf Nächten kennen lernten — Lichter an, und machte Feuer auf dem Herde und unter den Bäumen (von denen der heutige Weihnachtsbaum abstammt). Zeichen wurden uv den Hausthüren gemacht (damit die um diese Zeit

umherschwärmenden gespenstischen Theilhaber der wilden Jagd die Bewohner nicht beunruhigen könnten, und die furchtbare Erscheinung erwartend, stellte man sich auf die Kreuzwege. Dabei waren Priester und weise Frauen geschäftig, aus den Erscheinungen in dieser Nacht die Fruchtbarkeit und andere Ereignisse des künftigen Jahres zu prophezeien. Vermuthlich wurde aus den Eingeweiden und Zuckungen der Opferthiere in dieser Nacht geweissagt, daher der Aberglaube, daß in der Christnacht sogar das Vieh in den Ställen die Weissagungsgabe besitze *). War das Fest zu Ende, so wurden Wagen, Behänge, und das Bild der Göttin selbst in dem ihr geheiligten See gewaschen. Darum also hatte unsere alte Spinnerin, die, ihrer Beschäftigung zufolge, der dem Spinnen vorstehenden Göttin diente, die Spuhlen, welche Symbole der Hertha selber waren — denn auch Perchtha ist als Besitzerin des Pflugs, als Königin der Heimchen, d. h. der Todten, die unter der Erde wohnen, die Erde — in den Bach geworfen. Die weiße Frau forderte ja darum (als Opfergabe) in der Nacht ihres Erscheinens Klöse und Fische als Sinnbilder ihres Waltens in der Erde und im Wasser. Darum zürnte sie denen, welche diese Kost in jener Nacht verschmähten, riß ihnen den Leib auf, füllte ihn mit Häckerling, und bediente sich beim Zunähen desselben nicht der Nadel, sondern wieder eines auf den — in ihrer Person verachteten — Feldbau anspielenden Instruments, nämlich der Pflugschar.

---

*) Jemand, der dies nicht glauben wollte, legte sich in seinen Stall unter die Krippe. Um Mitternacht sagten die Ochsen zu einander: „In Kurzem stirbt unser Herr." Wirklich war drei Tage nachher der Mann eine Leiche. (Schnezler a. a. O. II. S. 635.)

Wer aber diese nützlichste Beschäftigung ehrt, wird von der Göttin beschenkt, wie folgende Sage bezeugt:

S. 173: Ein Bergmann kehrte in der Perchthennacht von Bucha, wo er in seiner Schicht angefahren war, zurück nach Köniz. Als er auf halbem Wege an den dort befindlichen Kreuzweg gelangt war, kam Perchtha ihm entgegen und verlangte, daß er ihren Wagen verkeilen solle. — „Ach gute Frau, ich verstehe vom Fuhrwerk nichts, bin nur ein armer Bergmann und habe weder Holz zur Stelle noch ein Messer in der Tasche.“ — „Wohl kenne ich dich, du bist sehr arm, hast nicht so viel Mehl, daß die Frau daheim für ihre Kinder Brod backen könnte. Noch obendrein sind aufs Neue ein Paar kleine Schreihälse bei dir angekommen. Doch jetzt hilf aus, hier ist ein Messer, und da auch Holz dazu.“ Der Bergmann schnitzte darauf los, so gut es gehen wollte, einen Keil und paßte ihn in Perchtha's Wagen ein. Zufrieden mit seiner Willfährigkeit schenkte ihm Perchtha die abgefallenen Späne. Er steckte sich damit die Taschen voll. Als er nach Hause kam, fand er wirklich sein Weib von Zwillingen entbunden; doch seine Sorgen waren nun gehoben, denn aus allen Taschen zog er in Perchtha's Gabe Gold in Menge.

Anscheinend ist es schwer zu begreifen, warum die Schutzgöttin des Ackerbau's einem Bergmann, der nicht die Erde anbaut, sondern nur nach Metall in ihren Eingeweiden wühlt, ihre Gunst zuwendet. Allein der Ackerbau gewährt nur durch Umsatz des Erbauten Schätze, Getreide wird im Verkehr versilbert. Als Vertreterin des Ackerbau's bringt also Perchtha dem Bergmann, der das Geld zum Umsatz ihrer Güter aus der Erde gräbt, und dem es an Mehl zum Brod für die Seinigen gebricht, Nahrung und Lohn; doch sind es immer nur die abgefallenen Späne.

Vorhin wurde das Schiff zunächst dem Pflug (Wagen der Hertha) als Symbol der nicht bloß in

der Erde, sondern auch in der Feuchte waltenden Naturgöttin gedacht. Jetzt ist es also am Orte, der von den alten Schwaben verehrten Isis zu gedenken, von welcher Tacitus meldet, daß zu gewissen Zeiten ein ihr heiliges Schiff umhergetragen wurde. Im Calendarium rusticum der Römer war der 5. März (III. non. Mart.) durch „Isidis navigium" bezeichnet. Dem Apulejus (Met. XI.) zufolge sollte das Umtragen des Schiffes ankündigen, daß die Seefahrer bei eintretendem Frühling sich wieder den Wellen anvertrauen dürfen. Auf alexandrinischen Münzen erscheint Isis, neben dem Pharus wandelnd, mit ausgebreitetem Segel. Von Rom aus war der auch dort einheimische Isisdienst, vielleicht schon vor Christi Geburt, nach Frankreich und Deutschland gedrungen. Gegenwärtig herrscht in der katholischen Christenheit Maria della navicula an ihrer Statt, und die glücklich heimgekehrten Seefahrer äußern ihre Dankbarkeit nicht mehr in Aufhängung von Isistäfelchen, sondern in Votivgemälden zu Ehren Maria's. Bei eintretender Dürre wird nicht mehr die Hülfe der Isis angerufen, sondern es werden Bittgänge zu Ehren Maria's angestellt. Die Kräuterfrau Isis salutaris *) heißt jetzt Maria della salute, und ist in der Kräuterstadt „Würzburg" (Herbipolis), so wie im benachbarten Mergentheim (Marienheim) vorzugsweise verehrt, viele Heilkräuter heißen jetzt nach Maria. Der Tempel der Isis in Paris wurde zur Kirche „Unserer lieben Frau" (Notre Dame) eingerichtet, aber die auf den alten Isisdienst bezüglichen Sculpturen am Portale der Kirche sind geblieben.

---

*) Nach ihr ist das Eisenkraut (Verbena), richtiger: Isiskraut, benannt.

Auch die auf Isis als Getreidespenderin bezügliche eiserne Figur mit dem Aehrenbüschel in der Hand beim Eingang der Karmeliterkirche zu Paris (Schramm Reiselex. S. 1313) ist geblieben. Der Name Isidor (ein von der Isis geschenktes Kind *) ist von der katholischen Kirche beibehalten worden **). Die französische Isis nennt noch jetzt das Volk l'idole de S. Germain des Prez, obschon ihr Bild i. J. 1514 aus der Kirche zu St. Germain weggeschafft wurde. Die kleine Stadt Melun, eine Tagreise von Paris, hatte zur Zeit Karls des Großen nach der Isis geheißen. (**Tempore Caroli Magni castrum nomine Iseos: sic dictum a nomine cujusdam Deae Isidi, quae ibi colebatur, quod castrum Meldunum nunc vocatur** berichtet Alcuin). Am Thurm zu Weddingen im Badischen hat ein Stein die Inschrift: **Deae Isidi templum Lucius etc. posuit**, woraus auf Einführung des Isiscult durch römische Colonien in diese Gegenden geschlossen werden darf. Weihschriften auf die Isis wurden bei Baden in der Schweiz (Joh. v. Müller schw. Gesch. I. S. 63) aufgefunden. Flußnamen verrathen, daß man die Isis als Spenderin befruchtender Feuchte auch in Deutschland (die Isar in Baiern) und England (die Themse hieß früher Isis, erst bei Hentlay nahm sie ihren jetzigen Namen an) verehrt habe. Auch bei den Griechen in Colchis hatte ein Fluß den Namen der Isis geführt (Plin. VI., 4.).

Die Ortsnamen Isenburg, Isenhagen, Isenberg in

*) Aehnlich: Theodor (von Gott gegeben), Diodor (von Zeus gegeben), Apollodor (v. Apollo gegeben), Artemidor (v. Artemis gegeben), je nachdem man diese oder jene Gottheit um Leibessegen anrief.

**) Isis kommt auch bei Dithmar (Chron. p. 149) als deutscher Eigenname vor.

Thurgau, Isenhain bei Sulz, die Isenburg bei Ruffach ꝛc. verdienen hier Beachtung. Und da J (wie im Engl.) öfter Ei ausgesprochen wird (vgl. Schwyz = Schweiz, Pfyffer = Pfeifer, engl. wife: Weib, fire: Feuer) u. s. w., so gehören nebst dem Eisenkraut (Isiskraut) auch die Städte Eisenach (Isenach) und Eisleben (Isisleben) hieher. Ach ist altd. Benennung für Wasser, Aachen hatte den Namen von seiner Heilquelle, darum endigen sich auch andere an Flüssen und Quellen liegende Städte, z.B. Andernach, Biberach, Bacharach, Schnaitach, Kreuzenach ꝛc. mit der Sylbe: ach. Da auch Flüsse nach der Isis heißen, so ist es um so begreiflicher, daß Eisenach von der an Flüssen verehrten Isis genannt worden sey, als von den Eisenwerken, welche am Ufer der Hörsel ehedem bestanden haben sollen. Daß Eisleben früher Isisleben hieß, bestätigt Schedius (Synt. de Diis Germ.). Auch erzählt Franke in seiner Mannsfeldischen Historie (p. 127): „es befände sich auf dem Rathhause zu Eisleben ein Bild, welches für das der Isis gehalten wird. Ueberdieß spreche die in alten Documenten sich vorfindende Schreibart Isleben *) für die Meinung, daß die Stadt vordem wirklich Isisleben geheißen." Da gerade bei Eisenach der berüchtigte Hörselberg oder Venusberg sich befindet, in welchen am Fastnachtsdonnerstag das wilde Heer sich zurückzieht, dieser Umzug also mit dem Umtragen des Herthaschiffs ziemlich in dieselbe Zeit fällt, und die weiße Frau nicht bloß in der Christnacht sich zeigt, sondern zu Neuhaus in Böh-

*) Sollten vielleicht folgende Ortschaften als: Idenstein im Fürstenthum Kalenberg: Idstein am Rhein im Breisgau, Idstein im Nassauischen, Isstein ꝛc. Verkurzungen aus Isisstein seyn? Da sie sammtlich in einer Gegend liegen, wo ehedem Isis verehrt ward, so verdient diese Frage Beachtung.

men am grünen Donnerstag, wo man, um sie nicht zu erzürnen, einen Honigklos (süßen Brei) und Stockfisch — also wieder Mehl und Fische, wie in Thüringen am Dreikönigsabend — essen muß, so liegt es nahe, die Isis, der man im alten Aegypten die Todten empfahl, als weiße Frau, Perchtha, Holle rc. wieder zu erkennen.

War nun der Isiscult in Deutschland so allgemein verbreitet, so wird in Verbindung mit des Tacitus Zeugniß vom Umtragen des Isisschiffs in Schwaben *) folgender noch in christlicher Zeit herrschende Brauch leicht zu deuten seyn. In Schwaben nämlich wurden zur Zeit des beginnenden Frühjahrs Schiffe umhergezogen, was aus einem im Ulmer Rathsprotokoll v. J. 1530 enthaltenen Verbot des Herumfahrens mit den Schiffen und des Anziehens von Fastnachtskleidern (Jäger's schwäb. Städtewesen des Mittelalters I. S. 525) sich schließen läßt. Also noch im 16 Jahrhundert herrschte diese Sitte, freilich nur noch als Fastnachtsschwank, da das Motiv nicht mehr bekannt war, man aber die althergebrachte Sitte dennoch nicht aufgeben wollte. Dergleichen Travestien heidnischer Religionsbräuche bilden fast sämmtliche Fastnachtsscherze (vgl. Kloster VII. S. 800—832). Auch Grimm erwähnt (S. 237) einen hieher gehörigen Brauch aus dem Jahre 1133. Bei Inda (in Ripuarien) wurde ein Schiff gezimmert, unten mit Rädern versehen, und durch vorgespannte Menschen zuerst nach Aachen, dann nach M a s t r i c h t (wo noch Segel und M a s t g e r i c h t e t wurden), hier-

---

*) Germ. c. 9: Pars Suevorum et Isidi sacrificat, unde causa et origo peregrino sacro, parum comperi, nisi quod signum ipsum, in modum liburnae figuratum docet advectam religionem.

auf nach Tungern u. s. w. im Land herumgezogen, überall unter großem Zulauf und Geleite des Volkes. Wo es anhielt, war Freudengeschrei, Jubelsang und Tanz um das Schiff herum bis in die späte Nacht. Die Ankunft des Schiffes sagte man den Städten an, welche ihre Thore öffneten und ihm entgegen gingen. In einem diese Festlichkeit beschreibenden Buche (Rodulfi Chronicon abbatiae S. Trudonis l. XI.), aus welchem Grimm das hieher Gehörige S. 237—241 excerpirte, wird dieses Schiff: „malignorum spirituum simulacrum“ und „diaboli ludibrium“ also ein Teufelswerk gescholten, man solle es verbrennen oder wegschaffen. Auch dauerte die Umfahrt zwölf Tage. (Istis tam nefandis factis plusquam *duodecim diebus* ritu celebratis conferebant simul oppidani quid agerent a modo de deducenda sc. navi). Die Geistlichkeit war ungewiß, ob dieses Schiff (als Fahrzeug auf dem Wasser) dem Neptun, oder (wegen der Zeit seiner Feier im März) dem Mars, oder (wegen der bacchantischen Lustigkeit des Volkes) dem Bachus, oder ob es der Venus gehörte. Letzteres möchte ich wegen des gleichzeitigen Heimzugs der Frau Venus — wie die Geistlichkeit die Frau Holde (Holle, Berchtha) nannte — in ihren Venusberg *) bei Eisenach am ebesten glauben. Bekanntlich war wie Isis, so auch Venus eine Segelnde. (*Ἀφροδίτη εὔπλοια* nennt sie Pausanias Attic. 1, 3.). In Theben fertigte man Venusbilder aus Schiff-

*) Auch zu Waldsee in Schwaben, und in Baden bei Ufhausen, unfern von Freiburg am Fuße des Schinberges, gab es Venusberge. Was die Sage von dem Letztern berichtet (Schreiber Taschb. f. Gesch. I. S. 349.) lautet fast übereinstimmend mit der Mähre vom Tannhäuser.

schnäbeln (Paus. Boeot. 16, 2.), denn die Göttin war ja aus dem Wasser entstanden.

Beachtenswerth findet Grimm, daß dieses Schiff, welches wegen seiner heidnischen Abkunft den Geistlichen so zuwider war, das aber im heidnischen Cultus eine hohe Bedeutung gehabt haben mußte, weil die Ausrottung dieses Brauches noch im späten Mittelalter nicht gelingen wollte, — daß dieses Schiff also in den Niederlanden von der Weberzunft auf den Schultern mittelst Seilen gezogen, auch bewacht werden mußte. Daß die Weber dazu gezwungen werden mußten, gleicht ganz jener Nöthigung unverheiratheter Frauenzimmer zur Theilnahme am Pflugfeste (s. S. 455), das in England dem Montag nach dem Dreikönigsfeste zum Namen „Pflugmontag" (Plough Monday) verholfen hat. Wie dort das Pflügen wird hier das Weben mit dem Schiffen in Verbindung gebracht. Warum? darauf antwortet die Sprache, welche Weib (engl. wife) vom Weben (daher Weifen) und Schiff, Schaff, von schaffen, schöpfen, erschaffen, ableitet. Daß Isis eine Flachsgöttin war, bezeugt schon der von Juvenal ihren Priestern in Rom gegebene Spottname: *linigera* turba. Daß auch Venus eine Spinnerin (als Parze Urania), ist bekannt genug. Daß gerade gegen das Frühjahr hin die „*terrea* navis" umhergetragen wurde, beweist deutlich den symbolischen Charakter des Festes. Nicht auf Schifffahrt, sondern auf Befruchtung der Frauen, Heerden und Aecker hatte dieses Schiff Bezug, und sollte an das oben S. 318 beschriebene Schiff des Liebesgottes Freir mahnen, wobei ich auf S. 265 verweise, wo eine Wiege den Dienst eines Schiffes verrichtete.

Eine ähnliche Ceremonie fand auch in Athen Statt,

und zwar zu Ehren der Weberin Athene. An ihrem Feste, den Panathenäen, wurde ihr heiliger, von Jungfrauen gewebter Peplos zu Schiff auf die Akropolis geführt. Das Schiff, an dessen Mast er als Segel hing, bewegte sich zu Lande — also gleichfalls eine „terrea navis“ — durch ein unterirdisches Triebwerk, erst zum Tempel der Demeter (der Erfinderin des Pfluges), um diesen herum, am pelasgischen vorüber zum pythischen, zuletzt nach der Burg. Das Volk folgte in feierlich geordnetem Zug (**Philostrat. vit. Sophist. II., 1.**).

Da schon oben der Pflug auf das **conjugium** bezogen wurde, ebenso die Spindel als eine andere Bezeichnung für das Weib gebraucht ist, so wird das Schiff auch eine solche Bedeutung gehabt haben, daß es folgendes Wahrzeichen zu erklären vermag:

Im Cillerkreise der Steiermark liegt ein Ort Gornigrad (Oberburg), in dessen Kirche hängt eine ungeheure Rippe, dergleichen jetzt kein bekanntes Landthier hat. Man weiß nicht, wenn sie ausgegraben worden; die Volkssage schreibt sie einer Heidenjungfrau zu, mit der Anmerkung, daß von dieser Rippe alljährlich ein Tropfen abfällt, und der jüngste Tag komme, wenn sie ganz vertröpfelt seyn wird. (Wien. Lit. Ztg. 1813. Febr. S. 181.)

Daß die Rippe das Weib bedeutet, sagt nicht bloß die Bibel, sondern auch Artemidors (**Oneirocr.**) Traumregel: *αἱ πλευραι εἰσιν αἱ γυναῖκες*, und ein griechischer Mythus gibt dem „erstgeschaffenen Weibe“ (*Πρωτογένεια*) „den Rippenmann“ (*Πλευρων*) zum Vater. Was der Helene die Rippe (*πλευρα*) nannte, ist dem Lateiner ein Becken (pelvis), und im Sanskrit ein Schiff (pleva). Darum also hatte Noah's Arche Samen von allen Thieren enthalten, damit die Schöpfung nicht untergehe. Jene Rippe ist das Palla=

dium von Gornigrad, denn erst am jüngsten Tage wird sie zu tröpfeln aufhören; bis dahin wird die Gebärmutter in voller Thätigkeit bleiben. Ein ähnliches Palladium besaß das ägyptische Theben, nämlich ein Schiff, wovon die Stadt den Namen hatte *), die Weltmutter Isis die „Segelnde" (Pharia) wurde daselbst verehrt. Das deutlichste Palladium dieser Art befindet sich in Nürnberg, und wird für das Wahrzeichen der Stadt gehalten, nämlich ein Frauenbild an einem Brunnen, aus deren Schamtheilen Wasser fließt (Schramm p. 1233). Wem diese Symbolik noch nicht verständlich ist, dem citire ich Jes. 48, 1., wo die Kinder Jakobs aus dem Wasser der Sara hervorkommen, denn „Wasser ist das Bild aller Erzeugung" (ἡ θαλασσα — τῆς γενεσεως συμβολον Simplic. in Epicteti Enchiridion c. 12.), darum finden Isaak (1. Mos. 23, 13—20.), Jakob 1. Mos. 26, 2—9. und Mose 2. Mos. 2, 15. die ihnen bestimmten Bräute an einem Brunnen, Hagar wird am Brunnen ein Sohn versprochen (1. Mos. 16, 7—11.), Rebekka heißt selber nach dem Brunnen **), wie die Stammutter der Phönizier: Anobreth ***). Die Athenienser wählten den Poseidon zum Stadtgott, weil er ihnen einen Brunnen mit seinem Dreizack hervorschlug. Der faunische Midas, dessen Ohren fälschlich für Eselsohren gehalten wurden, nicht König, sondern Nationalgott der Phrygier, baute ihnen zu Ancyra einen Brunnen.

---

*) ΘΗΒΙ (memphit.) ΤΗΒΕ (saitisch): area (Arche). Das gleichbedeutende תֵּבָה 2 Mos. 2, 5. übersetzen die LXX: θηβη (Bunsens Aegypt. I. S. 524.)

**) Das Wort ist aramäisch, findet sich daher in keinem hebr. Wörterbuch, sondern im Talmud Tract. Thaanith Fol. 23.

***) Ain obereth: überströmender Quell.

Der Brunnen, den Isaaks Knechte gruben, versprach ihm zahlreiche Nachkommenschaft (1. M. 26, 22), am Siebenbrunnen (**Beer Seba**) wird dieses Versprechen ihm wiederholt (1. M. 26, 23. 24). Darum mochte Juda nach der Buhlin Thamar, der Ahnfrau Jesu (Matth. 1, 4.), am Doppelbrunnen (**Enaim** 1. M. 38, 21) gefragt haben. Was die Quellnymphe Aegeria den Römern, das war, wie ich später zeigen werde, Libussa den Böhmen, denn auch das heidnische Europa hatte Quellendienst, und viele Städte, wie Heilbronn (Heiligenbrunn*), haben ihren Namen davon. Die noch vom jetzigen Volksglauben gekannten Hungerbrunnen, deren Fließen in theurer Zeit baldiges Ende derselben anzeigen soll, weisen auf einstige Wasserorakel hin, die noch jetzt in Sagen fortwirken. Die Heiligkeit dieses Elements kann aber nur in der, ihm zugeschriebenen Leben und Fruchtbarkeit verleihenden Kraft den Ursprung haben.

---

*) Diese Etymologie ist die allein richtige, denn erstlich gab es nie in jener Gegend Heilquellen, zweitens wird diese Stadt in den ältesten Urkunden (Böhmes reg. Karolor. Nr. 740 a. 841.) Heilacprunno genannt; drittens läßt sich's mittelst der Analogie schließen, denn die Quelle, welche der Stadt Maulbronn (Roßquell, Roßbach, Marbach) den Namen gegeben haben mochte, hat nur durch ihre Heiligkeit die Gründung des Klosters daselbst veranlaßt. Der unter all'n Völkern Europas weitverbreitete Glauben an die Heiligkeit, folglich auch prophetische Kraft, der Quellen läßt sich bis auf die Edda zurück verfolgen, auf den altnordischen Mimirsbrunnen, in welchen Odin ein Auge zum Pfande laßt, um Weissagungsgabe einzutauschen, und auf den Urdarbrunnen unter der Weltesche, wo die Asen zu Gerichte sitzen, und welcher an den Saal granzt, aus dem die drei Schicksalsnornen kommen; endlich darf auch des Recht und Orakel sprechenden Gottes Fosete prophetische Quelle auf der ihm heiligen Insel Helgoland nicht übersehen werden. Auch die Quellen der Göttin Ostra, welchen auch Zauberkräfte zugeschrieben wurden, verdienen hier Erwahnung. Die meisten früher von Feen und weisen Frauen bewohnten Brunnen haben jetzt nur noch einem Marienbilde den starken Besuch und die Erhaltung ihres Rufes zu verdanken. Brünn verdankt diesem Umstand seinen Namen.

Selbst die vielen **Wolfsbrunnen**, von denen der Schweinfurter und der Heidelberger die bekanntesten, scheinen in diesem Rufe gestanden zu haben. Oben wurde erinnert, daß das Begegnen des Wolfes für eine gute Vorbedeutung galt. Hier füge ich aus Grimm (S. 1093) bei: „Die Serbinnen nennen einen ersehnten Sohn **Vuk** (Wolf), weil ihm dann die Hexen nichts anhaben können. Auch den Griechen und Römern war *Λυκίσκος*, Lyciscus von guter Vorbedeutung. Ahd. Glossen verdeutschen **lyciscus** (das Thier) **wolfbizo** (Wolfsbiß) und vielleicht war auch **Wolfbizo**, an den der Wolf gebissen hat, der dadurch gesichert ist, Eigenname. Vuk (s. v. **vukojedina**) meldet: wenn eine Schwangere von einem Lamme oder einer Ziege ißt, die der Wolf todt gebissen hat, so erscheint am Kinde, das sie zur Welt bringt, eine Wunde, die man **vukojedina**, d. i. **wolfbizo** nennt. Man schneidet auch am Lamm und an der Ziege den **Wolfsbiß** aus, räuchert und bewahrt ihn als heilkräftig. Unbegreiflich erscheint es allerdings, daß ein so schädliches, gefürchtetes Thier, wie der Wolf, ein seinem Wirken ganz widersprechendes Symbol abgeben konnte. Es findet sich aber ein Analogon in dem Kraut „**Teufelsbiß**" (**morsus diaboli**), wie eine Art der **scabiosa** heißt. Diesen Namen führt es nicht nur in Deutschland, sondern auch in Dänemark (**diävels bid**), England (**devils bit**) und selbst bei den Slawen (böhm. **certkus**, russ. **djabolskae ukuschenie**), was auf die weite Verbreitung dieser Symbolik schließen läßt. Den Namen hat dieses Kraut davon, weil die Wurzel unten stumpf, wie abgebissen ist. Oribasius weiß, daß der Teufel mit diesem Kraut solchen Unfug trieb, daß die Mutter Gottes ihm die Macht benehmen mußte. Ergrimmt **biß er die Wur-**

zel unten ab, und so wächst sie noch jetzt. Wer sie bei sich trägt, dem können Teufel und böse Weiber nicht schaden. (Grimm, S. 1163). Woran also der Wolf und der Teufel gebissen, das ist vor bösen Einflüssen geschützt; der Göttin Alte, die so gern zu schaden sucht, ist damit ihr Antheil gegeben, und man ist vor dem künftigen Ausbruch ihres Neides gesichert. So erkläre ich mir die guten Wirkungen, die man von dem Berühren bösartiger Wesen erwartet. Wenn der Wolfsbiß so heilsam ist, daß ein Stück vom Wolfe ausgebissenes Fleisch zum Talisman werden konnte, so wird unstreitig ein Brunnen, aus welchem ein Wolf trinkend beobachtet wurde, ein günstiges Vorurtheil erweckt haben. Dieses ist längst im Volke vergessen, daher ersann man für die Benennung des Wolfsbrunnens in Schweinfurt folgendes Mährlein:

Vor mehreren hundert Jahren trug sichs in einem sehr strengen Winter zu, daß zum obern Thor zu Schweinfurt ein Wolf herein kam, der sich alsbald von einer Menge Menschen verfolgt sah. Er nahm seinen Weg in die erste beste Gasse und sprang, als er sich von allen Seiten umringt sah, aus Angst in einen Brunnen (!) Zum Gedächtniß erhielten Straße und Brunnen die Benennung Wolfsgasse und Wolfsbrunnen. Ueber letztern wurde ein Wolf in Stein gehauen aufgestellt, der noch zu sehen ist. (Bechstein fränk. Sagensch. S. 161.)

Daß die Gasse nach dem Brunnen benannt wurde, versteht sich von selbst, nur dürfte das Bild am Brunnen eher als eine Empfehlung seiner Heilkräftigkeit, seines befruchtenden Wassers — die Kinder holt ja der Storch aus dem Brunnen! — denn als Erinnerung an eines Wolfes Hineinspringen in denselben dort angebracht worden seyn. Wahrscheinlich wird jener Brunnen die Anlegung der Stadt daselbst veranlaßt haben.

Wie unzuverläßig die Schweinfurter als Ausdeuter ihrer Wahrzeichen sind, beweist das am Balkon ihres Rathhauses ausgemeißelte Schwein, da bekannt genug ist, daß Schweinfurt ursprünglich (im 9ten Jahrhundert) **Svvinfurt** geschrieben wurde, und seinen Namen davon hat, daß etwa zwei Jahrhunderte vor Chr. hier der Sueven (**Suen**) Furt über den Main gewesen. Aehnlich hat Frankfurt ursprünglich der „Franken Furt" (über den Main, veranlaßt durch Wittekinds Verfolgung von Karls d. Gr. Heer) geheißen.

Dem Heidelberger Wolfsbrunnen soll folgende tragische Begebenheit den Namen gegeben haben:

Der Hügel bei Heidelberg, auf dem jetzt das Schloß steht, wurde sonst der „Jettenhügel" genannt. Dort wohnte ein Weib, Namens Jetta, in einer Kapelle, von der man noch Ueberreste gesehen, als Pfalzgraf Friedrich zum Kurfürst erhoben worden war, und ein schönes Schloß (1544) baute, das der neue Hof hieß. Diese Jetta war eine berühmte Wahrsagerin, kam aber selten aus ihrer Kapelle, und gab denen, die sie befragten, die Antwort zum Fenster heraus, ohne sich sehen zu lassen. Unter andern verkündete sie in seltsamen Versen: es wäre über ihren Hügel beschlossen, daß er in künftigen Zeiten von regierenden Fürsten, welche sie mit Namen nannte, bewohnt und das Thal unter demselben mit vielem Volk besetzt werden sollte. Als Jetta einst nach dem Brunnen ging, der am Fuße des Geisberges, nahe am Dorfe Schlierbach, eine halbe Stunde von Heidelberg liegt, und trinken wollte, wurde sie von einer Wölfin, die eben Junge hatte, zerrissen, daher der Brunnen noch jetzt Wolfsbrunnen heißt. Nahe dabei ist unter der Erde ein gewölbter Gang, vom Volk das Heidenloch genannt. (Grimm D. S. Nr. 138.)

Da bekanntlich von allen Völkern die gegnerischen Nationen, mit denen sie im Streite lebten: „Riesen"

genannt wurden, an welchem Wort der Begriff des Dämonischen, nicht wie jetzt bloß der Begriff ungewöhnlicher Leibeslänge oder Stärke haftete, die deutschen Stämme Riesen: Jetten nannten, woraus die fortbildende Sprache später das Wort Heiden schuf, so wird die pfälzische Jetta, die auch Grimm (S. 486 Anm. 5) aus Eta, Eza (ahd. ez, alts. et-Riese) ableitet, eine der vielen weisen Frauen gewesen seyn, die in Deutschland und Gallien an weissagenden Quellen ihre Orakel ertheilten. Der Name Heidenloch deutet auf eine Orakelhöhle, wie jene des Trophonius in Griechenland hin. Der Name wurde aber von der christlichen Bevölkerung gegeben, die das Hinströmen der die Zukunft zu erforschen strebenden Heiden zur weisen Frau mißbilligten, aber wegen der noch vorhandenen Mehrzahl der heidnischen Bewohner jener Gegend ihrem Aerger nur in jenem Spottnamen: „Jettenbühl," „Heidenloch," Luft machen konnten. Zweifelsohne stand auch der Berg im ähnlichen Rufe, und wird also ursprünglich von den spottenden Christen, wegen der Zusammenkünfte der die Seherin aufsuchenden Heiden daselbst „Heidenberg" geheißen haben. Als das Christenthum alleinherrschende Landesreligion geworden und alle an jener Stelle haftenden gehässigen Erinnerungen aus dem Gedächtnisse des Volkes verschwunden waren; erst dann mochte die an dem ehemaligen Heidenberg oder Jettenberg*) erbaute Stadt den Namen Heidelberg erhalten haben. Die Gelehrten nehmen freilich an, die Stadt sey nach den hinter den Waldungen des Gaisberges und hinter dem Schlosse wachsenden Heidelbeeren (!) geheißen worden, und begründen ihre Meinung durch den Umstand, daß

*) Auch in Hessen und Baiern gab es Jettenberge (s. Grimm l. c.)

sich auf einem alten Wappenstein eine Abbildung des Berges mit Heidelbeerstauden und zugleich eine Jungfrau befindet, welche einen Strauß von dieser Frucht in der Hand trägt, und daß ferner der Löwe auf dem ältesten Stadtsiegel mit einem Heidelbeerkranz geschmückt ist. Allein schon das Schwein, als Schweinfurter Stadtwappen, hat oben (S. 483) die Unzuverläßigkeit solcher Berufungen auf Wahrzeichen erwiesen; und daß die Badenser die Herleitung der Namen ihrer Städte sich leicht zu machen verstehen, davon gibt ihre Erklärung von „Mannheim" den Beweis. Es soll ihrer Angabe zufolge ein Mannus, König der Deutschen, diese Stadt in vorchristlicher Zeit erbaut haben. Aber aus Hegewalds Schrift „Mannheims röm. Vorz." wird man belehrt, daß der Ort noch im Jahr 764 Mannenheim geheißen hatte, nach dem „Mann im Hain," d. h. dem Schutzgeist des Waldes, der Platz war also geheiligt als naturwüchsiger Nationaltempel, als Götterhain.

Daß die Sage nicht einen Wolf, sondern eine Wölfin mit Jungen als Ursache von Jetta's Tod am Wolfsbrunnen anführt, ist gewiß kein müßiger Zusatz. Man wird hier an die den Romulus und Remus unter der Ficus ruminalis säugenden Wölfin erinnert, an welchem Platz später Rom erbaut wurde; an die Gründung der Stadt Alba, wo eine Sau ihre Jungen warf; an die Gründung von Bremen, wo man — worauf das Stadtwappen anspielt — eine Henne mit ihren Küchlein angetroffen hatte u. dergl. m. Sollte die weise Frau wirklich von einem Wolfe zerrissen worden seyn, so dürfte man ihre Ueberreste als Wolfsbisse (siehe S. 48) zu talismanischem Zwecke für die Erhaltung der hier zu erbauenden Stadt aufbewahrt haben; vielleicht

in diesem Heidenloche; und das starke Hinströmen der gläubigen Menge zu den Reliquien der Seherin möchte wohl zuerst die Gründung einer Stadt hier veranlaßt haben, wodurch zugleich begreiflich würde, warum das Andenken an die Seherin Jetta und ihren Tod am Wolfsbrunnen mit der Urgeschichte von Heidelberg in so enge Verbindung gebracht wurde.

Wie den Wolfsbrunnen, wird man auch den Fuchsbrunnen gleiche Heilkräfte zugeschrieben haben. Das Durchtreiben von Füchsen durch die Saaten, um den Brand des Getraides zu verhüten (Ov. Fast. 4, 681—705, vergl. Richt. 15, 5), läßt voraussetzen, daß der Fuchs nicht bloß als Talisman der Felder, sondern auch der Heerden gedient haben wird. Des Wolfes talismanische Beziehung zu den Letztern beweist die Feier der römischen Lupercalien. Wolf und Fuchs sind häufig mit einander verwechselt worden*). Somit wäre Reinhartsbrunn nur eine Uebersetzung von Wolfsbrunn, und die nachstehende Sage — eben nur eine Sage und keine Geschichte:

Als Ludwig, Landgraf von Thüringen, nach Rom zog und vom Papste Buße empfangen hatte für seine und seines Weibes Sünde**), war ihm aufgelegt worden: der

*) Für unsern Zweck ist nicht überflüssig, hier daran zu erinnern, daß wie lupa nicht bloß Wölfin, sondern auch Buhlin bedeutet (daher lupanar und Aphrodite λυκαινα), ebenso βεσσαρις Füchsin und Buhlin; und volupes (wohllüstig) stammt v. αλωπηξ, vulpes (Fuchs = Wulf, Wolf).

**) Ludwig stand nämlich im Verdachte, einen Nebenbuhler im Walde erschlagen zu haben, wenn man nämlich einem thüringischen Volksliede, das jedoch nicht über das 14. Jahrhundert hinaufreicht, glauben darf, denn ein gleichzeitiger im 11. Jahrhundert lebender Chronist, ein Mönch des vom Ermordeten gestifteten Klosters Goßegk, läßt den Pfalzgrafen auf seinem Waidgehege von fremden Wildschützen erschlagen werden.

Welt zu entsagen und ein Kloster zu bauen. Ohnfern der Schauenburg wohnte in einem Thale an einem stark strömenden Born ein Töpfer Namens Reinhard (Fuchs.) Dieser nahm nicht ohne stillen Graus allnächtlich unfern seiner Hütte zwei flackernde Lichter von wunderbarer Farbe inmitten des Thales wahr. Der heimgekehrte Graf sah in dieser ihm mitgetheilten übernatürlichen Erscheinung ein Zeichen des Himmels, daß der von ihm gelobte Klosterbau an dieser Stelle stehen sollte, und rasch gipfelte seine reumüthige Begeisterung die Thürme der Abtei empor, die den Namen des Töpfers und des Brunnens erhielt. (Grimm D. S. Nr. 549.)

Urkundlich gründete aber schon Ludwigs Vater „der Bärtige" ein Dörfchen Reinhardsbrunnen — muthmaßlich nach dem hier befindlichen im Rufe stehenden Fuchsborn — an der Stelle, wo später das Kloster gebaut wurde. Folglich wird auch der Fuchs, welcher dem Brunnen den Namen gab, kein Töpfer gewesen seyn; man müßte etwa dabei sich erinnert haben, daß der Leib des Menschen ein Erdenkloß, aus Lehm, folglich der Bildner desselben — oder doch die Ursache das Wasser des Quells — ein Töpfer. Die beiden leitenden Lichter ließen sich auf die Schönheit des einsamen Thales und die Nähe der Schauenburg beziehen, allein

---

Der Gattin Sünde war aber das vorgebliche Einverständniß mit ihrem Verführer gewesen. Die Erinnerung an den Tod des Pfalzgrafen trat wie ein drohendes Gespenst vor Ludwig und Adelheid, die sich als die Veranlassung jenes Mordes betrachtete. Als nun, erzählt die Chronik weiter, Ludwig an einem Charfreitag seinen Tisch mit Fleischspeisen besetzt gefunden, habe die, ob solcher Sünde zur Rede gestellte Hausfrau ihm erwidert: Wir haben noch größere Sünde begangen und nicht bereut. So lange diese nicht gesühnt ist, mögen wir auch Fleisch am Charfreitag essen, wir werden es dadurch nicht schlimmer machen. Der Graf, heftig erschrocken, beschloß nun, persönlich in Rom für sich und seine Frau Absolution zu erbitten. Die vom Papste Stephan auferlegte Sühne bestand darin, daß nicht nur Ludwig ein Kloster baue, sondern auch Adelheid ein gleiches Werk stifte.

in der Nacht leuchten solche Lichter nicht, und so wäre man zu der Voraussetzung gezwungen, daß der Brunnen des „Schauens" (**Beer Roi** 1. Mos. 16, 14), welcher den Hebräer veranlaßte, Quell und Auge mit Einem Worte (gain, woron *γένω*, gigno) zu bezeichnen, die Etymologen fons (Quell) v. *φαίνω* (leuchten) herzuleiten: zeugen, säen für: zeigen, sehen lassen) zu sagen; also der Quell der Erkenntniß — wie es ja auch einen Baum der Erkenntniß mit befruchtenden Liebesäpfeln im Paradiese gab — auch eine in Deutschland gekannte Hieroglyphe gewesen sey. Ludwig ist demnach ebenso wenig mit dem Töpfer und dem Brunnen in Verbindung gekommen, als er den Sprung aus dem Fenster des Schlosses Gibichenstein in die Saale jemals unternommen hat. Kein gleichzeitiger Chronist weiß etwas von dem tollkühnen Sprung. Sein Prädikat: „der Springer" verdankt er lediglich der Unwissenheit Chronikenschreibender Mönche. Ludwig, wie sein Vater, werden salische Grafen genannt, weil ihr Geschlecht den salischen Franken entstammte. Ein späterer Chronist, dem die specielle Bedeutung des Wortes Salius unbekannt war, griff nach der generellen desselben und machte daraus den „Springer." War einmal das Wort in dieser Bedeutung erfaßt, so fand sich die Sage von selbst dazu. Dann nannte man ihn weiter fortgehend „saltator," was eigentlich nicht einen Springer, sondern einen Tänzer bedeutet. Der erste Chronist, welcher Ludwigs salto mortale erzählte, ist der sogenannte „Erfurter Mönch," der 350 Jahre später als Ludwig lebte. Eine so wunderbare Begebenheit wäre den gleichzeitigen Geschichtschreibern, die noch dazu in Ludwigs Nähe lebten und persönlich mit ihm in Be-

rührung kamen, gewiß erwünscht gewesen und ihnen auf keinen Fall entgangen.

Nach dieser kleinen Abschweifung vom mir gesteckten Ziele knüpfe ich den abgerissenen Faden meiner Beweisführungen für die Identität der Begriffe „weben" und „schöpfen" oder „Spindel" und „Brunnen" wieder an. Es stimmen nämlich viele Volkssagen darin überein, daß sie Seejungfern Spinnstuben besuchen lassen, die sich aber jedesmal pünktlich um Mitternacht entfernen. Ein Schulmeisterssohn, der sich in dieser Gesellschaft sehr wohl fühlte und den Zeiger der Uhr absichtlich verrückte, damit die geisterhaften Wesen noch eine Stunde länger bleiben möchten, mußte es am folgenden Tage mit dem Tode büßen. Von wem die Ursache desselben ausgegangen, konnte nicht zweifelhaft bleiben, da gleichzeitig auf der Oberfläche des benachbarten Flusses drei Blutflecken sichtbar waren. (Grimm, D. S. Nr. 306.)

Der sogenannte H o l l e n z o p f oder Wichtelzopf, der Alpzopf oder Trutenzopf, Weichselzopf, so genannt nach Frau Holle, der häßlichen, langnasigen, großzahnigen Alten, mit struppigem, engverworrenem Haare, die das Sprichwort veranlaßte: „Er ist mit der Holle gefahren," um einen Mann zu bezeichnen, dessen Haar sich unordentlich wirrt und sträubt, wahrscheinlicher aber, weil sie Haar oder Flachs verwirrt, wenn er zur Dreikönigsnacht — oder Fastnacht, wenn sie heimkehrt — nicht abgesponnen ist; der Hollenzopf, in Niedersachsen Elfklatte (Brem. Wtb. I. S. 302), in Dänemark Marelok, in England elflocks genannt*), hat Beziehung auf das Verfilzen des Flachses, denn ein Mädchen, das der Holle ihre e i n J a h r l a n g n i c h t g e k ä m m t e n

*) Das Zeitwort elf bedeutet bei Shakespeare (Lear II, 3.) die Haare verfilzen.

Haare auskämmte, kämmte aus ihren Locken Perlen und Edelsteine (Kinderm. III., 44). Dieß bedeutet doch nichts anders, als: Flachsbau bringt Segen, oder da von Haaren die Rede ist, welche das ganze Jahr nicht gekämmt wurden, so möchte das Kämmen Leibessegen zur Folge haben, also hier jenen Sinn beherbergen, der die Griechen veranlaßt hatte, den Kamm der Liebesgöttin zu weihen, weil dieser Kamm bei zu häufigem Gebrauch dem Mann alle Haare aus dem Kopfe kämmt*). Davon wußte die Sprache, indem sie „kämmen" (πέκω) und „sündigen" (pecco, i. e. pro-*pago* fortpflanzen) mit Einem Worte bezeichnete, so daß **pecten** (Kamm) und **peccatum** (Sünde) aus Einer Wurzel abstammen. Der Spötter Juvenal zielt (6, 370) darauf hin. Daher spielte die κτείς (der Kamm, wörtl. Spalte v. κτείνω) in den von den Matronen gefeierten Thesmophorien eine so wichtige Rolle.

Um wieder auf besagten Zopf der Frau Holle zurückzukommen, so muß ich hier nachträglich bemerken, daß der Graf von Henneberg ihn in sein Wappen aufgenommen hat. Als Beweggrund erzählt man folgende Sage:

Einst spielten zwei Grafen von Henneberg mit einander Kegel; sie veruneinigten sich mit einander, und zwar so heftig, daß der eine Bruder den andern erschlug und

*) Der Kirchenvater Clemens Alexandrinus sagt es klar und deutlich, daß der Kamm die Mutterscheide bedeute κτεὶς γυναικεῖος ὅς ἐστιν ἐυφήμος καὶ μυστικῶς εἰπεῖν, μοριον γυναικεῖον Protr. pag. 14.) Im Pallast degli Uffici zu Florenz, welchen Cosmo I. erbaute, befindet sich eine Venus, die, mit einem Kamm bewaffnet, auf Amors Haupt Läuse sucht. Dahin führt das Mißverstandniß und die Unkenntniß der Bildersprache der Alten!

darauf das Weite suchte. Ein Fuhrmann, zu dem der Flüchtige sich unterwegs gesellte, barg ihn auf seinem Karren und nahm ihn mit nach Frankfurt. In dieser großen Handelsstadt lernte der junge Graf einen Kaufmann aus Moskau kennen und folgte diesem in seine ferne Heimath. Der Kaufmann hatte eine schöne Tochter, in diese verliebte sich der Graf und versprach ihr die Ehe, sobald er in sein Vaterland werde zurückkehren dürfen. Die Zeit kam auch wirklich herbei, denn die Kunde gelangte bis nach Moskau, daß der Graf nichts mehr daheim zu fürchten habe, weil sein Vater gestorben und er alleiniger Erbe des Henneberg-Schleusinger Landes sey. So zog der Graf von dannen, ward aber durch seine Verwandtschaft daheim gezwungen, eine standesmäßige Verbindung einzugehen. Da die Kaufmannstochter in Moskau ohne Nachricht geblieben war, so machte sie sich mit vielen Schätzen auf, und kam in des Grafen Heimath. Ueberall hörte sie festliches Glockengeläute und erfuhr auf Befragen, daß ihr Verlobter heute Hochzeit mache. Vor Schmerz riß sich die Betrogene ihren schönen Zopf aus, und ging, — sie, die zweifelsohne als Russin einer andern Kirche angehörte! — ins Kloster nach Troststadt. Von ihrem Gelde ließ sie Brücken bauen (vergl. S. 273) und begabte zwei Klöster. Nachher hat der Graf seine Reue dadurch bewiesen, daß er ihren Zopf als Helmzier seinem Wappen einverleibte. (Bechstein fränk. Sagensch. S. 266.*)

Ich will die Glaubwürdigkeit dieser Erzählung auf sich beruhen lassen, obschon ich geneigt wäre, im Henneberg'schen Zopf einen Talisman zur Fortdauer jenes gräfl. Geschlechtes zu erkennen, und zwar aus nachstehend angeführtem Grunde.

Ein armer Schäfer, der am nächstfolgenden Tage ausgepfändet werden sollte, weidete an den Ruinen einer

*) In Bechsteins thüring. Sagensch. III. S. 230 ff. sind noch zwei andere Zopfsagen aufgenommen.

Burg, da sah er im Sonnenschein an der Schloßthüre eine weiße Jungfrau sitzen. Sie hatte ein weißes Tuch ausgebreitet, darauf lagen Knoten, die sollten in der Sonne aufklinken. Er nahm sie in die Hand, besah sie und legte sie wieder hin. Es waren ihm ein Paar Knoten in die Schuhe gefallen, die drückten ihn auf dem Heimweg, da setzte er sich, zog den Schuh ab und wollte sie herausschütteln. Als er hineingriff, fielen ihm sechs Goldkörner in die Hand. Er wollte zur Burg zurück, die Jungfrau war aber mit den Knoten verschwunden, doch konnte er sich schuldenfrei machen und seinen Haushalt wieder einrichten. (Grimm D. S. Nr. 10.)

Mit diesen in Goldkörner sich verwandelnden Flachsknoten im Schuh vergleiche man nun nicht bloß die obenerwähnte Sitte, für das Roß, des den Ackerbau beschützenden Odin oder Wuotan Haferkörner in einen Schuh zu legen, sondern auch den in der Altmark herrschenden Brauch, daß die zur Trauung gehende Braut in ihre Schuhe einige Getraidekörner legt, weil dieß die Fruchtbarkeit des Feldes bewirken soll. (Temme, Sagen der Altm. S. 74). Was aber hat die Braut und ihre Trauung mit dem Erndtesegen für einen Zusammenhang? Nur Leibessegen kann hier gemeint seyn, das Saatkorn ist der Menschenkeim, die Schuhe mahnen an die von der „Fülle" aufbewahrten Schuhe der Frigg oder Freia, die wir oben für das Sinnbild des Weibes erkannt haben. Mithin ist es deutlich genug, daß der Flachs der Frau Holle nicht blos auf den Flachsbau und die Fruchtbarkeit des Erdenschooßes, sondern auch des Mutterschooßes Bezug habe.

Aber um nicht in Hypothesen mich zu vertiefen, will ich vom Henneberg'schen Zopf zu dem Goldzopf des Gottes Heimdalr übergehen, weil dieser uns nicht nur

die vorige, sondern auch die nächstfolgende Sage klar machen soll. Ich erinnere zuvörderst daran, daß die Nachtgöttin Nött ein Roß reitet, welches, weil von seinen Mähnen Thau trieft, Hrimfari heißt. Da nun Heimdalr der Mondgott ist, so wird Jedermann leicht errathen, warum sein Pferd Goldzopf (Gullentoppr) genannt wird; denn wie der Regen — man denke hier an der Danae Befruchtung durch Zeus, der das Prädicat: Ackerbauer (γεωργος) führt — ist auch der Thau wahres Gold. Frau Holle, als Nachtgöttin, ist folglich auch Thauspenderin, der Thau befruchtet, indem er befeuchtet. So hätten wir die vielen Mährchen und Sagen von Mädchen, die am Brunnen spinnen und deren Rocken in den Brunnen fällt (Kinderm. II. Nr. 24. III. S. 42. Reynizsch, über Truten S. 128 — 131. Naubert, Volkss. I. S. 136 — 179 u. a. m.), nicht erst zu deuten nöthig, und setzen nur die folgende ihrer besondern Wichtigkeit wegen hieher:

In Salzwedel erzählt man sich folgende Begebenheit, die sich in einem Dorfe der Umgegend zugetragen haben soll. Dort lebte eine arme Wittwe mit ihrer einzigen Tochter, Namens Marie. Die Mutter konnte wegen Kränklichkeit nicht mehr arbeiten. Das schadete aber nicht, ihre Tochter war die beste Spinnerin, sie konnte täglich drei Stück Garn spinnen, und ihr Faden war doch der feinste. Dadurch ernährte sie sich und ihre Mutter. Sie hatte aber einen großen Fehler, sie war vergnügungssüchtig; bei jedem Spektakel, bei jedem Tanze mußte sie zugegen seyn. Alle Ermahnungen fruchteten nichts. Besonders im Spätherbst und im Winter ging die Lust des Mädchens los, wenn das junge Volk im Dorfe zum Spinnen zusammenkam. Es wurde mehr getollt als gesponnen. Anstatt zur bestimmten Zeit auseinander zu gehen, wurde es immer später, und Marie kam immer die Letzte zu Hause an. Am Marientag, als Marie wie-

der in die Spinngesellschaft ging, sagte die Mutter: versprich mir nur heute, daß du vor Mitternacht zu Hause eintriffst. Heute ist unserer lieben Frauen Tag, und wenn da die Kinder ungehorsam gegen ihre Eltern sind, werden sie sogleich bestraft. Marie gelobte: sie wolle gewiß nicht wieder spielen, so wahr der Mond am Himmel stehe. Mit diesem Versprechen nahm sie ihr Rad und ging. Sie hatte aber kaum eine Stunde gesponnen, als draußen Gesang und Musik laut wurde und die jungen Bursche des Dorfes ankamen. Sie hatten Spielleute geholt, die Spinnräder wurden auf die Seite geworfen, Alles tanzte und sprang. Marie wollte zwar Anfangs nicht mittanzen, aber die Musik und die Bitten der Bursche drangen tiefer in ihr Herz als das Versprechen, das sie ihrer Mutter gegeben. Es war schon lange Mitternacht vorüber, als man sich endlich zum Auseinandergehen anschickte. Die Musik mußte sie aber noch auf die Straße begleiten, und als sie an dem Kirchhofe vorbeikamen und dessen Thüre offen fanden, da ergriffen die Bursche die Mädchen und zogen sie auf den Kirchhof, wo das Tanzen von Neuem losging. Marie hatte ihr Versprechen ganz vergessen und sprang lustig mit im hellen Mondschein. Ihre Mutter saß unterdeß unruhig in ihrem Stübchen und wartete mit Schmerzen auf die Tochter. Da hörte sie plötzlich aus der Ferne das Schreien und Lärmen auf dem Kirchhof. Sie konnte sich nicht mehr halten, sie folgte dem Lärm. So kam sie auf den Kirchhof, wo sie ihre Tochter mitten unter den Springenden sah. Der Anblick zerschnitt ihr das Herz. Sie befahl ihr, sofort mit ihr nach Hause zu gehen. Das Mädchen aber erwiederte ihr: „Ei Mutter, der Mond scheint noch so helle! Geh' du nur, ich komme bald." Da sah die alte Frau in den Mond und verfluchte ihre Tochter. „Ich wollte, sagte sie, das ungerathene Kind säße im Monde und müßte da oben spinnen!" Die Worte hatte sie kaum gesprochen, da war die Marie aus den Reihen der Tanzenden verschwunden und man sah sie, mit ihrem Rade in der Hand, rasch wie einen Blitz dem Monde zufliegen. Im Monde sitzt sie noch und spinnt; wenn er ganz hell scheint

kann man sie deutlich spinnen sehen. Sie spinnt feine und zarte Fäden, die fallen zur Herbstzeit auf die Erde herunter; der Wind jagt und zerreißt sie dann und treibt sie auf Hecken und Bäume. Die Leute nennen sie Marienfädchen. (Temme Volksf. d. Altmark Nr. 49. nach den Akten des Altmärk. Vereins f. Geschichte.)

Dieses Mährchen bedarf keines Commentars, es commentirt sich selbst. Nur daran muß erinnert werden, daß der Erzähler die tanzlustige Spinnerin absichtlich Marie nannte, um die Marienfädchen zu erklären. Dachte er vielleicht auch an das Gestirn Marirock? (Marienrocken = Frigg's Rocken?) oder an die Himmelfahrt Mariä, weil eben in der diesem Festtag folgenden Nacht auch seine Spinnerin ihre, obwohl unfreiwillige, Auffahrt hielt? Dann wäre erlaubt, den Tanz auf dem Kirchhof als den Tanz oder Umkreis der Gestirne am Horizont zu deuten. Oder sind hier die Seelen der Todten, welche als Sterne an den Himmel versetzt werden (Grimm S. 790), gemeint? Ich erinnere hier zugleich an das nächtliche Tanzen der Elfen (vergl. S. 161) auf Kirchhöfen. Daß Maria schon frühzeitig von einigen Gliedern der orientalischen Kirche mit der Mondgöttin oder „Himmelskönigin" verwechselt wurde, beweisen die von der Secte der Philomarioniten oder Kollyridianer (von κολλυρις Kuchen) ihr nach dem Beispiel der Syrer (Jer. 7, 18) dargebrachten Mondkuchen, mittelst deren die Göttin bewogen werden sollte, den Frauen Leibessegen zu spenden, daher auch nur Frauen diese Fladen, welchen wahrscheinlich auch, wie auf den Isisbrödchen, die Figur des weiblichen Gliedes aufgedrückt war*),

*) ποπανα πολυομφαλα. Clem. Al. Protr. p. 14 Die Böhmen und Polen haben für Weib und Kuchen Ein Wort: baba.

darbrachten. Eine diesem Mondkuchen*) ähnliche Bestimmung werden ursprünglich wohl auch Frau Berchtha's Klöse, der süße Brei der weißen Frau von Neuhaus, und die in der Mittewinternacht der Freia gebackenen Kuchen mit des Ebers Bild, endlich auch die Butterzöpfe der Christnacht, in welcher Holle ihren Umgang hält, gehabt haben.

Daß der der Mondgöttin dargebrachte Kuchen (libum), wie der bei keiner Vermählungsfeier vermißte Hochzeitkuchen auf die Küchlein (liberi) anspielen soll, welche sich die Bruthenne wünscht, ist klar; weniger deutlich wäre aber seine Beziehung zum Monde, wenn man nicht an den Thau, als den Vermittler zwischen dem Monde und der Erde, dächte, deren Fruchtbarkeit allein es möglich macht, den Dank dafür in Kuchenform darzubringen. Auch hier wurde das Saatkorn ein Symbol des thierischen Keims, und das Gedeihen der Familie und der Heerden wurde, wie der Erndtesegen, auf den Mond zurückgeführt.

Daß man eine starke Vegetation vorzugsweise dem Monde, d. h. dem von ihm ausgehenden Thau, verdanke, sagt uns folgendes Mährchen:

Im Monde steht ein Mann, der hat einen Kohlstrauch in der Hand. Dieser wollte gern am Christabend (in jener der Freia = Holle geweihten Nacht) Kohl essen; und weil es nun das ganze Jahr über Glück bringt, stahl er ihn, obgleich es Gott ausdrücklich verboten hatte. Zur Strafe dafür ward er nach seinem Tode in die Sonne gesetzt. Da war es aber gar zu heiß, so daß er es nicht aushalten konnte. Darum bat er den lieben Gott: er möge ihn von da fortnehmen. Das geschah auch, und,

---

*) So konnten sie schon deshalb heißen, weil sie bei einigen Völkern mondförmig waren (Creuzer II. S. 139.)

nun kam er in den Mond, wo ihr ihn beim Vollmond noch mit seinem Kohlstrauch in der Hand sehen könnt. (Kuhn Märk. Sag. Nr. 130.)

Auf Silt in Ditmarschen erzählt man: Der Mann im Monde sey ein Schafdieb gewesen, der mit einem Kohlbüschel fremde Schafe an sich gelockt *), bis er zur ewigen Warnung für Andere in den Mond versetzt worden sey, wo er noch immer seinen Kohlbüschel in der Hand hält. (Müllenhof Nr. 583.)

Da die Hellenen für Kuchen (λαγανον) und Kohl (λαχανον) Ein Wort haben, Beide von derselben Wurzel (λαγνος, geil) stammen, ebenso ein Kohlstengel (καυλος) ihnen zugleich den Priap bedeutete, dessen Bildniß die Römer in Kohlgärten setzten **), so sieht man klar, daß alle diese Bilder auf die vom Mond ausgehende Fruchtbarkeit anspielen.

Nur zur Nachtzeit konnte Actäon Dianen im Bade überrascht haben. Daß sie sich aber nur in Thau gebadet, beweist die Wirkung der auf ihren Liebhaber gesprengten Tropfen. Er wurde in einen Hirsch verwandelt. Dieses Thier, das feuchte Orte aufsucht (Ps. 42, 2), ist darum ein Symbol des Thau's. Die Edda

*) Der Sinn ergibt sich aus folgender von Kuhn (in Haupts Ztsch. f. d. Alt.) gegebener Notiz: „Im Osten der Mittelmark bei Fürstenwalde und in Wendisch-Buchholz sagt man, wenn in den Zwölften der Flachs nicht abgesponnen, so komme die Murawe und besudle ihn, wer in den Zwölften spinnt, dessen Schafen bringt sie die Drehkrankheit.“ Murawe ist die slawische Todesgöttin Morana oder Morzana, die wir in der nächstfolgenden Zelle kennen lernen werden. Sie also die weiße Frau und wilde Bertha, Frigg mit dem Rocken — Friggs Rocken ist das Gestirn, welches in Orions Gürtel sich befindet, und auch die „drei Könige“ heißt, Orion ist bekanntlich den Griechen der „wilde Jäger“ — die den Lebensfaden abschneidende Parze, daher muß in den Zwölften, wo das Jahr stirbt, die kürzesten Tage sind, der Flachs abgesponnen seyn.

**) Caulis (Kohl) hat bei Celsus ebenfalls priapäische Bedeutung.

läßt vom Geweih des Hirsches Eikthyrnir Thau herabtriefen. In Athen, wo das Pandrosium (δροσος Thau) stand, wo die Thaugöttin Herse verehrt ward, dort war der Hirsch auch der Stadtbeschützerin Athene Symbol. (Creuzer II. S. 731.) Ellops, im Namen der Hirsch, der Enkel der Thaunymphe Herse, war ein Sohn desselben Tithon, den die Morgenröthe (Eos) entführt hatte (denn die ersten Strahlen der Morgensonne lecken den Thau weg). Eine Hindin (Hirschkuh) der Morgenröthe kennt auch der Psalmist (22, 1). Das Verhältniß des Hirsches Actäon zur Mondgöttin Diana erklärt auch ihre Vorliebe für ihre Priesterin Iphigenie, an deren Stelle eine Hirschkuh geopfert wurde. Nicht die Jägerin Diana hatte Actäon geliebt, sondern die Mondgöttin, darum kömmt auf Münzen (Vaillant Num. Imp. p. 277) der Hirsch auch neben der Juno vor, die keine Jägerin, wohl aber Mondgöttin war, die an jedem Neumond, wie Frau Hertha im Jungbrunnen Parthenion badend, wieder Jungfrau wird. Der Mondgöttin Isis hielt der Cultus heilige Hirschkühe (Aelian. X, 23). Die befruchtenden Gangaströme waren aus dem Thau entstanden, der sich an der indischen Mondgöttin Finger gelegt hatte, als sie mit diesen die Augen Schiwa's, ihres Gemahls, des verzehrenden Sonnenfeuers, bedeckt hatte, denn nur Nachts entsteht der Thau. Ganga wird bekanntlich mit dem Halbmond auf dem Kopfe abgebildet. Diese Beziehung des Hirsches, dessen Name schon an den Thau erinnert*), zum Wasser, läßt auch das Vorkommen sei-

*) Hirsch und Thau bezeichnet der Hellene durch das Eine Wort δροσις; auch hieß er δορκάς nach dem glitzernden (δέρκω) Thau. ausserdem προξ, wie der Thau πρωξ.

nes Bildes an Taufbecken der alten Kirchen, und die vielen in Legenden den Heiligen erscheinenden Hirsche mit Crucifixen zwischen den Geweihen, begreiflich finden. Aber auch die deutsche Sage erzählt von der Sehnsucht des Hirsches nach der Quelle:

Vor langer Zeit war die Gegend, wo jetzt der dritte Stadttheil von Schleswig, der Friedrichsberg liegt, mit Gestrüpp und Holz dicht bewachsen. Einige Hirten und Jäger sammelten sich jedoch nach und nach um eine Quelle, und es entstand ein Dorf. Eines Tages aber versiegte die Quelle. Die armen Leute standen nun rathlos da, denn weit und breit war sie die einzige gewesen. Da ging ein Jäger Nachts in den Wald, um, er wußte nicht wie, Abhülfe zu schaffen. Nach langem Suchen sah er ganz nahe plötzlich einen weißen Hirsch mit goldenem Geweih. Schon legt er an, als Mitleid ihn beschleicht, er die Büchse absetzt und nach Hause geht. Am andern Morgen fand man das goldene Geweih bei der Quelle. Den Hirsch aber hat Niemand gesehen. Jetzt konnte man den stattlichsten Brunnen bauen, der noch jetzt Hirschhornbrunnen heißt, der das schönste Wasser in Friedrichsberg gibt, das vor Zeiten auch heilkräftig war. (Müllenhof, Schleswig rc. Nr. 122.)

Das goldene Geweih sollte unstreitig den hohen Werth des glitzernden Thau's bezeichnen, rücksichtlich seines Ein=

Herse (ἕρση), die Thaugöttin, erinnert im Namen an den in der Gestalt dem Thau ähnlichen Hirse (engl. hirse, schwed. hers). und dieser wieder an den Hirsch. Aber eben weil der Thau ein Geschenk der Mondgöttin, darum hieß Aphrodite: die Hirsefrau (Κεγχρεις), und weil der Thau das Naß, darum war „Hirse" (Κεγχρεύς) ein Sohn Neptuns (Diod IV, 74.), und eines andern Hirsemanns (Κεγχριας) Mutter war in eine Quelle verwandelt worden. (Paus. Cor. II, 3.) Hier drangt sich von selbst die Frage auf, ob nicht die sächsische Sitte, in den Zwölften Hirse zu essen, sich auf das ehemalige Baden der Frau Hertha oder Holle um jene Zeit beziehe?

flusses auf die Fruchtbarkeit, denn in welchem andern Sinne hieß die aus dem Wasser entstandene Liebesgöttin die „Vielgoldene“? (Ἀφροδίτη πολύχρυσος bei Hesiod). Man denke hier daran, daß eben am Feste dieser Göttin der reiche Crösus (im Namen der Goldene Κροισος = χρυσος) geboren ward, und daß Midas, dem Ameisen schon in die Wiege Getraidekörner brachten, Alles, was er berührte, in Gold verwandelte.

Das Bad der Diana bedeutete also — ich wiederhole es — wie das Bad der Hertha und Juno, das Baden der Himmelskönigin im Thau. Dieß geschieht zwar allnächtlich, aber seine eigentliche Bedeutung erhält dieses Bad im eintretenden Frühling oder auch in der Christnacht, wo die Grenzscheide der alten und neuen Zeit sich befindet, und wo der Landmann nach Zeichen umblickt, die ihm die Witterung des künftigen Jahres deuten sollen. In Gamberg und der Umgegend glaubt man, daß während der Christmette die Aepfelbäume blühen, abblühen und Früchte tragen (Schnezler, Bad. Sag. II. S. 634).

Von der Frau Holle (richtiger Holde), die nordische Huldra, unter welchem Namen nach den von Grimm gesteckten Grenzen ihres Gebiets, die Naturgöttin in Hessen, Thüringen und im Voigtlande am bekanntesten war — denn Schwaben, die Schweiz, Baiern, Oestreich (? wie wäre dann die Stadt Hollabrunn zu deuten, die an den Hessischen Hollenteich erinnert?), Nordsachsen und Friesland kennen sie nicht — heißt es, daß sie auf dem nach ihr genannten Hollenteich, auf dem Meisner Berge, vier Stunden von Cassel, sich zuweilen als schöne weiße Frau zeige, daß sie in dem benachbarten Hollenbad bade. Weiber, die in ihren Brunnen steigen, werden frucht-

bar*), wie Barth (Altd. Rel. I. S. 125), jedoch ohne Quellenangabe, versichert.

Aus Holla's Brunnen**) kommen die Kinder.

Auf dem Habermarkte in Flensburg steht ein alter steinerner Brunnen, der die Gröönerkeel heißt. Sein klares reiches Wasser fällt aus vier Hähnen in ein weites Becken und versorgt einen großen Theil der Stadt. Die Flensburger halten diesen Brunnen sehr in Ehren, denn in dieser Stadt bringt nicht der Storch die kleinen Kinder, sondern sie werden aus diesem Brunnen aufgefischt. Dann erkälten sich die Frauen dabei, und darum müssen sie das Bett hüten. (Müllenhof Nr. 124.)

Auf der Straße von Schweinfurt nach Königshofen steht das Lindenbrünnlein, aus ihm schöpfen die Ammenfräulein in silbernen Eimern die kleinen Kinder, und seine Fluth ist nicht Wasser, sondern Milch. Wenn die Kleinen zu diesem „Kindsbrunnen" kommen, so sehen sie durch das Loch des Mühlsteins hinab auf sein stilles Wasser, das ihnen das eigene Bild zurückspiegelt und glauben dann ein Brüderchen oder Schwesterchen erblickt zu haben, das ihnen recht ähnlich sieht. (Bechstein fränk. Sagensch. S. 174.)***)

*) Dieser Glaube findet sich bei allen Völkern und zu allen Zeiten vor. Die indische Göttin Parvati war im Bade ohne vorheriges Zuthun eines Mannes fruchtbar geworden, und hatte den Ganesa geboren, auf gleiche Weise war der chinesische Fo, waren Buddha, Zoroaster (Zerduscht) 2c. entstanden. Die Mütter dieser Manner verdankten sämmtlich dem Bade, daß ihre Unfruchtbarkeit von ihnen genommen wurde.

**) Die ältere Form v. Brunnen, Born, mahnt, wie das nord. björn, an ge-bären, Barmutter. Ebenso stammt φρέαρ (Brunnen) v. φρέω = φέρω, fero, Frucht tragen, κρήνη (Quell) v. κράω, creo, schaffen, erschaffen.

***) Noch sieht man auf dem Rammelsberg bei Goslar einen „Kinderbrunnen" angeblich von den Zwillingsknaben so genannt, mit welchen eine Frau an demselben niedergekommen war. Auf diesem Brunnen stehen zum Andenken an jene Begebenheit zwei in Stein gehauene Kinder. (Grimm D S. II. S. 165.)

Daß der Storch die Kinder aus dem Brunnen hole, ist vielleicht mit der Zärtlichkeit dieses Vogels für seine Jungen zu erklären, daher auf Bildwerken der Inder (bei N. Müller Gl. W. u. Kunst d. Hindu Tab III. Fig. 103) die Erdgöttin, als Nährmutter aller Wesen, den Storch auf der Hand trägt. Noch jetzt sieht man es gern, wenn dieser Vogel auf kirchlichen Gebäuden, Rathhäusern rc. sein Nest baut, denn man betrachtet ihn als lebendes Wahrzeichen des Fortbestands des Ortes.

Holde wandelt sich aber auch in die Unholde um. Nicht nur bringt sie die Kinder aus dem Brunnen, sie zieht sie auch in ihren Teich; sie lockt — wer kennt nicht Hulda, das Donauweibchen? — manchen schmucken Ritter zu sich in ihr feuchtes Bett. Als Wolfdietrich Nachts im Walde an einem Feuer saß, nahte sich die rauhe Else (Elfe?) und entführte den Helden in ihr Land. Sie war eine Königin. Im Jungbrunnen badend, legte sie ihr rauhes Gewand ab und hieß dann Frau Sigeminne, „die schönste über alle Lande." Vergleicht man damit, was die Schweden von ihrem Heilbrunnen erzählen, deren Kraft sie weißen Schlangen (Hygieen) zuschreiben, welche von schönen, am Ufer sitzenden Jungfrauen — was aber nur alle hundert Jahre einmal gesehen werden kann — den Besuchern der Quelle gezeigt werden (Grimm, S. 554 Anm.), so wäre der Ursprung der Fee Melusine, trotz ihrer behaupteten keltischen Abkunft, entdeckt.

Ich gebe hier die Geschichte der Melusine aus den Chroniken von Poitou (Paris 1698), verglichen mit andern Quellen:

Ein König von Albanien (Arragonien), Namens Elimas (Helmas), kam auf der Jagd zu einer Quelle, um seinen Durst zu löschen. Als er sich derselben näherte, hörte er

weiblichen Gesang und fand, daß es die Stimme der schönen Fee Pressine (Persine) sey. Sie vermählte sich ihm unter der Bedingung, daß er sie nie im Wochenbett besuche. Sie gebar ihm Drillingstöchter: Melusine, Meliore und Palatine. Des Königs Sohn aus früherer Ehe, Nathas, beeilte sich, dem Vater die erfreuliche Nachricht zu bringen, welcher, ohne sich zu besinnen, ins Zimmer der Königin rannte, und gerade eintrat, als sie ihre Töchter badete. Als Pressine ihn erblickte, rief sie, er habe sein Wort gebrochen, sie müsse scheiden; ihre drei Töchter auf den Arm nehmend, verschwand sie. Sie zog sich nach einer Insel zurück, wo sie ihre Kinder heimlich erzog und ihnen die Wortbrüchigkeit ihres Vaters erzählte, ihnen auf einem hohen Berg an jedem Morgen das Reich ihres Vaters zeigte, und ihnen vorstellte, wie glücklich sie dort hätten leben können, wenn nicht des Vaters Schuld sie von dort vertrieben hätte. Als sie 15 Jahre alt waren, fragte Melusine, was ihr Vater eigentlich verbrochen habe. Sobald sie es erfuhr, sann sie auf Rache. Sie forderte ihre Schwestern auf, sie in ihr väterliches Reich zu begleiten; dort angekommen, verbannte sie den König in einen Felsen, worin er bis zu seinem Tode verbleiben mußte. Diese Strafe dünkte der Mutter zu hart, sie strafte daher ihre Töchter damit, daß Meliore als Gespenst ein Bergschloß in Armenien (!) bewohnen mußte, Palatine auf einem Berge in Arragonien ihres Vaters Schätze bewachen sollte, und Melusine jeden Samstag an der untern Hälfte des Leibes zur Schlange werden würde, welches Geheimniß nur zu ihrem Schaden geoffenbart werden könnte.

Melusine streifte jetzt durch die Welt, um einen Befreier aufzusuchen. Sie ging durch den Schwarzwald und die Ardennen und kam zuletzt nach dem Walde von Colombiers in Poitou, wo die Feen aus der Nachbarschaft sie zur Königin wünschten. Graf Raimund von Poitiers, der durch einen unglücklichen Wurf seines Jagdspießes seinen Oheim, den Grafen von Emmerich, getödtet hatte, wanderte eben in dieser Nacht, traurig und niedergeschlagen, durch den Wald von Colombiers. Er kam zur Feen-

quelle (la font des Fees noch i. J. 1698 genannt), die dort am Fuße eines hohen Felsens entspringt. Als er ankam, ergötzten sich eben drei Damen daselbst beim Mondschein. Melusine gefiel ihm am besten. Sie heirathete ihn, nachdem er eidlich ihr gelobt, sie nie am Sonnabend sehen zu wollen, weil sie ihm vorgestellt, daß dies Beiden für das ganze Leben Unglück bringen würde. Melusine errichtete an der Stelle, wo sie ihren Geliebten zum ersten Male gesehen, das Schloß Lusignan. Aber das Schicksal, das Melusinen unvermählt haben wollte, verfolgte sie zuerst dadurch, daß sie lauter mißgestaltete Kinder erzeugte, denn Uriens hatte lange Ohren, ein rothes und ein grünes Auge, Gedes ein rothes Gesicht, Gyot zweierlei Augen, Anton eine Löwentatze auf dem Backen, Reinhard nur ein Stirnauge (wie die Cyclopen), dagegen war Horribel dreiäugig, Geofroi hatte einen langen Zahn,*) Freimund eine Wolfshaut auf der Nase, nur Dietrich und Raimund waren fehlerlos. Dennoch blieb der Graf seiner Gemahlin treu, bis ihn ein Diener endlich zum Treubruch verleitete. Er rieth ihm, sich am Sonnabend zu verbergen und Melusine heimlich zu beobachten, ob sie nichts Böses treibe. Er schlich an diesem Tage also in ihr Badgemach, und als er durch einen Spalt in der Wand schaute, gewahrte er, daß die Hälfte ihres schönen Leibes die Gestalt einer Schlange hatte, graublau und weißlich glänzend anzusehen. Zu spät erinnerte er sich, daß er seinen Eid gebrochen. Beängstigt kehrte er in sein Gemach zurück, wo er keine Ruhe finden konnte. In solcher Noth traf die traurige Nachricht ein, daß sein Sohn Geofroi mit dem Zahn, aus Rache, daß sein Bruder Freimund Mönch geworden, diesen mit dem Abt und dem ganzen Kloster verbrannt hatte. Da kannte der Schmerz des Vaters keine Grenzen mehr. Als Melusine ins Zimmer trat, brach er daher vor allen Hofleuten in die Worte aus: „Hinweg, du gefährlicher Wurm, Befleckerin meines Geschlechts.“ Sie fiel in Ohnmacht; als sie wieder zu

*) Ein Eberzahn war es. Nach Brantome stand sein ausgemeißeltes Bild über dem Portal des Melusinenthurms, der 1574 zerstört wurde.

sich kam, erklärte sie, sich von ihm scheiden zu lassen, setzte aber hinzu: „Bis zum jüngsten Tag werde ich als Gespenst auf der Erde wandeln, und nur dann sichtbar seyn, wenn im Schlosse Lusignan ein Todesfall eintreten soll, oder wenn es in demselben Jahre seinen Herrn wechseln wird. Wenn mich aber die Leute auch nicht in der Luft sehen können, so werden sie mich doch bei der Quelle des Durstes erblicken, und das soll geschehen, so lange das Schloß in Blüthe steht, besonders am Freitag, ehe der Herr des Schloßes sterben wird." Sogleich verließ sie noch klagend das Schloß, als gräßlicher Wurm erschien sie in der Luft, umschwirrte dreimal in Kreisen den Schloßthurm, und ist dann auf immer verschwunden. Ihr Gatte starb als Eremit auf der Mont-Serrat.

Aus dem Vorhergehenden erfährt man also: 1) daß Melusine eine Seejungfer, Nixe sey, denn an einer Quelle war sie ihrem künftigen Gatten zuerst begegnet, nicht zufällig, denn schon ihre Mutter war eine Meerfrau gewesen; 2) daß wie bei jeder Verbindung zwischen Menschen und geisterhaften Wesen auch hier nur ungestalte Kinder erzielt wurden; 3) daß ihr Schlangenleib sie als den Genius der Familie zu erkennen gebe (vgl. S. 200), wodurch zugleich klar wird, warum ihr Erscheinen in der Familie auch einen Todesfall oder sonst eine wichtige Veränderung anzeigt. Da sie seitdem nur von ihrer feindlichen Seite sich zeigt, so erscheint sie nur am Freitag, welcher Wochentag zur Ausübung Unheil bringender Zauberkünste am geeignetsten ist, darum ist die Quelle, an welcher sie jetzt sich zeigt, nicht mehr ein Heilquell und Segensborn, sondern des Durstes, der Unfruchtbarkeit.

Der Präsident **de Boisseau** sagt in seinem Gedicht „Melusine", das er der Königin Christine von Schweden dedicirte, daß diese Fee einen Berg von Sassenage

bei Grenoble zu ihrem Aufenthalt wählte, und zwar wegen gewisser, daselbst befindlicher Kufen, denen sie eine Kraft mittheilte, die dieselben noch jetzt zu einem der sieben Wunder der Dauphiné macht. Die Kraft, welche sie diesen Kufen, in welchen sie zu baden pflegte, ertheilte, bestand in der Eigenschaft, daß die größere oder geringere Wassermenge, welche sie enthalten, die bessere oder schlechtere Ernte anzeigt. Bei vortrefflicher Ernte steigt das Wasser über den Rand und läuft über, in Mitteljahren sind sie halbvoll, und in Mißjahren ganz trocken. Eine dieser Kufen ist dem Korn, die andere dem Wein geweiht.

Daraus geht wieder deutlich hervor, daß Melusine schon aus dem Heidenthume stammt, wo Quellen Orakel gaben. Auch in Deutschland sind solche Weissagebrunnen überall anzutreffen, nur bedeutet ihre größere oder geringere Wassermenge den entgegengesetzten Erfolg.

Zu Halle auf dem Markt am rothen Thurm ist ein Brunnen, der für eine Hungerquelle ausgegeben wird, dessen stärkeres oder schwächeres Ueberlaufen läßt auf theure oder wohlfeile Zeit schließen (Grimm D. S. I. S. 163). An der Chaussee von Eutin nach Oldenburg liegt eine kesselförmige Vertiefung, deren Wasser der Abfluß fehlt. Sie heißt die „theure Zeit". Denn für den Kornhandel sagt sie untrüglich die Preise vorher. Vor einem halben Jahrhundert kamen am ersten Maimorgen die Hamburger Kornkaufleute noch da zusammen und sahen nach, wie es stand. War viel Wasser darin, gab es hohe Preise, war aber nur wenig da, niedrige. Eben solche Gruben findet man im Gehölz bei Preez und im Gute Gaarz im Oldenburgischen

(Müllenhof Nr. 121). Eine halbe Stunde von Schweinfurt fließt das „Theuerbrünnlein". Läuft die Quelle stark, was oft auch bei der trockensten Witterung der Fall ist, so steigen die Getreidepreise, läuft sie sparsam oder versiegt sie auf kürzere oder längere Zeit, so hofft man ein fruchtbares Jahr (Bechstein fränk. Sagensch. S. 174). Ein „Hungerborn" bei Hüselrieth im Hennebergischen zeigt dieselben Eigenschaften (Bechstein a. a. O. S. 265). Hinter dem Schloßgarten in Baden oberhalb des Türkenweges befindet sich der Hungerberg, der heißt nach dem Hungerquell, welcher zwischen den Tannen und Buchen des Waldes herabrauscht. Fließt er in der Adventszeit voll, so zeigt er ein fruchtbares Jahr an, hat er wenig Wasser, bedeutet es Mißwachs (Schnezler B. S. II. S. 194), also von gleicher Eigenschaft mit Melusinens Kufen. Hingegen das Brünnlein zu Bückensohl (Schnezler I. S. 284) ist ganz deutsch gesinnt, denn es sprudelt nur dann in reichlicher Fülle, wenn eine Theurung bevorsteht. Auf dem Schloßberge ob Freiburg im Breisgau trinkt man von dem dortigen „Geisbrunnen" das köstlichste Wasser. Wer aber in der Neujahrsmitternacht hingeht, wird dort ein Männlein finden, das nicht viel Worte macht, und doch viel andeutet. Denn, wird das Jahr gut, so hält es drei Aehren in einer Hand und drei Trauben in der andern und nickt freundlich zu; wird aber das Jahr schlecht, so macht es ein saures Gesicht, und seine Hände sind leer (Schnezler Bad. Sagenb. I. S. 369). Zu Waldenhausen im Keller des Hauses am „Lindenbrunnen" läßt sich, wenn der folgende Herbst gut ausfallen soll, ein Klopfen vernehmen. Dieß geschieht in der Zeit vom ersten Advents- bis zum Dreikönigstage, je besser die Weinlese,

desto deutlicher und häufiger das Klopfen (Schnezler II. S. 637). An einem Berge in Franken quillt ein Brunnen, dessen Versiegen jedesmal einen nahen Sterbefall in der hart anwohnenden adeligen Familie andeutet (Grimm D. S. Nr. 103).

Das letzt angeführte Beispiel erinnert wieder an Melusine als Todesbotin. Brantome, welcher das **Eloge du Duc de Montpensier** schrieb, desselben Herzogs, der i. J. 1574 Lusignan nebst andern Zufluchtsorten der Hugenotten zerstörte, erzählt in jener Schrift: Es sind jetzt über 40 Jahre, als ich von meinem alten Diener mir sagen ließ, daß die alten Weiber, die ihre Wäsche im Durstbrunnen wuschen, der Katharina von Medicis versicherten, Melusinen zuweilen an demselben erblickt zu haben, wenn sie in demselben baden wolle. In Gestalt einer schönen Frau und im Wittwenkleide komme sie dahin. Andere sagten aus: sie hätten sie nur an Samstagen zur Vesperzeit erblickt, ihr Körper wäre dann zur untern Hälfte eine Schlange. Wieder Andere sagten, sie sähen sie auf der Höhe des Lusignaner Thurms, halb als reizende Frau, halb als Schlange. Einige sagten, daß wenn Frankreich Unglück bevorstehe, oder dessen Könige mit Tod abgehen sollen, man sie drei Tage mit einem sehr schrillenden entsetzlichen Tone dreimal schreien höre. Mehrere Personen von dort haben diese Tradition von ihren Vätern vererbt. Viele wollen es selbst gehört haben. Auch eine Menge Soldaten, die der Belagerung Lusignans beigewohnt, versicherten, daß, als Befehl zur Abtragung der von Melusinen erbauten Schlösser gegeben worden, man lautes Klagen vernommen habe. Jean d'Arres erzählt, daß Serville, welcher das Schloß Lusignan

für die Engländer gegen den Herzog von Berry vertheidigte, diesem Fürsten betheuert habe, drei Tage vor Uebergabe der Festung eine weiß und blau gefleckte große Schlange in seinem Zimmer gesehen zu haben, obschon die Thüren verschlossen waren. Mit dem Schwanze habe sie mehrmals gegen den Fuß des Bettes, in welchem er mit seinem Weibe gelegen, angeschlagen. Als er sein Schwert ergriffen, habe sich die Schlange in ein Weib verwandelt, und ihn angeredet: „Wisse, daß ich die Herrin dieser Burg bin, sie gebaut habe, und daß du sie sehr bald übergeben mußt." Als sie dieß gesprochen, nahm sie wieder die Gestalt einer Schlange an, und entglitt seinen Augen so schnell, daß er es nicht bemerkte. Der Verfasser fügt hinzu, der Prinz habe ihm erzählt, andere glaubwürdige Leute hätten ihm geschworen, sie hätten sie zu derselben Zeit in derselben Gestalt auch an andern Plätzen gesehen.

Aus dem Vorhergehenden nimmt man ziemlich deutlich ab, daß Melusine der Schutzgeist oder eigentlicher die durch den Mariencult verdrängte Schutzgöttin Frankreichs sey, daher zeigt sie den Tod seiner Könige an, denn sie sind ihre Kinder *), daher ihre das Schicksal des Landes weissagenden Rufen, daher endlich ihre Untröstlichkeit niemals größer war, als wie Lusignan in den Besitz der Engländer übergehen sollte. Ihr Schlangenleib verräth sie anderer Seits als **genius loci** oder **regni**, als Schutzgeist der großen Staatsfamilie Frankreichs. Sie ist die ehemalige weissagende Jungfrau aus der Druidenzeit, wo die Schlangeneier ihren Be-

*) Auch auf dem Schlosse Enghien erschien Melusine jedesmal, wenn ein Mitglied der Familie sterben sollte. Dies hat der Herzog von Aerschot der Schwester Heinrichs IV. von Frankreich versichert (Wolf N. S. Nr. 224.)

sitzer unüberwindlich machten *); mit Einem Worte: sie ist die Isis der heidnischen Gallier, sie ist die wohlwollende Fee, welche den Neugebornen Pathengeschenke bringt, sie ist die Meerfrau, welche die Brautleute zur Hochzeit laden, sie ist endlich die weiße Frau, welche wie die Banshi (eine Elfin) in Irland, welche sich nur in gewissen altadeligen Familien zeigt, um einem Gliede derselben den nahen Tod anzukündigen, bei dem Fenster, wo der Kranke liegt, ihren Platz einnimmt, die Hände zusammenschlägt und in den jammervollsten Tönen klagt. Ihr weißer weiter Mantel, ihr Schleier auf dem Kopf (Irische Elfenm. S. XVII.) erinnert an die weiße Frau von Neuhaus, von welcher man aber weiß, daß sie nicht bloß Todesbotin ist, sondern wie jene Frau auch eine Kinderfreundin, die ihre kleinen Sprößlinge der unachtsamen Wärterin abfordert, und sie selber wiegt (Grimm D. S. Nr. 267).

Aber jedes Land hat seine Melusine, d. h. seinen weiblichen Schutzgeist, und wenn sie nur in Baden ihren Namen nicht gegen einen andern eintauschte, so mochte die Nähe Frankreichs davon die Ursache seyn. In Hessen im Fulda'schen hat ihr Name schon eine Verstümmlung erfahren, denn der ihr geweihte Melu-

---

*) Auch die Gunst des Königs gewann man durch sie. Diese Amulete erhielt man also: Wenn sich im Sommer die Schlangen zur Begattung versammeln und durch Umschlingung ihrer Körper Speichel und Schaum bilden, wurde dieser, nach Aussage der Druiden, durch das Gezisch in die Höhe geworfen, mußte mit einem Rock aufgefangen werden, damit er die Erde nicht berühre. Sogleich entfloh der Räuber zu Pferde, weil die Schlangen nicht eher mit der Verfolgung abließen, bis sie an ein fließend Wasser kamen. War das Schlangenei echt, so mußte es, auch mit Gold eingefaßt, gegen den Strom schwimmen. Plinius (XVI. 95.) sah ein solches in der Größe eines kleinen Apfels, mit einer knorpeligen Kruste überzogen, und wie bei den Korallen mit Warzen bedeckt.

finenberg, auf welchem sich öfter eine große Schlange mit einem Frauenkopf sehen lassen soll, wird gewöhnlich Milsenberg genannt (Lothar Volksf. S. 239 Anm.). In Baden im Stollenwalde hat sich ihr Name unverändert erhalten, nur gilt sie dort für ein Gespenst, das auf Erlösung harrt, und war ehedem die Tochter eines Ritters Stoll von Staufenberg. Sebald, der Sohn des Amtsmanns von Staufenberg, war im Walde durch ihren Gesang aufmerksam auf sie geworden. Er fand sie als ein sehr schönes Weib, deren Erlösung *) er durch drei Küsse hätte bewirken können. Als er sie fragte, wer sie sey? gab sie ihm folgenden Bescheid:

„Ich bin Rollers Tochter und heiße Melusine, ich habe einen großen Brautschatz und wenn du mich erlösest, so bin ich und der Schatz dein eigen. Du mußt mich drei Morgen nacheinder, um 9 Uhr in der Frühe, auf beide Wangen und auf den Mund küssen, dann bin ich erlöst. Fürchte dich nicht, besonders nicht am dritten Tag.“ Sebald betrachtete sie, als sie aus dem Busche hervorkam, sehr genau. Sie war blond, hatte blaue Augen und ein schönes Angesicht, aber an ihren Händen statt der Finger nur eine trichterartige Höhlung, statt der Füße einen Schlangenschwanz. Sebald gab ihr die ersten drei Küsse, worüber sie, wie man sich denken kann, sehr froh war, und ihn bat, am zweiten und dritten Tag wieder zur rechten Zeit da zu seyn. Sie kroch in ihren Busch zurück und sang: „Komm und erlöse deine Braut, hüte dich wohl, zu erschrecken:

„Sebald, nimm dich wohl in Acht!
Einmal war es recht gemacht.“

Hierauf versank sie rasch in die Erde und Sebald ging heim. Am andern Tage kam er zur rechten Zeit wieder

---

*) Seitdem die christlichen Mönche die heidnischen Gottheiten kraft eines Machtspruchs der Kirche in Dämonen und Gespenstern verwandelten, mußten sie auch der Erlösung bedürfen, wie jene Wassernixe in Schweden vergl. S. oben.

in den Stollenwald und hörte sie auf der Höhe singen. Diesmal hatte sie Flügel und einen Drachenschweif, aber Sebald nahte sich muthig, und gab ihr die drei andern Küsse. Sie sang ihm wieder dankbar zu wie am ersten Tage, und bat ihn, wieder zu kommen, worauf sie abermals in die Erde verschwand. Sebald konnte die Nacht über nicht ruhen, und ging früh wieder in den Stollenwald, und hörte Melusinens Lied wie an den vorigen Tagen. Aber diesmal hatte sie einen Krötenkopf, und der Drachenschwanz umschlang furchtbar ihren Leib. Es graußte dem Liebhaber vor dieser Schönen, er sprach zu ihr: „Kannst du dein Gesicht nicht entblößen, so kann ich dich nicht küssen.“ „Nein!“ rief sie, und streckte mit einem lauten Schrei die Arme nach ihm aus. Angst ergriff ihn. Er sprang den Berg hinab, und gerade schlug es 9 Uhr, als er im schnellsten Laufe bei seinem Vater ankam, und diesem erzählte, was ihm begegnet war. Er ward jedoch über seine Furchtsamkeit von dem Vater gescholten, der die Geschichte zum ewigen Andenken aufschreiben ließ, wodurch sie bis auf den heutigen Tag bekannt ist. So vergingen zwei Jahre. Sebald besuchte nicht mehr den Stollenwald, und dachte wohl manchmal daran, daß er die Melusine betrogen habe. Doch war ihm seitdem nichts geschehen. Als er nun den Dienst seines Vaters bekommen sollte, sah sich dieser um eine Frau für seinen Sohn um, und gab ihm die Tochter eines Amtsvogtes. Bei der Hochzeit im Schlosse Staufenberg war Alles recht fröhlich am Tisch, als plötzlich die Decke des Saales einen Spalt bekam, woraus ein Tropfen in den Teller Sebalds fiel, der, ohne dieß zu wissen, von der Speise aß, augenblicklich aber todt niedersank. Man sah zu gleicher Zeit einen kleinen Schlangenschweif sich in die Decke zurückziehen. Noch ist die Geschichte in Stein gehauen auf dem Staufenberg zu sehen. (Mone Anz. f. K. d. Vorz. 1834. S. 88.)

Eine andere Sage führt uns in Melusinens Behausung in das Innere des Stollenberges ein. Am Ein=

gang lagen drei ungeheure Riesen mit Speer und Harnisch bewaffnet, aber schlafend. Weiterhin traf das Hirtenmädchen, welche das Gespenst hier herumführte, in der Hoffnung, von ihr erlöst zu werden, große Geldkisten, auf jeder saß ein schwarzer Hund. Vor Melusinen sprang jeder Hund gehorsam herab, und sie öffneten die Kisten mit ihrem Schlüsselbund. Die weitere Beschreibung mag, wer mehr zu wissen begehrt, in der vorhin citirten Zeitschrift selbst nachlesen; für unsern Zweck reicht es hin, zu erfahren, daß Melusine im Berge haust, d. h. in der Unterwelt (s. S. 209), also eine Unterweltsgottheit, woraus man sich erklären dürfte, warum die weiße Frau auch Todesbotin ist. Daß auch Melusine dieser Art geisterhafter Wesen angehört, sagt uns ihr Schlüsselbund, den auch die weiße Frau von Neuhaus nicht entbehrt. Freilich dort wird er als das Kennzeichen der Ausgeberin gedeutet, die noch nach dem Tode alle wirthschaftlichen Ausgaben im Schlosse besorgt, wie wir es auch an gewissen Hausgeistern (vgl. S. 195) gewohnt sind, daß sie über Keller und Küche die Aufsicht führen. Ich muß aber wiederholen, daß der Schlüsselbund der weißen Frau kein so sehr prosaisches Anzeichen ist. Bevor ich diese Behauptung zu begründen suche, muß ich eine von Grimm (D. S. Nr. 221) mitgetheilte Sage hier beifügen, weil sie den Uebergang zu dem Folgenden zeigt:

Zwischen Dinkelsbühl und Hahnkamm stand auf dem Oselberg vor alten Zeiten ein Schloß, wo eine Jungfrau ihrem Vater als Wittiber Haus hielt und den Schlüssel zu allen Gemächern in ihrer Gewalt gehabt. Endlich ist sie mit den Mauern verfallen und umgekommen, und das Geschrei kam aus, das ihr Geist um das Gemäuer schwebe, und Nachts an den vier Quatembern in Gestalt eines Fräuleins, die einen Schlüsselbund an der Seite

trägt, erscheine. Dagegen sagen alte Bauern dieser Orte aus, von ihren Vätern gehört zu haben: diese Jungfrau sey eines alten Heiden Tochter gewesen und in eine Schlange verwünscht worden; auch werde sie als solche mit Frauenhaupt und Brust, ein Gebund Schlüssel am Halse, zu jener Zeit gesehen.

Wenn irgendwo, so dürfte in dieser Erzählung der Schlüsselbund auf die Hausverwalterin bezogen werden; aber daß der Schlüsselbund eine Halskette bilden muß, endlich auch der Schlangenleib, zwingen, nach einer andern Erklärung sich umzusehen. Oben S. 40 haben wir die Tut-Osel als eulenhafte Begleiterin des wilden Jägers gesehen. Den Unterberg fanden wir S. 213 ff. als die unterweltliche Behausung von Personen, die gewissermaßen zur Familie des wilden Jägers gehören. Wir haben diesen Unterberg, so wie den Kyffhäuser und andere Berge, als Wohnung unseliger Geister mit dem Hörselberg verglichen, wo Frau Holle oder Venus den Ritter Tannhäuser in ihren Armen hält. Das Brixener Volksbuch weiß aber, daß auch im Unterberg wilde *) Frauen hausen.

Einmal geschah es, daß ein Knabe auf einem Pferde saß, das sein Vater zum Umackern eingespannt hatte. Da kamen aus dem Untersberg die wilden Frauen hervor und wollten ihn mit Gewalt hinwegnehmen. Der Vater aber, dem die Geheimnisse dieses Berges schon bekannt waren, eilte auf die Frauen zu und nahm ihnen den Knaben mit den Worten ab: „was erfrecht ihr euch, so oft herauszugehen, und mir jetzt sogar meinen Buben wegzunehmen? Die wilden Frauen antworteten: „Er wird bei uns bessere Pflege haben als zu Hause." Allein der Vater ließ ihn nicht aus den Händen. Sie mußten also

*) Die „wilde Bertha" ist das weibliche Seitenstück zum wilden Jäger.

leer abziehen. Abermals kamen sie aus dem Wunderberge und nahmen einen Hirtenjungen mit sich fort. Diesen Knaben, den Jedermann kannte, sahen die Holzknechte erst über ein Jahr im grünen Kleide auf einem Stock dieses Berges sitzen. Den folgenden Tag nahmen sie seine Eltern mit sich, Willens, ihn am Berge aufzusuchen, aber sie gingen alle umsonst, der Knabe kam nicht mehr zum Vorschein. (Grimm D. S. Nr. 50.)

Schon das grüne *) Kleid mußte den Holzknechten den Tod des Knaben verrathen haben, denn wen die wilden Frauen zu sich in den Berg nehmen, der gehört ebenso den Todten an, wie Tannhäuser. Wie Artus auf der Insel Mona von der Fee gefangen gehalten wird, so Tannhäuser im Berge. Sein Weilen darin ist nicht Folge des vom Papst ihm verweigerten Ablasses, denn diese Sage ist älter als das Christenthum. Das ganze Motiv ist so rein heidnisch, daß lediglich an den Gegensatz der gemeinen irdischen Welt und der geheimnißvollen Feenwelt zu denken ist, und noch nicht an den christlich aufgefaßten Gegensatz zwischen Welt und Hölle. Damit stimmt auch die Doppelseitigkeit der Sage überein, wornach sie bald von einer Berg-, bald von einer Wasserfee handelt. Als die Sage christianisirt wurde, hatte das Wasser freilich keine Bedeutung mehr, und man mußte, um auf den Begriff der Hölle zu kommen, die Bergfee vorziehen. Dieß zeigt schon eine flüchtige Vergleichung der französischen Melusine, welche wir an der Quelle fanden, und die an jedem letzten Wochentag in ihr feuchtes Element zurückkehrt, mit ihrer jüngern deutschen Namensschwester, die im Berge haust, der ihre Schatzkammer ist, weßhalb der Schlüssel ihr Attribut. Doch davon mehr

*) Die Bedeutung dieser Farbe s. S. 413.

weiter unten. — Jetzt muß ich noch den Wassernixen die erforderliche Aufmerksamkeit zuwenden, die ebenfalls in der feuchten Tiefe ihren Liebhabern herrliche Schätze anbieten, und sie aus Liebe in das nasse Grab hinabziehen, so daß sie troz aller Zärtlichkeit für den Gegenstand ihrer Neigung seit der Herrschaft des Christenthums in sehr unvortheilhaftem Rufe stehen. Sie tanzen auf dem Wasser, wenn Jemand ertrinken soll (**Praetorii Anthropodemus p. 521**), sind also wie die weiße Frau Todesbotinnen, aber im Grunde freuen sie sich nicht über das bevorstehende Unglück des Sterblichen, sondern über sein bevorstehendes Glück in ihrer bräutlichen Umarmung; denn wer sich einmal in dem herrlichen Krystallreich da unten umgesehen hat, den zieht es nicht mehr nach der Oberwelt herauf. Gleichwie das Heidenthum und noch die christlichen Martyrologen einen unmittelbaren Uebergang des der Gottheit Geopferten zur Seligkeit dachten, obschon der sinnliche Mensch nur einen Getödteten beklagen zu müssen glaubte, ebenso entgegengesetzte Vorstellungen herrschten zwischen Heiden und den spätern Christen über den Zustand der Ertrunkenen nach dem Hingang aus diesem Leben. Der Begriff des Opfertodes hat sich aber noch in christlicher Zeit erhalten, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt der Wassergeist oder die Wasserfee das Opfer sich selber nimmt, das man ihnen sonst freiwillig brachte.

Zu Nidden am Gestade des kurischen Haffs wohnt im Wasser eine Jungfrau, welche mit süßen Klängen den Wanderer zu sich heranlockt, die Schönheit ihres Aufenthaltes rühmt, und ihm, wenn er ihr folge, ein Leben voller Freude und das Glück der Liebe verheißt. Wenn aber (fügt der christliche Erzähler hinzu) der Gelockte, bethört von den Verheißungen und dem zauberischen Gesang, sich in die Fluth stürzt, um nach dem Eilande, auf

welchem er die Jungfrau vor sich zu sehen glaubt, hinüber zu schwimmen, so öffnet sich plötzlich der Abgrund und verschlingt den Schwimmer nebst der Insel. Schon viele Opfer hat die Jungfrau zu sich hinabgezogen. (Tettau u. Temme, Volkss. Ost- u. Westpreußens Nr. 169.)

Sobald die personifizirten Naturkräfte dem Christen als dämonische menschenfeindliche Wesen geschildert wurden, mußten die frühern heitern Vorstellungen von dem Zustande nach dem Tode — wenn der Hingeschiedene nicht vor seinem Ausgang aus dem Leben die himmlische Wegzehrung erhalten hatte und im Schooße der Kirche gestorben war — nothwendig einer finstern, Furcht einflößenden Ansicht, Platz machen. Doch nicht überall schien es den Mönchen zu gelingen, da sich bis heute noch Sagen wie die folgende erhalten haben, in welchen jene geisterhaften Bewohner der Ströme Sterblichen auch ohne persönliche Absichten Theilnahme an ihrem Geschicke zeigen, und sogar Ehebündnisse stiften und einsegnen *).

In der Tiefe des Braheflusses haben Wasserjungfrauen ihre Wohnung, welche sich meist zur Zeit des Vollmonds zeigen und guten Menschen gern wohlthun. Vor allen andern nehmen sie sich unglücklich Liebender an. In einer auf dem Brahefluß belegenen Mühle wohnte vor vielen Jahren ein Müller, der eine überaus schöne Tochter

*) Die Bewohnerinnen des Wildsees in Baden, die das Volk für gespenstische Nonnen halt, wurden in der dortigen Gegend zu Hochzeiten gebeten, denn sie brachten der Braut Heil und Segen, daher gingen die Hochzeiterinnen drei Tage vor der Trauung an den See, und luden sie ein mit dem lauten Ruf: „Ich habe Hochzeit, kommt zum Tanze!" Wurde der Einladung Folge geleistet, so merkte man es an einem Geplatscher im Wasser. Die Seenonne ließ sich aber vom Brautpaar beim Feste feierlich versprechen, ihr es sogleich zu sagen, wenn die Glocke Nachts 12 schlug. Sie segnete dann das Paar ein, ließ sich bis zur Hausthüre begleiten, und verschwand. (Schnezler B. S. II. 129.)

besaß. Diese hatte der Sohn eines benachbarten Ritters liebgewonnen, und die Jungfrau war auch ihm zugethan, aber der Ritter wollte seinen Stamm nicht durch eine Schnur aus geringem Stande verunehren, und verweigerte daher seine Einwilligung. Da wandten sich die Liebenden an die Flußmädchen. Diese erschienen auch dem Ritter, und verkündeten ihm Heil und Segen, wenn er in die Verbindung willige, aber Verderben, wenn er widerstrebe. Doch auch dies vermochte nicht ihn zu bewegen. Da führten die Strommädchen die Jungfrau und den Jüngling mit sich hinab in die Tiefe, wo sie nun mit ihnen in ihrem Krystallpallaste wohnen, und sich häufig noch jetzt auf dem Wasserspiegel zeigen, durch lieblichen Gesang sich kund gebend. (Ebds. Nr. 262.)

Das Mittelalter, welches noch manche Erinnerungen aus der heitern Weltanschauung des Heidenthums sich bewahrt hatte, konnte den freiwilligen Wassertod zweier unglücklich Liebenden, denen das Leben durch Trennung ihres Bundes keinen Werth mehr hatte, noch mit diesen reizenden Farben ausstatten; die düstere prosaische Gegenwart würde nur von dem verzweiflungsvollen Ende jenes Liebespaares erzählen, das der Satan berückt hatte, um sie für seine Hölle zu werben, und denen daher mit Recht ein christliches Begräbniß verweigert wurde.

Die Wasserfee spendet Schätze wie die Bergfee, denn in der Tiefe sind die Reichthümer verborgen.

Auf der Scheibenflüh findet man weder Grün nach Gras; oben auf der Spitze ist eine Höhle, darin wohnt eine verwünschte Jungfrau, Salina (Salzfrau), die bewachet daselbst einen Schatz (das Salz), und sitzt darauf. Viele, die hineingestiegen, haben Goldklumpen (Salzklumpen) von da mitgebracht. (Wolf, D. S. Nr. 87.)

Folgende Sage zeigt uns die Wassernixe unter dem Bilde eines menschenfeindlichen Dämons, der an einem bestimmten Jahrestage das ihm bestimmte, nunmehr ausbleibende Opfer selber eingefordert.

In dem von steilen Ufern eingeschlossenen Mohriner-See liegt ein großer Krebs, der ist mit einer großen Kette an den Grund angeschlossen. Reißt er sich aber einmal los, so muß die ganze Stadt untergehen. Oft genug hat man deßhalb schon in Angst geschwebt, denn wenn der See heult, sagen die Leute, so tobt unten der Krebs und will sich lösen. Im See muß auch alle Jahre einer ertrinken, und trifft das in einem Jahre nicht zu, so müssen sicherlich im nächsten Jahre zwei dafür büßen. — Man sieht auch oft einen Schimmel aus dem Wasser hervorkommen, besonders während der Nacht. Er geht ruhig neben dem Wanderer her, der noch spät des Weges kommt, und begleitet ihn eine Strecke. Am Marientag aber zeigt sich auch eine weiße Gestalt, die lockt die Leute auf allerlei Weise, herabzukommen, und wer sie einmal erblickt hat, der muß hinunter, mag er wollen oder nicht, (Kuhn, M. S. Nr. 230.)

Der an Flüssen sich aufhaltende Krebs ist das passendste Symbol eines Wasserdämons. Mit seinen Scheeren sucht er die Beute zu umfangen. So lange der See ruhig ist, denkt man sich das böse Prinzip gebunden, aber wenn der Sturm die Wellen peitscht, dann ist der Teufel los. Der aus dem Wasser hervorkommende Schimmel ist wieder der Nix, den wir schon S. 79 mit Pferdefüßen erblickten. Dießmal ist mehr Wahrscheinlichkeit für eine Stute vorhanden, denn am Marientag wird die gewohnte Opfergabe erwartet. Maria ist aber an die Stelle weiblicher Gottheiten getreten. Die weiße Gestalt bezieht sich ebenfalls auf die Wasserfee, denn wer die weiße Frau gesehen hat, der stirbt unfehlbar bald nachher.

Wie die Berge als Aufenthaltsort der Todten geglaubt wurden (siehe S. 209), so dachte man sich auch auf dem Grunde von Brunnen und Teichen einen Ort,

an welchen die Seelen gelangen. Dieß gilt zunächst von den Seelen der Ertrunkenen, welche die nordische Meergöttin Ran bei sich aufnimmt (**Egils-Saga, Forn. sög. Eyrb. sag. Fornm. sög.** u. öft.). Diese ist in der deutschen Volkssage wieder Frau Holle, aus deren Brunnen zwar die Kinder auf die Welt kommen (siehe S. 501), die sie aber auch zu sich hinabzieht. Demnach ist es kein Widerspruch, wenn Kaiser Karl, den wir S. 231 in einem Berge sitzend fanden, auch in Nürnberg in einem tiefen Brunnen weilen muß, wo sein Bart durch den Steintisch gewachsen ist, vor welchem er sitzt. (Grimm, D. S. **Nr.** 22.) Die vielen Sagen von Städten und Burgen, die im Wasser versunken sind, und manchmal noch auf dem Grunde erblickt werden, finden dadurch ihre Deutung.

Frau Holle, die ich künftig schlechthin die „weiße Frau" nennen will, besitzt alle Anzeichen, welche ihr doppeltes Wirken in der Tiefe des Erdenschooßes und des Wassergrabes, als Kindermuhme und als Todtenfrau, als gebärendes und zerstörendes Prinzip erkennen lassen. Betrachten wir zuvörderst ihre Kleidung, denn Alles an ihr ist bedeutsam. Sie trägt entweder ein weißes Gewand, wovon sie den Namen die „weiße Frau" erhalten hat, oder, doch seltener, ein schwarzes. Bei Hennickendorf in der Mark zeigte sie sich einem Schäfer, aus einem Berge hervortretend und ihm Schätze anbietend, wenn er sie erlösen wolle, halb weiß und halb schwarz (Kuhn, M. S. **Nr.** 99.) In der Dölauer Heide zeigt sich ebenfalls eine verwünschte Frau in schwarzem Kleide mit weißer Schürze, hoher, weiß und schwarz gewürfelter Mütze, mit einem Schlüsselbunde am Gürtel. (Sommer, Thüringer Sag. S. 23).

Diese Getheiltheit erinnert an die halb weiße und halb schwarze Mütze des Seelenführers Mercur, und ich möchte diese Doppelfarbe so deuten, daß die Naturgöttin die Seelen als gebärendes Prinzip aus dem Mutterschooße an's Licht heraufführt (Lucina, die Hebamme!), aber als zerstörendes Prinzip wieder in Grabesnacht versenkt, denn — Freia ist nicht bloß die Göttin des Freiens und des Freuens, die Spenderin des Liebesglücks, sondern sie ist auch die Todtenfrau. Ihr Reich heißt Folkvangr, d. h. Volksanger, Todtenwiese, weil die Hälfte der im Kampfe Gefallenen ihr Antheil ist. Die an Krankheit Gestorbenen kommen zwar in das dunkle Reich der Hela; daß aber diese Tochter Loki's und Freia, welche einmal auch dem Loki ihre Gunst schenkte, Ein Wesen sind, könnte schon daraus gefolgert werden, daß, wie die im Tartarus hausende Demeter Erinnys oder Furie, bald schwarz, bald halbweiß und halbschwarz, so auch Hela bald schwarz, bald halbweiß und halbschwarz geschildert wird; siehe Grimm S. 289. Als Unterweltsgottheit steht Freia, wie Hekate, auch der Zauberei vor (Saem. 64ª Yngl. sag. c. 4) und die Katzen der Freia geben den Hunden der Hekate nichts nach. Freia, als unterweltliche Gottheit, ist nun die weiße Frau, die aus Bergen hervorsteigt, in welchen sie Schätze hütet, die sie denen anbietet, welche sie erlösen wollen. Die letztere Vorstellung verräth den neuern Ursprung, die heidnische Göttin bedurfte keiner Erlösung; seitdem sie aber als der spukende Schatten einer Verstorbenen, die ehedem der Menschenwelt angehörte, gedacht wird, bedarf sie der Erlösung. Wie wohnte sie sonst in der Unterwelt? Die weiße Frau, die in allen europäischen Ländern sich zeigt, kann also nicht die Ahnfrau einer einzigen Familie seyn, wie man bisher angenommen,

und deren Erscheinen an den Höfen von Berlin, Stockholm, Baden, Hessen ꝛc. man aus den Verheirathungen der Rosenberge mit so vielen fürstlichen Geschlechtern zu erklären suchte; sondern sie ist die Todesgöttin, welche auch in die rußige Hütte des irischen Landmanns eintritt, wenn sein Tod bevorsteht. Sie ist die Walkyre, welche sich ihr Opfer aussucht, bevor es noch gestorben ist.

Was soll aber der fast nie an den weißen Frauen vermißte Schlüsselbund? (Grimm, D. S. Nr. 12. 221. Kuhn, M. S. Nr. 67., 169., 190. Harrys Niedersf. S. I. Nr. 30. II. Nr. 19., 23. Mone, Anz. f. K. d. Vorz. III. S. 90. V. S. 321. VII. S. 370. VIII. S. 304, 310.) Was sonst, als die Vorräthe aufzuschließen, die sie — nicht aus der herrschaftlichen Speisekammer, sondern — aus den Eingeweiden der Erde heraufholt. Darum ist sie die Heimchenkönigin, die Gebieterin der Zwerge, die mit dem Erdmannskuchen (Schnezler, B. S. II. S. 378) beschenken, die Beförderin des Ackerbau's. Darum ist sie zuweilen mit Blumen geschmückt (Mone, Anz. V. S. 321. VIII. S. 304) und das goldene Spinnrad, das sie zuweilen trägt (Kuhn, M. S. Nr. 165.) gehört zu den goldenen Flachsknoten (siehe S. 492), mit denen sie die von ihr begünstigten jungen Frauen beschenkt. Denn die weiße Frau nimmt sich auch der Kinder an. Da aber Meerestiefe und Erdentiefe in der Idee gleichbedeutend erscheinen, folglich auch die Nixen ihre Lieblinge mit Schätzen der Unterwelt reichlich beschenken (siehe S. 518), auch die Seejungfrauen sich der Liebenden annehmen (s. S. 517), bei Hochzeiten erscheinen (s. S. 517 Anm.), und Hebammendienst bei irdischen Frauen versehen (Kuhn, M. S. Nr. 83.), so werden die grünen oder gel=

ben Schuhe, welche zuweilen die Füße der weißen Frau bedecken (Mone, Anz. V. S. 321. Kuhn, M. S. Nr. 190), zumal schon Melusine sich als Quellfrau und Todesbotin zugleich auswies (siehe S. 506, 508), auf das Wasserreich, als die eigentliche Heimath der weißen Frau, schließen lassen. Die gelben Schuhe verrathen nämlich den Gänsefuß der Frau Bertha, welche die Franzosen als Mutter Karls d. Großen aufführen. Es ist der Schwanenfuß der Walkyre, die ebenfalls Wasserfrau und Todtenfrau zugleich ist, wie nachstehend bewiesen werden soll.

Bertha ist eine Spinnerin, daher das in Italien und Frankreich übliche Sprichwort: „aus jenen Zeiten, wo noch Bertha spann," um eine graue Vergangenheit zu bezeichnen. Man hat sich aber unter ihr eine der den Lebensfaden spinnenden Parzen zu denken, deren Stelle im europäischen Norden die Nornen, d. i. die das Verborgene (nor) wissen, in Frankreich und Italien aber die Feen einnehmen. Die Dreizahl der Nornen stört die Vergleichung Bertha's mit ihnen eben so wenig, als die der Parzen, denn ursprünglich gab es auch nur Eine Parze: Venus Urania. Die Nornen Urdhr (Gewesen), Verdhardi (Werdend) und Skuld (Zukunft) sind zunächst Personificationen der Zeit, folglich Schicksalsmächte, sie bestimmen des Menschen Lebenszeit. Daß sie an dem Brunnen sitzen, welcher unter einer Wurzel der Weltesche Ygdrasil sich befindet, bezeichnet mindestens die erste und älteste Norne als diejenige, welche den Menschen in's Daseyn ruft, denn von ihr hat der Brunnen den Namen Urdharbrunnen. Einer Sage bei Saxo (VI. pag. 102) zufolge, ist die jüngste Norne böse; muthmaßlich schneidet sie, wie Atropos, den Lebensfaden ab. Eine dunkle Ahnung von dem bösartigen Cha-

rakter der Letztern hat sich im Volke noch bis auf die neueste Zeit erhalten.

Im Anfang d. J. 1832 begegneten im Hartwald bei Carlsruhe nach Sonnenuntergang einem Jäger drei weiße Gestalten. Die eine sprach: „Wer wird all' das Brod essen, das es dieses Jahr gibt?" Die Andere: „Wer wird all' den Wein trinken, der dieses Jahr wächst?" Die Letzte: „Wer wird alle die Todten begraben, die dieses Jahr sterben?" (Mone's Anz. f. K. d. Vorz. IV. S. 307.)

Die jüngere Edda kennt außer jenen drei Nornen, die eines Riesen Töchter sind *), noch andere, welche herzutreten, wenn ein Kind geboren wird, und ihm seine Lebenszeit bestimmen. Oft werden aber nur weiße Frauen unter ihnen verstanden. Diese meint die Nornagestsage, wenn sie erzählt, daß sie zu Nornagests Vater gekommen, als das Kind in der Wiege lag. Die ersten Beiden beschenkten es mit segensreichen Gaben, die Jüngste aber, welche man im Gedränge von ihrem Sitze herabgeworfen hatte, schuf in ihrem Zorn, daß das Kind (wie Meleager!) nicht länger leben solle, als die neben ihm angezündete Kerze brenne. Die älteste löschte diese Kerze sogleich, und ermahnte die Mutter, daß sie die Kerze nicht eher wieder anstecke, als an dem letzten Lebenstage des Kindes.

Die ominöse Zahl „Dreizehn" gibt ihren lebenfeindlichen Charakter im Grimm'schen Kindermährchen (Nr. 50.) zu erkennen:

Als Dornröschen geboren war, lud ihr Vater die zwölf weisen Frauen seines Reiches zu dem Feste, welches er deßhalb anstellte. Jede beschenkte das Kind mit ihren Wundergaben, aber die dreizehnte, welche nicht eingeladen worden war, rächte sich dadurch, daß sie den frühen Tod des Kindes weissagte.

---

*) Wollte man dadurch etwa ihre vorodinische Existenz andeuten?

Diese Zahl ist auch die der Walkyren (Grist, Mist, Skeggöld, Skögul, Hildr, Thrudr, Glöck, Herfiötr, Göll, Geirahöd, Randgrid, Radgrid, Reginleif), deren Namen sämmtlich auf Krieg, Schlacht und Waffen sich beziehen. Da es aber von den Walkyren nur zu bekannt ist, daß sie Todesgöttinnen (Wal-kyre: Todtenwählerin) sind, auch sie ursprünglich eine Dreizahl (Gudr, Rota und Skuld) bildeten, ihre Identität mit den Nornen auch von den Meisten zugestanden wird, so erinnere ich nur an Cap. 158. der Nialssaga, in welcher Dörrudr durch einen Felsenspalt singende Frauen an einem Gewebe erblickt (wobei ihnen Menschenhäupter zum Gewicht, Därme zum Garn, Schwerter zur Spule, Pfeile zum Kamm dienen), um die spinnenden Parzen auch im Norden wieder zu finden. Man darf also die oberwähnten weisen Frauen geradezu für weiße Frauen, d. h. für Todtesgöttinnen halten. Das Hauptgeschäft der Walkyren ist freilich nur, die Seelen der gefallenen Helden in Empfang zu nehmen, sie ziehen deshalb dem Heere nach und sind Odins Begleiterinnen in die Schlacht. Von der Wahlstatt (altn. val wählen, nämlich das zum Tod bestimmte Haupt dann Tod überhaupt: Walhalla: Todtenhalle) haben sie den Namen. Nach Sn. 39 nimmt die Norne Skuld am Geschäfte der Walkyren Theil, da sie es ist, welche den Tod der Menschen bestimmt. Dieß ist aber leicht begreiflich, da die dritte oder dreizehnte Norne sämmtliche Walkyren repräsentirt, die nicht bloß Helden, sondern alle Menschen in den Tod sendet, und die alle wieder in die Person der Freia zusammenschmelzen, welcher bekanntlich die Hälfte aller Todten (vielleicht die weiblichen Leichen), demnach keine Krieger, gehört.

Nach Saem. 133 traf Völundr (Wieland) mit

seinen beiden Brüdern am Ufer drei spinnende Walkyren. Ihren Besitz verschaffen sie sich dadurch, daß Wieland ihnen ihre Schwanenhemde stiehlt. Oben wurden diese drei Brüder als der dreifache Odin in seiner Eigenschaft als Todesgott erkannt (s. S. 143, vgl. 152). Demnach werden die drei Walkyren die dreifache Freia seyn, welcher die Hälfte der Todten zukommt. Freia's Falkengewand ist der Walkyre Schwanenhemd. Wie man bei dem Eber, dem Lieblingsthier des Freir und der Freia, schwur, weil man es in Beziehung zum Orcus dachte (siehe S. 321), ebenso legte man in England Gelübde bei Schwänen ab (Müller, altd. Rel. S. 264 ff.) Es wird also auch der Schwan der Freia, als einer Unterweltsgöttin, geheiligt gewesen seyn. Dieß zu beweisen, fehlt es freilich an Zeugnissen, aber wie sonst Wolf und Fuchs von der Symbolik gegen einander ausgetauscht werden, ebenso Gans und Schwan. Nun aber war die Gans bei den Griechen der Vogel Proserpinens und Pluto's. Sie erscheint bei Proserpinens Entführung in die Unterwelt (Welker, Zeitschr. f. Ausleg. d. Kunst Taf. I., 1.) Auch begegnet man ihrem Bilde auf Grabmonumenten (Böttiger, Kunstmyth. II. S. 442 Anm.) Bei den Deutschen galt sie als Zaubervogel (Grimm, S. 1052). Hexen nehmen häufig ihre Gestalt an. Aus dem Gänsebein wurde die Witterung des nächsten Jahres geweissagt (Grimm, S. 1067). Aber auch der Schwan ist ein prophetischer Vogel, denn schwanen bedeutet s. v. a. ahnen. Die spinnende Bertha mit dem Gansfuß (pedauque), den die jüngere Sage in einen durch vieles Treten des Spinnrads entstandenen Plattfuß umtauft, ist also die Walkyre mit dem Schwanenhemd, die weiße Frau mit den — gelben Schuhen. Diese sind aber gleichbedeutend,

nicht bloß der Farbe wegen, mit der gelben Schwimmhaut des Gänse- oder Schwanenfußes, sondern weil der Besitzer eines Schuhes *), wie der eines Zauberhemdes **) sich unsichtbar machen. Es sind also Beide Attribute von geisterhaften Wesen. Schwäne und Gänse sind aber Schwimmvögel, folglich die **Dame blanche** mit dem Gänsefuße eine Wasserfee, eine Geburtsnorne, eine „milde Bertha," die fleißige Spinnerinnen begünstigt, und selber spinnt, wie Wieland schmiedet, d. h. schafft; aber am Jahresende verwandelt sie sich in Proserpinens Todtenvogel, singt ihr Schwanenlied, wird eine „wilde Bertha" den Mägden, deren Flachs nicht abgesponnen ist, denn spinnen = schaffen ist ihr jetzt unleidlich, weil sie sich in die Todes-Norne, in die Walkyre, umgewandelt hat. Sie verunreinigt den nicht abgesponnenen Rocken, sie schneidet denen den Bauch auf, welche in der Berchten-Nacht keinen Häring oder Fische essen, denn diese Thiere beziehen sich auf sie, die weiße Frau, als Wasserfee. Wer in dieser Nacht keine Fische ißt, erkennt durch Verweigerung dieser Opfergabe ihre Macht nicht an. Aber sie waltet auch in der Erde, ist Förderin des Feldbaues, und fordert daher, daß man zu ihrem Gedächtnisse in ihrer Nacht Klöße esse (in Böhmen den süßen Brei). Dem Ungehorsamen schneidet sie den Bauch auf, füllt ihn mit Häckerling, näht ihn aber nicht mit der Nadel zu, sondern mit einer Pflugschaar, um an den verschmähten Pflug zu erinnern, und heißt davon die „eiserne Bertha," woraus vielleicht später die „eiserne Jungfrau" wurde, jene bekannte Maschine bei heimlichen Hinrichtungen, deren Umarmung den Tod

*) Man denke an den gestiefelten Kater!
**) Grimm S. 1053.

zur Folge hatte, also die Eisenfrau wieder die weiße Frau, die Todesgöttin.

Von den Walkyren heißt es, daß sie durch Wasser und Luft ziehen (Saem. 142b 159b), daß von den Mähnen ihrer Rosse, wenn diese sich schütteln, Hagel auf die Bäume fällt. (Saem. 145b), denn gewöhnlich reiten die Walkyren (Saem. 156a). Wirklich heißt auch eine der Walkyren: **Mist**, d. i. Nebel, Wolke. Wenn also die Walkyren Hagel und Regen entsenden, so gehört ihnen das Schwanenhemd mit Recht. Sie können mit diesem die Luft durchfliegen; aber auch auf dem Wasser schwimmen (weshalb auch der Schwan dem Meergott Niördr lieb ist, Sn. 27). Wem es gelingt, sie, wie Wieland, des Schwanenhemdes zu berauben, der hat sie in seiner Gewalt. Wir haben bisher die weiße Frau nur als Erd- und Wassergeist, als Berg- und Quellfrau kennen gelernt. Soll sie dem Odin in allen drei Reichen der Natur waltend zur Seite stehen, so wird man sie auch in der Luft finden müssen. Als Thauspenderin hatte sie ihre wohlwollende Thätigkeit entfaltet, als Hagelmacherin haben wir sie jetzt in entgegengesetzter Wirksamkeit angetroffen. Als weiße Frau (**Dame blanche**) trat sie aus den Bergklüften hervor, als weiße Seejungfrau (Lady of the lac) tauchte sie aus den Wellen auf; wird sie diese Lichtfarbe auch in der Luftregion behalten? Die Volkssagen kennen keinen Fall dieser Art, wohl aber berichten sie von einer „schwarzen Grete," als weiblichem Seitenstück zum wilden Jäger.

Gott strafte die alte Königin Margareth so für ihr ruchloses Leben, daß sie keine Ruh im Grabe hat, und in jeder Nacht über den alten Wall, den sie mit des Teufels Hülfe gebaut hat, hinreiten muß. Das haben viele Leute ge-

sehen. Sie trägt ein schwarzes Kleid, reitet aber auf einem weißen Rosse, das Dampf und Feuer aushaucht*), ihr nach folgen zwei andere Geister in schneeweißem Gewande. So macht sie jedesmal die Runde im vollen Rennen von Hellingstade bis Haddeby. Einmal war eine Magd ausgeschickt, an dem Walle Kartoffeln auszugraben; es war Mittags um Zwölf. Da kam sie plötzlich nach Hause gesprungen und schrie: die schwarze Gret sey vor ihr vorbeigesaust und ihre Begleiter seyen auf sie zugekommen. Da habe sie den Kartoffelsack im Stich gelassen und sey davon gelaufen. Als man hinging und nachsah, so fand man die Kartoffeln umhergestreut und zertreten. Das hatte aber die schwarze Gret gethan, weil sie nicht will, daß auf ihrem Wall gebaut werden soll.

Noch in der Neujahrsnacht d. J. 1844 geschah es, daß die Kinder der Leute, die bei Nurburg am alten Walle wohnen, Abends spät nach eilf von der Nachbarschaft nach Hause gingen. Da kam ihnen auf dem Walle das weiße Pferd entgegen, mit einem weißen Laken behangen, große Klunker an den Ohren, mit einer Laterne vor dem Kopf, es gab Dampf von sich, und darauf saß eine hohe schwarze Gestalt; das war die Gret. Zwei andere weiße Gestalten folgten ihr zu Fuße. Die Mädchen liefen eilig ins Feld, da sauste das Pferd weiter den Wall entlang, aber die weißen Gestalten verfolgten sie. Die Mädchen waren in großer Noth. Die Kleinste fiel und fing an zu beten, die andern kamen davon. Als nun die Eltern die Kleinen nach Hause holten, konnten sie kein Wort reden als: das Pferd! das weiße Pferd! Noch mehrere Tage redeten sie irre, und als der Vater diese Geschichte erzählte, ward ihr wieder angst, und sie hielt die Hände vors Gesicht, war auch nicht zu bewegen, etwas davon zu erzählen (Müllenhof, Schleswig ꝛc. Nr. 459.)

Auch in Niederland kennt man eine „schwarze Grete" (Wolf, D. S. Nr. 19.) Dort wird sie Nachts von ihrer Mutter gegen die schönere glücklichere Nebenbuh-

*) Die reitende Walkyre!

lerin ausgetauscht, und der verliebte König entdeckt erst am folgenden Tage den Betrug. Dürfte mir hier eine Hypothese vorzutragen erlaubt seyn, so würde ich, gestützt auf den S. 302 Anm. aufgestellten Satz: Grotti bedeute Frau und Mühle zugleich, die Behauptung aussprechen: Greet sey nur Umschreibung von Frau. Ein gewissermaßen directer Beweis ist in folgender Sage enthalten:

Herzog Ott, Ludwigs von Baiern jüngster Sohn, verkaufte die Mark Brandenburg an Kaiser Carl IV. um 200,000 Gulden, räumte das Land und zog nach Baiern. Da verzehrte er sein Gut mit einer schönen Müllerin, Namens Margaret, und wohnte im Schlosse Wolfstein, unterhalb Landshut. Diese Mühle wird noch die Gretlmühle genannt, und der Fürst Otto der Finner. (Grimm D. S. Nr. 496.)

Finner bedeutet wie Fengo (vergl. S. 300, 301) den Müller (Fenja, altn. die Müllerin), denn die Vermählung ist eine Vermehlung, das Kind ist das gemahlene Korn, das Mehl. Bedeutet nun Greet, Grete schlechtweg die Frau, so haben wir in der schwarzen Grete eine schwarze Frau. Zugleich wird dadurch klar, warum die h. Margareth von den Schwangern angerufen wird. Wie Margareth, scheint aber auch Gertrud — so hat Shakespeare Hamlets Mutter, die Gerutha (Grotta: Mühle) hieß (siehe S. 300) umgetauft — eine Frau überhaupt zu bedeuten; denn von der Nonne zu Delft in Niederland, die diesen Namen trug, berichtet die Legende, daß eine Frau nicht eher hatte gebären können, bis man sie habe holen lassen. Auch wird sie mit Stab und Becher, den vielbekannten Symbolen der beiden Geschlechter *), abgebildet. Ihr zu Ehren

*) Der ehebrecherische Kukuk, der seine Eier in fremde Nester legt, befindet sich, als Zeus zuerst der Here naht, auf einem

trinkt man Getrudens Minne. Dieses Wort bedeutet Liebe, Minnesänger = Sänger von Liebesliedern. (Daß auch andern Heiligen Minne getrunken wurde, bezieht sich auf die Liebes- oder Gedächtnißmahle in den ersten Jahrhunderten der Kirche, und darf mit dem Minnetrinken auf das Wohlergehen einer geliebten Person nicht verwechselt werden). Es gibt auch eine Johannisminne. Diesen zwei Heiligen wurde im Mittelalter vorzugsweise Minne getrunken. (Sie sind ja Hanns und Grete, die Repräsentanten von Mann und Frau). Grimm erinnert (S. 54) daran, daß Gertrud an Freia, Hulda und Bertha auch daran erinnert, daß sie spinnend (den Lebensfaden) vorgestellt wurde. S. 282 merkt er an: Gertrud gleicht darin der Freia, zu der alle sterbenden Frauen in Folkvangr ankommen, daß sie die Seelen der Abgeschiedenen in der ersten Nacht beherbergt (aliqui dicunt, quod quando anima egressa est tunc prima nocte pernoctabit cum beata Gertrude *), in der zweiten sind sie bei St. Michael (welcher in der Ep. Jud. V. 9. die Seele Mosis dem Teufel abzu-

---

Stab, ein die Hochzeitsprocession Beider vorstellendes Basrelief läßt auf des Zeus Scepter einen Kukuk sitzen (Welker in Schwenks Et. And. S. 269.) Dieser Scepter war aber Juda's „Gesetzgeber zwischen den Füßen" (1 Mos. 49 10.), welchen die Buhlin Thamar, Jesu Ahnmutter (Matth. 1, 3.) von diesem Patriarchen nebst einem Bock als Liebespfand verlangte (1. Mos. 38, 17. 18.) Dieser Stab war es, an welchem Jethro die Freier seiner Töchter probirte (Eisenmenger I. S. 379), er war das unalternde Scepter des Pelops (Iliad. 2, 104), der unalternde Stab des Hermes (Hom. hymn. 3, 530.), der von der Phallusschlange umwundene Stab des Todtenerweckers Aesculap, das passende Seitenstuck zu Hygieens Becher, aus welchem diese Schlange trinkt, und zu Dschemschids Becher, in welchem man alle künftigen Generationen erblicken konnte, weßhalb auch der weise Salomo seine Geliebte mit einem Becher verglichen hatte.

*) Aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts.

ringen suchte), die dritte da, wo sie hin verdienten. Den Erzengel Michael haben wir schon S. 241 in Wuotan wieder erkannt, Odin aber ist Othur oder Oddr, Freia's Gemahl, um dessen Entfernung sie goldene Thränen weinte.

Also ist auch Gertrud eine Todtenfrau, eine weiße Frau? Nicht doch! sie ist die schwarze Grete, denn der Schwarzspecht heißt in Norwegen Gertruds-Vogel. Warum? Darauf gibt folgendes Mährchen Bescheid:

Als Christus und Petrus noch auf Erden wandelten, kamen sie einmal zu einer Frau, die bei ihrem Backtrog stand und den Teig knetete. Sie hieß Gertrud und hatte eine rothe Mütze*) auf. Da beide den Tag über schon weit gegangen, und daher sehr hungrig waren, bat Christus die Frau um ein Stückchen Brod. „Das soll er haben," sagte sie, und nahm ein Stückchen Teig und knetete es aus. Aber da ward es so groß, daß es den ganzen Backtrog ausfüllte. „Nein, das ist allzugroß, das kann er nicht bekommen!" sagte sie. Sie nahm nun ein kleineres Stück, aber als sie es ausgeknetet hatte, war es ebenfalls zu groß geworden; das konnte er auch nicht bekommen. Das dritte Mal nahm sie ein sehr kleines Stück, aber auch diesmal ward es wieder zu groß. „Ja, so kann ich Euch Nichts geben," sagte Gertrud, „Ihr müßt daher ohne Mundschmack wieder abziehen, denn das Brod wird immer zu groß." Da ereiferte sich Christus und sprach: „Weil du ein so schlechtes Herz hast, und mir nicht einmal ein Stückchen Brod gönnst, so sollst du zur Strafe dafür in einen Vogel verwandelt werden und deine Nahrung zwischen Holz und Rinde suchen, und nicht öfter sollst du zu trinken haben, als wenn es regnet." Und kaum hatte er die Worte gesprochen, so war sie zum Gertrudsvogel verwandelt, und flog zum Schorn-

*) Zeichen des Dämonischen s. S. 411.

stein hinaus. Noch jetzt sieht man sie herumfliegen mit der rothen Mütze auf dem Kopf, und schwarz über dem ganzen Leib, denn der Ruß im Schornstein hat sie geschwärzt. Sie hackt und pickt beständig in den Bäumen nach Essen und piept immer, wenn es regnen will, denn sie ist beständig durstig. (Asbjörnsen, Norw. Volksm. I. Nr. 2.)

Die schwarze Greet ist also ein Trauervogel, ein Todtenvogel*), ein Pechvogel**), ein Diebsvogel, denn die Elster (Pica) ist nicht nur dem Namen nach, sondern auch der schwarzen Farbe wegen, mit dem Specht verwandt, und diebisch zeigte sich auch unsere Gertrud, indem sie die bereits versprochene Gabe aus Gewinnsucht wieder vorenthält. Sie erinnert an die Eule, die Shakespeare's Ophelia als verwünschte Bäckerstochter kennt. Mehl sollte sie gestohlen haben. Dann wäre sie ja die den wilden Jäger, der Brod stiehlt (siehe S. 103) und dessen Hunden man Mehl vorstreuen muß (siehe S. 59), begleitende Tut-Osel, sie also ähnlich dem durch den Schornstein, wo der Rauch hinauszieht, seinen Ausweg suchenden Teufel; insofern das wüthende Heer aus Sturmwinden besteht, als Regen verkündender Specht, des Teufels Braut, Frau Hilde, die Windsbraut, die man noch in folgender Sage wieder erkennt:

In Binsenthal erzählt man: Die Windsbraut war ein reiches Edelfräulein, welche die Jagd über Alles liebte,

---

*) Suidas sagt: Der sterbende Zeus verlangte in Kreta begraben zu seyn. Auf seinem Grabe daselbst las man die Aufschrift: Hier liegt nach seinem Tode: Picus (Specht) der Zeus (πῖκος ὁ Ζεύς). Der Specht, als Regen anzeigender Vogel, konnte auch darum dem Zeus ὑετωρ, Jupiter pluvius geheiligt seyn.

**) Picus stammt v. pix, Pech.

aber die Aecker der Bauern für nichts achtete, und mit Ungestüm durch Saatfelder und Pflanzungen dahin stürmte. Dafür ist sie verwünscht in alle Ewigkeit, mit dem Sturme dahin zu fahren, und wenn der sich erhebt, so eilt sie ihm voran, und wird von feurigen Ungethümen gejagt, die sie nirgends ruhen lassen. (Kuhn, M. S. Nr. 167.)

In der Priegniz heißt sie „Frau Gode", und wird dort ihre Strafe aus einer andern Ursache hergeleitet:

Eine Edelfrau, die Frau Gode genannt, war gar böse mit ihren Mägden umgegangen, daher verwünscht worden, ewig durch die Luft zu jagen. Namentlich zieht sie in den Zwölften dahin, und da hat sie auch einmal eine Frau eines Sylvesterabends gehört. Sie ging noch spät in der Nacht aus dem Hause, und der Mond schien gerade recht hell, da hört sie auf einmal Lärm und Gebrause, als wenn eine ganze Jagd daher käme, das kam immer näher und näher, so daß sie zuletzt sogar die Schellen der kleinen Hunde im Getöse unterscheiden konnte, aber sehen konnte sie gleichwohl nichts, obschon es eine sehr helle Nacht war. (Ebds. Nr. 217.)

Wer war nun eigentlich die Frau Gode? Ueber sie gibt Kuhn in Haupts Ztschr. für d. Alt. Auskunft: „Frau G o d e oder H e r k e, H a r k e heißt die F r i g g, die Gattin Odins oder Godens *) jenseits der Ukermark'schen Grenze. Nach ihr ist G o d e n d o r f genannt. Eine Meile südlich von Fürstenberg an der preußischen Grenze in Buchholz heißt sie wieder H a r k e. Am Nordharz im Halberstädtischen und Braunschweigischen sagt man, wenn während der zwölf Tage sich noch Flachs auf der Dieße findet, so komme die H a k s c h e, und zerzause ihn. In der Priegniz sagt man an mehrern Orten, z. B. im Heiligengrab: die G o d s c h e

*) Er gab dem G o d e n s b e r g, wie als W o d a n dem B o d e n see den Namen.

Gödsche. Uebrigens ist die Hakfche, wie Berchta zur Kinderscheuche geworden. Unartige Kleinen werden bedroht: „wart, die Hakfche kümt." In der Altmark, in der Umgegend von Salzwedel und Osterburg wird Gode auch Frau Goe geheißen, bei Fallersleben im Hannover'schen: Frau Koe. Im Ballenstedtischen findet man wieder Frau Harke.

Ebendaselbst liest man: „In der Ukermark kömmt die Frigg unter dem Namen Fuik vor, sie verunreinigt, so sagt man dort, den Flachs auf dem Rocken, wenn die Mädchen bis zu dieser Zeit nicht abgesponnen haben. Die Alten erzählen: Fuik sey des Teufels Großmutter, und man habe sie oft des Nachts umhertoben hören. Mancher hat sie auch gesehen, und leicht an den großen Hunden erkannt, welche sie stets mit sich führt, denn wenn diese gebellt haben, so sind ihnen große Feuermassen aus Maul und Nase geflogen. Hierauf erzählt mein Gewährsmann eine Geschichte, aus welcher wir uns überzeugen, daß Fuik = Frigg die, wegen Mehldiebstahl, in den Regen verkündenden, Wolken jagenden Specht verwandelte Bäckersfrau Gertrud sey.

Vor Jahren, als noch der Mahlzwang herrschte, mußten die Naugartner nach der Boizenburger Mühle, um dort ihr Korn mahlen zu lassen. Dahin war auch einmal ein Bauer gefahren und hatte sich etwas verspätet, so daß er erst in der Dunkelheit mit seinem mit Säcken beladenen Wagen nach Hause fuhr. Da hörte er plötzlich ein gewaltiges Toben, gleich darauf kam auch die Fuik mit ihren Hunden dahergestürmt. Der Bauer wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er seine Mehlsäcke freiwillig den Hunden der Fuik ausschüttete, die auch sogleich gierig darüber herfielen und das Mehl auffraßen. Hätte er das nicht gethan, so wäre es ihm schlecht gegangen. Betrübt kam

er nun mit seinen leeren Säcken nach Hause, und erzählte seiner Frau, was ihm begegnet sey. Da sagte die Frau: Sind die Säcke leer, so wirf die nur auch hin. Das that er, aber wie verwundert war er, als er am andern Morgen an dieselbe Stelle kam. Da standen seine Säcke wohl gefüllt, wie er sie am Abend vorher aus der Boizenburger Mühle geholt hatte.

Daß man in dieser Gegend Fuik für Frigg ausspricht, erklärt Kuhn damit, daß „der ganze Strich, wo sich das Andenken an die Fuik erhalten hat, von West nach Ost quer durch die Ukermark vom Flecken Gramzow bis Thomsdorf an der Meklenburgischen Grenze, man kein linguales, sondern nur ein gutturales r hat, weßhalb die Sylbe **er** auslautend immer a wird; der Uebergang von diesem gutturalen **r** zu **u** ist aber nach dem gehauchten Lippenbuchstaben leicht erklärlich" *).

Das Vorhergehende gibt den Schlüssel zu nachstehendem höchst sinnreichen norwegischen Märchen, durch welches die altheidnische Vorstellungsweise nur dunkel durchschimmert.

Eine kränkliche Frau, die selber nicht mehr recht fort konnte, schickte ihren Sohn auf den Stabur **) nach Mehl. Der Bursche wollte eben die Treppe hinuntersteigen, als der Wind gestoben kam, ihm das Mehl wegnahm und damit durch die Luft fuhr. Der Bursch ging nochmals hin, der Wind nahm ihm abermals

*) Um Wollmirstedt und Eisleben, in Röblingen, Erdeborn, Helfta, Völkstadt, Helbra, und von da aufwärts nach der Saale zu in Hedersleben, Dederstedt, Schochwitz, Gorsleben wird sie statt Holle — wie sie in Zeiz, Weißenfels, Naumburg und Magdeburg heißt — Frau Wolle, in dem nur eine halbe Meile entfernten Zeschwiz an der Saale und in Wellin Frau Rolle, in Gutenberg bei Halle Frau Harre (s. Harke), in Rothenburg Frau Harse, und in Nagliz bei Gutenberg Frau Archen genannt.

**) Ein auf Pfosten über der Erde aufgeführtes Gebäude, das als Vorrathskammer dient.

das Mehl weg, und so geschah es auch das dritte Mal. Das verdroß den Burschen und er meinte, es wäre Unrecht von dem Winde, ihm so mitzuspielen, er wollte ihn daher aufsuchen und sein Mehl zurückfordern. Als er dem Winde seine Armuth geklagt und die Rückgabe des Mehls aus diesem Grunde um so zuversichtlicher erwartet hatte, erhielt er zur Antwort: Ich habe kein Mehl, aber wenn es dir so dürftig geht, will ich dir ein Tuch geben, das schafft dir Alles, was du nur zu essen wünschest, wenn du blos sagst: „Tuch decke dich mit allerlei köstlichen Speisen!" Damit war der Bursch zufrieden. Da aber die Heimath an demselben Tag nicht mehr erreicht werden konnte, kehrte er bei einem Gastwirth auf der Landstraße ein. Als er in der Herberge Abends sein Tuch auf einem Tisch in der Ecke ausgebreitet, und sein „Tuch deck dich ꝛc." ausgesprochen hatte, that das Tuch seine Schuldigkeit. Da meinten alle, besonders die Wirthin: das Tuch sey sehr werthvoll. Als alle Gäste schon schliefen, tauschte sie dieses Tuch gegen ein ähnlich aussehendes ein. Am andern Tag berichtete der Bursch seiner Mutter, was er für eine herrliche Entschädigung mitbringe. Diese jedoch wollte erst sehen und dann glauben. Als er seinen Spruch sagte, deckte sich das Tuch nicht einmal mit Brod. „Es ist kein anderer Rath, ich muß wieder zum Nordwind," sagte er, und machte sich auf den Weg. „Das Tuch, das du mir gegeben, sagte er zum Wind, das taugt nichts." „Ich habe kein Mehl," lautete der Bescheid, aber da hast du einen Bock, der macht lauter Goldducaten, wenn du blos sagst: „Bock mach Gold!" Damit war der Bursch zufrieden. Als er Abends wieder in die Herberge einkehrte, probirte er seinen Bock, um zu sehen, ob es auch wahr sey, was der Wind ihm gesagt. Die Sache verhielt sich aber wirklich so. Als der Gastwirth das Experiment sah, meinte er, das wäre ein prächtiges Thier, und wie der Bursche eingeschlafen war, holte er sich den Bock und setzte einen von gleicher Farbe an die Stelle, der machte aber keine Ducaten. Am andern Tage berichtete der Bursch, zu Hause angekommen, den Erfolg seiner diesmaligen Reise.

Die Mutter behauptete wieder: Nur was die Augen sehen, glaubt das Herz. „Bock mach Gold!" rief der Bursche, aber umsonst. Da ging er wieder, dem Wind seine Noth zu klagen, und erhielt von diesem folgende Antwort: Nun habe ich nichts Anderes zu geben, als den alten Stock, der da in der Ecke steht; der hat die Eigenschaft, daß wenn du sagst: „Stock, schlag zu!" er so lange zuschlägt, bis du wieder sagst: „Stock steh still!" Weil nun der Weg nach Hause wieder nicht kurz war, so kehrte der Bursch auch an dem Abend wieder bei dem Gastwirth ein. Da er aber wohl so halbwegs begreifen konnte, wie es mit dem Tuch und dem Bock zugegangen, streckte er sich sogleich auf die Bank hin und fing an zu schnarchen. Der Wirth, der sich wohl denken mochte, daß der Stock zu etwas tauge, suchte einen Andern hervor, der diesem ganz ähnlich war, und wollte ihn an die Stelle setzen, denn er glaubte, der Bursche schliefe. Wie er aber den Stock wegnehmen wollte, rief der Bursch: „Stock schlag zu!" Der Stock schlug auf den Gastwirth los, daß dieser über Tisch und Bänke fuhr, und rief und bat: „Ach Hergott! laß blos den Stock wieder aufhören, sonst schlägt er mich noch todt! Ich will dir auch gerne dein Tuch und deinen Bock wieder geben." Als es dem Burschen schien, daß der Wirth genug hätte: rief er: „Stock steh still!" Er nahm nun sein Tuch und steckte es in die Tasche, band dem Bock eine Schnur um die Hörner und nahm den Stock in die Hand, und fort ging er mit Allem, bis er nach Hause zu seiner Mutter kam, und nun hatte er guten Ersatz für's Mehl bekommen. (Abjörnsen, Norw. Volksm. I. Nr. 7.)

Der Wind, welcher das Mehl des Burschen gestohlen hatte, wird kein anderer als Gode (Odin) oder seine Frau gewesen seyn. Die Zeit des Diebstahls: die Christnacht oder Neujahrsnacht, denn man glaubt, daß Frau Holle in den Zwölfen die Witterung für das ganze Jahr mache, und daß jeder Monat desselben ganz so ist, wie sein Tag zwischen Christnacht

und der Nacht vor dem Dreikönigstag (Reinhard, Potsdams Vorz. S. 164). In Diemiz bei Halle denkt man sich in den zwölf Nächten eine Taube durch die Luft fliegend. Hört man ihren Flügelschlag (Wunschwind), so freuen sich die Landleute, denn dieses Rauschen ist das Anzeichen eines fruchtbaren Jahrs. Wo sie sich niedergelassen hat, da grünt und blüht es im kommenden Sommer am schönsten, wo sie vorüberzieht, werden die Felder fruchtbar (Sommer, Thür. Sag. Nr. 9). Der Wind in dieser Nacht heißt aus diesem Grunde der Wunschwind, und Odin hat davon das Prädicat **Oski**: der Gewünschte, wovon der Mannsname Oskar. Odin besitzt aber auch die Wünschelruthe (s. S. 75), einen Zauberstab, mit dem man Alles erreichen kann, wie der Bursch in unserm Mährchen, der mittelst des Stockes Tuch und Bock wieder erhielt. Das Tuch war die Schneedecke, welche in der Christnacht über die Erde ausgebreitet ist, Letztere, weil sie allen Wesen Nahrung gibt, ein mit Speisen besetzter Tisch. Wenn es aber im Winter nicht schneit, so erfriert das Saatkorn im Boden, und es gibt ein Hungerjahr. Darum ist am Besitz dieses Tuches so viel gelegen. Fehlt es, so werden die Speisen ausbleiben. Daß der Schnee ein Geschenk des Windes ist, sagt schon das Wort Schneegestöber, darum muß das Wünschtuch vom Winde geholt werden. Daß der Bock Sturm und Blitz zugleich bedeutet, habe ich schon S. 287 durch sprachliche und andere Beweisgründe festgestellt. Das Gestirn die „Ziege" bringt mit den Frühlingsstürmen das erste Gewitter. Der Blitz electrisirt die Erde, und die goldene Saat schießt alsbald üppig hervor. Daß Getreide unter dem Golde zu verstehen sey, hat schon Homer gewußt, als er den „goldenen Halm der Demeter" pries.

Aber auch an mehrern Stellen dieses Buches ist gezeigt worden, daß dieses Bild auch den germanischen Völkern bekannt war. Die Gaben der Erdmännlein verwandeln sich in Gold oder in Brod. Der Bursche in unserm Mährchen mit seinem: „Tuch deck' dich!" erinnert an Fortunatus Wünschhütlein mit seinem: „Tisch decke dich!" im Kindermährchen. Wünschhut und Wünschelruthe erinnern Grimm (S. 828) nicht nur an den Petasus des Gottes Hermes und seinen **caduceus**, sondern auch an Wuotans (Odins) gekrempten Hut, wovon er **Höddr**: der „Behutete" hieß und seine Wünschelgerte. Den Hut (die Wolkendecke) hat Odin als Sturmwind auf. Da wir aber es jetzt mit Frau Gode, nicht mit ihrem Mann zu thun haben, folglich ist nachzuweisen, daß sie der Wind war, welcher dem Burschen das Mehl stahl. Wenn Odin der personifizirte Wunsch, so ist seine Frau die Fortuna. Daß auch sie den Hut besitzt, zeigt ihr Name: „F r a u H ü t t". Sie wohnt auf den Gebirgen um Innsbruck. Sie war eine Riesenkönigin, jetzt ist sie versteinert. Wie dieß zugegangen, berichtet folgende Sage:

Frau Hütt hatte einen Knaben, der hatte sich eine Tanne zum Steckenpferd abknicken wollen, weil aber der Baum am Rande eines Morastes stand, so war das Erdreich unter ihm gewichen, und er bis zum Haupt in den Moder gesunken, doch hatte er sich noch glücklich herausgeholfen. Frau Hütt tröstete ihn, versprach ihm ein neues Kleid, und rief einen Diener, der sollte weiche Brosamen nehmen, und ihm damit Gesicht und Hände reinigen. Kaum aber hatte dieser angefangen mit der edlen Gottesgabe so sündlich umzugehen, so zog ein schweres Gewitter daher, das den Himmel ganz zudeckte. Als dieser sich wieder aufhellte, waren die reichen Kornfelder und die grünen Wiesen verschwunden, überall nur Wüste mit zerstreuten Steinen, wo kein Grashalm mehr wachsen konnte,

in der Mitte aber stand Frau Hütt — versteinert. (Mgbl. 1811. Nr. 28.)

Frau Hütt ist die Personification der unfruchtbaren steinigen Erde — Rindr (Rinde) Odins andere Gemahlin — im Gegensatz zur Fruchtbarkeit spendenden Frigg. Ihr Name kann sich ebensowohl auf den steinigen Acker beziehen, durch welchen kein Grashälmchen durchzudringen vermag, als auf den Wolkenhimmel, der die — im Winter, wo man Schnee, nicht aber Gewitter braucht — Verderben bringenden Blitze barg. Das Brod, womit der Riesin Sohn gereinigt wurde, war der fruchtbare Schlamm selber, von dem er gereinigt seyn wollte, und bezieht sich auf den morastigen Boden um Weihnacht, wenn der Frost bis dahin ausblieb, was der Landmann nicht gern sieht, wie auch wirklich hier das winterliche Gewitter die ganze Umgegend unfruchtbar machte. Dieser Hut der Frau Hütt war also kein Wünschhut, so wie die Tanne, nach welcher ihrem Knaben gelüstete, keine Wünschelruthe, denn sie hatte ihn nur in den Morast gelockt.

Daß aber Frau Fuik oder Frigg die Wünschelruthe besessen, bestätigt Kuhn a. a. O. mit folgendem Mährchen:

Ein paar arme Kinder, Bruder und Schwesterchen, gingen einmal in den Wald, um Beeren zu suchen, und kamen dabei immer weiter vom Wege ab. Als sie nun heimkehren wollten, konnten sie ihn nicht wieder finden. Da waren sie gar traurig und betrübt, und liefen bald hierhin, bald dorthin, ob sie nicht Jemand fänden, der sie auf den richtigen Weg brächte. Als sie so umherirrten, kamen sie an eine Thüre, die zu einer unterirdischen Höhle führte. Da klopften sie an, und heraus trat die alte Fuik. Die war eine gewaltige Zauberin und Menschenfresserin. Sie führte sie hinein in ihre Höhle, und als sie die Kinder eine Weile betrachtet hatte, sperrte sie den Bruder in

einen Stall und sprach: „Du sollst mir fett werden, dann will ich dich fressen". Das Schwesterchen aber behielt sie bei sich in der Höhle, daß sie ihr in der Wirthschaft beistehe. Das that die Arme, obwohl mit innerem Grauen, denn sie fürchtete sich vor der Alten, aber sie hoffte doch, daß es ihr vielleicht noch gelingen werde, ihr Brüderchen vor dem grausamen Tode zu retten. Endlich machte sie einen Weg ausfindig, auf den sie hoffte, ihren Wunsch zu verwirklichen. Die Juik trag nämlich eine große Tasche am Gürtel, in der war ein Stäbchen, wenn sie das nahm und damit durch die Luft strich, war gleich da, was sie wünschte. Das hatte die Kleine zufällig einmal gesehen, denn die Alte trug die Tasche stets bei sich und legte sie niemals ab. Als daher die Juik eines Tages ein Mittagsschläfchen machte, holte die Kleine eine Scheere vor und schnitt ihr die Tasche, in der sich das Stäbchen befand, ab. Dann lief sie eiligst zum Stall, in welchem das Brüderchen schmachtete, holte das Stäbchen hervor, hielt es an die Schlösser und Riegel, welche die Juik vor die Thüre gelegt. Da sprangen sie auf und das Brüderchen war frei. Nun liefen sie eilig davon, daß sie der Juik entkämen, und waren auch schon eine weite Strecke fort, da erwachte diese erst. Sogleich vermißte sie ihre Tasche, und sah, daß die Kinder entflohen waren. Mit gewaltigen Schritten war sie hinter den Kleinen her, immer näher kam sie, immer näher, jetzt konnten die Kleinen, die sich aus Furcht vor ihr von Zeit zu Zeit umschauten, sie schon sehen. Nun waren sie gerade an einem großen See. Rasch nahm daher das Schwesterchen das Stäbchen aus der Tasche, und verwandelte sich in eine Ente, das Brüderchen in einen Erpel, und so schwammen sie nun auf dem breiten Wasser dahin, und die Alte lief wüthend am Ufer auf und ab, denn so groß sie auch war und so lange Arme sie auch hatte, sie konnte doch weder zu ihnen herüberwaten, noch sie mit den Händen greifen. Aber da kam ihr plötzlich ein Gedanke, und hätte sie den ausführen können, so wäre es beiden Geschwistern gar traurig ergangen. Sie setzte sich nämlich nieder an den See und

begann ihn auszutrinken. In gewaltigen Zügen schlürfte sie das Wasser hinunter, immer enger und enger ward der Raum, auf dem die Beiden umherschwimmen konnten, immer gewaltiger schwoll der Leib der Fuik auf. Schon konnten sie ganz nahe ihr wildes Antlitz sehen, da that sie noch einen großen und gewaltigen Zug. Sie war geplatzt und stand nimmer wieder auf. Nun schwammen Bruder und Schwester lustig ans Ufer, die Kleine nahm das Stäbchen und schaffte ihnen die frühere Gestalt wieder, strich mit ihm durch die Luft, und wünschte dies und das. Sie fanden auch mit ihm den richtigen Weg wieder und kamen zu ihren Eltern zurück und wurden reiche Leute.

„In diesem Mährchen," bemerkt Kuhn, „ist die Fuik ganz so zur Hexe und Zauberin geworden, wie Frau Holle und Frau Berchta in andern Mährchen und Sagen. Außerdem ist das Zauberstäbchen bedeutsam. Die Fuik scheint es zu führen wie Wuotan die Wünschelruthe, doch nicht als ihr ursprünglich *) eigenthümlich, sondern wie die spätere christliche Zeit alle Eigenschaften der Götter auf Göttinnen übertrug, und das Andenken an Jene entweder ganz unterging oder nur noch in dem einen Teufel fortlebte, so wird auch die Wünschelruthe von Wuotan auf die Fuik übertragen seyn." Was das Austrinken des See's zu bedeuten habe? hat Kuhn zu beantworten unterlassen. Sollte vielleicht das Einsaugen der Nässe, welche der Winter erzeugt, in welchem die Sonne zu schwach ist jene auszutrocknen, hier zu verstehen seyn? Bedeutet das Platzen der Erde die Risse, welche die austrocknende Frühlingssonne bewirkt?

*) Warum nicht ursprünglich? Einen Beweis für die Ursprünglichkeit dieses Besitzthums könnte der Aberglaube abgeben, daß die Springwurzel - und diese ist doch von der Wünschelgerte und dem Zauberstab nicht verschieden — ein Geschenk des Schwarzspechts sey. (Grimm S. 925.) Der Gertrudsvogel ist aber die schwarze Greet, die schwarze Frau, nach Umständen wohl die weiße Frau, obschon wir diese S. 539 unter der Gestalt einer Taube erkannt haben.

Man hat die weiße Farbe der gespenstischen Ahnfrau erlauchter Häuser als die ehemalige Trauerfarbe der Wittwen zu deuten versucht, gegen welche Behauptung die schwarzen Frauen, die ein gleiches hohes Alterthum in Anspruch nehmen, protestiren dürfen. Da es nun so ziemlich erwiesen ist, daß die älteste weiße Frau die in der Christnacht umziehende Berchtha, Bertha oder Holle sey, nämlich die Naturgöttin Frigg oder Freia, so möchte ich ihre weiße Farbe auf das Leichenkleid beziehen, das die mütterliche Erde um Mittewinter einhüllt, nämlich auf die Schneedecke, und nur wenn der Schnee bis dahin ausbleibt, ist sie eine schwarze Frau, welches Prädicat auch die winterliche Naturgöttin von den Griechen (Demeter μελαινς = die schwarze Ceres, Aphrodite μελαινη = die schwarze Venus) erhalten hatte. Die wichtigste Stütze findet diese Behauptung in dem Umstande, daß in der Mittesommernacht, also in jener der Christnacht entgegengesetzten Jahrhälfte, in manchen Gegenden sich eine grüne Jungfrau zeigt.

Auf dem Hausberge bei Eisleben stand vor alter Zeit ein mächtiges Schloß, welches in den Berg versunken ist, doch sich einst wieder aus ihm erheben wird. Das Burgfräulein ist mit in den Berg verwünscht, und wird nur in einer Johannisnacht frei. Dann wandelt sie auf dem Berg umher, trägt einen Schlüsselbund am Gürtel, und ist ganz grün gekleidet, weßhalb sie das Volk die grüne Jungfer nennt. Wer ihr begegnet, wird reich beschenkt, das größte Glück aber ist dem bestimmt, dem es einst gelingen wird, sie zu erlösen. Jedem nämlich, den sie trifft, gibt sie einen Schlüssel und führt ihn zu einer Fallthüre auf den Gipfel des Berges, die auch nur in der Johannisnacht zu sehen ist. Die Thür heißt sie ihn aufschließen, und dann begleitet sie ihn durch die weiten Gemächer des Schlosses, zeigt ihm alle Herrlichkeiten, und führt ihn zuletzt vor ein Buch,

welches ihre und des Schlosses Geschichten enthält. Dieses Buch heißt sie ihn lesen, denn es ist in so alter Schrift geschrieben, daß noch Niemand es zu lesen vermocht hat. Wenn aber einst Jemand das Buch wird lesen können, so wird sich das Schloß aus dem Berge auf den Gipfel desselben heben, und die Jungfer wird erlöst seyn, und ihren Erlöser zum Herrn des Schlosses und zu ihrem Gemahl machen. (Sommer, Thür. Sag. Nr. 12.)

Das Buch, welches die Geschichte des Schlosses enthält, ist unstreitig jenes Buch, welches die Geschichte der Weltschöpfung bis zu ihrem Untergange, eigentlich der Jahreszeiten, enthält, die Völuspa, welche von der weissagenden Völa, einer priesterlichen Jungfrau, in der Mittsommernacht recitirt wurde (vgl. Legis Fundgruben d. Nord. II. S. 6). Wenn das Zeiträthsel der Sphinx gelöst ist, stürzt sie sich in den Abgrund, und ist erlöst, d. h. sie ist nicht mehr an die Zeitlichkeit gebunden, sie selber, die personificirte Zeit, hat aufgehört. Darum kann derjenige, welcher sie zu erlösen berufen ist, nur der letzte Mensch seyn. Seit die Göttin nach christlicher Auffassung nur für ein dämonisches Wesen, oder gar für eine im Zustande der Unseligkeit Verstorbene gilt, mußte sie auf die Erlösung im christlichen Sinne harren.

Man wird zwar einwenden, daß die grüne Farbe sich auch auf die im Korn umwandelnde Roggenmuhme, auf die Erbsenmuhme, oder auf die Moosweibchen, welche der wilde Jäger vor sich hertreibt, beziehen könne. Dem steht aber entgegen, daß auch die Seejungfrauen, welche wir oben als weißgekleidete Nonnen erblickten, von den Volkssagen als grüne Nixen gekannt sind. Endlich würde, wenn man nicht die abwechselnd weiße und grüne Farbe auf Winter und Sommer deuten wollte, eine andere Frage, warum manchmal die

weiße Frau zur Hälfte auch schwarz gekleidet erscheint (s. S. 520), neue Verlegenheiten bereiten. Daß die weiße Frau eine Kalenderfigur, nicht aber die auf Erlösung harrende Ahnfrau irgend eines fürstlichen Geschlechts sey, bezeugt ihr regelmäßiges Erscheinen beim Abschluß von wichtigen Jahrsepochen.

Zu Osterode liegen auf einem Hügel vor dem Harzthor die Trümmer einer Burg. Ihr letzter Besitzer hinterließ eine wunderschöne Tochter, und weil sie den Bewerbungen eines in der Magie erfahrnen Ritters kein Gehör gab, so zerstörte er die Burg und fluchte der Jungfrau, daß sie als Hund tief unten in dieser Burg hausen, und nur am Ostermorgen sich in ihrer natürlichen Gestalt den Menschen zeigen soll. Das thut auch die Bezauberte, sie erscheint dann im schneeweißen Gewande, wandelt langsam vor Sonnenaufgang auf den Bach zu, wäscht sich daraus, und wartet, daß sie Einer erlöse. Schon Manchen hat sie reich beschenkt, aber es hat noch Keiner mit ihr durch die eiserne Thüre kommen können, die ihr Gewölbe verschließt. (Harrys, Niedersächs. Sag. II. S. 58.)

Das Gewölbe ist das Innere der Erde; die Schätze, welche die Jungfrau mittheilt, beziehen sich auf den Ackerbau; der Bach, in welchem sich die Jungfrau am Ostermorgen wäscht, ist das vom Volksglauben gerühmte, die Jugendreize conservirende Osterwasser, die Wirkung des Märzschnee's (s. Kloster VII. S. 244), also ein Jungbrunnen, ein Hollenbrunnen, ein Herthabad (vgl. S. 500).

Wie Ostra *), die von Ost, Licht, als Lenzverkün=

*) Von dieser Frühlingsgöttin haben sehr viele Ortschaften den Namen als: Ostra (Vorwerk bei Dresden), Ostrau (Dorf bei Halle), Osterbeck, Osterberg, Osterborn, Osterburg (in der Altmark), Osterhagen, Osterholz, Osterhofen, Ostritz, Osterloch (eine Höhle im Landgericht Sulzbach), Osternohe (ein Markt unweit davon), Osterwald, Osterwiese, Osterkuppe (in Thü=

derin den Namen hat, den Harzbewohnern am Ostermorgen, so erscheint in Baiern und Deutschböhmen am Lucientag (13. Dec.) Frau Luz, im Namen eine Lichtbotin, denn noch vor Ausgang des December nehmen die langen Nächte ab. Auch sie ist, wie die in der Dreikönigsnacht schreckende Berchta, eine Bauchaufschneiderin (Grimm S. 1212). Die Frau des Hörselberges zeigt sich nur am Fastnachtsdonnerstag, viele weiße Frauen nur in der Frohnfaste, das gespenstische Posterli in der Schweiz am Donnerstag vor Weihnacht, die weiße Frau von Neuhaus am grünen Donnerstag u. s. w.

Wie das Erscheinen vieler gespenstischen Frauen an die Jahreszeit gebunden ist, ebenso das Sichtbarwerden mancher ihrer Mitschwestern an die Tageszeit; Einige erscheinen um Mitternacht*), Andere um Mittag**), wieder Andere bei Sonnenaufgang***), wie die Ostra am Jahresmorgen u. s. w.

Man hat demnach alle diese Wesen, die unter den Namen Holle, Bertha, Harke, Gode, Frick, Luz rc. in den verschiedenen Provinzen Deutschlands bekannt sind, gleichwie die Göttinnen der alten Germanen und Scandinavier, als verschiedene Manifestationen eines und desselben Wesens, der Freia (Frau) zu erklären. Die Identität von Odins Gattin: Frigg (Frick) mit der Freia, ist schon oben festgestellt worden (s. S. 452), als gespenstische weiße Frau um Mitterwinter haben wir sie in der Fuik (S. 535) wieder erkannt; wenn demnach Odin noch andere Frauen zugetheilt wurden, so

ringen), Ostergard (eine schwed. Insel), Osterrode (im Harz), Ostrew, (vielleicht auch Ostrialow, Ostralenka) u. a. m.

*) Stahl westphal. Sag. S. 123.

**) Wolf D. S. Nr. 210. 211.

***) Müllenhof Nr. 455.

können es nur verschiedene Prädicate der Frigg seyn, denn wie es nur Einen Gott gibt (in Odin sind alle Asen rc. enthalten), so auch nur Eine Göttin, jener das zeugende, diese das gebärende Prinzip. Odins zweite Gemahlin, die Mutter des Donnerers Thor, heißt Jördh, d. i. Erde = Hertha, vielleicht auch Bertha? Ihr anderer Name war Hlodhyn, die deutsche Hludana, vielleicht auch Hulda, Holle? Im Altn. bedeutet **Huldr** die Dunkle, also die winterliche oder nächtliche, gespenstische. Der Hollunder, welcher prophetische Träume (Somnambulismus) erzeugen soll, hat von Holle den Namen. Der Volksglaube läßt auf ihm sich die Gespenster wiegen. Auf vielen Kirchhöfen findet man nur diesen Baum angepflanzt. Gehört auch der (Schlafwachen erzeugende) Wachholder der Holle? Auch er ist der Sammelplatz von Geistern, guten wie bösen (Tettau und Temme Sag. Ostpreußens S. 259). Odins winterliche Gattin war Rindr (Frostrinde, Eisdecke). Diese hatte ihm den Lichtgott Vadi, den dem Januar vorstehenden Asen, den Rächer Baldrs geboren, denn nach der längsten Nacht bricht eine neue Sonne hervor. Von Rindr hat Saxo einen Mythus aufbewahrt, welcher an die Demeter Erinnys (d. i. die Furie, Ceres in der Unterwelt, die im Winter unsichtbare Naturgöttin) erinnert. Denn wie diese sich gegen die Umarmung Poseidons gesträubt hatte (die gefrorne Erde saugt kein Wasser ein und widerstrebt der Befruchtung), so soll Rindr gegen Odin spröde gewesen seyn, bis sie endlich seiner List unterlegen war. Odin als Oddr ist Gemahl der Freia. Da diese der weibliche Freir, wie Artemis der weibliche Apollo ist, Freirs Identität mit Odin S. 321 nachgewiesen wurde, so hat man ein Recht, Freirs Geliebte,

die schöne Riesentochter Gerdhr, für die Frühlingsgöttin Freia zu halten. Ihr Name spielt auf das Gitterwerk an, von welchem ihre Wohnung umgeben, in welcher sie eingeschlossen und von wüthenden Hunden bewacht war (Saem. 82), und aus welcher ihr Geliebter sie erst befreien mußte, ehe er zu ihrem Besitz gelangen konnte. Die erwärmenden Sonnenstrahlen waren es, mit welchen der Lenzgott die mit der Waberlohe umgebene Geliebte befreit, und sich mit ihr vermählt hatte. Auch der hörnere Sigfried hatte seine Geliebte sich aus einer solchen Waberlohe erobern müssen, und vielfach entstellt kommt das wabernde Flammenschloß noch in den Volkssagen vor (Grimm D. S. Nr. 281). Während ihrer Gefangenschaft war Gerdhr die in der Unterwelt hausende Hel (Freia als schwarze Greet) gewesen, Freia, welche die Todten bei sich aufnimmt. Helheim wird nämlich als ein umschlossener, von festem Gitterwerk umgebener, von dem Hunde Garmr bewachter Ort gedacht, darum heißt Loki, der Vater der Hela, Loki, d. h. Einschließer. Da nun die nordische Unterwelt, wie eine Veste, mit Graben und Gitterwerk umgeben, dargestellt wurde, so erklären sich hieraus die in den Volkssagen vorkommenden Burgen (Grimm D. S. Nr. 291. Mone Anz. f. K. d. Vorz. IV. S. 407 u. öft.), deren Eingang ein schwarzer Hund oder sonstiger gespenstischer Wächter behütet (Kinderm. III. S. 14). Utgardar haben wir S. 353 als die Wohnung Loki's, des zerstörenden Prinzips, kennen gelernt. Dieses Gebiet ist eben Helheim, also Gerdr indentisch mit Hela, die unterirdische oder schwarze Venus, im Hörselberge den Tannhäuser, wie Hela den Lichtgott Baldr festhaltend, aber im Lenz, wenn Skirnir, d. i. der Aufheiterer, die Gerdr an das Licht wieder herauf-

bringen soll, und für diese Dienstleistung sich Freirs Schwert, den die Erde spaltenden befruchtenden Sonnenstrahl erbittet, dann wandelt sich Gerdr aus einer schwarzen Hel in die freundliche Nanna, Baldrs Gattin, um. Auch ein Roß, welches durch Flammen setzen kann, hatte sich Skirnir zu dieser Reise von Freir erbeten; es ist dasselbe Roß, dessen weiße Farbe den Frühling anzeigt, und das Sigfried und St. Georg ritten, als sie gleichfalls eine schöne Jungfrau den Zähnen des (Winter-) Drachen, dem Höllenrachen, entrissen; es war derselbe Schimmel, auf welchem Odinoghue in Irland noch jetzt alljährlich am ersten Mai aus der Fluth emporsteigt, wie die Lenzgöttin Ostra, Hertha aus dem Jungbrunnen; denn die Feuchte ist der Zeugungsstoff, alle Wiedergeburt ist aus dem Wasser, welches auflösendes und schaffendes Element zugleich ist. Gefjon, welcher der jüngern Edda zufolge alle diejenigen dienen, welche als Jungfrauen starben, also eine Unterweltsgottheit, Gefjon ist, ihrem Namen zufolge, eine Meergöttin, wie Ran; deren Netz (Saem. 180) ein Todesnetz*), dem Gitter der Hel entspricht; also das Prototyp aller weißen Frauen, die nicht aus Bergen (aus Helheim), sondern aus Seen hervorkommen; aber Gefjun ist auch die dem Meer entstiegene Venus, die eine neue Zeit, eine Wiederschöpfung verkündet. Gefn ist ein Prädicat der Freia! (Sn. 37). Seeland war auf ihr Geheiß aus dem Meere hervorgetaucht; oder mit vier Stieren (die Frühlingsstürme) hatte sie es von Schweden losgerissen und zu ihrem Eigenthum gemacht (vgl.

---

*) Ran (Rahana) heißt: die Räuberische (raena: rapere. spoliare). Wie Hel gibt auch sie ihren Raub nicht heraus. Ertrunkene sind ihre Beute, „zur Ran fahren" (fara til Ranar, Fornm. Sög. 6, 376) s. v. a. ertrinken.

Haupt Ztschr. I. S. 95, wo Stiere Stürme bedeuten). Die neue Erde ist in der Göttin mit den verjüngenden Aepfeln, in der jugendlichen Idhuna (i. e. Wiederkehr sc. des Jahrs) personifizirt. Darum ist Idhuna die Gemahlin Bragi's, welcher seinem Namen zufolge ein Glänzender (Lenz = Glanz). Aber auch Idhuna weilt nicht immer auf der Oberwelt, denn wie Proserpine, die Saatenspriesserin, das blühende Kind der Ceres, im Herbste von Pluto in sein dunkles Reich entführt ward, so Idhuna in derselben Jahreszeit von dem bösen Loki, der sie, wenn die grüne Pflanzenwelt von der Erde entschwindet, in die Gewalt des Winterriesen Thiassi bringt, dem sie aber im Frühjahr durch denselben Gott wieder entrissen wird. So ist Idhuna schicksalsverwandt mit Gerdr, der Geliebten des Freir, des nordischen Liebesgotts, und im Winter, wo der Gott „im Hügel" weilt (s. S. 321), lebt sie in der Unterwelt, sie ist also Freia, zu der alle weiblichen Leichen kommen *). Aber im Sommer, dessen Wiederbringung nur dadurch möglich wird, daß Loki Freia's Falkengewand anzieht, und der Donnerer Thor, Freia's Gestalt annehmend, dem Winterriesen den gestohlenen Donnerkeil ablistet, im Sommer heißt sie Freia, als Thors Gemahlin, Sif, d. i. die Getreidegöttin; ihr schönes Haar, welches die Edda so sehr rühmt und das Loki (im Herbste) abschnitt, dafür aber ein schöneres aus Gold schmiedete (**Snorr. 119. 130.**) ist — der goldene Halm der Demeter, der Flachszopf der Holle (s. S. 439). Auch Ceres heißt die Blonde (*ξανθὴ Δημήτηρ* Iliad. 5, 500.). Die Jungfrau mit dem Aehrenbüschel tauscht

---

*) Thorgerdr (Egilss. p. 603) weigert sich irdischer Nahrung, sie denkt bald bei Freia zu speisen.

dieses im nächstfolgenden Monat gegen eine Waage aus, Ceres wird dann Themis (Δημητηρ Θεσμόφοϱος). So wandelt sich Sif in Syn, die Göttin der Sühne, der Gerechtigkeit um, welche die Angeklagten schützt (Sn. 38.). Mit ihr in gleicher Reihe steht Vör, genit. **Varar,** Göttin der Treue und des abgeschlossenen Vertrags (Sn. 37. 38.). Diese beiden Göttinnen sind also wieder Freia, bei deren Eber man Eide ablegte (s. S. 322), oder Frigg, welche den Eiden vorsteht (Grimm S. 280), vermuthlich auch als eine nordische Nemesis und Todten richtende Persephone gekannt war, weil in Nordengland im Herbst — wo die Natur abstirbt — noch jetzt Vermummte einen „Riesentanz" aufführen, bei welchem zwei Schwerter um den Hals eines Knaben geschwungen werden, ohne jedoch ihn zu verletzen (also wie das Geißeln der Knaben am Altare der Mondgöttin in Sparta, ein symbolischer Opfertod). In Niedersachsen ist an die Stelle der Frigg „Fru Freke" getreten, die sonst Frau Holle heißt (**Eccard de orig. Germ. p. 398: celebratur in plebe saxonica *Fru Freke,* cui eadem munia tribuuntur, quae superiores Saxones Holdae suae adscribunt**). Grimm bemerkt (S. 281), daß das altwestphälische Stift Frickenhorst auf einen ehemaligen Hain der Frigg hindeutet. An das fränkische Frickenhausen im Untermainkreise hat er also nicht gedacht, von dessen See die Bewohner der Umgegend so viel Mährchenhaftes zu erzählen wissen, z. B., daß er auf seiner Oberfläche durchaus keinen Körper trage, sondern ihn urplötzlich verschlinge, daß sich von den Vätern eine Tradition vererbt habe, dieser See werde einst ganz Franken überschwemmen, denn er sey eine Ader des

Meeres, deßhalb auch in der Domkiche zu Würzburg, wie man sagt, alljährlich eine Messe gelesen wird, daß Gott die Ueberschwemmung Frankens durch diesen See verhüte. Daher getraue man sich auch nicht, mit einem Kahn das verrufene Wasser zu befahren. Fische sollen darin sich aufhalten, aber nur selten sichtbar geworden seyn. Im Jahre 1793 will ein Jäger hier einen Fisch von der Größe eines Schweins gesehen haben; ein anderer Jäger gewahrte aber an der Seefläche zwei riesige Fischungeheuer, die, als er nach ihnen schoß, sogleich untertauchten, aber einige Schuppen schwammen von den Getroffenen auf dem Wasser, die der Jäger auffischte und den Leuten zeigte, sie waren so groß wie ein zinnerner Teller (Bechstein fränk. Sagenschatz S. 300). Hier zeigt sich Frigg, nach welcher dieser dem ganzen Lande Untergang drohende See heißt, als die Göttin Ran, die vorhin als die Eigenschaften von Hela und Freia in ihrer Person vereinigend, dargestellt wurde.

Wie Frigg Frick, nach welcher jener See heißt, im Wasser waltet, so auch in der Luft; wir haben sie oben unter dem Namen Fuik als Mehl stehlende Windsbraut kennen gelernt, als Gertrudsvogel „schwarze Greet," war sie der Regen verkündende Specht, ihm verwandt ist die diebische Elster, deren altn. Name S k a d i (Grimm. S. 639). So hieß aber die Gattin Nördrs, dessen Identität mit seinem Sohne Freir ein Recht gibt, Skadi, die an Gestaden wohnende, nach Gebirgen sich Sehnende für einen Witterungsvogel zu halten. Die halb weiße, halb schwarze Farbe der Elster, sowie ihr Name (Skadi : Schade) stellt sie mit Hel, die auch im Berge wohnt, zusammen, aber ein von ihr in der Edda erzählter Zug gibt auch ihre Umwandlung in eine Frühlingsgöttin (wie Freia und Gerdr) zu. Nämlich bei Snorri (82)

liest man, daß die über den durch Thor (also im Frühling) erfolgten Tod ihres Vaters trauernde Skadi durch Loki's Gaukelkünste zum Lachen gebracht worden sey. Da nun auch Demeter, die im Winter bei ihrer Tochter Persephone in der Unterwelt, im Sommer den Ackerbau fördernde Göttin, bei ihrer Zurückkunft aus dem Schattenreiche durch die Entblößung der Magd Baubo (d. h. durch das Aufackern der Erdschollen mit dem Pfluge) zum Lachen gereizt wurde, so muß auch Skadi zu irgend einer Zeit im Jahre, d. h. im Frühling, eine heitere Seite gezeigt haben; wie hätte sie sonst nach Balders, des Lichtgotts, Umarmung sich sehnen können? (vergl. S. 324). Schon ihre Doppelfarbe (als Elster) konnte auf ihren, mit jeder Jahrhälfte sich ändernden, Charakter anspielen.

Unter die Göttinnen der alten Deutschen muß aber noch eine, die der Aufmerksamkeit der Mythologen sich bisher zu entziehen wußte, nämlich eine Hilde, eingereiht werden. Grimm gedenkt einer Walkyre dieses Namens (Hildr). Die Walkyren haben wir als Hagelmacherinnen, aber auch als Thauspenderinnen kennen gelernt, denn Thau trieft von den Mähnen ihrer Rosse. Sie werden also auch den Schnee bewirkt haben. Wie es ursprünglich nur Eine Norne gab (siehe oben), so vielleicht auch nur Eine Walkyre, nämlich Freia, die Todtensammlerin, die auch Val Freyja heißt (Nialssaga pag. 118) oder Frigg, die Gattin Odins, zu dem alle Todten eingehen und den die Walkyren in die Schlacht begleiten. Freia, oder Gerdr in der Unterwelt, war gewiß auch jene Brunhilde, die sich Siegfrid, wie dort Skirnir die Gerdr, aus der flammenden Burg, aus der Unterwelt herausholen mußte. Bruno, d. i. der Braune, hieß Odin als Todtengott (s. Müller altt.

Rel. S. 200), folglich wird Brunhilde die Walkyre Hilde gewesen seyn, und da grim im Altn. eine Larve bedeutet, so ist sie mit ihrer Nebenbuhlerin Chrimhilde*) ebenso identisch, wie Freia mit Frigg, wie Oddr, Freia's Gatte mit Odin. Wenn nun die Walkyre Hilde auch Frau Holle wäre, die ihr Bett schüttelt, wenn es schneit (Grimm, S. 246), weshalb sie an einigen Orten auch Frau Wolle genannt wird (s. S. 536 Anm.), denn die Schneeflocken wurden schon vom Psalmisten (147, 16.) mit der Wolle verglichen, so wäre die von Grimm (D. S. Nr. 456) erzählte Veranlassung zur Namengebung von Hildesheim = Hilde's Schnee ein wichtiger Stützpunkt für die Richtigkeit der hier ausgesprochenen Vermuthung. Auch an Hildens Stelle hat sich in christlicher Zeit Maria „Schnee" (**Maria ad nives, Maria della neve, Notre dame aux neiges**) eingedrängt, so wie sie, eine christliche Walkyre, auf dem Schlachtfelde sich die dem Tode zu Weihenden auswählt (Tettau und Temme, Volksſ. Ostpreußens Nr. 35.) Nur mußte man, da Maria — obschon sie in trockenen Sommern um Regen angefleht wird — im christlichen Interesse ihre Beziehung zu Naturerscheinungen verläugnet, ihren von der heidnischen Hilde ererbten Schneetitel durch ein Wunder erklären, und sie im August, überdieß in Rom, durch Schneefall die Stätte bezeichnen lassen, wo man ihr eine Kirche erbauen sollte. Seitdem hat sich dieß Wunder noch an andern Orten, wo „Maria Schnee" Kirchen erhielt, zugetragen; aber die von Grimm erzählte Sage, die zwar auch schon Maria in's Spiel mischt, läßt den Schnee, welcher die Gründung der Kirche „Unserer lieben Frau" zu Hildesheim veranlaßte, doch noch im Winter eintreten, was als Beweis gelten

*) Hildegrim hieß der Helm Otnits.

kann, daß diese Sage das Vorbild der römischen Legende sey; denn es wird das Wunder nicht in das Fallen des Schnees gesetzt, sondern in die Unmöglichkeit: das Marienbild von dem Stein wegzubringen, wo es Kaiser Ludwig hingelegt hatte, und in die Stimme vom Himmel, welche befiehlt: „So weit und so groß sollst du einen Dom bauen zu Marien Ehre, so weit ein Schnee fallen wird." Grimm verräth durch die Frage (S. 246 Anm. 3): „Sollte die sonst unverständliche Hildesheimische Sage von dem Hillensnee aus einem „Holde Sne" entsprungen seyn?" daß ihm gar nicht eingefallen, der Regen, Hagel und Thau sendenden Walkyre Hilde auch die Erzeugung des Schnee's zuzuschreiben. Freilich konnte er, da er S. 393 **Hildr** durch „Bellona" wiedergibt, nicht an Schnee denken, während der Hagel schon eher mit den Pfeilen einer Tod aussendenden Gottheit sich vergleichen läßt. Aber Grimm selber sagt S. 389 von der Walkyre: „In der Edda heißt sie **twit** 168 [b] **hvit** und **hialmi (alba sub galea)** 145[a], **hialmvitr** 157[a] Beinamen, die Schönheit und Helmschmuck ausdrücken. Auch wurden die Walkyren **Skialdmeyjar** und **hialmmeyjar** genannt, Helm und Schild stehen den Helmfrauen und Schildfrauen gleich Helden zu 2c." Da aber die Schneedecke ein Schild der Erde gegen den Frost ist, so ließe sich der Schild der Walkyre auch auf den Schnee beziehen, mit demselben Rechte, wie Homer den Schild der Pallas, die Aegis mit Sturm und Regen in Verbindung bringt (vergl. S. 287).

Daß man bei der Göttin Hilde wohl an einen Schild denken dürfe, bezeugt das Hildesheimer Wappen. Es besteht in einem die Länge herab von Gold und roth getheilten Schild, welcher, mit einem gekrönten Helm bedeckt, auf dem ein Marienbild (Hilde) zwischen zwei Fähnlein steht. (Schramm, Reiselexicon

S. 698.) Im Würzburgischen ist die Ruine einer „Hildenburg," deren Erbauung man der frommen Hiltiburg, einer Zeitgenossin des fuldaischen Abtes Rabanus Maurus zuschreibt, aber Chronisten des Mittelalters sind sehr unzuverläßige Zeugen. Noch nennt Bechstein (Frank. Sagens. S. 225) im Frankenland eine „Heldburg," die ein „gewisser" Hilpert (Hildebert?) aufgeführt haben soll, aber sein Werk ist nur der hintere Theil des Bau's, der ältere Burgtheil heißt noch jetzt der Heidenbau. Spricht dieß eine Wort nicht deutlich genug? Derselbe Hilpert soll auch Hildburghausen erbaut haben, die alten Chronisten aber nennen ihren Erbauer Childerich (Hildbert), den Sohn des Frankenkönigs Chlodwig. Hiltiburg ist aber ein altd. Frauenname, folglich ließe sich auch hier an die Cultusstätte einer Schlachtgöttin Hilde — die etwa dem Odin so gegenübersteht, wie Athene dem Zeus, welche gemeinschaftlich den Ziegenschild besitzen — zurückdenken (vergl. Wilh. Grimms „deutsche Heldens." S. 328). Auch im nordischen Sagenkreis tritt eine kriegerische Hilde, Tochter Hildebrands (Schildesglanz?) auf, ihr Bruder heißt Hildr. (Sagabibl. II. S. 437, 489, vergl. S. 569), wo dieselben Namen abermals unter andern Verhältnissen vorkommen, was sich leicht begreifen läßt, da Hildegrim eine allgemeine Benennung für Helm ist.) W. Grimm (S. 269) sagt: Hildegrim habe Dieterichs Helm geheißen, mit Beziehung auf einen darin befestigten Stein, einen leuchtenden Karfunkel, der Glanz ausstrahlt. Ließe sich hier nicht auch an Hilde, die Walkyre, aber als Wetterleuchtende denken? denn sie ist Hagelmacherin, und Hagel und Blitz sind gewöhnlich gleichzeitige Wettererscheinungen. In der nordischen Heldensage erscheint Hilde ganz deutlich als Tod verbreitende Walkyre, denn ihr Vater Högni (Hagen, Freund Hayn),

welcher das Schwert Dainsleif besitzt, welches, „einmal aus der Scheide gezogen, den Menschen tödten muß," und welches die Eigenschaft besitzt, daß „die Wunde, die es schlägt, nie wieder heilt," demnach an das Schwert Tyrfing erinnert, dieser Högni ist unstreitig der Schlachtengott Odin, mit dem nie fehlenden Speer Gungnir. Ueberdieß liest man von Högni's Tochter Hildur — welche der schon vor Harald dem Schönhaarigen lebende Bragi der Alte (853—936) nur noch als ein böses Zauberweib kennt, selbst bei Saxo, der doch sonst Gottheiten so gern anthropisirt, und durch seinen geschichtlichen Firniß unkenntlich macht — daß sie Nachts auf die Wahlstatt sich begab, und durch Murmeln von Zauberliedern die in einem von ihr ausgegangenen Kampfe Erschlagenen zu neuem Kampfe auferweckte. Der Erzähler gibt freilich als Motiv ihrer Handlungsweise bloß an: daß sie nicht den Sieg ihres Vaters über ihren Gatten Hedin wünschte, und auch jenem die Schmach nicht gönnen mochte. Da es aber in alten Liedern heißt: dieser Kampf werde bis zur Götterdämmerung, d. h. bis zum Ende der Welt währen, so ist klar, daß Hilde nur ein anderer Name für Freia, welche durch neue Geburten (durch Auferweckung der Todten) nichts anders bezweckt, als dem Tod stets neue Speise zuzuführen. Die Gebärmutter und das Grab sind unersättlich. Venus, die Allgebärerin, ist auch die Leichenfrau (Epitymbia, Libitina) und Freia führt als Todtensammlerin also mit Recht den Namen Wal = Freia (siehe oben), denn sie war die nordische Venus armata (Aphrodite ὁπλια Paus. Lac. 23, 1), nämlich die Walkyre Hildur und als die schöne Gerdr, welche Freir sich aus der Unterwelt holen mußte (siehe S. 549), das erste Weib, welches den Namen Hilde = gard führte.

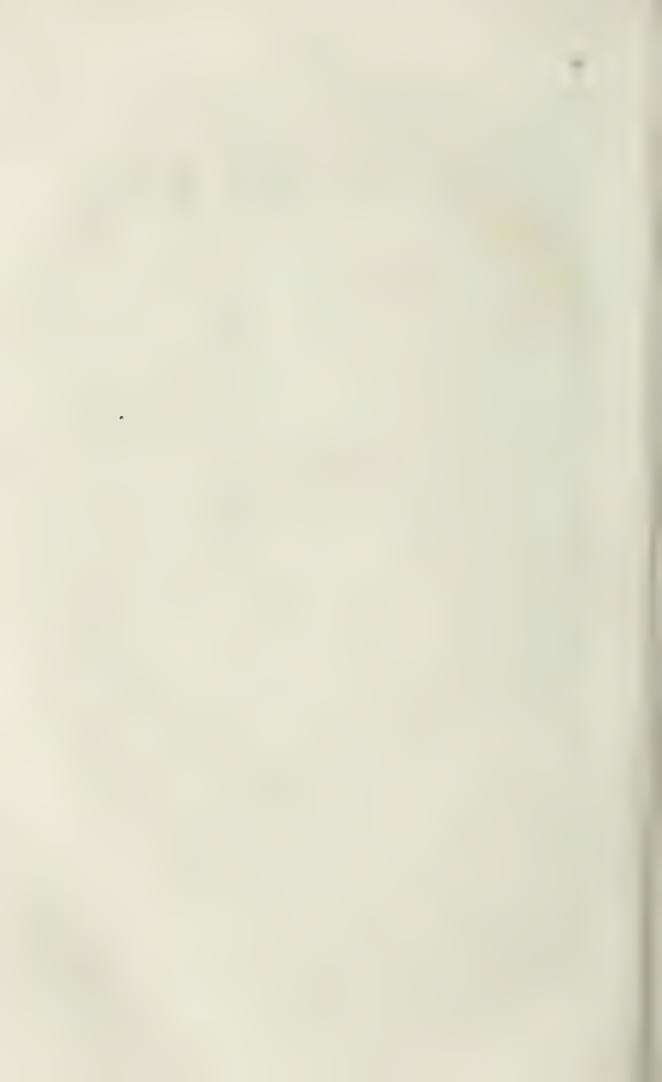
Vierunddreißigste Zelle.

Heidnisch-geistliche

Sagenbildungen

der

slawischen Völker.



I. Verehrung des einigen Gottes

unter verschiedenen Namen, die seine doppelte Wirksamkeit als Schöpfer und Vernichter aller Creatur bezeichnen.

„Alle Anzeigen,“ beginnt Mone seine Abhandlung über die Lichtgötter der Slawen, „stimmen damit überein, daß Swantowit zu Arkona jener Eine große Gott, wovon Helmold *) redet. Das zeigen unter Anderm seine vier Häupter, nach den vier Weltgegenden gerichtet, (um seine Allwissenheit anzuzeigen). Das bezeichnet sein nie versiegendes Füllhorn, denn durch dieses hat er die Sonne in sich aufgenommen, und wenn sie stirbt am Ende der Welt, so bewahrt er noch das Horn des Lebens, woraus die Seelen himmlische Nahrung empfangen, wie sie in ihrem Erdenleben irdische Nahrung von dem segenvollen Gott empfangen haben. Dieser große Nährvater ist aber das Weltlicht (Anton

---

*) Chron. Slav. I. 53: Inter multiforma Deorum numina, quibus arva, silvas, tristitias atque voluptates atribuunt, non diffitentur unum Deum in coelis ceteris imperitantem, illum praepotentem coelestia tantum curare; hos vero, distributis officiis obsequentes, de sanguine ejus processisse et unumquemque eo praestantiorem, quo proximiorem illi Deo Deorum. Helmolds Zeugniß ist um so wichtiger, da er die heidnischen Wenden persönlich kannte, und mit Lebensgefahr an ihrer Bekehrung Theil nahm.

Gesch. d. alt. Slawen I. S. 44. übersetzt **Swato-wjt**: Heiliges Licht). Die Speise der Seelen in jener Welt ist Licht. Durch stufenweises Aufsteigen zur größern Reinheit gelangen sie zuletzt zum Swatewit, oder Swantewit, der die geprüften und leidenschaftslosen wieder in sich aufnimmt, wie sie früher von ihm ausgegangen. Er ist Seelenvater, weil er Göttervater ist, und alle nur Ausflüsse seines Wesens sind. Was aber außer ihm, das ist dem Wechsel unterworfen und diese Unterwürfigkeit nimmt zu, je weiter sich die Wesen vom höchsten Gott entfernen. Daher sind die Götter der zweiten Ordnung schon getheilt in weiße und schwarze, und alle göttlichen Wesen, die unter ihnen stehen, bis hinab auf den Menschen, sind in immer größerer Abhängigkeit und Unterwürfigkeit, einem weit häufigern Wechsel ausgesetzt, je niederer ihre Stufe ist. In Arkona wurde außer der höhern Bedeutung Swantewit auch als planetarisches Wesen verehrt, als kämpfender (denn auf der Abbildung bei Arnkiel hatte er ein großes Schlachtschwert an der Seite, so im Tempel zu Arkona, hingegen im Tempel zu Rhetra hat er außer dem Füllhorn des Friedens, den Bogen des Kriegers in den Händen, wenn nicht etwa die von diesem abzusendenden Pfeile den Gott als Todsender bedeuteten), richtender (wegen des Schwertes) und segnender (wegen des Füllhorns) Sonnengott. Weil — schließt Mone — die Priesterschaft die Lehre vom einzigen Gott festhalten wollte, weßhalb sie selbst nach dem Beispiele der Götter in eine Rangordnung eingetheilt war *), so mußte sie

*) Bei den Wenden bestand eine vollständige Hierarchie, und dem Hohepriester des Swantewit zu Arkona war alle geistliche und weltliche Obrigkeit untergeben. Der Hohepriester hieß Kriwe, d. i. Blutopferer (v. slaw. crew), somit dem Blod-

viele untergeordnete Eigenschaften auf das höchste Wesen häufen, um sowohl den vielgötterischen Sinn des Volkes zu befriedigen, als auch um den sinnlichen Menschen etwas Sichtbares vor Augen zu stellen."

Swantewit wurde, wie dem Odin, ein Herbst- oder Erntefest gefeiert, bei welchem Gefangene zur Erwirkung einer guten Ernte im folgenden Jahre geopfert wurden. Am Tage des Festes besah der Kriwe das Horn des Gottes und weissagte aus dessen Inhalt. War dasselbe noch voll von dem hineingegossenen Meth, so war es ein gutes Vorzeichen, fehlte etwas an dem Meth, so bedeutete es Theuerung. Hierauf sprengte er den Inhalt des Horns als Opfergabe vor die Füße des Gottes — denn das Bild war colossal, und im Vergleich mit den Bildnissen anderer Götter von auffallender Größe, um anzuzeigen, daß er der oberste Gott sey — füllte es dann mit frischem Meth und flehte um Segen für das Land und um Sieg gegen die Feinde. Darauf leerte er das Horn, ohne abzusetzen, füllte es wieder, und stellte es dem Götzen zurück. Hierauf nahm er einen Opferkuchen, der rund und so groß war, daß er fast die Größe eines Mannes erreichte, den stellte

---

macht der nordischen Priester entsprechend. Wenn der Kriwe alt geworden, opferte er sich selber dem Gotte, um sich mit ihm zu vereinigen, was also auf eine ausgebildete Emanationslehre, wie in Indien, schließen läßt. Der Unterpriester hieß Mike, der Priester des untersten Grades Raba (Diener). Der Oberpriester ließ, um seinem Gotte, wie ihn die Bildwerke darstellten, ganz zu gleichen, sich, gegen die wendische Sitte, Bart und Haupthaar (Sinnbilder der Sonnenstrahlen) wachsen. Es gelangte nur ein bejahrter Mann zu dieser höchsten Würde, den die Priester unter sich wählten. Sein Amt behielt er bis an den Tod. Doch konnte er freiwillig sich desselben entledigen. Es geschah aber nur, wenn er sich durch den Feuertod seinem Gotte opfern wollte, um dessen Zorn vom Volke abzuwenden. (Voigt Gesch. Preußens I. S. 604.)

er zwischen sich und das Volk, und fragte dieses, ob man ihn auch sehen könne. Wenn dieß verneint wurde, so bedeutete das Glück, und er wünschte nun, daß man ihn auch im künftigen Jahre nicht möge sehen können. Wie Odin besaß auch Swantewit ein weißes Roß. Dieses durfte nur der Hohepriester (Kriwe) besteigen. Er allein mußte es füttern. Auf diesem Schimmel, glaubte man, ziehe der Gott allnächtlich gegen die Feinde des Landes (d. h. gegen die Schaden stiftenden Nachtgeister) aus. Gar oft fand man des Morgens das Pferd mit Schweiß bedeckt, so daß es einen weiten Weg mußte gelaufen haben. Hieraus entstand, seit die Heidenbekehrer den Gott in einen Teufel verwandelt haben, das in den Volkssagen so oft nachtwandelnde Teufelsroß. Nachstehend erzählte Begebenheit dürfte, da ihr Schauplatz früher von den Bekennern der Swantewit'schen Religion, von den Wenden, bewohnt ward, unstreitig dem Rosse Swantewits ihre Entstehung verdanken. Kuhn erzählt nämlich (M. S. Nr. 240):

Im Jahre 1590 zeigte sich zu Königsberg zwischen 11 und 12 Uhr Nachts ein feuriges Pferd, das lief in allen Gassen mit erschrecklichem Geräusche auf und nieder, und sprang dergestalt, daß Feuer aus den Steinen gesprungen. Andern Morgens fand man das Bernekowsche innere Thor offen und das Pferd im Raume zwischen diesem und dem äußern Thor liegen. Sobald aber der Thorwärter dazu kam, sprang es in die Höhe und verschwand.

Das dem Swantewit geheiligte Pferd wurde auch zu Weissagungen gebraucht, denn wenn man in's Feld ziehen wollte, wurden vorher neun Speere in die Quere auf die Erde gelegt, und darüber wurde das Pferd dreimal hingeführt. Schritt es jedesmal mit dem rechten Fuße zuerst vor, und berührte auch die Stangen nicht, so

bedeutete dieß einen glücklichen Ausgang des Feldzugs. Berührte es sie aber, oder schritt es zuerst mit dem linken Fuße aus, so war es ein schlimmes Vorzeichen. Roßorakel gab es in allen heidnischen Culten. Die Rosse gehörten an den Sonnenwagen. Swantewit war vorzugsweise ein Roßgott, denn ihm hielt der Cultus dreihundert Rosse. Als Sonnengott *) wurde er von Eckard schon erkannt (**Monum. Jutreboc. p. 57: Slavi omnino Solem sub nomine Suantiviti coluerunt**). Daher deutete man seine vier Köpfe auch auf die Jahrszeiten, die Pfeile seines Bogens auf die Schnelligkeit des Lichts, sein Schwert auf den die Erde im Frühling spaltenden Sonnenstrahl, den langen Rock auf das Jahrgewand, den ihm heiligen Vogel, den (rothen?) Hahn auf den Sonnenbrand.

Die Chronisten lassen, als Arcona von den Christen unter Waldemar I. belagert wurde, einen derselben die Weissagung aussprechen: am Tage des heil. Vitus werde die Stadt erobert und der Götze zertrümmert werden, zur Strafe des Verraths und der Abgötterei der Einwohner, die vor mehrern Jahrhunderten den heil. Vitus verstoßen, und statt seiner den Swantewit angenommen hätten. Weil dieß eingetroffen, so hätten die christlichen Eroberer die Verehrung Swantewits auf

*) Das Grundwesen dieses Gottes: Licht (wit) erklärt die Zusammensetzungen Witislaw, Mizislav, Serovit, Herovit, Borevit, Rugevit. Es sind dies sämmtlich Beinamen Swantowits. Herovit oder Gerovit bedeutet Frühlings- (Jaro-) Licht, Porevit: Wintergott (v. bury, dunkel, buria, Sturm, burzye zerstören.) Rugevit hieß er auf der Insel Rügen. Der Umstand, daß Rugevit sieben Schwerter hat, Porewit aber unbewaffnet abgebildet wurde, gibt jenen als den sommerlichen Strahlenaussender, diesen als den Lichtarmen zu erkennen. Mizislaw, d. i. der corrumpirte Witislaw oder Swatovit in Mahren, hatte in seiner Gestalt einen in vier Lichtstrahlen ausgehenden Hauch.

jenen Heiligen übertragen. Helmold behauptet nämlich: Schon unter Ludwig II. hätten Mönche von Corvey i. J. 879 eine Kapelle dem heil. Vitus auf der Insel Rügen aufgeführt. Später wären die Inselbewohner wieder in den Götzendienst zurückgefallen, und da glaubte man, sie hätten sich aus diesem St. Veit einen neuen Götzen gebildet (Chr. Sl. 1, 6.). Allein Swantewit ist viel älter als der heil. Veit, der erst drei Jahrhunderte nach Christus unter Kaiser Diocletian den Märtyrertod litt. Daß er aber in Böhmen von den ältesten Zeiten her verehrt worden sey, bezeugt Legis (Glückselig, selber ein Böhme) in seiner Alkuna. Swantewits Tempel wurde in eine Veitskirche umgewandelt, und damit Swantewits Schimmel nicht fehle, sieht man noch jetzt dieser Kirche gegenüber die Reiterstatue St. Georgs, welcher Heilige an dieser Stätte ehemals eine Kirche und ein Kloster hatte. Die im Lichtdienst der Böhmen üblichen, den Umkreis der Gestirne um die Sonne verbildlichenden Rundtänze (kolos), wovon das Sonnenfest, und ein Ort in Böhmen ebenfalls den Namen Koleda erhalten hatten, und von welchen im „Kloster" VII. S. 401 ff. ausführlich gehandelt worden, gaben durch diese Verwechslung des Gottes und des Heiligen dem „Veitstanz" seine Berühmtheit. Der Umstand, daß die Polen für „Tanz" das deutsche Wort mit nur geringer Veränderung (Tanez) in ihre Sprache aufgenommen haben (Anton Gesch. d. Sl. I. S. 147), gibt der Etymologie des Namens Danzig vom Tanzen einen schwachen Schein von Glaubhaftigkeit.

Unweit der Stelle, wo jetzt Danzig gelegen, war vor Zeiten ein Dorf, die Wiese genannt. Die Einwohner waren Fischer. Insbesondere hatten sie den Gebrauch, an ihren Feiertagen in und außer dem Dorfe

Freudenfeuer anzuzünden, wobei sie tapfer zechten, und mit Weib und Gesinde, Fremden und Gästen um das Feuer tanzten. Der Herr des Dorfes, ein vornehmer Wende, der nicht weit vom Dorfe in einem hölzernen Schlosse wohnte, behandelte seine Unterthanen so hart, daß sie sich heimlich beriethen, wie sie seiner los würden, denn mit Gewalt war nichts auszurichten, weil der Gutsherr sich außerhalb seines Schlosses gar nicht zeigte. Als nun wieder ein Jahresfest eingetreten war und die Freudenfeuer angezündet wurden, gingen alle Dorfbewohner, mit zusammengefaßten Händen tanzend, den Schloßberg hinauf, wo sie zu Ehren des Herrn und seines Hofgesindes drei Tänze machten. Dagegen mußte ihnen der Gutsherr ein Faß Bier herausgeben, welches sie nach altem Brauche auf seine Gesundheit vertranken. Diese Gelegenheit hatten die Wieker zur Ausführung ihres Vorhabens ausersehen. Als die festen Thore geöffnet wurden, um das Bier herauszulassen, da verließen die Wieker, welche bisher dem Anschein nach sorglos getanzt hatten, ihren Tanz und sprangen neben der Tonne vorbei durch das Thor. Unter ihren Kleidern hatten sie kurze Schwerter und Beile verborgen, und wie sie in die Burg kamen, wo man an solchen Ueberfall nicht dachte, würgten sie ohne Widerstand Jeden, der ihnen entgegen kam. Nur die Tochter des Burgherrn blieb verschont. Sie erhielt der Urheber des Anschlags zum Weibe. Als die Reihe an den Burgherrn kam, daß er sterben sollte, da rief er aus: „o Tanz, wie hast du mich betrogen!“ Als nachmals die Burg verbrannt und dort eine Stadt gebaut wurde, gab man dieser zum Andenken an jene Worte Hagels — so hatte der Zwingherr geheißen, — den Namen Tanz-Wieke, daraus wurde späterhin Danzig. (Tettau und Temme, Volksſ. Ostpreußens. Nr. 208.)

Bezeichnend ist in dieser Sage, daß Hagel seinen Untergang einem Rundtanze an einem Jahresfeste, wobei Freudenfeuer angezündet und gezecht wurde, verdankte. Dieß mahnt an das Johannisfeuer, wobei die Tanzenden über die Flamme hüpfen, und durch das

Ausstreuen der Asche auf die Felder diese vor Hagel schützen. Dabei ist zu beachten, daß die Hirten von Pogliza in Dalmatien das Fest des h. Veit noch jetzt durch Anzünden wohlriechender Hölzer feiern (Knauth Kirchgsch. d. Oberlausitzer Sorbenwenden p. 52), daß das Johannisfeuer nur wenige Tage nach dem Veitstag angezündet wird, daß **Swato Wit**: „heiliges Licht" bedeutet, daß die Johannisfeuer noch jetzt in Böhmen angetroffen werden (Palaezky Gesch. Böhm. I. S. 183). Danzig konnte aber ursprünglich vom Tanz (**Dansk**) genannt worden seyn, die Endsylbe **sk** verräth, wie in Leipzig (**Lipsk**), Dölzig (**Dolsk**) u. a. m. slawischen Ursprung. Der Name Wiek ist also unechter Zusatz der Sage.

Wie **Sanctus Vitus** (St. Veit) den Tanz vom Swanto Wit geerbt hatte, so der Bekehrer der Pommern, der heil. Adelbert, das weiße Roß des Gottes, auf welchem sein Geist als Helfer in der Schlacht erschien (Kannegießer Gesch. v. Pommern S. 357), und der heil. Otto, der ebenfalls zur Bekehrung der Pommern auszog, seinen Hahn.

Im Dom zu Bamberg befindet sich ein Hahn, von dessen Bedeutung man sich Folgendes erzählt: Die alten Pommern verehrten den Hahn. Dies benutzte der Bischof Otto, als er zu ihrer Bekehrung auszog. Denn indem er in einen silbernen Arm die Gebeine des h. Veit einfassen, und an demselben zugleich das Bild eines Hahns anbringen ließ, bewirkte er, daß die heidnischen Pommern, weil sie vor dem Hahne niederfielen, zugleich den Reliquien des Heiligen Verehrung erwiesen. Dieses Letztere geschah zwar unwissend von ihnen, aber sie wurden dadurch doch der gnadenreichen Einwirkung der heiligen Gebeine theilhaftig, und um desto leichter waren sie zum Christenthum zu bekehren. (Barthold, Gesch. v. Rügen u. Pommern. I. S. 230.)

Hieher gehört die Notiz, welche ich bei Anton (a. a. O.) lese, daß die Ischari, ein finnischer Stamm in Rußland, noch jetzt in das Johannisfeuer einen weißen Hahn werfen, woraus wieder ersichtlich, daß die beiden Heiligen, von denen der Eine (Vitus) dem 15. Juni, der Andere (Johannes Baptist) dem 24. dessen Monats vorstebt, gemeinschaftlich den alten Swantewit beerbt haben.

Zwar ist das Hauptfest des Swantewit ein Erntefest gewesen, das gegen Michaelis gefeiert wurde, aber man feierte ihn auch in den beiden Sonnenwenden. Uebrigens werden auch bei dem Erntefest noch jetzt in der Oberlausitz Tänze gehalten (Anton I. S. 78).

Da Jutro (Morgen) der erste März genannt wird (Anton S. 70), an welchem Tag in einigen slawischen Ortschaften der Tod in Gestalt einer Strohpuppe ausgetragen wird, so dürfte das Mährchen vom Schmied zu Jüterbog, welcher über den Tod Meister wurde (s. S. 285), ursprünglich den slawischen Morgengott (Jutro bog) gemeint haben, denn Anton a. a. O. S. 41 sagt: „Der weiße Gott (Bjel bog), wie Gott in seiner wohlthätigen Wirkungweise — zum Unterschiede von seiner vernichtenden Thätigkeit, die ihm den Namen „schwarzer Gott" (Czerny bog) verschafft hatte — genannt wurde, der weiße Gott also, der Gott des Lichtes, war auch der Morgengott Jutrybog, von welchem die Stadt Jüterbok den Namen hat. Wenn Swantewit durch „heiliges Licht" übersetzt werden darf, so würde es noch eine andere Benennung des guten Gottes seyn." Da der Morgen die Nacht verscheucht, so kann des Schmiedes Sieg über den Tod auch ebenso gut auf den Morgen als auf den Frühling passen, der den Winter verdrängt. Schmieden bedeutet in der mystischen Sprache dasselbe wie Weben,

Spinnen, nur wird Jenes von der Thätigkeit des Mannes, Letzteres aber von der des Weibes gebraucht. Schon die Alten verstanden unter den hämmernden Kabiren die zeugenden Naturkräfte. Die phönizischen Seefahrer empfahlen sich ihrem Schutze. Vulcan schmiedete die Donnerkeile, welche die bösen Titanen bändigen sollten; Thors Hammers erschlägt die Winterriesen, und der Schmied Wieland ist zugleich auch Arzt. Ueber das Schurzfell des Schmiedes als Heilszeichen vgl. S. 157. Aus Kuhns Märk. Sag. Nr. 87 erfahre ich, daß der Tempel des Jutrybog zwischen der jetzigen Schmiede und der K i r ch e gestanden hat; (was also ein deutliches Zeugniß für die ursprünglich g e i s t l i ch e Bedeutung der Sage seyn dürfte, denn nur aus diesem Gesichtspunkte erklären sich auch die vielen Hufeisen in Kirchen, s. S. 88 ff). Noch gar nicht lange ist es, daß er verschwunden, denn der Diaconus Hannemann beschreibt ihn in seiner i. J. 1607 herausgegebenen Jubelschrift also: „Von einer solchen heidnischen Entstehung der Stadt hat auch Anzeige gegeben das uralte Templein, welches ungefähr vor etlichen und vierzig Jahren ist eingerissen worden, darin der heidnische Götzendienst der wendischen Morgengöttin *) soll seyn geleistet worden. Dieses Templein, welches auf dem Neumarkt bei dem steinernen Kreuz gestanden, ist in der Länge, Breite und Höhe bis an das Dach recht viereckig von Mauersteinen aufgeführt gewesen, hat oben ein Kreuzgewölbe, und darüber ein viereckig zugespitztes Dach gehabt. Die Thür oder Eingang von abendwärts ist niedrig gewesen, so daß man im Eingehen sich etwas hat bücken müssen. Es hat auch keine Fenster gehabt,

*) Der gute Mann dachte an das Geschlecht der Aurora.

sondern nur ein rundes Loch, mit einem starken Eisengitter verwahrt, gegen Morgen, und zwar genau gegen Sonnenaufgang zur Nachtgleiche so groß als der Boden von einer Tonne, daß das Licht hat hinein gehen können. Also hab' ich's von mehrern Personen, die noch am Leben sind, beschreiben hören." Weiter bemerkt Kuhn: „Frühzeitig schon hat man ein Kreuz aus Granit, das jetzt nur noch $1\frac{1}{2}$ Fuß aus der Erde hervorragt, ehemals aber mehrere Ellen Länge gehabt haben soll, neben diesem Tempel aufgerichtet, und es steht jetzt noch dicht vor dem Hause des Schmieds. Als man es von da zur Zeit des Großvaters des jetzigen Schmieds, weil es abgebrochen, weggenommen, da hat sich des Nachts ein fürchterliches Poltern hören lassen, und ein weißer Hund hat unausgesetzt an der Stelle gelegen, wo das Kreuz gestanden, und ist auch nicht eher gewichen, als bis man dasselbe wieder an die alte Stelle gebracht hat. Zur linken Seite der Schmiede liegt auch eine kleine runde Anhöhe, auf der man in neuern Zeiten einen Kreis von Linden, und mitten hinein einen eben solchen Baum gepflanzt hat. Diese kleine Höhe heißt der Tanzberg und hat, wie man sagt, davon ihren Namen, daß die heidnischen Wenden hier ihre Tänze gehalten haben.

Wie Thor der personifizirte Frühling ist, weil sein Hammer die Winterriesen erschlug, so auch der slawische Donnerer Perun*) oder Perkun, der vorzugsweise bei den Preußen und Letten in Ansehen stand, obschon er auch in Böhmen und Mähren, selbst bei den Russen verehrt ward. Mit Urrechi hat ihn Legis in

*) Von peru, ich schlage, daher peraun (κεραυνος) Blitz, Donnerschlag. Davon die Stadt Beraun in Böhmen.

der „Alkuna" unter die feindlichen Gottheiten eingereiht, bloß weil sein Bild das eines zornentbrannten Mannes ist. Dieser Zorn gilt ja eben, wie beim blitzenden Jupiter, nur den bösen Mächten, welche das Wachsthum der Thiere und Pflanzen durch Krankheit und Kälte hindern wollen. Das Gesicht ist feuerfarbig mit krausem Bart, das Haupt mit Feuerflammen gekrönt (Hartknoch, A. u. N. Pr. S. 131). In Rußland stand sein Bild von Holz mit einem silbernen Kopf und einem goldenen Schnurrbart in Kiew. Im Tempel zu Rhetra lehnt er sich mit der rechten Hand auf den (Frühlings-) Stier, in der linken trägt er eine Fackel, woraus zwei Flämmchen hervorgehen. (Masch, Obotr. Alt. S. 70). Auf einem andern Bilde hat er zwei Häupter, vorn ein menschliches behelmtes (als Streiter gegen die Naturfeinde), hinten ein grimmiges Löwenhaupt (als Symbol seiner Kraft), vor der Brust eine Pflugschaar (zum Zeichen, daß er den Ackerbau begünstigt), zwölf Strahlen um dieselbe, denn er ist der Anführer der Monate. — In Preußen war Perkun so hoch verehrt, daß es kaum einen heiligen Ort gab, wo ihm nicht Opfer gebracht worden wären, keinen heiligen Wald, in welchem nicht sein Dienst gefeiert wurde. Noch jetzt sind die Anzeichen der einstigen göttlichen Anbetung nicht gänzlich aus der Erinnerung verschwunden. Noch oft findet man in einzelnen Namen die Orte der einstigen Feier bezeichnet. Besonders oft weist der Dörfername Perkuiken, d. h. Perkunsdorf, auf den alten Gott hin. Ein Solches findet sich in Samland am Fritzenschen Forste am See bei Mischen; ein zweites unfern von der Deime auf der Landstraße zwischen Tapiau und Labiau, ein drittes unfern von Bartenstein am Allafluß, ein viertes nördlich von Preuß. Eilau. In Litthauen

unter gleicher Bedeutung Perkunischken, westlich von der Inster und von Moulramm, ein anderes an der Ruß bei Schakuhnen. Perkunlauken erinnert deutlich an das Feld Perkunos. Es lag bei Gumbinen, in einer Gegend, die überhaupt in religiöser Hinsicht merkwürdig ist; denn in der Nähe ist der heilige Berg Kattenau. Vor allem aber brannte ihm zu Romowe *) vor der heiligen Eiche ein ewiges Feuer aus geheiligtem Eichenholz, dessen Verlöschen die Priester, die es unterhalten mußten, mit dem Leben büßten (Arnkiel, Ambr. Alt. 109). War neues Feuer dem Steine wieder entlockt, so krochen die Priester auf den Knieen an den heiligen Eichbaum hinan, entzündeten die heilige Flamme wieder und verbrannten dann in ihr den säumigen Priester zur Sühne des erzürnten Gottes. (Prätorius nach Rosenzweigs Chronik S. 316). Diese Eiche soll 6 Ellen dick zwergüber gewesen seyn, oben sehr breit und so dicht, daß weder Schnee, noch Regen durchdringen konnte. Sie blieb auch im Winter grün. Um sie her waren seidene Vorhänge gezogen, 8 Ellen hoch. Diese wurden von den Priestern nicht abgezogen, ausgenommen an hohen Festtagen. Wenn es donnerte, kniete alles Volk vor dem Bilde des Perkun nieder und rief: „erbarme dich unser!" Dem Perkun wurden Rosse, Rinder und Kleinvieh, aber auch Gefangene dargebracht (was wieder seine Identität mit dem Kriegsgott Swantewit andeutet). Der vom Blitz Erschlagene ward als ein vom Gott selbst gewähltes Opfer betrachtet, daher geheiligt, daher des Oberpriesters höchster Wunsch, seinen Tod durch die himmlische Flamme zu finden. Aber nicht bloß als Donnergott, sondern auch als Spender des

*) Gleichbedeutend mit ῥώμη = robor, Eiche.

Sonnenscheins und Regens, und überhaupt als eine Macht, welche alle Lufterscheinungen bewegt, wurde er allgemein verehrt (**Luc. David I. S. 89**). Mit Thor hat Perkun auffallend viel Aehnliches, nicht bloß als Donnerer, sondern auch als Heilgott (was auch Zeus σωτήρ war). Er ward nämlich von den Kranken angerufen, die Asche seines heiligen Feuers galt als Heilmittel; daher richtete man an ihn auch Gelübde und Dankopfer für die Wiedergenesung der Kranken (**L. David I. S. 137**). Auch dem Gewässer der ihm geheiligten Seen, die deshalb seinen Namen Perkune trugen, schrieb man Heilkräfte zu. Es gab deren mehrere im Lande. (Ein **lacus Percun dictus** bei den Dörfern Seefeld, Wappen und Glanden, östlich von Melsack, wird in einer Urkunde v. J. 1374 erwähnt. Voigt, Gesch. Pr. I. S. 584). Bei Gewittern wird noch jetzt, wie ehemals, dem Donnerer eine Speckseite geopfert. Der Bauer nimmt eine Seite Speck auf die Schulter, geht mit entblößtem Haupte zum Hause hinaus, trägt sie nach seinem Acker hin, und ruft: Gott, schlage nicht in das Meinige, ich will dir diese Seite Speck schenken. Wenn aber das Gewitter vorbei ist, so holt er die Seite Speck wieder nach Hause und verzehrt sie mit seinen Hausgenossen (Hartknoch, S. 160). Vermuthlich galt sie ihm dann als geweiht und heilkräftig. — Die Slawen in Südrußland und die Wallachen haben, seitdem das Christenthum die alten Götter ihrer Aemter entsetzte, einen Propheten des alten Testaments, den Regenmacher Elias, in die Würde eines Donnerers *) eingesetzt. Das weite Gewand, welches ein Gürtel zusam-

*) Daß der preußische Donnerer auch dort gekannt war, bezeugt der Wald Pirun Dubrawa in Dalmatien.

menhält und die nackten Füße hat er auf Abbildungen (siehe Kloster VII. S. 486) mit Perkun gemeinschaftlich, mit Thor den Gürtel und die Ziegenopfer und den Himmelswagen. In serbischen Liedern wird er **Gromownik Ilija** (Donnerer Elias) angerufen. Heißblütig wie Thor ist auch Elias. Davon wissen die Wallachen zu erzählen:

Der h. Elias war einst Husar in Diensten des Kaisers. Da log ihm der Teufel vor, sein leiblicher Vater*) halte es mit seiner Frau**). Sofort eilte der hitzköpfige Heilige noch in der Nacht nach Hause, und fand wirklich einen Mann und eine Frau im Bette beisammen. Voll Wuth erschlug er sie auf der Stelle; als er aber Licht herbei brachte, erkannte er seinen Irrthum, denn er hatte seine Eltern gemordet. Verzweifelnd floh er, und fand nirgends mehr Ruhe. Auf dem Wege begegnete ihm der Herr in Begleitung des h. Petrus, die er aber Beide nicht erkannte. Ersterer fragte ihn: wohin er gehe? worauf ihm Elias klagte, und erzählte, wie ihn der Teufel betrogen habe. Er bekannte auch, daß er nun Gott aufsuchen möchte, der werde ihm um seiner mächtigen Reue willen verzeihen. Auf dieses fragte der Herr den niedergeschlagenen Elias, was er denn mit dem Teufel anfangen würde, wenn er ihn in seine Gewalt bekäme. „Ich würde ihn mit meinem Keil tief in die Erde schlagen“, war des Heiligen Antwort. „So ziehe aus!“ sprach hierauf der Herr, „ich gebe dir Gewalt, den Teufel zu vernichten, die Sünde sey dir auch vergeben, denn ich bin der Herr, dein Gott.“ Hocherfreut zog nun Elias weiter, und wo er von jetzt an glaubte den Teufel oder einen seiner Helfer gefunden zu haben, setzte er ihm so fürchterlich zu, daß ringsum Alles mit Schrecken erfüllt, ja daß die Samen aller Pflanzen taub wurden. Ebenso ging auch jede Frucht im Mutterleibe von Menschen und Thieren zu Grunde; so schrecklich war

*) Dem Talmud zufolge hat er nie Eltern gehabt!

**) Auch keine Frau hatte er, wie wäre er sonst Karmelitermönch?

des Heiligen Zorn. Dies nahm der Herr mit Schrecken wahr, und lähmte schnell dem furchtbaren Eiferer den rechten Arm, damit er nicht die ganze Schöpfung vernichte, wenn er fortmachte, wie er angefangen. So kämpft der erzürnte Heilige noch jetzt mit der Linken, auf daß mit dem Teufel nicht auch die Welt zu Grunde gehe. (Schott Wallach. Märch. S. 281).

Wie Thors Bildsäule in den Tempeln Norwegens zwischen dem Lebenspender Freir und dem Todsender Odin zu stehen kam (s. S. 317), so sah man an der Eiche des Perkun eine jugendliche, freundlich den Perkun anblickende Gestalt, den Getreidespender Potrimpos, er war bartlos und sein Gesicht mit Kornähren gekrönt; zur Linken des Perkun aber stand der greise, finster blickende Todesgott Pikolos, ein langbärtiger, bleich aussehender Mann. Diese Beiden sollten also die doppelte Wirksamkeit des Donners, als Begünstiger der Vegetation und als zerstörende Kraft, verbildlichen. Dem Potrimpos brannten als Opfer Getreidegarben und Weihrauch, in brennendes Wachs gestreut. Es galt als Ehrendienst, in einer großen Urne ihm eine Schlange zu ernähren, auf deren Erhaltung und Pflege die Priester die strengste Sorgfalt wenden mußten. Milch war ihre Nahrung und unter Getreideähren ward sie beständig verborgen gehalten. Der Cultus nahm hier Rücksicht auf den unter vielen Völkern verbreiteten Glauben, daß die Schlange Symbol der Seele sey. Von Grimm (S. 651) wird einer Sage erwähnt, daß in jedem Hause zwei Schlangen, eine männliche und eine weibliche, befindlich sind, deren Leben mit dem des Hausvaters und der Hausmutter zusammenhängt. Sie lassen sich nicht eher sehen, als bis diese sterben, und erleiden dann gleichfalls den Tod. Andere Erzählungen berichten von Schlangen, welche mit einem Kinde zusammen leben. Sie

bewachen es in der Wiege, essen und trinken mit ihm. Ihr Zusammenleben mit demselben bringt ihm Glück; tödtet man das Thier, so nimmt das Kind ab und stirbt bald. Hier wählen wir aus vielen Beispielen, welche diese Behauptung stützen könnten, nur Eines aus, welches einer Gegend entnommen ist, in welcher der hier erwähnte Gott, dem der Cultus heilige Schlangen hielt, verehrt ward, so daß man annehmen darf, der zur Zeit seines Dienstes mit der Schlange verbundene Begriff eines Genius habe sich bis heute noch im Volksbewußtseyn erhalten. Temme berichtet nämlich in seinen Pommer'schen Sagen Nr. 257:

In der Barkowschen Haide liegt ein einsames Bauerhaus. In demselben wurde noch vor wenigen Jahren eine todte Schlange gezeigt, von der man sich Folgendes erzählt. In dem Hause wohnten vor langen Zeiten einmal Bauersleute, die nur ein einziges Kind hatten, ein Mädchen von vier Jahren. Im Sommer ließen sie das Kind vor dem Hause spielen, wohin sie ihm auch des Mittags seine Milch mit eingebrockter Semmel brachten. Wenn nun das Kind dies verzehrte, so kam jeden Mittag plötzlich eine große Schlange herbei, die sich zu ihm setzte, und mit ihm von der Milch trank und von der Semmel aß. Es fürchtete sich gar nicht vor ihr, wurde vielmehr so vertraut, daß es sie ohne Scheu auf den Hals klopfte, und zu ihr sagte, sie solle ihm nicht zu viel abtrinken. Seinen Eltern sagte es nichts hievon. Als es aber eines Mittags viermal nach einander Milch forderte, da fiel dies der Mutter auf, und wie sie das letztemal die Milch hingebracht hatte, blieb sie hinter der Thüre stehen, um zuzusehen, was das Kind mit der vielen Milch anfange. Auf einmal sah sie die Schlange herbeikommen, welche die Milch aufzehren half. Darüber entsetzte sie sich, und sie rief ihren Mann zu Hilfe, der mit einem Knüttel herbeikam, um das Thier todt zu schlagen. Das Mädchen weinte zwar sehr, und bat den Vater, die Schlange zu schonen,

er aber tödtete sie doch. Von der Stunde an schwand das Kind an allen Gliedern, und nach wenigen Tagen war es todt.

Den Preußen war die Schlange überhaupt ein heiliges Thier (Arnkiel, S. 43), sie galt denen, die zum Kampf auszogen, als ein Zeichen der Gegenwart des freundlichen Gottes Potrimpos (Hartknoch, S. 163), vielleicht, wie die eherne Schlange des Mose, denen, die sie anblickten, ein Talisman gegen den Tod?

Das dritte Bild, an der heiligen Eiche zu Romove aufgestellt, war das des Gottes Pekollos (slawisch peklo, die Hölle), oder Potollos (im Sanskrit patal: die Hölle) des personifizirten Todes; denn was Potrimpos schuf, ward durch ihn vertilgt. Wie jener das Prinzip des Schaffens, so war dieser das Prinzip des Vernichtens. Dem entsprach auch sein zu Romowe aufgestelltes Bild, die Greisengestalt mit der bleichen Gesichtsfarbe, und dem weißen Tuche, das sein Haupt umwand. Drei Todtenköpfe, der eines Menschen, eines Pferdes und einer Kuh waren seine Sinnbilder (Hartknoch, S. 134, 160). Beim Opferfeste brannte ihm ein Topf voll Talg, aber auch Menschen, Rinder, Pferde, Böcke und Schweine wurden ihm geopfert*), und ihr Blut zur Sühne des zürnenden Gottes am Stamm der heiligen Eiche ausgegossen (Prätorius nach Rosenzweigs Chron. S. 313). War irgendwo ein Sterbefall eingetreten, so mußte dem Pekollos geopfert werden; der Säumige ward durch Schreckgestalten verfolgt, und fiel dem Gott das verlangte Opfer nicht bis zum dritten Tag, so konnte der Erzürnte nur durch Blut wieder versöhnt werden. (Hartknoch, S. 161). Im ganzen

*) Die oberwähnte Speckheiligung galt also dem Pekollos, der zerstörenden Aeußerung des Perkun.

Lande waren ihm heilige Orte geweiht, überall brannten ihm Opfer zur Versöhnung seines Zornes, zur Abwehr seiner Strafen. Noch jetzt erinnern zahlreiche Orte seines bald Pekoll, bald Potoll lautenden Namens an seine einstige allgemeine Verehrung, als Potollen, ein ehemaliges Gut im Kammeramt Brandenburg (Urk. von 1467 und 1515); Pachollen bei Christburg, wo sonst der heilige Wald stand; Pokellen, einst ein Dorf bei Preuß. Mark; Patollen, ein Hof bei Eremitten am Pregelstrom, ebenfalls da, wo sonst ein heiliger Wald war (Urk. v. 1483); ein Ort Potollen, einst an der Stelle, wo nachmals das Dreifaltigkeitskloster nördlich von Domnau erbaut ward (Urk. v. 1465); Pakollen, einst ein Dorf in Samland, nachmals Wirdegithen genannt; Pakullen, ein Dorf in Litthauen, nordwestlich von Ostwethen; Pakalnischken, nördlich von Gumbinnen, und ein anderer Ort dieses Namens nördlich von Trakehnen. Bei Germau in Samland noch jetzt eine Pachullen-Wiese. Sonst lag ein Dorf Pokoll bei Bartenstein im Kammeramt Kirschitten (Urk. von 1357, 1392 und 1404).

Nächst dem Donnerer Perun oder Perkun ist noch ein anderer in Holstein, in den Elbgegenden 2c. verehrter Frühlingsgott zu erwähnen, nämlich jener H a m, von welchem die Städte H a m m, H a m e l n, H a m b u r g, H a m m e l b u r g 2c. den Namen haben. Leibniz (Script. rer. Br. I. p. 191) sagt von ihm: *Hammon* sc. **Sventobuck**, letzterer Name ist aber nur ein Präd. des Swantowit und bedeutet: Heiliger Gott. Jungmann sagt im „Krok" II. p. 343: „Bei den Holsaten wurde in Hamburg zu Karls d. Gr. Zeit Perun (der Donner) unter dem Namen **Hambog** oder **Swentobog** mit W i d d e r hörnern verehrt," also hatte er einen

Hammelkopf wie Jupiter Hammon. Mit diesem ist Ham auch von Narußewicz verglichen worden, welcher belehrt: Hammonia sey der alte Name Hamburgs nach dem dort üblichen Hammonsdienst und nach dem Hammonstempel daselbst: **castrum** *Jovis*. Auch in der Mark fand man Spuren seiner Verehrung. Auf der Feldmark des Dorfes Booke, östlich von Osterburg, ist ein Ort: der Teufelswinkel genannt. Hier stand ehedem, berichten die Bewohner jener Gegend, ein Götzentempel, die „Hammonsklause" genannt, wie auch das vorbeifließende kleine Wasser die Hammey heißt. Enzelt sagt: der Name rühre daher, daß die alten Deutschen (?) dort einen Gott verehrten, den sie **Hama magnum** genannt, welcher eigentlich Jupiter Hammon gewesen, ihm hätten sie auch einen Tempel zu Hamburg gebaut.

Auch Radegast, Rathgeber, v. **reda**, Rath, wend. **radehaz**, nach welchem ein Dorf in Mecklenburg und eines in Thüringen heißt, richtiger: Radhost*), auch Roswodiz**) genannt, war ein Sonnengott, der bei den Böhmen, Lausitzern, Obotriten (Mecklenburgern) rc. in hohem Ansehen stand. **Radost (radosc)** bedeutet Freude, aber auch Erzeugung (**radithi**, sanskr. **radh**, wovon *ῥαδιξ*, **radix**); es ist also nicht nothwendig, ihn vorzugsweise als Rathgeber, d. h. als Orakelgott zu denken, denn der Tempel des Swantowit und die Eiche Peruns waren ebenfalls Orakelstätten. Radegast, Radhost bedeutet also einen freundlichen, Freude spendenden Gott, was auch aus seinem Beinamen „Dobropan" (der gute Herr) erhellt, unter welchem er

*) So heißt auch ein Berg in Mähren, wo ein Tempel dieses Gottes war.

) Anführer (wodiz**), im Krieg **rozno**.

zu Doberan in Mecklenburg verehrt worden seyn mochte. Das Mecklenburger Wappen, den Stierkopf, das Symbol der Stärke, trägt er vor der Brust, den Sitz des Muths; der Schwan mit den ausgebreiteten Schwingen auf dem lockigen Haupte dürfte den Weissager (schwanen = ahnen) andeuten. Daß der Gott nackt und jugendlich abgebildet wurde, gibt ihn als den Sommer zu erkennen. Aber auch dieser Gott hat seine Schattenseite; denn auf manchen Bildwerken (bei Masch Obotr. Alt. p. 54) hat er einen Löwenkopf mit weit geöffnetem Rachen. Die den Kopf umgebende Mähne, gewiß ein Sinnbild der Sonnenstrahlen *), verräth wohl die Verderben bringende Sommerglut in jenem Monat, wo die Sonne im Zeichen des „Löwen" steht. Sein Postament, die runde Scheibe, bezieht sich wohl auf die Sonnenscheibe, sowie der Spieß auf die Kraft ihres Strahls. Sein Haupttempel stand zu Rhetra im jetzigen Stargard. Man mußte über eine große Brücke in denselben, aber nur denen war es vergönnt, welche opfern wollten. Otto d. Gr. zerstörte das Bildniß dieses Gottes i. J. 990.

Ihm zunächst setze ich Wodan (wodiz, Anführer), den Gott des Krieges. Er ist muthmaßlich der von den Wenden angenommene deutsche Wuotan oder Odin. Er ist mit einem Panzer bekleidet, trägt in der Rechten ein in die Höhe gehobenes Schwert, am linken Arm ein Schild. Zuweilen wird er nackend abgebildet, zuweilen ist er jedoch in einen Mantel gehüllt.

Prowe hieß der Gott der Rechtspflege (prowo, Recht). Abgebildet wurde er als Greis mit langem faltigen Gewande, bisweilen mit Ketten um den Hals

*) Vrgl. φοβη = φοῖβος, juba = jubar.

und einem Opfermesser in der linken Hand. Seine gewöhnlichsten Symbole waren ein Prüfeisen (in Form einer Pflugschar, was sich dadurch erklären läßt, daß die Fruchtbarkeit der Erde gleichfalls mit dem Pfluge erprobt wird), oder ein glühender Schild, den man in zweifelhaften Rechtsfällen zur Feuerprobe angewendet haben mochte. Prowe wurde vornehmlich in Altenburg (Stargard in Wagrien) verehrt. In seinem nächst der Stadt gelegenen Eichenhain versammelten sich am Montag (**secunda feria Helm. I, 83**) Volk, Priester und Könige zur Opferung und zum Rechtsprechen. Als Rathgeber wurde Prowe auch hier von den Priestern befragt; vorher aber tranken diese vom Opferblut, um zur Verkündigung des Orakels sich Kraft zu erwerben. (**Post caesam hostiam sacerdos de cruore libat, ut sit efficacior oraculis capessendis. Helm I, 12**). Die Opfer waren gewöhnlich Kühe, Schafe und Vögel, zuweilen aber auch gefangene Christen. Nach beendigten Rechtsentscheidungen und Opferungen wurde die Opfermahlzeit gehalten, und Spiel und Tanz währten die Nacht hindurch.

Auch S a t a r — der slawische Saturn — bekannter unter seinem andern Namen K r o d o (Kronos), nach welchem die Ortschaften Krottendorf bei Bärenstein in Sachsen und Krotoschin in Preußisch Polen heißen, auch dieser Gott ist gut und böse zugleich. Als Prinzip der Fruchtbarkeit hält er in der Rechten ein Gefäß mit Blumen, und steht auf einem Fische, das Zeitrad hält er in der Hand; aber er hat auch eine gehässige Nebenbedeutung gehabt, wie sich aus den Worten „Crodendüvel,“ womit man in Sachsen etwas Abscheuliches bezeichnet, und das bald im Scherz, bald aber auch im Ernst genommene „Teufelskröte“ vermuthen lassen.

In der Kirche Simon und Juda zu Goslar fand sich ein dem Krodo geweihter Altar von Erz, oben mit marmorner Einfassung, der jetzt im dortigen Museum ist.

Auf dem Stuvenberge zwischen Heiligenstadt und Eschwege wurde ein Gott Stuvo oder Stuffen als Orakelgott angebetet, der aber muthmaßlich deutscher Herkunft ist. Den Namen erhielt er, weil die Sachsen in ihn ihre Hoffnung (?) setzten. (Kreyßler, sorben-wendische Alt. S. 73). Doch bedeutet Stauffen einen Kelch, wie aus dem Wappen der adeligen Familie von Stauffen erhellt, welche drei Becher in ihrem Wappen führt. Demnach war er ein Weingott. Auf dem alten Bergschlosse Stauffen bei Gandersheim wurde er von den alten Sachsen angebetet. Sein Bild, wie das des Krodo, zu zerstören, hatte Karl d. Gr. sich zum Verdienst gemacht.

In der Lausitz und in Preußen, Litthauen 2c. verehrte man auch einen Gott der Fruchtbarkeit, Pilwiz *), der vielleicht den Ortschaften Pillniz und Beilwiz den Namen gab.

Podaga wurde von den Holsteinischen Wenden als Gott der Jäger und Hirten verehrt, darauf zielt das Jagdhorn in der Rechten, der (Hirten-) Stab in der linken Hand. Er trug eine spitze Mütze, aus welcher zwei Hörner hervorgingen, auf dem Kopf. Auf andern Abbildungen hat er ein unförmliches, von Strahlen umringtes Doppelantlitz, das bis auf den Bocksbart einem Löwenhaupte glich. Seine Opfer bestanden in Wildschweinen.

Die zu Rhetra und Karenz auf der Insel Rügen verehrten Götter Rugewit und Karewit, werden

*) Von pilli, füllen, pilnan, voll.

zwar für besondere Wesen gehalten, es ist aber Seite 565 Anm. gezeigt worden, daß sie nur Prädikate Swantewits waren, gleichwie Schwairtix, ein Name, welcher sehr unslawisch klingt, und offenbar aus Swatewit verderbt ist. Seine Lichtnatur gibt sich in der von Flammen umgebenen Kleidung und in dem Strahlenhaupt, sowie in der von ihm getragenen angezündeten Fackel zu erkennen. Man findet ihn auch Luicz geschrieben, und darin liegt deutlich der Begriff des Glänzens und Leuchtens.

Auch eine männliche Mondgottheit sollen die alten Wenden verehrt haben, einen Zislbog. Die Arme ohne Hände sind erhoben und bilden einen Halbmond, an der Seite hängt ein Köcher mit Pfeilen, anspielend auf die Krankheiten, die man dem Monde zuschrieb. War er vielleicht die Naturgöttin Ziza in männlicher Gestalt (eine Venus barbata)?

Die Preußen, Russen und Letten verehrten einen Meergott Antrimpos und einen Wellengott Bangputtys (v. banga, Welle und putta, Schaum). Puskaitis, ein Wald- und Baumgott, wohnte im Hollunder, der darum das heilige Holz hieß und nicht umgehauen werden durfte. Auschweikis war der slawische Aesculap (v. sweiks, gesund, sweikas, Gesundheit). Zemberis (v. zeme, Erde und beriu, streuen), streute Samen über die Erde und kleidete sie in Blumen und Kräuter. Honidlo (v. wend. honzu, ich halte ab) war in der Lausitz, Meißen, Thüringen ꝛc. ein göttlicher Nachtwächter. In der Gegend von Merseburg wurde er in Gestalt eines Stabes angebetet, an dessen oberstem Ende eine Hand befestigt war, die einen eisernen Ring hielt. Diesen Stab trug der Hirte von Hause zu Hause, und rief an jeder Thüre aus: Wache

Honil! Switebor (von Swjaty, heilig, und bor, Fichte) wurde in einem Haine bei Merseburg verehrt, der in solcher Hochachtung stand, daß Niemand auch nur ein kleines Reis von einem Baume abbrechen durfte, ohne dem Tode zu verfallen. Brotuff, ein Merseburger Chronist, meldet, daß die Merseburger diesen bis zur Zeit Karls d. Gr. an der hohen Brücke bei der Saale verehrten; an der Stelle, wo dieser Gott gestanden, hatte im 10ten Jahrhundert Bischof Wigbert dem heil. Romanus eine Kirche erbaut.

Alle wohlthätigen Gottheiten hatte der Slawe unter dem Collectionamen „der weiße Gott" (Biel bog) vereinigt, obschon, wie vorhin gezeigt wurde, jeder derselben auch seine dunkle Seite hat. Damit wollte er sie von dem durchaus bösen, dem „schwarzen Gott" (Czerny bog) unterscheiden, welcher Letztere nur an Zerstörung Gefallen hat, und dessen Stelle im heutigen Volksglauben „der Schwarze" *) einnimmt. Furcht und Schrecken haben ihm Bildnisse und Altäre errichtet. Auf rhetraischen Denkmälern kommt häufig das Bild eines Löwen vor (der 1. Petr. 5, 8. umhergeht und Opfer sucht, die er verschlinge).

Auch der wendische Flins, von dessen Cultus Flinsberg den Namen hat, obschon seine Existenz oft bestritten worden ist, Flins, der in Greisengestalt, den flatternden Mantel um den Leib herumgeschlagen und mit nackten Füßen auf einem Flintstein stehend, abgebildet wurde,

*) Im Slawischen sind fast alle Benennungen, die irgend eine Verbindung mit dem bösen Prinzip andeuten, aus dem Begriff Schwarz (czerny, spr. Tscherny) gebildet. So bedeutet z. B. das russische Czarodjej, poln. Czarnoksiezjnik, böhm. Czarodegnjk einen Zauberer, Czárownica, Hexe, Czart (Czert) Teufel, Czáry, Hexerei, denn diese ist auch bei den Slawen eine schwarze Kunst, des Teufels Handwerk.

trug auf der linken Schulter einen aufgerichteten Löwen, in der rechten Hand eine brennende Fackel (vermuthlich einen Strohwisch an einer Stange, wie ihn die Slawen gewöhnlich bei Todtengebräuchen umhertrugen, siehe Anton, Gesch. d. Slaw. I. S. 71), denn Flins ist der Tod. Daher wurde er zuweilen auch als Skelett abgebildet (Lausitzer Monatsschr. 1796 S. 21), aber auch hier fehlte der Löwe nicht als sein Attribut. Endlich gab es noch eine dritte Art von Abbildungen des Flins*): eine kleine dicke Unholdsgestalt, an Händen und Füßen mit großen Klauen versehen.

Bevor ich dieser die gebührende Aufmerksamkeit zuwende, denn eben sie hat auf viele Sagenbildungen nicht nur der Slawen, sondern auch der Deutschen eingewirkt, sind die Gründe zu prüfen, welche seit Anton (Vers. üb. Gesch. d. Slawen) das Bezweifeln eines Götzen Flinz zur Modesache gemacht haben. Ein Haupteinwurf der Skeptiker ist: Flins sey ein deutscher Name, vom Flintstein, auf dem er stand, entlehnt, die slawische Sprache kenne durchaus kein F. Jene, bei Oehna, einem Dorfe unweit Bauzen gestandene Statue soll ein neuer Einfall seyn**), die andere in Görliz (von einem Hrn. v. Westphalen in den **Monum. Cimbr. IV. praef. ad. p. 199: Flins Görlizensis** genannt)

---

*) In Leipzig führt noch gegenwärtig eine Kaufmannsfamilie seinen Namen.

**) Ein neuer Einfall? Das Bild ist ja schon i. J. 1126 vom Magdeburger Erzbischof Adelgott zerstört worden, der es in die gleich unter dem Berge hinflutende Spree stürzen ließ. Bei Oehna in geraumigen Kellern wohnten die Priester des Flins, welche aus der Schale, die das aus reinem Golde gearbeitete Idol in der Hand hielt, Feuer flammen ließen, worauf die Bewohner der Umgegend hinströmten, und neue Opfer dem Priester für ihren Gott brachten. (Gräve Lausiz Sag. S. 139.)

sey — ein Löwe. Der ihn im 17ten Jahrhundert zum Flins schuf, bildete ihn aus, um ihn ehrwürdig zu machen, aber das Original vom Jahr 1557 kennt diese Attribute nicht. Dieser Löwe ist nur ein Schildhalter, und das Dorf Flinsberg in Schlesien hat nicht von dem vermeintlichen Götzen den Namen, sondern von dem dabei liegenden Berge: der weiße Flins (der weiße Stein).

Hingegen hat einer der neuesten Forscher, Hanusch (Wissensch. d. slaw. Mythus), die Existenz des Flins wieder zu retten gesucht. Er sagt S. 303: In den meisten slawischen Ländern findet man noch jetzt eigens aufgerichtete Felsblöcke, theils zu Opfer=, theils zu Begräbnißfeierlichkeiten dienend (Steinaltäre, Todtensteine, Wendengräber, vgl. „Ausl." 1839 Nr. 279). Bemerkenswerth sind besonders die Steinmassen des Lausitzer Berges Czernobog (zwei Meilen von Budetjin). Auf der einen Seite desselben wird noch der breite Felsenrücken gezeigt, auf welchem die Opferthiere geschlachtet wurden. Die andere Seite des Berges heißt **Prasica** (Orakelberg, von **prasit**, fragen). Eine Felsenöffnung dieses Berges galt nach der Sage für das Ohr der im Innern des Berges verborgenen Gottheit. Da Czernebog im spätern slawischen Mythus jeder Todtengott war, so scheint die unweit des Berges befindliche Statue des Todtengotts Flins damit in Zusammenhang zu stehen. (Vergl. **Cesta do Luzic od L. Stura in Casop. cesk. Mus.** Prag 1839 Heft IV. p. 476).

S. 410 bemerkt Hanusch, daß alle unterirdischen Götter Czernobogi genannt werden, im Lüchowschen noch jetzt: **Czerny Shimeniki**, d. i. schwarze Erdgeister (von **zem**, Erde) oder finstere Wintergeister (von **zima**, der Winter). Hieher gehört auch Flins

(Flynis) mit seinem rothen Mantel und bleichen Gesicht und der brennenden Fackel ꝛc.

Damit vergleiche man einen ältern Zeugen, Masch (Gottesdienstl. Alterth. d. Obotriten p. 102): „So viel ich weiß, hat noch Niemand die eigentliche Gestalt und Bildung des Czernobog mit Gewißheit beschrieben. Jetzt ist dieselbe entdeckt. Der böse Gott hat die Gestalt eines ergrimmten Löwen, welcher etwas anders gebildet ist, als der Löwe des Flins."

S. 104: „Flins gehört zur Zahl der sächsischen Götter. Man bildet ihn entweder als einen Menschen, oder als ein Knochengerippe. In beiden Fällen trug er einen Löwen mit aufgesperrtem Rachen auf den Schultern. Ich weiß nicht, wer unter beiden der älteste? Czernebog oder Flins? Beide scheinen in einer genauen Verbindung zu stehen. Flins war Todtengott, ihn mußten die Wenden, welche wie andere nordische Völker vor dem natürlichen Tod einen Abscheu hatten, für den fürchterlichsten Feind halten, denn er beraubte die durch Krankheit Gestorbenen der Glückseligkeit nach dem Tode. Der Löwe war sein passendstes Bild, denn auch er gibt die einmal erfaßte Beute nicht wieder zurück; was er berührt, muß sterben. Ist Flins der ältere, so hat man Ursache gehabt, den Czernebog von ihm zu entlehnen; ist Czernebog der ältere, so hat es nicht an Gründen gefehlt, denselben dem Tode auf die Schultern zu setzen."

Also Flins hat existirt, er war der eigentliche Todtengott der Wenden, als man aber Czernebog nicht mehr für den Sammelnamen aller bösen Gottheiten, sondern für ein besonderes Wesen hielt, stieß man sich an das unslawisch klingende Flins und hielt, wegen der Aehnlichkeit der Attribute, Letztern für eine Copie

des Czernebog, aber im Cultus gar nicht existirend. Wie, wenn ein deutscher Schriftsteller den slawischen Pilnitis in einen Flins verballhornt hätte? Eine falsche Orthographie hat schon manche Verwirrung in die Alterthumskunde gebracht. Den Gott Pilniz, wie er in der Lausitz hieß, denn die Letten nannten ihn Pilwiz, haben wir schon oben als einen unterirdischen Gott kennen gelernt, zwar als dämonischen Schatzspender, aber Plutus ist ja auch Pluto, warum sollte nicht Flins auch Pilnis seyn? Ursprünglich hieß er Pliwnik, d. i. der Fruchtbarkeitspender, denn aus der Verwesung geht das neue Leben hervor. Darum pflanzten auch so viele Völker des Phallus Bild auf Gräber, oder geben ihn dem Todten mit.

Die Identität des Flins mit dem Czernobog gibt sich nicht nur in dem ihnen gemeinschaftlichen Symbol, dem Löwen, zu erkennen, sondern auch in der ihnen gemeinschaftlichen Verehrungsstätte, denn ½ Meile von Bauzen stand die Bildsäule des Flins (siehe oben), und eine Meile von Bauzen bei den Dörfern Rachlau und Döhlen liegt ein Berg Czernobog, wo vermuthlich der Gott verehrt wurde. Es ist ein einzelner, mit einer Höhlung versehener Felsen, die Koboldkammer (wend. kolski domy) benannt, weil hier Kobolde (kodolty) hausen sollen, welche die Menschen necken und irre führen. Wenn sie aber bei guter Laune sind, so beschenken sie die Sterblichen, daher die Wenden von einem Glücklichen zu sagen pflegen: Er hat den Kobold! (Gräve, Laus. Sag. S. 57.) Masch sagt ausdrücklich: Czernobog ist ein Beiname des Berstuk, und Berstuk ist im Altpreußischen das, was im eigentlich Slawischen Pikulik ist. Dieser ist aber ursprünglich der Höllengott Pekelnik, Pikolo (s. S. 578). Nun

bedeutet aber Berstuk oder Perstuk einen Däumling (v. perst: Finger). Strzykowsky erwähnt der Perstuki zugleich mit Peklos, dem Gott der Unterwelt und der bösen fliegenden Dämonen. Sie necken in der Dämmerung die Menschen und halten sich gern unter Hollundersträuchen auf. (Hanusch, S. 229). Sie sind also zwergartige Kobolde, wie im indischen Mythus die im Berge hausenden Yakscha's, die Diener des dickbäuchigen Däumlings Kuveras, der Schätze spendet, aber ein Bruder des Todesgottes Yama ist. An diesem Doppelcharacter erkennt man leicht den vorerwähnten Pliwnik oder Pilniz = Flins. Oben erwähnte ich, einer dritten Art, den Flins vorzustellen, nämlich als kleinen dicken Unhold. Diese dickbäuchigen Gnomen sind ja eben die gespenstischen Erdgeister, die zu den Todten und zu den Schätzen in gleicher Beziehung stehen. Bei den eigentlichen Slawen hieß Pilwit: Dazba, Dajobog, d. h. der Geber (Hanusch, S. 376), also ein Schätzespendender Giebich, wie der Berggeist des Harzes genannt wird (s. S. 160). Diesen Letztern stellt Grimm mit dem neckischen und doch freigebigen Bewohner des Riesengebirges, Rübezahl, zusammen, ohne sich jedoch in eine tiefere Untersuchung seines Wesens einzulassen. Da der Name einer Gottheit über ihre Natur und Eigenschaft den sichersten Aufschluß gibt, so ist vorerst die Etymologie des Wortes zu ermitteln.

Ursprünglich mochte der Beherrscher des Riesengebirges, wie Prätorius meint: Riesenzabel (lat. **Riphaeorum sc. montium Zabulus**) geheißen haben, wobei man sich Zabel aus Diabolus verderbt denken muß; das Riesengebirge hieß nämlich: **montes Riphaei.** Nahe lag es, aus **Riphaeorum Zabulus** einen Rübezahl zu machen, da der dämonische

neckische Charakter dieses Berggeistes die des Lateins Unkundigen zunächst an die Rübe denken ließ, welche schon den Alten als Wurzel des Streites bekannt, (s. Nork's symb. Wtb. u. Rübe), auch im deutschen Volksglauben ähnliche Vorstellungen beherbergte *). Den dämonischen Charakter der Rübe, d. h. daß sie einem bösen Geist zur Wohnung diene, erräth man schon daraus, daß der Papst in Rom an dem Tage, wo die alten Römer die Dämonen vorzugsweise losgelassen dachten, zur Erinnerung daß Jesus, und folglich auch sein Stellvertreter auf Erden, Macht über die bösen Geister habe, daß der Papst gerade an jenem Tage, Petri Stuhlfeier (die Einsetzung des Papstthums) begehend, zugleich auch — den Meerrettig weiht (s. Kloster VII. S. 171). Das deutsche Rübe ist das sanskritische rupa (Schattenbild, ῥωπος, Puppe, Popel, Popanz, Rüpel). Darum schnitzte man aus der weißen Zaunrübe die Galgenmännchen (Barth, Altt. Rel. II. S. 137.) Verband man mit der Rübe den Begriff des Dämonischen und des Zaubers, so konnte das Volk leicht den **Riphaeorum Zabulus** der Gelehrten in einen Rübenzabel parodiren, und da es sich bei Zabel nichts denken konnte, so änderte es Zabel in Zagel (vgl. Sauzagel S. 376) um, welches Wort, wie Pfingstzagel, Pfingstzahl*) ein An-

*) In Grimm's Kindermährchen (Nr. 146) führt eine Rübe beinahe zum Brudermord, der nur durch Zufall verhindert wird.

**) Zu Saalfeld wurden ehedem von muthwilligen Buben am Pfingstsonntage diejenigen Leute, so am spätesten aufstanden, „Pfingstzahl" geschimpft, weil man ihnen von Maien oder Birkensträuchen ein zusammengeflochtenes Zeug, daran ein langer Schwanz herunterhing, unvermerkt hinterwärts an die Kleider heftete, von denen es nicht so leicht losgemacht werden konnte. Ebendaselbst hieß zu Prätorius Zeit eine Familie „Lämmerzahl" (d. h. Lämmerzagel, Lämmerschwanz).

hängsel bedeutet, also Rübezahl s. v. a. Rübenschwanz, verächtliche Benennung jenes Gebirgskobolds. In der Folgezeit, als auch die Bedeutung des Wortes in Vergessenheit gerathen war, und bei Zahl Niemand mehr an Zagel dachte, erstand zur Erklärung des Namens Rübezahl folgende etymologische Sage:

Der Berggeist der Sudeten sah, als er eines Tages von seinem Hochgebirge herunterkam, eine liebliche Jungfrau in einem anmuthigen Wäldchen inmitten ihrer Gespielinnen lustwandeln. Sie war eine Fürstentochter, ihr Geliebter gleichfalls aus fürstlichem Geschlecht. Der Berggeist beschloß, die Schöne unsichtbar zu entführen. Er zauberte sie auf sein Gebirge in ein auf seinen Wink entstandenes Schloß, woran ein Lustgarten stieß. Er selbst nahm die Gestalt des schönsten Prinzen an. Als er sie nun in den schönen Zimmern umherführte und ihr im Garten die herrlichen Blumen und Früchte zeigte, war sie ganz erfreut; wie er aber hinzusetzte, daß dies Alles ihr gehöre, und sie müsse ihn nun zu ihrem Gemahl nehmen, da weinte sie, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen. Sie härmte sich sichtbar ab, und sagte: er möge sie nur wieder zu den Ihrigen bringen; denn sie habe bereits einen Bräutigam und könne keinem Andern angehören. Der Berggeist ging darauf nicht ein, er hoffte, mit der Zeit werde sie sich an die Einsamkeit ihres jetzigen Aufenthalts gewöhnen. Aber sie ward zusehends schwermüthiger. „Ach“ seufzte sie, „wenn ich nur meine Gespielinnen hätte!“ Der Geist eilte flugs hinab in den Garten und zog eine Menge Rüben heraus, brachte sie ihr, gab ihr einen Zauberstab in die Hand, und sagte ihr: sie solle damit nur die Rüben berühren, so würden diese gleich die Gestalten bekommen, die sie wünsche. Sie that es, und sogleich standen die Gespielinnen vor ihr, und war große Freude des Wiedersehens. Aber sie währte nur kurz; denn bald welkten die Gestalten dahin, verloren ihre Heiterkeit, und schrumpften endlich zu alten Mütterchen zusammen. Die Prinzessin war darüber ausser sich vor Schmerz. Der Berggeist vertheidigte sich auf die

ihm gemachten Vorwürfe: die Mägdlein blieben nur so lange jung und frisch, als Saft in den Rüben sey, aber er wolle ihr frische Rüben bringen. Sofort eilte er in den Garten, besäete da viele Beete mit Rübsamen, und befahl zugleich seinen dienstbaren Geistern, ein unterirdisches Feuer zu erhalten, damit der Same aufgehe. Weiber wissen sich zu helfen. Also überlegte die Prinzessin, ob nicht der Zauberstab ein Mittel zu ihrer Befreiung werden könnte. Als nun die Rüben aufgingen, und endlich reiften, zog sie eine derselben heraus, berührte sie mit dem Stabe und verwandelte sie in eine Biene. Diesem Thierchen sagte sie: es solle hinfliegen zu ihrem Bräutigam und ihm sagen: wer sie gefangen halte; er solle nach drei Tagen an der Grenze des Gebirges auf sie warten und sie erretten. Das Bienchen flog fort, kam aber nicht wieder, denn eine Schwalbe ergriff es unterwegs und fraß es. Nun machte die Prinzessin eine Grille, und schickte sie mit demselben Auftrag fort. Als aber auch diese nicht zurückkehrte, weil sie ein Storch unterwegs gefressen, so machte sie eine Elster. Diese war glücklicher mit ihrer Sendung. Sie fand den Bräutigam unter einer Eiche, und da klagte sie ihm das Leid seiner Liebsten. Sogleich kehrte der Prinz heim, und zog mit einem großen Gefolge von Reisigen der bestimmten Grenze zu, wo er auch am dritten Tage ankam. Unterdeß hatte die Prinzessin sich gegen den Berggeist freundlicher gezeigt, ihm eines Tages sogar erklärt: sie wolle die Seine werden, wenn er unten im Garten alle Rüben zähle, die sie hernach in Brautjungfern verwandeln wolle. Aber, setzte sie hinzu, gib wohl Acht, daß du dich nicht verzählst, auch nicht um eine, sonst nehme ich meine Zusage zurück. Der Berggeist zählte nun ganz eifrig, und um gewiß zu seyn, daß er sich nicht verzählt, zählte er noch einmal, und er fand, daß er sich wirklich verzählt. Das geschah aber noch ein paar Mal, bis er überzeugt war, nun sey alles ganz richtig. Während dem hatte die Prinzessin aus der größten Rübe ein Roß gemacht, sich darauf gesetzt, und war schnell nach der angegebenen Grenze hingeritten, wo sie der entzückte Prinz im Fluge nach dem Schlosse ihrer Eltern brachte.

Als nun der Berggeist aus dem Garten nach der Burg zurückkehrte und seine Geliebte nicht fand, schwang er sich in die Luft, um ihr nachzueilen. Er kam eben, um zu sehen, wie sie über die Grenze seines Gebietes hinüberjagte. Die Geschichte wurde unter den Umwohnern des Gebirges bekannt, und der Geist erhielt von ihnen den Spottnamen Rübezahl. Es ist also nicht zu verwundern, wenn dieser seiner Natur nach mehr wohlthätige als schreckhafte Berggeist sogleich zornig wird, wenn man ihn bei seinem ihm aufgedrungenen Namen nennt.

Man sieht deutlich, dieses Märchen verdankt seine Entstehung dem Bestreben, den Namen Rübezahl zu deuten, da ja auch die oben gegebenen etymologischen Versuche nicht ganz zu befriedigen vermögen, weil sie theils zu gelehrt und weit hergeholt, wie des Prätorius Ableitung aus dem Lateinischen, theils auch die Rübe den Character eines Berggeistes eben nicht sonderlich bezeichnet, zumal des Rübezahl, der zu den mehr gutartigen als streitlustigen Dämonen gehört. Die einzig richtige Annahme wäre also, daß, in Anbetracht, daß das Riesengebirge, ehedem als Schlesien noch theils zu Polen, theils zu Böhmen gehörend, von Bewohnern slawischer Mundart bevölkert gewesen, die spätern deutsch redenden Einwanderer, weil sie den slawischen Namen des Berggeistes: **Rjp zelu** (Berggeist *) sich nicht ins Deutsche übersetzen konnten, es mit **rjpa a** *zelj* (Rübenkohl **) verwechselnd, ein gleichlautendes deutsches Wort „Rübenzähler" (!) „Rübezahl" schufen, unbekümmert darum, ob es auch den ursprünglichen Sinn des Namens wiedergebe oder nicht. Beispiele dieser Art kommen so häufig vor, daß diese Erklärung den Leser vollkommen befriedigen dürfte.

---

*) Zelu war ein unterirdischer Gott in Krötengestalt, der in Bergen Schätze hütet s. w. u.

**) Auch umgekehrt: Zeli repue, Kohlrübe.

Unter dem Namen Zirnitra (vollst. Czerny traeica: der schwarze Drache) verehrten die Wenden den geflügelten Drachen, welcher sich noch in ihrem Wappen erhalten; und auf das Banner gefügt, nach altem Glauben den Feinden so oft den Untergang brachte. Dieses Feldzeichen, das Saro Stanitia (altslaw. stanice: Standarte) nennt, wurde zu Arkona aufbewahrt, und von den Rugiern höher als alle Götter geachtet; daher Masch (Obotr. Alterth. p. 67, 119) hier Einfluß der Odinischen Religion vermuthet, denn dieser war Kriegsgott, und die Schlange (Symbol des Lebensgeistes) das ihm heilige Thier. Ihr Anblick sollte die Krieger vor dem Tode schützen, aber dem Feinde ein Verderben weissagendes Omen seyn. Die Heilschlange, die bei den Wenden den Friedensstab umwand (Masch p. 121) kehrte sich also zuweilen in die Gift- und Todesschlange, in den Lindwurm um. Unter den Alterthümern von Rhetra findet sich der geflügelte Drache — die Flügel beziehen sich wohl, wie bei der Psyche, auf die Schlange als Symbol des Lebensgeistes? — wirklich vor, er ist von Metall, und auf dem Rücken mit einer Röhre versehen, vermuthlich um im Felde angesteckt oder im Tempel aufgestellt zu werden. Der aufgesperrte Rachen hat zwei Reihen Zähne, um den Kopf befindet sich ein Reif, die kurzen Füße haben Schuppen und Klauen, unter denen ein Scorpion und ein Menschenkopf liegt. Der Schwanz ringelt sich zwischen den Bugen herauf, und zeigt sich oben in der Gestalt eines Ankers. Da der Slawe noch jetzt statt des bösen Prinzips (Czernobog) den Ausdruck drak (Drache) und cerw (Wurm) gebraucht, so muß wohl der Drache meist als Maske des feindlichen Gottes gebraucht worden seyn. In einer Volks-

sage reitet ein Jäger, der die Hölle sucht, auf dem Rücken eines Drachen in die Unterwelt, und um nicht von ihm verschlungen zu werden, füttert er ihn mit Fleisch, und als auf dem Rückweg dies nicht mehr ausreicht, schneidet er sich einen Theil seines Fußes ab und wirft ihn in den Rachen des Unthiers. (Hanusch S. 412.) Die Seele des sündigen Reichen nimmt, bei seinem Eingang in die Unterwelt, ein Drache in Empfang (p. 415). Aber der Drache des Todes wandelt sich in jenen des Lebens, in den Geld- und Korndrachen um, denn der vorerwähnte Pilwiz oder Pliwnik wird als ein durch die Lüfte fahrender Drache gedacht, der, wo er sich niederläßt, Segen bringt (p. 289), vermuthlich Erntesegen, denn pleva bedeutet Kuchen, pli: füllen. Man sagt auch pliwne zjto: vollkörniges Getreide.

An den Begriff: Feldsegen heftet sich meist auch der des Leibessegens. Es ist auch slawischer Volksglaube, daß jedes Haus eine männliche und eine weibliche Schlange besitze, die sich erst am Todestage des Hausvaters oder der Hausmutter sehen lassen, dann aber das gleiche Loos theilen; und einer Sage wurde S. 577 gedacht, in welcher der Tod der Hausschlange den des Kindes zur Folge hatte. Die Litthauer brachten ihren Hausschlangen Milch als Opfergabe. Das Hinstellen der Milch gibt zu erkennen, daß man sie als hilfreiche Hausgeister verehrte.

Man brachte die Schlangen — deren Bilder man, weil ihnen talismanische Kraft zugeschrieben wurde, als Standarte in die Schlacht mitnahm — als Zauber auch in Schwertern und auf Helmen an. Diese erhielten dadurch Festigkeit, die Klingen Kraft. (Grimm, S. 652.) Auf diese Art erklären sich die vielen Ueberbleibsel von Drachen in manchen Städten, weil sie ihre Palladien sind.

Zwei Knechte, die sich ins dunkelste Waldesdickicht vertieft hatten, um noch einen Steinbruch zu einem vorhabenden Bau zu entdecken, vernahmen plötzlich das Geschrei eines Raben. Der Stelle nahend, von wo es zu ihren Ohren drang, gewahrten sie eine, ihnen durch Nadelholz entgegen gähnende ungeheure Höhle, und darin jenen krächzenden, beständig von der Erde zur Decke, von der Decke zum Boden fliegenden Vogel. Der Ursache der seltsamen Erscheinung nachspürend, fielen ihre Blicke auf den dunkeln Klumpen einer gräulichen Ungestalt, die mit ihrem giftigen Hauch die ganze Höhle verpestete. Ein Drache war's, im Hintergrunde der mit Aesern und Gerippen erfüllten Schlucht, in grausem Behagen der Mittagsruhe pflegend. Entsetzen trieb die beiden Knechte von dannen. Den Ort und den Pfad merkten sie sich durch an den Bäumen eingeschnittenen Zeichen, und erzählten es ihrem Herrn Ritter Albrecht. Der bot sogleich sein rüstiges Volk auf, nahte der Stelle, und fand mit Grauen die Aussage seiner Diener bestätigt. Es ward von starken Bäumen schnell eine große Falle gebaut, und von der Höhe des Drachenfelsens an Ketten und Stricken vor die Höhle hinabgelassen, so daß sie jeden Ausgang versperrte, und nur ein enges Loch für des Drachen Leib übrig ließ. Vor demselben banden sie ein lebendiges Kalb. Das Ungeheuer schoß darauf hin, verschlang es, ward aber auch sogleich so in die Falle eingeklemmt, daß nur der Kopf und Schweif etwas frei blieben. Von seinem Gebrüll erdröhnte der Wald. Giftigen Geifer spie es um sich, knickte Bäume mit dem Schweife, und arbeitete so wüthend in der Falle, daß Jedermann besorgte, es werde sie zertrümmern. Von Angst getrieben, bauten sie eine noch stärkere Falle, und ließen sie den Berg herunter über den Wurm, die ihm auch gänzlich den Kopf gefangen nahm. Unverzüglich zündeten sie nun rings große Feuer an, daß der Drache erstickte. Sein Fleisch ließ Herr Albrecht in die Erde verscharren, die Haut aber an der Sonne trocknen, sodann aber ausgestopft in dem durch den Helden Reslaw erbauten Thurm seiner alten Burg aufhängen. Als bald darauf der Böhmen Herzog Udalrich die Wladiken Mährens zum Hoftage

nach Brünn berief, beschloß Herr Albrecht und die Trautenauer Bürgerschaft, der er als Burggraf vorstand, den ausgestopften Drachen mitzunehmen und dem Herzog zu verehren, der an demselben Tag die Markgrafschaft Mähren seinem von der schönen Bäuerin Bozena gebornen Sohn, dem Heldenjüngling Brzetislaw, abtrat. Sie stellten den Lindwurm auf dem Markte zu Brünn aus, daß Jung und Alt ihn anstaune. Dann ritten sie ihrem Fürsten entgegen. Der nahm ihr Geschenk an, und ließ das Ungethüm in der Halle unter dem Thorweg des Brünner Rathhauses an drei Ketten frei aufhängen, den Trautenauern aber gab er den Drachen in ihr Insiegel. (Hormayr hist. Taschb. 1824. S. 219 ff.)

Eine andere mährische Lindwurmsage ähnelt jener polnischen vom Drachenbesieger bei Krakau (vgl. S. 601), hinsichtlich der Mittel, mit welchen man den Drachen tödtete.

Als noch bei den Westslawen an der March und Oder Heidenthum und Christenthum miteinander im Kampfe lagen, setzte ein ungeheurer Lindwurm ganz Mähren in Schrecken. Da ward dem Fürsten gemeldet, ein gefangener Mörder, der übermorgen auf dem Blutgerüste endigen solle, möchte sein ohnehin verwirktes Leben an die Besiegung des Drachen wagen. Nicht nur Leben und Freiheit, auch noch reichen Lohn verhieß ihm der Fürst. Der Verurtheilte zog nun dem gräulichen Wurm entgegen, ein mächtiges zweischneidiges Schlachtschwert an der Hüfte, ein mit ungelöschtem Kalk gefülltes Kalbfell auf dem Rücken, und am Arm einen ihn ganz bedeckenden spiegelblanken Schild. Bald gewahrte er das Unthier, das, unfern seiner Höhle auf sumpfiger Bergwiese sich sonnend, in einen Knäuel zusammengerollt lag. Auf dem blendenden Schild des Kommenden zeigte die Sonne dem Unthier sein eigenes grauses Bild. Es nahte mit fürchterlichem Schnauben, des Sumpfes Wasser mit dem Schweif schlagend, daß es hoch über ihm zusammensprützte. Der Kämpfer wich immer weiter zurück, warf dem Drachen das Fell in den Weg, und bestieg eine hohe Tanne, den Ausgang abzuwarten. Gierig verschluckte der Wurm das mit un-

gelöschtem Kalk gefüllte Kalbsfell. Brennender Durst erfüllte ihn mit unerträglicher Glut. Ihn zu lindern rannte er zum nahen Bach, doch eben dies brachte ihm Verderben. Der Kalk begann zu brausen, in seinem Innern sich zu löschen. Er verbrannte ihm die Eingeweide. Zuckend und heulend endigte der Drache an dem Ort. Der Sieger nahm seine Haut, und zog damit hoch zu Rosse, vom jubelnden Volke begrüßt, in Olmütz ein, wo er wenige Tage vorher auch eingezogen war, aber unter Verwünschungen, um daselbst nach empfangenem Urtheil den Tod des Verbrechers zu leiden. Das im 15. und 16. Jahrhundert in Mähren gewaltige Haus der Obesslike von Lipultowiz nennt diesen Drachenbesieger als seinen Ahnherrn, und führte zum Andenken seiner That auf dem Helm und im Wappenschild einen grünen Lindwurm im blauen Felde. (Hormayr a. a. O. S. 225.)

Obschon ich nicht bezweifeln mag, daß die beiden letztangeführten Drachensagen mehr als reine Erzeugnisse der Phantasie (Mythen) sind, daß sie wahre Begebenheiten behandeln, die in's Reich der Phantasie erhoben, der historischen Kennzeichen sich entäußern, und das Gewand der Sage annehmen, so ist doch auffallend, daß in Beiden ein Kalb oder doch das Fell eines Kalbes des Drachen Untergang herbeiführt, womit man vergleiche, daß ein russischer Drachentödter Czurilo (Tschurilo v. tur: Stier) im Namen an das slawische Frühlingsfest Turice erinnert, wo der Winterdrache besiegt wird. Weist dieß nicht auf orientalische Abkunft sämmtlicher slawischen Drachenkämpfe zurück? Man denke hier an den persischen Feridun, der mit einer Stierkeule den bösen Zohak erlegte, aus dessen Schultern zwei Schlangen (das Symbol Czernebogs) hervorwuchsen, die täglich mit Menschenhirn gefüttert werden mußten. Man erinnere sich ferner der in den Mysterien des Dionysus — die im Herbst und Früh=

ling gefeiert wurden — gebräuchlichen Formel: der Stier (Dionysus Hebon) zeugte die Schlange (Dionysus Zagreus) und die Schlange den Stier, d. h. der Frühlings- und Ackerstier (im Thierkreis) verdrängt die Hydra, das herbstliche Schlangengestirn, das Symbol des feuchten Winters, und der Drache wieder den Stier. Im Winter hieß Dionysus von seinem Aufenthalt im Schattenreiche, wie Pluto: Zagreus, da war er also der Erdgeist Kruk, Kurcho, der aber verborgen die Saaten keimen macht, daß sie im Frühlinge aufschießen, darum ist er Geber der Fruchtbarkeit und Besieger des bösen Drachen, doch er selber heißt **Zemienik**, also **Zmie** (Drache), nur ist er nicht mehr der böse, sondern der Genius des Hauses, dem man in Polen und Rußland in der Dreschtenne die Opfergaben hinstellt, weil er die Felder fruchtbar macht (Ausl. 1846 Nr. 314.), im erweiterten Sinne: der Schutzgeist der Staatsfamilie. Somit wäre begreiflich, warum in so verschiedenen slawischen Ländern so viele Ortschaften nach dem Krak heißen *), eben weil sie ihn als ihren **Deus tutelaris**

---

*) In Polen gibt es ausser Krakau noch ein Dorf Krakopol (womit man die polnischen Ortsnamen Adampol, Annapol, Antopol, Augustopol, Mariampol rc. vergleiche); im preußischen Staat in verschiedenen Landestheilen, vorzüglich in Pommern, zehn Dörfer und Güter Krakow, Krakau (Heidemann Top. Wtb. der preuß Monarchie). Ebendort finden sich Ortschaften Kraken, Krakewiz, Krakenort u. a. In Steiermark — dessen Hauptstadt Gratz (Grod: Stadt) schon slawischen Ursprung verräth — ein Dorf Krakow, in der Lausiz: Krakow, Krakezy u. s. w. Hieher gehören auch die oft vorkommenden lithauischen Oerter Krakieniky, Krakischky, Krakonischky. Daraus ist also zu schließen, daß die oben ausgesprochene Vermuthung: Krak sey ein von den christlichen Chronisten zum Heros degradirter Gott gewesen, nicht so hypothetisch ist, als die Geschichtsnarren behaupten möchten; denn so viele gleichlautende Ortschaften in verschiedenen slawischen Landern bezeugen die weite Verbreitung des Cultus dieses Gottes, Daß er in Böhmen Krok genannt wurde,

verehrten. Man betrachtete die Drachengebilde gewiß als Palladien des Orts, daher die vielen Processionen, wo ein Drachenbild — angeblich die Reliquie eines von einem Helden oder Heiligen *) getödteten Drachen — auf einer Stange vorangetragen wird.

Besonders reich an Drachensagen sind die slawischen Völker. Schlesien allein besitzt zwei Städte, die von diesem Thiere den Namen haben: Herrnstadt, ursprünglich von den Polen Waziorz (Schlangenstadt) geheißen, und Trachenberg (**Dracomontium**) am Ufer der Bartsch. Eine böhmische Fürstin berief den schlesischen Prinzen Ratibor vom Riesengebirge, damit er einen Drachen erlege, der die von ihr bewohnte Gegend unsicher machte. (Schaffarik slaw. Alterth. **II.** S. 359. Anm.) Czurilo, ein russischer Drachenbesieger, erlegte ein solches Ungeheuer mit einem ausgerissenen Eichbaum. (Hanusch, S. 324.) Die polnische Sage berichtet vom Erbauer Krakaus, daß seine Söhne einen in der Nähe der Stadt hausenden Drachen erschlugen, indem sie ihm ein mit Brennmaterialien ausgestopftes Thier zu fressen gaben, worauf er zerplatzte. Daß man sich aber hier auf mythischem Boden befindet, ver-

---

stört noch nicht seine Identität mit Krak; die Form K r o k war aus der ältern K r a k entstanden; sey es nun analogisch, wie rob statt rab, rostu statt rastu u. a. oder durch einen Irrthum des Cosmas und seiner Nachfolger, denen vielleicht die lateinische Form „Chrocus“ aus Gregor von Tours (in Scultetis Chronographie 1546 „Cracus alias Crocus“) vorschwebte. Schon Boguchwals Ableitung von kruk, obgleich sie falsch ist, führt auf den Erdgott K r u c h o, den ich oben als einen Daumling schilderte; und wirklich bedeutet nach deutschen Glossaren K r a k einen Zwerg, woraus aber noch keine Entlehnung des Wortes von den Germanen folgt, denn in den Sprachen beider Nationen findet sich seit der Urzeit eine Masse gemeinsamen Materials.

*) Amandus, Georg, Martha (zu Tarascon in Frankreich) u. a. m.

rathen schon die Namen der beiden Brüder und ihrer Schwester. Jene hießen **Lech** und **Krak**, diese **Wanda**. Von Lech bemerkt Hanusch (a. a. O. p. 359), daß er der Sommergott **Let** sey*); Krak oder Kurko war ein Erdgott, welcher der Fruchtbarkeit vorstand, also die winterliche Jahrhälfte, wo das Saatkorn verborgen unter der Erde keimt. Das litthauische **wandu** bedeutet s. v. a. das polnische **wodu**: Wasser, also Wanda, die Mondgöttin, das feuchte Naturprinzip. Darum sagt auch Boguchwal (bei Hanusch p. 84): „**Wanda mari, Wanda terrae, Wanda aeri imperat,**" denn sie bewirkt Ebbe und Flut, erzeugt den Thau und den Wachsthum der Pflanzen. Der von Wanda's Brüdern erlegte Drache wird also das zerstörende Prinzip gewesen seyn, das von den wohlthätigen Naturkräften überwunden oder gezwungen wird, sich zum Heil der Menschen umzuwandeln, insofern das Böse so oft die Quelle des Guten ist, wie ja auch der Sommer ein Kind des Winters ist.

Man hat freilich den Namen von **Krakau**, wie der Bischof dieser Stadt Kadlubek († 1223) bemerkt, von dem Krächzen der Krähen und Raben herleiten wollen, die sich versammelten, um den Leichnam des ungeheuern Drachen zu verzehren. Aber haben die Raben etwa auch gekrächzt, als **Krok**, der Vater Libussa's, in Böhmen die schon im 11ten Jahrhundert wieder verfallene und mit Wald überwachsene Burg **Krakow** erbaute? Palazky hält den Krok für den Sohn und Nachfolger Samo's in der Regierung (Gesch. Böhm. S. 85). Im Böhmischen bedeutet aber **zem** Erde,

---

*) Nur durch den Dialect sind die Polen (**Lechen**) von den Litthauen (**Letten**) unterschieden.

Samo ist wohl nur die latinisirte Form der Chronikenschreiber, wird also ein Erdgott gewesen seyn, wie Krok oder Kurcho (vergl. S. 600), den Narbutt (bei Hanusch S. 301) ausdrücklich: Ziemienikas (Erdgott) nennt; der Nationalgott war nach der Sprache des Alterthums Herrscher des Volkes. Muthmaßlich ist Kraks Bruder, Lech, von Czech nur durch den Dialect verschieden, so wie Polen und Böhmen ursprünglich Ein Volk. Man bedenke: während Jahrhunderte lang schon die Polen Lechiten hießen, wußte man noch nichts von Lech. Böhmische Schriftsteller erwähnen ihn zuerst als einen Bruder des Czech, und die polnischen Chronisten befestigten den Glauben des Volks an ihn, weil damit der Drang jedes Volks befriedigt wird, seinen Stammvater kennen zu lernen. Gleichviel, ob er aus der Phantasie eines Gelehrten des 13ten Jahrhunderts oder des Volkes entsprungen ist, der Volksglaube entschied sich für seine Existenz.

Der Chronik zufolge waren beide Brüder an der Spitze von 600 Personen von den Karpathen nach Böhmen eingewandert; als aber nach neun Jahren schon es für die Eingewanderten an Raum gebrach (!) schied Lech von seinem ältern Bruder, zog mit seinem Volke gegen Osten, und sprach zu denen, von welchen er schied: „Brüder und Genossen! steigt am dritten Morgen vor Sonnenaufgang auf den Berg Rzip, da will ich ein mächtiges Feuer entzünden, wo Ihr das sehet und den Rauch, dort habe ich mit den Meinen mich niedergelassen." Solches geschah, und so gründete (Polens Stammvater) Lech die erste Stadt in Böhmen, die nannte er Kaurzim, vom Worte Rauch. Czech überlebte seinen Bruder 17 Jahre, dann starb er, beweint von allem Volke. Wahrscheinlicher hat Kaurzim vom Sonnendienst den

Namen, denn **kors, korsha** bedeutet die Sonne (Hanusch, S. 90), und da **kruch, kurko** nur Nebenformen von **kors** sind (Hanusch, S. 291), so wird schon daraus begreiflich, warum in der polnischen Sage Krok bald Vater, bald Bruder des Lech (Licht), und insofern dieser ein Bruder des Czech, auch Vater des Letztern ist; was also zu der Annahme berechtigt, Krok sey als (winterlicher) Sonnengott von den Böhmen verehrt worden, daher die älteste Stadt des Landes seinen Namen erhielt, weil dort die Sonnenfeuer brannten, nicht aber hieß sie nach dem Rauch, denn was für ein seltsames Motiv wäre dieser, einem Orte den Namen zu geben?

Schon oben wurde erinnert (S. 601), daß der Drachentod ein Heilszeichen sey, daher die Wichtigkeit Krakau's für das ganze Land. Sie war eine Frühlingsstadt; wie Gnesen, wo der Todtengott Nia verehrt wurde, eine Winterstadt. Nia war Seelenherr, er bewahrte die Seele nach dem Tode des Leibes und führte sie in ein besseres Land. Darum wurden in, dem Gnesen benachbarten, Posen die Könige begraben; darum heißt G n e s e n ein N e s t (gniazdo), weil die Seelen der Abgestorbenen als junge Vögel in die andere Welt kommen, weil sie die Schalen des irdischen Lebens aufgesprengt und abgeworfen. (Mone, nord. Heidth. I. S. 151). Also stand Gnesen, wo Niam verehrt ward, Krakau, die Stadt des Krak oder Kurko, als Lebensstadt gegenüber. Der von ihm erlegte Drache war Nia's Symbol gewesen. Kurko muß im Göttersystem der alten Slawen eine hohe Stelle eingenommen haben, denn bei der Wiederherstellung der früher zerstörten Götterdreiheit wurde er von den Preußen in dieselbe aufgenommen. (Hanusch, S. 227).

Wenn ich vorhin die Identität des Bruderpaars Lech

und Czech behauptete, so wird diese Annahme nicht nur durch des polnischen Krak oder Krok Auftreten in Böhmen gerechtfertigt, sondern auch durch die Aehnlichkeit von des polnischen Kraks Tochter Wanda mit des böhmischen Kroks*) Tochter Libussa. Bedenkt man, welch bedeutendes böhmisches Element schon durch des polnischen Mieczyslaw's Vermählung mit der böhmischen Fürstentochter Dubrawka ins polnische Leben übergeben mußte; wie die Stellung beider Völker dem deutschen Reiche gegenüber dieses stammverwandte Element nähren mußte; und weiß man aus Beispielen anderer Nationen, wie leicht Stammsagen von einer auf eine andere, zumal stammverwandte Nation übertragen wurden, so mochte vielleicht schon im 10ten Jahrhundert eine ähnliche Uebertragung auch hier stattgefunden haben, die der polnische Historiker Dlugosz geschickt dadurch erklärt, daß er den Krak auch zum Beherrscher von Böhmen, und die Libussa zur Schwester der Wanda macht, und daß dabei die übertragene mit einer ältern Lokalsage sich verschmolz, in einer Zeit, wo Krakau schon zu Polen gehörte. Wer war aber Libussa? Keine irdische Herrscherin, sondern:

II. das gebärende und zerstörende Naturprincip.

Diesen Satz werden die folgenden Seiten zur Evidenz erheben.

Die Sage berichtet: Czech starb kinderlos, ihm folgte durch Wahl des Volkes Krok, ein weiser Mann und Richter, dessen Weissagungsgabe und Zauberkunst seine

*) Auch die Wenden in Meklenburg, die Obotriten hatten einen mythischen Herrscher Krucho.

drei Töchter **Kascha**, **Tetka** und **Libussa** erbten.
Kascha besaß die vortrefflichste Kräuterkenntniß, und
konnte durch ihren Spähergeist, der in Böhmen zum
Sprichwort geworden, alle verlornen Dinge entdecken.
Tetka richtete den Baum- und Quellgeistern einen besondern
Cultus ein, und Libussa, die jüngste, war die
größte Zauberin, sie hatte zehn Jungfrauen zu ihrem
Dienste, und beherrschte nach ihres Vaters Tode das
Böhmenvolk.

Eine andere Sage führt auch Kroks Gattin mit Namen
an. Sie hieß **Niewa**, und war die böhmische
Proserpine (Hanusch, S. 411). Im litthauischen Mythus
wird **Niola** des Höllengottes Peklo Gattin auf
ähnliche Weise, wie der Ceres Tochter die Gemahlin
Pluto's. In Polen hieß sie **Nia**, wie Niam der Todtengott
in Gnesen (siehe S. 604), in Mähren und
Böhmen: **Niewa**. Da wir oben Krok als Erdgott,
d. h. als winterlichen Sonnengott — gegenüber dem
Czech oder Lech, der auf Kaurzim im Johannisfeuer
am Mittsommertage, wo die Tage wieder abnehmen,
Abschied nahm — kennen lernten, so ist begreiflich,
warum Niewa, die winterliche Göttin, die Beherrscherin
des Dunkels und der Unterwelt, seine Gattin war; sie
also eine Hekate, deren Zauberkünste auf ihre Töchterdreiheit
überging. Alle Todtengottheiten verwalten das
Richteramt, man denke an Saturn, Rhadamanth, Nemesis,
Dike, Proserpine u. a. m. In diesem Sinne
war auch Krok ein Weiser, und seine Weisheit und
Sehergabe geht auf seine Töchter über.

Unter der Linde saßen die alten Slawen, wie die
alten Deutschen (Grimm, Rechtsalterth. S. 796) zu
Gericht über Leben und Tod. Sie war Lebens- und
Todesbaum, nicht bloß bei den Slawen, sondern auch

bei den Germanen. Unter einer Linde hatte Siegfrid den Drachen getödtet gehabt, insofern war sie also ein Lebensbaum; aber er selber ward von Hagen unter dieser Linde getödtet, folglich war sie auch Todesbaum. Unter einer Linde war auch Otnit von einem Drachen verschlungen worden. Schon S. 431 haben wir einen Lindengott, Lubbe oder Luba kennen gelernt, dessen Baum den Lübeckern zwar ein Lebenssymbol (siehe S. 434), der aber doch Menschenopfer forderte. Libuscha oder Lubuscha war eine solche Lindengöttin, von welcher ihr Schloß Libin den Namen führte. Und da die Linde als Zauberbaum bekannt war (Mailath, Magyar. Sag. S. 29), so wird Libuscha unter der Linde als Orakelgöttin verehrt worden seyn. Ihre beiden ältern Schwestern sind vielleicht ein Produkt der spätern Sage, da in den Mythologien aller Völker sich eine Neigung kund gibt, Göttertriaden zu bilden; so wurde aus der Parze der Alten, aus der Fee (fata) der romanischen Völker, aus der Norne der Skandinavier 2c. eine dreifache. Da nun die Chroniken in den Namen von Libussa's Schwestern nicht übereinstimmen, denn bei Einigen heißen sie Bela und Therba, so darf man auch hier das historische Element in Zweifel ziehen. In der That dienen sie der Sage nur als Folie für die jüngste Schwester, die später auch einen Mann erhält, während um das fernere Schicksal der beiden ältern Schwestern sich kein einziger Chronist bekümmert. War Libussa vielleicht ursprünglich die dreiköpfige Mondgöttin*) der Wenden, die von dieser Dreihäuptigkeit den Namen **Triglaw** (v. **tri** drei und **hlawa** Haupt) erhalten hatte? also die **Diva triformis Hecate** der Slawen. Von ihr sagt Ekhard (**Monum. Jutreboc.**

*) Auf Abbildungen hält Triglaw den Halbmond in der Hand.

p. 47): *Triceps* **idolum,** *Trigla* **dictum, quod olim Venedi summa veneratione coluerunt, id Dianae fuit simulacrum,** zu deutsch: „Trigla wurde dieses dreihäuptige Idol, das Diana vorstellen sollte, genannt, und stand bei den Wenden in hoher Verehrung." Bekanntlich war aber der Cultus der Böhmen von dem der Wenden in nichts verschieden, wie ja auch Swantewit nur bei den Böhmen und Wenden, nicht aber auch bei den Ostslawen als höchster Gott angebetet ward.

Die Dreiköpfigkeit bezieht sich unstreitig auf die dreifache Thätigkeitsäußerung der Natur durch Schaffen, Reifen und Zerstören, oder auf den zunehmenden, vollen, und abnehmenden Mond.

Palaczky will zwar den Schwestern der Lubuscha — wie er richtig für Libussa schreibt — ihre historische Bedeutsamkeit retten, denn an den Ufern der Mies hat das Volk lange den hohen Grabhügel der zauberkundigen Kascha gezeigt, und die Burg Tetin, unfern Beraun, an den Ufern der Mies, erinnert noch jetzt an Teta, die das Volk zuerst mit seinen Gottheiten bekannt machte und die heiligen Gebräuche regelte. Aber man erinnere sich, daß auch die Ahnmutter der Römer, die Quellnymphe Aegeria — und der Libussa Beziehung zum Wasser werden wir bald nachher kennen lernen — dem Numa die gottesdienstlichen Vorschriften gab, und wie Libussa, als Orakelfrau, schwierige Fragen entschied, und überhaupt alle die Aemter vereinigt ausübte, in welche die böhmische Sage Kroks Töchter sich theilen ließ.

Bevor ich den oben aufgestellten Satz: daß Libussa die slawische Naturgöttin in ihrer zwiefachen oder dreifachen Wirksamkeit sey, durch Gründe zu stützen trachte, ist es nöthig, mit dem von ihr erwählten Gemahl, dem Bauer Premislaw, genauer bekannt zu werden.

Libussa war einst, als sie über zwei mächtige Brüder, die Söhne Klan's, die sich um das väterliche Erbe stritten, zu Gerichte saß, von dem Sachfälligen in ihrem Geschlechte verhöhnt, und ihr der Gehorsam versagt worden. Sie hieß daher das Volk sich einen männlichen Herrscher wählen, und man gelobte denjenigen als Herzog anzuerkennen, den sie sich als Gemahl erwählen würde. „Wohlan," sprach sie, „so machet euch auf, geht zum Wasser Bila (Weiß), da werdet ihr im Gefilde des Dorfes Stadicz einen besondern Acker finden, und darauf einen Mann pflügen sehen mit zwei scheckigen Ochsen. Dieser wird euer Herrscher seyn." Darauf erkor sie dreißig Edle, gebot ihnen, mit sich zu nehmen einen königlichen Rock und einen Mantel um den neuen Herrn zu suchen. Die Gesandten begehrten nähere Zeichen, damit sie den rechten Mann fänden, und Libussa sprach: „Nehmt mein weißes Roß, das ich zu reiten pflege, und laßt es frei vor euch herlaufen, das wird durch Wiehern und sonstige Zeichen verkünden, daß er der Rechte ist. Finden werdet ihr ihn auf eisernem Tische speisend." Darauf gingen die Gesandten von dannen und ließen das Roß vorangehen, das lief nach dem Dorfe Stadicz zu, und am dritten Tage fanden sie einen Mann auf dem Felde, pflügend mit zwei scheckigen Ochsen. Und das Roß begann zu wiehern, und fiel vor dem Bauer nieder, der hieß Przemysl. Libussa's Boten zeigten ihm nun das fürstliche Gewand, und richteten ihre Sendung aus, er aber stieß die Haselgerte, die er in der Hand trug, in den Boden und spannte die Ochsen aus dem Pfluge. Darauf erhoben sich diese in die Luft, schwebten in der Wolkennähe, doch senkten sie sich wieder und fuhren gegen einen sich aufthuenden Felsen. Da hinein in die geöffnete Kluft fuhren die Ochsen, und der Fels schloß sich alsbald. Sogleich aber rieselte aus ihm ein Wasser hervor, gleich aus einem Stalle und von solchem Geruch. Die Haselruthe aber, die der Bauer in den Boden gesteckt, trieb sogleich grüne Blätter und drei Zweige, auch einige Nüsse. Mit Staunen sahen dies Alles die Boten Libussa's, noch mehr aber wuchs ihre Verwunderung, als der Bauer den Pflug umstürzte, und auf die

Pflugschaar einen Käse und schimmliges Brod legte, um sein Mittagsmahl zu halten, wozu er die Fremdlinge einlud. Da sahen sie den von Libussa erwähnten eisernen Tisch. Von den Zweigen der Haselruthe verdorrten zwei, und nur der dritte grünte aufwärts. Als Przemysl sah, wie sich die Sendboten verwunderten, sagte er: „Staunet nicht! Viele meines Geschlechts werden anheben zu regieren, immer aber wird nur Einer König seyn. Wäret Ihr später gekommen, wo ich diesen Acker ganz umgepflügt hätte, dann würde dieses Land immer vollauf Brodes gehabt haben und diese Zweige wären nicht verdorrt. So aber wird bisweilen Hungersnoth einfallen." Als die Boten ihn fragten, warum er auf dem Eisen speise, erwiderte er: „Mein Geschlecht wird euch mit eisernen Ruthen züchtigen." Nach der Mahlzeit legten die Boten ihm das lange Kleid an, hingen ihm den Herrschermantel um, und boten ihm neue Schuhe, er aber nahm seine alten Schuhe, die er sich selber aus Lindenrinde gemacht und mit Lindenbast genäht hatte, mit sich, zum Gedächtniß der Abkunft von Böheims ersten Fürsten. Dem Kommenden zog Libussa herrlich geschmückt mit ihren Schwestern, Räthen, Rittern und allem Volke entgegen, und begrüßte ihn als ihren Ehegemahl. Von diesem ersten Könige Böhmens schreibt sich der Gebrauch, daß bei jeder nachherigen Königskrönung vor dem zu Krönenden eine Metze Haselnüsse ausgeschüttet wurde, welche die Bewohner des Dorfes Stadicz, die ausserdem von allen Abgaben befreit waren, liefern mußten. Dann zeigte man auch jedesmal dem Fürsten die Bauernschuhe von Lindenrinde, welche als ein Heiligthum von Geschlecht zu Geschlecht aufbewahrt wurden *), um ihm symbolisch anzudeuten: er möge in die Fußstapfen seiner Urahnherren treten (sic!) Erst im Hussitenkriege kamen diese Schuhe abhanden. Die Haselgerte

*) In der herzoglichen Kammer zu Wisherad wurden sie noch im 12. Jahrhundert gezeigt. „Cothurni ex omni parte subere consuli, quos fecit servari in posterum, et servantur Wissegrad in camera ducis usque hodie" -- „ut nostri posteri sciant, unde sint orti." Cosmas l. p. 18. Auch der Polenkönig Piast, ein Bauer auß Krußwick, bestieg in Schuhen von Lindenbast den Thron

aber grünte fort, und ihr Stamm wird noch heute als ein Wahrzeichen im Dorfe Stadiez gewiesen.

Achtet man auf die Einzelnheiten in der vorstehenden Erzählung des Chronisten, so ist es gar nicht zu verkennen, daß der erste Herrscher Böhmens, dessen vornehmster Landesgott, nämlich Swantewit war; daher auch Libussa, das weibliche Prinzip, ihn zu ihrem Gemahl wählte. Swantewit haben wir oben als Kriegsgott der Böhmen kennen gelernt, darum sagt er: „Mein Geschlecht" (dieß ist historisirende Wendung des menschlich gefaßten Gottes) „wird Euch mit Ruthen von Eisen züchtigen." An Swantewits Feste wurde aus der Fülle seines Horns auf die Fruchtbarkeit des künftigen Jahres geschlossen. Er war Förderer des Ackerbau's, darum erblicken ihn Libussa's Gesandten pflügend, und ihre Unterbrechung seiner Thätigkeit deutet er auf künftig zuweilen einbrechende Hungersnoth.

Die Sitte, in einen Schuh Getraidekörner zu legen, um — muthmaßlich ein früheres Opfer an den Erndtegott — Fruchtbarkeit zu erzielen, haben wir schon S. 492 und als eine weit verbreitete erkannt. Wollte man aber auch den Schuh als Heilszeichen überhaupt deuten, ohne specielle Beziehung auf Erndtesegen, sondern wie Vidars und Freia's Schuh (siehe S. 449—452) auf die Fortdauer der Geschlechter, worauf auch der Chronist Cosmas in der S. 610 Anm. enthaltenen Stelle anspielt: **ut nostri posteri sciant, unde sint orti**, zu deutsch: „damit die Böhmen (durch Przemysls Schuh) an ihre Abkunft erinnert würden," so ist auch dieser Umstand ein starker Beweis für Przemysls Identität mit Swantewit, denn alle Völker nennen ihren Landesgott ihren Ahnherrn; in allen Anthropogonien ist Gott als Menschenschöpfer auch der

erste Mensch. Libussa's Schimmel, welcher, den Gesandten voranlaufend, den Weg zu Przemysl zeigte, war Swantewits weißes Orakelroß, das außer dem Hohepriester kein Sterblicher besteigen durfte. Sein Wiehern, als es das Ziel der Reise erreichte, gibt seine Bestimmung als Weissageroß zu erkennen. Die Haselstaude, welche Blätter und Früchte trieb, haben wir schon S. 152 als ein dem Schuh verwandtes Symbol kennen gelernt. Die Haselnüsse haben gleiche Bedeutung mit der Rinde und dem Bast der Linde, aus welchen sich Przemysl seine Schuhe verfertigt hatte, sie sind Sinnbilder der Fortdauer des Volkes. „Zwei von den Zweigen der Ruthe verdorrten, der dritte grünte aufwärts. Was heißt dieß anders, als: Geschlechter vergehen, Geschlechter entstehen? Im Hussitenkriege, der ganz Böhmen verheerte, sollen jene Schuhe, das auf dem Wischerad aufbewahrte Palladium der Nation, verloren gegangen seyn. Ist dies eine Anspielung auf die seit dem 15ten Jahrhundert über Böhmen herrschenden Regenten aus fremdem Stamme? oder auf den von jener Zeit datirenden allmählichen Untergang von Böhmens Selbstständigkeit? Die Chronisten wissen nur, daß im 12ten Jahrhundert noch die Schuhe auf dem Wischerad gezeigt worden wären. Ihre Erhaltung bis zum 15ten Jahrhundert ist demnach nur eine Sage, um auf den mit dem Verlust dieses Palladiums einbrechenden Untergang von Böhmens ehemaliger Macht anzuspielen.

Palaczky sagt: „Was einst Arcona und Rhetra den Nordslawen gewesen, das war den Böhmen der „heilige Wischerad" (*swete* Wysegrade), die Hauptstätte der Götterverehrung im Lande, mit Tempeln, Götterbildern und Priesterschaft." (Gesch. Böhmens I.

S. 180). Nun ist es begreiflich, warum auf dem Wischerad Przemysls Schuhe aufbewahrt wurden. Ebendaselbst stand ja auch ein Tempel Swantewits, den der erste christl. Herrscher Böhmens in eine Peterskirche verwandelte.

Das Dorf Stadiz, Przemysls Geburtsort hat, nach Schaffarzik (Slaw. Alterthum II. S. 139), von dem Gott (altslaw. stado) die Namen. Ebendaselbst lese ich, daß mit demselben Namen auch ein heidnisches Fest um Pfingsten bezeichnet war. Nun läßt aber die Sage Libussa's Gesandten an einem Maitag den Przemysl aufsuchen, sie finden ihn ackernd, und es wird also erlaubt seyn, da alle Frühlingsfeste unter einer Linde stattfanden, mit Beziehung auf den Namen Libussa, die eine Lindenfrau *), Przemysls Lindenschuhe hier noch in anderer Hinsicht bedeutsam zu finden, sowie die Haselstaude in Stadiz, die von den Bewohnern sorgsam gepflegt wurde, weil sie — dem der Fruchtbarkeit vorstehenden Gott geheiligt war.

Im Namen ist gewöhnlich die Charakteristik einer Gottheit enthalten. Forschen wir nach der Bedeutung des Wortes Przemysl, so werden wir um ein bedeutendes unserm Ziele näher kommen. Gewöhnlich übersetzt man Przemysl: der Nachdenkende (Hanusch, S. 325), so wie Nezamysl (sein Nachfolger): der Dumpfsinnige. Allein die Geschichte liefert von beiden Regenten keine Züge, die eine solche Etymologie rechtfertigen. Zudem dringt sich die Frage auf: Was bedeutet Krzezomysl, wie der fünfte Nachfolger des Przemysl hieß?

Ich vermuthe: Pre, Prze, sey, wie das lat. **prae**, **pro** die Bezeichnung des Ersten, Vornehmsten. So heißt Prag nicht, wie die Chronisten fabeln, nach der

---

*) Böhm. lipa, die Linde.

Schwelle des ersten Gebäudes, wie auch Palaczky (a. a. O. I. S. 88 Anm. 38) bemerkt: „Diese weithergeholte, schon von Cosmas gegebene Erklärung des Namens „Prag" gehört unter jene Mißgriffe, welche das Volk bei der etymologischen Deutung der Ortsnamen durch Thatsachen in Menge zu begehen pflegt." Man vergl. prastary, uralt, pradedek, Urgroßvater, prawnuk, Urenkel, pramesto, uralte Stadt, so wird man nicht anstehen, Prag als die Urstadt, d. h. als die älteste oder vorzüglichste Stadt (des Landes) zu übersetzen; denn Wischerad war, wie der Hradschin ebenfalls, schon dem Namen nach, weniger eine eigentliche Stadt, als eine mit Mauern (hrad, grad) umgebene Burg.

Ist nun die erste Sylbe im Namen Premysl, Przemysl erklärt, so gehen wir zur Hauptsylbe über, und nehmen an: Mysl sey corr. aus Miecislaw. Man wird dieß um so leichter glauben, wenn ich daran erinnere, daß sich auch öfter Premislaw *) geschrieben findet. Mizislaw hießen bekanntlich ein polnischer und ein wendischer Fürst bei den Obotriten. Letzterer soll im Eifer für die angestammte Religion seine Schwester Hodika aus dem Kloster entrissen, und sehr viel beigetragen haben, das erst Wurzel fassende Christenthum wieder auszurotten. Als sein Sterbejahr wird 999 angegeben. Wer bürgt aber dafür, daß nicht die Heidenbekehrer auch hier einen Gott anthropisirten, und den Untergang des Heidenthums als den Tod eines heidnischen Fürsten bezeichneten? Zu dieser Vermuthung hat Masch (Obotr. Alterth. S. 144) selbst Veranlassung gegeben. Er beschreibt seine metallne Bildsäule wie folgt: „Die Bildsäule ist von vermischtem Metall, $3\frac{1}{2}$

*) Prenzlow in der Ukermark hat von ihm den Namen.

Zoll hoch, und mit Rost als Zeugniß ihres Alterthums überzogen. Sie steht auf einem runden Postament, an welchem unten etwas abgebrochen ist. Nur die Vorderseite ist modellirt, die Rückseite platt, und die Runenbuchstaben auf derselben sind erhaben aufgegossen: Misizla. Es fehlt der letzte Buchstabe, welcher mit dem Postament verloren gegangen. Die Bildung der Figur ist folgende: Den Kopf bedeckt eine Mütze mit einer rauhen Verbrämung. Das Gesicht ziert ein starker Bart. Der Rock, welcher den Leib bekleidet, reicht nur bis an die Hälfte der Lenden. Die Beinkleider sind über den Knieen aufgeschürzt, die Füße bloß. Um den Leib geht ein Gürtel, an welchem ein Schwert gerade niederhängt. Vorn ist am Gürtel eine doppelte Hirtentasche befestigt. An der rechten Seite hängt eine Sackpfeife, auf welcher die Figur spielt. Das Blaserohr steckt im Munde. Der linke Arm liegt über den Sack. Die Schallhörner gehen über die rechte Schulter. Die linke Hand spielt auf einem abwärts hängenden Rohr. Zwischen den Füßen ist eine Kugel."

Hiezu merkt Masch an: „Die Sackpfeife ist das bekannte National-Instrument aller slawischen Völker. Der Name Mistzlaw: Kriegslob (?) verweist auf die Geschichte, die wahre Bedeutung dieser Bildsäule zu entwickeln. In der wendischen Geschichte kommt dieser Name oft vor, sonderlich ist Mistzlaw III. merkwürdig, welcher gerade um die Zeit gelebt, als der Tempel (Swantewits) zu Rhetra wieder erbaut wurde. Seine Thaten waren gewiß einer Gedächtnißsäule (!) würdig. Er erklärte sich ja öffentlich für das Heidenthum, und that sein Möglichstes, das Christenthum wieder auszurotten. Den Wenden waren diese Thaten von hoher Wichtigkeit, und eine im Tempel aufgestellte Bildsäule

mit dem Namen Misizlaw war ein Denkmal, bei welchem man sich dieser Begebenheiten in der Folge erinnern sollte. Das Schwert an der Seite ist das Zeichen eines Regenten. Aber was soll die Sackpfeife? Ohne Zweifel (?) hat Misizlaw, nachdem er Altbrandenburg eingenommen, den Göttern zu Rhetra ein Opfer gebracht, und bei dem öffentlichen Gastmahl einen öffentlichen Tanz mit dieser Art Musik unterhalten, daher der Künstler Gelegenheit nahm, ihn in dieser Gestalt im Tempel aufzustellen, in welcher er sich vor dem Tempel bei den Feierlichkeiten gezeigt hatte."

Ein solcher Commentar bedarf in der That selber eines Commentars, und zwar eines berichtigenden. Zuvörderst muß bemerkt werden, daß das Alterthum nicht nach unserer Weise Fürsten Gedächtnißsäulen setzte, sondern nur Götterbildnisse, und nur diese erhielten einen Platz im Tempel. Das Schwert des Misizlaw ist keine königliche Insignie, sondern das Richtschwert des Swantewit, der in demselben Tempel zu Rhetra, wo des Misizlaw Bildsäule stand, verehrt ward. Die bloßen Füße schicken sich ohnehin für keinen weltlichen Fürsten, wohl aber dienen sie zur Bezeichnung des Lichtgottes, denn im Sommer bedarf er keiner Schuhe. Auch Apollo wird mit nackten Füßen abgebildet. Das bärtige Gesicht des Misizlaw habe ich schon S. 563 Anm. bei der Beschreibung des zu Rhetra aufgestellten Bildes Swantewits auf die Sonnenstrahlen bezogen. Den Sieg über die Christen schrieb man dem Kriegsgott Swantewit zu*); historisirende Christen ließen einem sterblichen

*) Man opferte dem Gott gefangene Christen. So ward der Bischof Johann zu Meklenburg hingerichtet, und sein Kopf zu Rhetra geopfert. Ein Priester Namens Gottschalk, der die Wenden mit dem Evangelium beglücken wollte, rettete

Herrscher, der das Christenthum verfolgte, und den Tempel zu Rhetra wieder aufbaute, von den dankbaren Heiden eine Gedächtnißsäule im Tempel errichten. In Arkona war, nach Arnkiels Beschreibung, Swantewit mit einem bis zu den Knieen reichenden Gewande bekleidet, das um die Hüften von einem Gürtel zusammengehalten ward, von den Knieen bis zum Fußgelenke herab war er nackt. Dieß stimmt ganz mit der Masch'schen Beschreibung des Bildes von Mistzlaw. Nur die Sackpfeife bringt Masch in Verlegenheit; diese will sich für einen Fürsten nicht wohl schicken. Er läßt sie also bei einem Götterfeste von dem Fürsten vor dem Tempel in Gebrauch nehmen. Sollte sie nicht vielmehr der Bildsäule des Gottes in die Hand gegeben seyn, als Anspielung auf die seinen Cultus auszeichnenden Rundtänze, von denen ich S. 566 den Veitstanz herleitete? Denn Sanctus Vitus war kein Tänzer, aber sein Name erinnerte an Swantewit.

Sind aber Mizislaw und Swantewit wirklich Ein Wesen? Darauf antworte ich unbedingt mit „Ja," weil mehrere gewichtige Zeugen zu Gunsten dieser Annahme sich aussprechen. Strzedowsky (**Sacr. Mor. hist. I, 8. p. 43**) belehrt: **Posterioribus temporibus apud Slavos Piorune** (dem Donnergott) **aequabatur** ***Witislaus*** **seu** ***Svantovitus;***

sich nur durch die Flucht. Im Jahre 1066 wurde der Abt Answer mit 28 Brüdern bei Ratzeburg gesteinigt (Anton Gesch. d. Sl. II. S. 62.) Eigentliche Menschenopfer fanden wohl nie statt. Auch redet der Missionar Helmold nicht davon, als von einer allgemeinen Gewohnheit. Wenn die Wenden nicht einem Kreuze die Reverenz machen wollten, so mordeten die Christen sie zu Ehren des Gekreuzigten. Unter dem Vorwande, sie zu bekehren, verwüstete man ihre Länder. Konnten sie da nicht auf den Gedanken kommen, daß es auch ihren Göttern ein Opfer zum süßen Geruch seyn würde, wenn Christen auf ihren Altaren bluteten? (Anton a. a. O. I. S. 64.)

p. 45 bemerkt er, Swantewit sey der jüngere Name (nomen recentius) des Gottes, Witislaw der ältere (nomen vetus). **Wit** bedeutet sowohl Licht als Sieg, und **Slawa**: Glanz, erweiterte Bedeutung: Ruhm, und wirklich war Witislaw — wovon Mizislaw nur dialectisch verschieden ist — als Sonnengott ein Lichtgott, als Kämpfer gegen die nächtlichen und winterlichen Dämonen ein Krieges- und Siegesgott (*Ἥλιος ἀνίκητός*, **Sol invictus**). In Slavonien hieß er bloß Wit, d. i. der Sehende, Allwissende. Diese Eigenschaften mußten auch sein Orakel in Ruf bringen. Er sprach durch den Mund seines Hohepriesters zu gewissen Zeiten des Jahres Gesetz und Recht. Da nun Swatewit, der Böhmen vornehmster Gott, und sein älterer Name Witislaw = Mizislaw von den christlichen Chronikenschreibern nicht mehr gekannt war, so merkten sie nicht, daß der erste Mizislaw (Pre — myslaw) kein Sterblicher, sondern der Nationalgott selber war *). Cosmas berichtete also nur, daß er der Urheber der im Lande geltend gewesenen Rechtssatzungen sey. (Omnia jura, quibus haec terra utitur et regitur. solus *cum sola Libussa* dictavit.) Aber Libussa hatte schon vor Przemysl das Volk gerichtet und auch sie dieses Amt von ihrem Vater Krok geerbt. Man wird also am besten thun, hier nicht an irdische Rechtsverweser, sondern an Orakelgottheiten zu denken. Weise Frauen sprachen auch bei den Deutschen und Kelten das Recht, weil man das schwächere Geschlecht öfter jenen somnambulistischen Zuständen unterworfen sieht, in welchen sie — wie die Pythia der Hellenen, die durch Lorbeerdecoct und Erddämpfe, über welche man ihren Dreifuß

*) Ein Ortsname Trebomysl lautet übersetzt: „Opferstätte Mizislaws."

stellte, künstlich in diesen Zustand der Begeisterung versetzt wurde — das Werkzeug werden, durch welches die Gottheit das Verborgene offenbart. Namentlich galten reine Jungfrauen als die geeignetsten Organe zu diesem Zwecke. Darum war auch Libussa Jungfrau und Seherin; wenn sie zu Gerichte saß, standen vor ihrem Throne zwei Jungfrauen, die eine mit den Gesetztafeln, die andere mit dem Schwert in der Hand, zu ihren Füßen in heiligen Gefäßen Flammen und Wasser. Diese Schilderung findet man im Gedicht von Libussa's Gericht. Nun, auch Themis, Dice, Nemesis sind Jungfrauen, und haben eben so wenig existirt als Libussa, deren Richteramt nach ihrer Vermählung mit Przemysl nicht mehr gedacht wird. Darum hätte Palaczky die Frage sich ersparen können: ob auch Jungfrauen bei Gerichte fungirten, wenn ein Herzog auf dem Throne saß, oder nur während Libussa's Regierung? (Gesch. d. Böhm. I. S. 177. Anm.) Heller ist sein Blick jedoch, wo er auf die Sage vom böhmischen Mägdekrieg zu sprechen kommt, den er mit folgenden Worten geradezu als Fiction bezeichnet: „Hat die Sage einen historischen Grund, so dürfte man diesen nur in einer isolirten Empörung der Wlasta und ihrer Anhänger gegen den Herzog Premysl, keineswegs aber in einem durch widernatürliche Triebe veranlaßten Aufstande des einen Geschlechts gegen das andere suchen. Wahrscheinlich hat schon der bloße Name einer „zerstörten Mädchenburg" der erfinderischen Phantasie den ersten Stoff zu einer Sage geliefert, welche der älteste Chronist Böhmens nur mit wenigen unbestimmten Worten flüchtig berührte, die viel spätern aber, nach Dichterart, mit einer Menge Details auszuschmücken beflissen waren. Dem einzigen Umstande,

welcher den Mägdekrieg in der Scharka zu einer Thatsache stempeln möchte, der Angabe bei Cosmas nämlich, daß die Burg Wischerad aus Anlaß dieses Krieges erbaut worden sey, kann man schon aus dem Grunde kein Gewicht beilegen, weil das Fragment von Libussa's Gericht ausdrücklich bezeugt, daß Libussa's Vater schon auf dem Wischerad seinen Sitz gehabt habe." Auch Schaffarzik (Slaw. Alterth. II. S. 422) äußert sich in diesem Sinne: „Die romantische Erzählung vom Aufstand der Wlasta und dem Kriege der Weiber gegen die Männer nach Libussa's Tode ist das Gebilde einer Dichterphantasie, denn das Märchen gründet sich auf die Erklärung des Namens vom Schlosse Dewjn (Magdeburg), welches dem Wischerad gegenüber liegt." Auch bei Welahrad in Mähren, aus dessen Trümmern später Hradisch (Hradistje) entstand, jene weitberühmte Residenz Rastislaws und Swatopluks, auch bei Welahrad gab es eine Stadt und Schloß Dewjn, und auch Magdeburg an der Elbe wurde von den dort wohnenden Slawen Dewin genannt. (Schafarzik II. S. 584). Nun habe ich aber S. 448 gezeigt, daß der Cultus des weiblichen Naturprinzips dieser deutschen Stadt den Namen gab. Da nun Lubuscha oder Libussa den Böhmen dasselbe Wesen war, wie den Germanen die Freia, nämlich eine Göttin der Liebe (slaw. ljubit lieben, *lubitska:* die Liebe, vergl. das lat. libido), und darum die Linde als Lebensbaum auch lipa hieß, so ist klar, wenn man zugleich erwägt, daß Libussa im Schlosse Libin auf dem Wissehrad residirte, d. h. verehrt wurde, daß ihre Burg nach der jungfräulichen Göttin Magdeburg (Dewin) geheißen haben wird; und weil nur Jungfrauen ihren Dienst besorgten, — die Sage führt zehn

mit Namen an — so übersetzte man in der christlichen Zeit, wo Libussa nur noch als eine sterbliche Fürstin galt: Mägdeburg; Wlasta wurde als die vornehmste Dienerin der Libussa bezeichnet, die nach ihrer Herrin Tode, eifersüchtig auf Przemysls Macht, mit allen Weibern Parthei gegen ihn machte und ihm den Krieg erklärte, aber in diesem überwunden, entehrt und getödtet ward. Vielleicht lehnt sich diese Fabel an eine frühere an, welche schon der Libussa Männerhaß Schuld gibt, die, nur gedrängt vom Volke, zu einer ehelichen Verbindung und Theilung der Herrschaft mit Przemysl sich entschließen konnte? Die Sage berichtet nämlich:

Auf der alten Bergfeste Wissehrad, worauf früher das Schloß Libin stand, in welchem Böhmens erstes Herrscherpaar Hof hielt, zeigt man einen hohen und senkrechten Felsen, der sich aus dem Bette des in der Tiefe vorbeirauschenden Stromes aufgipfelt. Ueber diesem Felsen hat ein Thurm gestanden, in welchen die Zauberin Jünglinge lockte, die, von ihrer Schönheit bethört, ihr blindlings folgten; aber nach gebüßter Lust stieß sie aus ihrer Umarmung die bethörten Opfer in die Umarmung des kalten Wellentodes, auf daß ihrer Keiner sein Glück verrathe.

Diese Sage erhält ihr Licht durch die beiden folgenden:

Der Felsen, welcher aus dem Bette der Moldau emporragt, auf welchem das Schloß Libin stand, trägt die Reste eines runden Gemäuers, von welchem Libussa sich oft hinabgelassen, um in der Moldau zu baden; Andere aber erzählen, daß nicht auf der Höhe des Wischehrad das Bad der Libussa zu suchen sey, sondern südlich von der alten Herrscherburg die reichhaltige Quelle Gezerka, diese, an welcher die alten Herzoge Böhmens gewählt wurden*), sey das Bad Libussens gewesen.

Unter dem Felsen der alten Königsburg Wischehrad, tief auf dem untersten Grunde der dort vorüberrauschenden

*) Also eine Orakelquelle!

Moldau, ist Libussens Bett. Mancher schöne Jüngling ist hier in den Fluten verschwunden, hinabgelockt durch ein überholdseliges Frauenantlitz, das sich ihm lächelnd im Bade zeigte, und das Volk spricht, so oft der Strom solch Opfer fordert: Libussa hat ihn behalten; in Jahr und Tag erwählt sie sich einen andern.

Also trotz den historisirenden Chronisten hat sich das Volk nicht irre machen lassen, und gleich der Ilmnixe und Donaunymphe gilt auch Libussa für die personifizirte Moldau, die, wie andere Ströme, alljährlich ihr Opfer fordert — weil sie aus der Heidenzeit her daran gewöhnt worden, wo man es ihr freiwillig gebracht. Sie ist also eine Holle, die im Wasser waltet, aus welchem alle Wesen hervorkommen, und in welches alle Dinge zurückkehren. Die Vereinigung des Stroms mit seinem Opfer faßte man als eine Vermählung (Bluthochzeit) auf, und es ist natürlich, daß wenn die Moldau weiblich gedacht ward, die von ihr zur Beute Erkornen Männer seyn mußten, Jünglinge, die, von ihren Reizen verlockt, in die Tiefe versinken. So entstand die Sage von Libussens Männerhaß. Aber auch die von den Chronisten der Libussa aufgedrungene Schwester aus Polen, die nach dem Wasser genannte Wanda, war männerscheu und hatte sich in die Weichsel gestürzt, um ihre Jungfrauschaft nicht einzubüßen. Hier ist dieselbe Sage nur anders gewendet. Die Polen werden freilich die historische Bedeutung der Wanda und ihres Vaters Krak sich eben so wenig abstreiten lassen, als die Böhmen die einstige Existenz der Libussa und ihres Vaters Krok. Das Volk zeigt noch jetzt Wanda's und ihres Vaters Grabhügel (mogyla), wie man in Dänemark und in Schleswig noch jetzt das Grab (des zum König degradirten Lichtgotts) Bal=

der zeigt. Allein es gibt in der Gegend von Krakau und der benachbarten Städte noch mehrere, die nicht genug untersucht worden sind. (Grabowskys Beschr. v. Krakau, 1822. S. 305—311).

Libussa, die Stromfee der Moldau, Libussa, an deren heiligem Quell Gezerka die Herzoge Böhmens gewählt wurden, war also, wie die nach dem Wasser genannte Wanda, eine Wassergöttin. Aber Wassergöttinnen sind stets Mondgöttinnen, so in den Mythologien aller Völker, und zwar, weil der Mond den Thau erzeugt, die Flut des Meeres nach der Ebbe bewirkt u. s. w. War nun Przemyslaw = Swatewit: Sonnengott, so konnte Libussa als Mondgöttin seine Gemahlin werden. Weil aber der Neumond ganz andere (d. h. schädliche) Wirkungen äußert als der Vollmond, folglich zeigt die Mondgöttin einen zwiefachen Character. Als Urweib heißt sie Baba (Weib) überhaupt, jedoch im Vollmond, der die Geburten erleichtert (vgl. S. 445) ist sie Zlata Baba (das goldene Weib), Allmutter und Weltamme. Sie heißt dann auch Kraso Pani, d. i. die schöne Frau, Naziwia: die Gebärerin, Wesna: Frühlingsgöttin, Prija: die Fruchtspenderin (Freia?), Ziza: die Vielbrüstige (von ihr hat die Stadt Zeiz den Namen). Siwa (Sif?) die Erntegöttin*); in Polen auch Jawine genannt (v. jawai, das Getreide). Als Liebesgöttin hieß sie Lada (die Liebliche), und war Mutter der slawischen Dioscuren Lel (Morgenstern) und Polel (Abendstern). In Litthauen hieß sie Liethua. Dort waren ihr die Tage vom 25. Mai bis 25. Juni heilig. Also ist es nicht zufällig, daß Libussa, den Chronisten zufolge

*) Frenzel leitet ihren Namen vom polnischen zywie, ernähren, ab.

am 25. Mai Boten an ihren künftigen Gemahl ab-schickte. Aber auch Lada steht, wie Libussa, den Quellen vor, dann der Ladogasee in Rußland hat von ihr den Namen. (Mone, eur. Hdth. I. S. 139, Anm. 26). Auch hier wird man an den Jungbrunnen oder Kinderbrunnen der Frau Holle gemahnt (s. S. 500—502), denn vor dem in der Sonnenwende gehaltenen Sobotkafeste war es Sitte, daß die slawischen Jungfrauen in Flüsse und Bäche der Lada Blumen und Kränze warfen, und aus dem Schwimmen oder Untertauchen derselben schlossen sie, ob sie im nächsten Jahre einen Bräutigam erhalten werden. Auch Hanusch (a. a. O. S. 310) bestätigt dies: „Die Deutungen, welche aus dem Schwimmen der Blumen und Kränze gezogen wurden, hatten meist auf das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander Bezug. So erkennt in einem altböhmischen Liede „das Sträußchen" (kilice) die Jungfrau im heranschwimmenden Sträußchen die Hand ihres Geliebten." (Hanusch S. 310). Strauß, Kranz, heißt im Griechischen στεφανὴ. Wer sich nur ein Weniges in den Legenden der Heiligen umgesehen hat, weiß es, daß die Namen vieler Heiligen etymologische Sagen schufen, und umgekehrt, viele Sagen etymologisirend nie gewesene Heiligen ins Leben riefen. Zu der ersten Gattung gehört folgendes Märchen, welches die alte heidnische Vorstellung von Quellen, die den Mädchen ihren künftigen Mann zeigen, christlich einkleidete:

Nahe an den Trümmern der Kirche zu Pösteny in Ungarn quillt ein Heilborn. Seinem Rande entschweben auch süße Orakel für Liebende. Alljährlich in der Nacht, welche dem Festtag des h. Königs Stephan (Kranz) vorhergeht, wandern die mannbaren Jungfrauen um Mitternacht hinaus an diesen Brunnen, die Krüge zu füllen, deren Welle am morgenden Festtag mit frischem Glanz sie schmücken soll.

In eifrigem Gebet knieen sie dann auf der Kirchenschwelle hin, denn es geht die Sage, daß sich frommen Gemüthern, die den Heiligen ehren, am andern Morgen, der für ihr Leben bestimmte Gefährte auf dem Kirchgang in der Gestalt des ersten ihnen begegnenden unverehelichten Mannes zeige. Seit alter Zeit gehen die Jungfrauen dahin, um aus der heiligen Flut Gewißheit für ihres Herzens heimlichstes Hoffen zu holen, und also kündet folgende Sage den Ursprung des frommen Gebrauchs:

Gleich einer Rose erblühte Boriza (die Tannenschlanke), Bolko's Tochter. Der Jüngling Imre hatte ihr Herz gewonnen, aber der Alte schwur, nur demjenigen sein Kind zu geben, der seine Reichthümer ihm verdoppeln könnte. Unter drohenden Flüchen gebot er Imre, seine Burg zu meiden. Da nahte der Jüngling Boriza zum Abschied noch einmal, und sich niederbeugend flüsterte er ihr zu: „Um Mitternacht beim Kirchenbrunn.“ Heimlich gab ihm das Mädchen zum Zeichen der Gewährung die Hand, und begleitet von ihren Thränen, zog er zur Burg hinaus. Als die Mitternacht des Vorabends des h. Stephansfestes herangerückt war, ergriff die Jungfrau einen Krug, wie um ein Vergessen des Tages zu verbessern, und eilte, da Alles um sie im tiefen Schlafe lag, unangefochten zur Burg hinaus, dem Brunnen zu.

Schon harrte ihrer der Geliebte am Brunnen, wo sie auf ewig von ihrem Glücke scheiden sollte, Thränen erstickten ihr letztes Lebewohl. Die Stunde des Scheidens trennte die Liebenden. Auf dem Rückweg hatte Boriza aus dem Brunnen geschöpft, und lehnte sich trauernd über den Rand. Da ward sie von einem milden Lichte umflossen. Als sie aufblickte, sah sie im himmlischen Glanze die Gestalt des h. Königs Stephans vor sich. „Fasse Muth“ begann der Heilige, „der erste Mann, den Deine Augen morgen ersehen, wenn du zur Kirche gehest, der wird dein Lebensgefährte.“

Als Boriza am andern Morgen erwachte, ersah sie plötzlich am Wege ihren Geliebten. Er konnte die Gegend, wo Boriza weilte, nicht verlassen, bevor er sie nicht noch einmal gesehen. Im Vorübergehen sprach sie ihm Muth

und Zuversicht ein. In der Kirche goß sie ihr freudenvolles Herz in Dank vor dem Lenker ihres Schicksals aus. Es begab sich auch, daß in Jahresfrist Boriza's Vater durch schwere Krankheit an den Rand des Grabes gebracht, der Tochter Wunsch erfüllen wollte, den er, seit er von der Erscheinung gehört, für den Willen des Himmels erachtete. Und so reichte sie dem Geliebten an eben dem Ort die Hand, wo ihr zuerst der Hoffnungsstern aufgegangen. Seit damals ward es Sitte unter den Jungfrauen des Orts, am Vorabend des h. Stephan am Kirchenbrunnen Wasser zu schöpfen und seinen Schutz zu erflehen, auf daß des andern Tages die für das ganze Leben entscheidende Begegnung den Wünschen der Betenden gemäß ausfalle. (Hormayr hist. Tschb. 1824. S. 243 ff.)

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß, gäbe es eine Heilige, des Namens Stephanie, ihr gewiß die Rolle des männlichen Heiligen zugetheilt worden wäre, denn die Quellen standen bei allen Völkern unter dem Schutze weiblicher Gottheiten, eben weil sie auf Geburt Beziehung haben; weil die Kinder aus dem Brunnen kommen. Auch Libussa war eine Flußgöttin in diesem Sinne, daher die Sage von ihrem goldenen Bette auf dem untersten Grunde der unter dem Felsen von Wissehrad sehr tiefen Moldau — denn Gold ist die Frucht, darum heißt die Liebesgöttin Aphrodite die „Vielgoldene“ (πολύχρυσος), und die von ihr ausgetheilten Liebesäpfel sind golden — und dieses Bette wird erst dann aus seinen Tiefen in die Höhe kommen und im herrlichsten Glanz auf dem Wasserspiegel strahlen, wenn Böhmen wieder einen eingebornen Herrn, czechischen Blutes aus dem Stamme der Libussa erhält. Dies goldene Bette ist dann das erste Ehrengeschenk der hohen Ahnfrau an die neue Fürstin des Landes, die darin den ersten Sohn gebären soll. (Hormayr, hist. Tschb. 1833, S, 215).

Libussa, schon im Namen die Liebesgöttin (s. S. 623), ist also das g o l d e n e W e i b (Zlata Baba), unter welchem Namen alle slawischen Völker die Vorsteherin der Geburten verehrten. Vorhorn (bei Hanusch S. 338) schildert sie, ein Kind im Schooße tragend, ein anderes an der Hand haltend. **In Obdoriae regione est antiquissimum idlum ex lapide excisum, quod Moscovitis *Slata Baba*, i. e. *aurea anus*, dicitur. Est autem forma mulieris vetulae *infantem in gremio tenentis et alterum juxta se infantem habentis*.** Wer wird hier nicht an die weiße Frau von Neuhaus gemahnt? Denn von ihr, der Ahnmutter der Rosenberge, wird berichtet, daß sie den jungen Woik, Sohn des Obristburggrafen Heinrich von Neuhaus, wenn die Amme und das junge Kindsweib schliefen, auf die Arme genommen; wenn er weinte, gewiegt, aus den Windeln gehoben, angelacht, und alles dasjenige gethan, was ein Kind zu stillen nothwendig ist. Nachdem ein neues Kindsweib aufgenommen worden, und dieses gesehen, hat sie solches für unzuläßig erachtet, ist keck zu der weißen Frau getreten, und hat ihr das Kind aus den Armen gerissen mit den Worten: „was hast du mit unserm Kinde zu thun?" Darauf soll die weiße Frau versetzt haben: „Da du erst dieser Tage ins Haus gekommen, fragst mich dieses? Wisse, daß dieses Kind aus meinem Stamme herrührt." Ueberhaupt zeigte sich diese Erscheinung nicht bloß bei bevorstehenden Sterbefällen, sondern auch, wenn einer aus den Familien Rosenberg oder Slawata h e i r a t h e n oder g e b o r e n werden sollte. (Hormayr, hist. Tschb. 1830, S. 444.) Der süße Brei, der alljährlich am grünen Donnerstag *)

*) Grün ist die Farbe der Elfen (S. 175.), der Donnerstag der Tag der Gespenster vergl. S. 169 Anm.

zu ihrem Gedächtniß verzehrt werden muß, wenn sie nicht erzürnt werden soll, heißt nach ihr **Baba***). Der Name erinnert aber an die indische Geburtsgöttin B h a v a n y und an Aphrodite P a p h i a. Baba ist das W e i b, das weibliche Naturprinzip. Baba ward, wie in Böhmen und Polen, so auch im fernen Sibirien, am Ufer des Flusses Obi, verehrt. (Hanusch, S. 338). Auf Bergen mochte man ihr geopfert haben, daher **Babia gora** im Tatragebirge, latinisirt: **Bebii montes** in Dalmatien. Ein Gebirge **Babagora** ist auf der Grenze Macedoniens und Albaniens (Schaffarzik, slaw. Alt. II. S. 227). In's Deutsche übersetzt würde es: B a b e n b e r g lauten. So wird selbst der Name der Stadt B a m b e r g als Baba's Berg gedeutet, wie es z. B. in **Vita St. Ottonis** („**Script. rer. Bamberg,**" **ed. Ludew. I. p. 603**) heißt: „**Bamberga — primum vocata fuit** ***Bamberg*** **h. e.** ***mons Babae*** **a Baba Ottonis ducis Saxonis filia atque uxore Alberti comitis Bambergensis.**" Diese Stelle erheischt aber eine Berichtigung. So

---

*) Der süße Brei ward gegeben zu Teltsch, zu Neuhaus und zu Krumau, und die Zahl der Leute, die daran Theil nahmen, belief sich oft über 5000. Einem Jeden wurde ausser diesem H o n i g k u c h e n noch eine Semmel, ein Laib Brod, Fisch und Erbsen gegeben. In Teltsch ist er 1783 das letzte Mal in natura ausgetheilt worden; seitdem wurde er zu Geld reducirt, und der Betrag wird jetzt für arme und verunglückte Personen verwendet. Daß die weiße Frau den süßen Brei gestiftet, ist zwar in keinem Archiv zu finden, nachdem aber Graf Ferdinand von Slawata die altesten Leute zusammen kommen ließ, um sie hierüber zu fragen, sagten sie einstimmig aus, von ihren Voreltern gehört zu haben, daß die weiße Frau stets zornig erschienen ist, wenn der Brei unterblieb, wie Anno 1645, als die Schweden Stadt und Schloß eingenommen, und der Major nicht erlaubt hatte, den Brei auszutheilen. Da wurde der Major Tag und Nacht geangstigt, und seine Truppe durchgeprügelt, daß sie davon lief, bis er endlich in der Octave den Brei hat austheilen lassen.

wie die weiße Frau, die Ahnmutter aller Familien, das Urweib, in der christlichen Zeit zur Ahnfrau eines bestimmten Geschlechts degradirt und ihr Bild in einen historischen Rahmen eingefaßt wurde, wie Berchta, das göttlich feenhafte Wesen mit dem Schwanenfuße zur Mutter Karls d. Großen gestempelt, und Frankreichs weiblicher Schutzgeist, die schlangengeschwänzte Quellnymphe Melusine, die Ahnfrau der Lusignans wurde, so mußte sich die slawische Naturgöttin Baba auch eine Verwechslung mit der Tochter eines Sachsenherzogs und Schwester Heinrichs des Voglers gefallen lassen. Die Stadt Bamberg hat unstreitig von einem in der Nähe befindlichen Berg der Baba den Namen erhalten. Daß hier Slawen wohnten, verräth der Chronist (bei Hormayr, Tschb. 1842 S. 255) in den Worten: „Den neuen Sitz seiner Grenzhut wider die Serben und Wenden nannte Heinrich Graf und Herzog in Ostrien und Neustrien (866—886) zu Ehren seiner Gattin: den Berg, die Burg der Baba, Babenberg, Bamberg.“ Die Kaiserin Kunegunde, Heinrichs des Heiligen Gemahlin, stiftete den Dom zu Bamberg, auf der Stelle, wo die alte Burg gestanden, welche der Normannenheld Heinrich, der in der Belagerung von Paris geblieben, erbaut, und den Berg der Baba (Bamberg) genannt hatte von seiner Gemahlin Baba, Schwester Heinrichs des Voglers und Tochter Otto's d. Großen. Dieselbe Kunegunde reinigte sich von dem Verdachte des Ehebruchs dadurch, daß sie auf glühenden Pflugscharen wandelte, was wieder auf slawische Sitte zurückweist, wo die Pflugschar Symbol der Gerechtigkeit war (vergl. S. 582.)

In demselben Bamberger Dom ist die Gerechtigkeit eingehauen mit einer Waagschale in der Hand, aber die Zunge

der Waage steht nicht in der Mitte, sondern neigt etwas auf die Seite. Wenn die Zunge völlig in's Gleichgewicht kömmt, lautet die Tradition, naht auch der jüngste Tag. (Hormayr, Tschb. 1838 S. 144). Es drängt sich hier die Frage auf: Wie kam die Waage der Gerechtigkeit in eine Kirche? War sie ein Ueberbleibsel heidnischer Heiligthümer, die so oft in Kirchen aufbewahrt wurden? Gehörte sie der Baba, als der Gottheit, deren Cultus hier ursprünglich vorherrschte? Hatten die Slawen, neben ihrem Prowe, auch eine Göttin der Gerechtigkeit? und hatten sie dieses Amt der Baba zugetheilt, wie die Böhmen der Libussa?

Libussa stand aber nicht bloß der Feuchte vor, sondern sie waltete auch in der Tiefe der Erde. Ihr schreibt die Sage die Entdeckung aller Bergwerke in Böhmen zu, und somit kommt sie der weißen Frau im Orlagau gleich, welche Bergleuten mit Spänen lohnt, die sich in Gold verwandeln. Und da Kröten Schätze bewachen (siehe S. 416), ein slawischer Gott Zelu aber Schildkröte bedeutete (Hanusch, S. 120), so erhält folgende Sage ihr Licht, welche die Libussa ein goldenes Götterbild Zelu gießen ließ (Mone, europ. Hdth. I. S. 161), dem sie Opfer von abgeschnittenen Nägeln und Haaren brachte, die sie auf Kohlen verbrannte. Da die heidnischen Slawen den Todtengöttern ihre Haare (als stellvertretend für den ganzen Körper, der dadurch verschont werden sollte) darbrachten, und die Nägel an das nordische Todtenschiff Naglfari erinnern, das aus lauter abgeschnittenen Nägeln von Todten zusammengesetzt ist, so erscheint Libussa hier nicht nur als Schatzgöttin, sondern auch als Todtengöttin, wie ja auch die Giltine in Litthauen beide Aemter verwaltete. Sie ist also die Todesgöttin Morzana, von welcher noch ein

Dorf in Böhmen den Namen hat; deren Bild in Gestalt einer Strohpuppe alljährlich in der Fasten noch jetzt in slawischen Ländern aus dem Dorfe getragen und in's Wasser geworfen oder zersägt wird, was man „den Tod (Winter) austragen" und „die Alte sägen" (**Babu rezati**) heißt. An einigen Orten wird auch das Bildniß der Frühlingsgöttin Wiesna oder Ziwa auf eine Stange gesteckt, und diese dann im Triumphe in's Dorf hereingetragen *). Diese Verdrängung der Wintergöttin durch die Sommergöttin wurde in christlicher Zeit in Leipzig dadurch veranschaulicht, daß die Freudenmädchen das Bild der Morzana vor dem Halleschen Thor in's Wasser werfen mußten. Weil man den Sinn dieses Aktes nicht mehr verstand, so schloß man hieraus auf eine Erniedrigung, die durch dieses Amt den Kindern der Freude zugedacht war **).

Als Morzana heißt die Todesgöttin auch J a g a - B a b a oder J e z i - Baba, eine lange, hagere, abschreckende Gestalt mit dürren Beinen. Die Weißrussen schildern sie: in einem eisernen Kessel sitzend, mit einem feurigen Besen die Luft fegend (Pestwind bringend), welche ihren Kessel trägt. Sobald sie sich aufmacht, stöhnt die Erde, pfeifen die Winde, heulen die Thiere des Waldes, das Hausvieh stampft erschreckt in den Ställen. Man sagt sprichwörtlich: „Sie glotzt wie die knochenfüßige Jaga-Baba." (Ausl. 1846 Nr. 314). Wie sich die indische Geburtenförderin Bhavany in die Tod verbreitende schwarze Kali umwandelt, so Zlata-

*) Ekhard (Monum. Jutreboc. p. 76 aus Schneiders Leipz. Chron.): Item Sorabi Lipsienses Martanae et Zievoniae simulacra, contis infixa vulgo e vicis solenni pompa, lugubri et quaerulo carmine deportare et in proximam paludem vel praeterfluentem amnem abjicere solebant.

**) Ausführliches über die Sitte des Todaustragens s. Kloster VII. Bd. S. 832—850.

Baba in Jaga=Baba; und wie man von der weißen Frau erzählt, daß ihr Gefolge ein Heer von Kinderseelen bildet, eben so heißt es von der Jaga=Baba, daß ein unermeßlicher Geisterzug sie auf ihrer Wanderung begleite (Woycizky, Poln. Sag. S. 69). In Litthauen heißt sie Welli, bei den Samogiten Wielena als Beherrscherin der Seelen. Hatte Wilna von ihr wegen des Todtencultus in dieser Stadt den Namen erhalten? Wiely = Biely bedeutet: Weiß, also war sie eine weiße Frau, deren Erscheinen Tod anzeigt. Und gleich den Russalki's, den slawischen Wassernixen, die durch ihre Schönheit Jünglinge bethören und sie in's feuchte Wassergrab hinabziehen, aber im Moment, wo der Sterbliche ihre Schönheit bewundert, sich in häßliche Gestalten mit gelähmten Gliedern umwandeln, den staunenden Wanderer verkrüppeln; von den Zweigen, auf welchen sie schaukeln, sich über ihn werfen, und in heißer Liebesgier unter Küssen sein Blut austrinken (Müller, Rußland und seine Völker); ebenso sagt man von den Wilys, jenen weißen luftigen Gestalten, die Nachts gleich den Elfen Ringeltänze halten, daß sie Seelen der als Bräute gestorbenen Jungfrauen sind, die nur dann die Seligkeit erlangen, wenn sie einen Jüngling todt geküßt *). In der Lüneburger Heide läßt sich das Klageweib sehen. In stürmischen Nächten wankt sie riesengroß mit bleichem Gesicht über die Heide. Ihr Leichengewand flattert im Winde. Sie streckt ihre riesenlangen Arme über das einsame Bauerhaus, grauenvolles Wimmern in die Nacht heulend. Unter dem Dach, über welches das Klageweib sich gestreckt, muß noch im Laufe des Monats einer der Hausgenossen sterben. (Harrys Niedersächs. Sag. I. S. 79.) Dieses

*) Mailath Magyar. Sag. S. 8.

Bild ist aus der slawischen Mythologie; daß es aber noch jetzt in den ursprünglich von Wenden bewohnten Gegenden gekannt ist, gibt einen Beweis von der Zähigkeit der Volkstraditionen, die Jahrhunderte hindurch allen politischen und religiösen Umgestaltungen gegenüber ihre Unverwüstlichkeit beweisen. In der Lausitz schleicht Smertniza (Morzena) weißgestaltet in den Dörfern um; auf welches Haus sie ihren Schritt kehrt, da gibt es bald eine Leiche. Im Hause selbst thut sie ihre Gegenwart kund durch Pochen und Bretwerfen. (Laus. Monatsschr. 1797, p. 756). Die Serben sagen: Kuga sei eine alte Frau, die in weißen Schleier gehüllt gehe. Die Polen denken sie sich auf einem zweirädrigen Wagen daher fahrend. Als die Cholera zum Erstenmal Europa besuchte, hörte Woycizky von den reußischen Bergbewohnern jenseits des Pruth, daß diese Krankheit von einem Weibe in die Ortschaften getragen werde. Mickiewicz erzählt von ihr: das gemeine Volk in Litthauen denkt sich die Pest unter der Gestalt einer Jungfrau. Eine Ballade, die er in Litthauen gehört, entwirft von ihr folgende Schilderung:

In einem Dorfe erschien die Pestjungfrau und brachte Tod in alle Häuser, indem sie ihre Hand zur Thüre oder zum Fenster hineinsteckte*) und mit einem rothen Tuche wehte. Die Bewohner des Dorfes verschlossen sich in ihre Hütten; aber Hunger und andere Bedürfnisse zwangen sie

*) In Niederdeutschland spricht man vom Heidmann, welcher Nachts den Leuten in das Fenster hineinguckt, wen er ansieht, der stirbt in demselben Jahr. An einigen Orten, wo das Fest des Todaustragens in der Fasten gefeiert wird, lassen die Knaben die von ihnen getragene Strohfigur, welche den Tod vorstellen soll in die Fenster derjenigen gucken, welche ihnen die übliche Gabe verweigern. In einem solchen Hause glaubt man, statte der Tod im nächsten Jahr einen Besuch ab (Grimm S. 732.) Auch in Tyrol erzählt man von einem Gespenst, das in Pestzeiten umgeht, und wo es in ein Fenster schaut, da sterben die Leute. (Grimm D. S. Nr. 266.)

bald, diese Vorsichtsmaßregeln zu unterlassen. Alle erwarteten nun ihren sichern Tod. In dieser Angst beschloß ein Edelmann, der noch mit Lebensmitteln am meisten versehen war, sich für seine leidenden Mitmenschen aufzuopfern. Er nahm deshalb seinen Säbel, auf welchem die Namen Jesus und Maria eingegraben waren, und öffnete ein Fenster seines Hauses. Mit Einem Hiebe schlug der Edelmann dem Gespenst die Hand ab und eroberte das rothe Tuch*). Zwar starb er selbst mit seiner ganzen Sippschaft, doch hörte man seitdem im Dorfe nie mehr von der Pestjungfrau.

In Polen glaubt man ferner, wenn die Pest wüthe, seyen alle Hähne heiser**), kein Einziger könne krähen. Auch die Hunde vermögen nicht zu bellen, sie riechen nur das Gespenst, und sehen es von Weitem. Dann knurren sie und suchen es zu packen, die Pestjungfrau aber neckt und reizt sie mit wahrer Schadenfreude.

Ein Bursche schlief auf einem hohen Heuschober, und neben ihm stand eine Leiter. Die Nacht war mondhell und still, plötzlich entsteht, wie vom Winde getragen, in der Ferne ein mächtiges Brausen, bei welchem man deutlich das wüthige Geknurr und Geheul der Hunde erkennt. Der Bursche steht auf, und sieht zu seinem Schrecken, wie eine hohe weibliche Gestalt im weißen Gewande mit fliegendem Haar auf ihn zujagt. Ein langer hoher Zaun war auf dem Wege. Das hohe Weibsbild springt mit Einem Satz hinüber und klettert die Leiter hinauf. Sicher nun durch diesen Zufluchtsort, hält nackend sie den Hunden ihren Fuß hin, und so die wuthentbrannte Meute reizend, ruft sie beständig: „Huß, huß, den Fuß!“ Der Knecht erkannte sogleich die Furchtbare, darum näherte er

---

*) In Norwegen erscheint die „Pesta“ als alte bleiche Frau im rothen Kleide. (Grimm S. 1140.)

**) Wer denkt hier nicht an den Hahn des Aesculap, das Symbol der Wiedergenesung?

sich leise der obersten Sprosse, und stieß mit aller Kraft an die Leiter. Das Weibsbild fiel herunter, die Hunde packten sie; da drobt sie noch mit ihrer Rache und verschwindet. Der junge Bursche starb zwar nicht, aber sein Lebelang hielt er den einen Fuß hin, und konnte nichts anders sagen als die Worte der Pestjungfrau: „Huß, huß, den Fuß!" (Woycizky Poln. Sag. S. 58.)

Woycizky nennt die Pest Powietrze, was eigentlich Dunst, dann aber auch Pest bedeutet. Im weißen Gewand auf Stelzen schreitet sie einher, nennt sich einem Manne, dem sie begegnet, und will auf seinen Schultern durch ganz Reußen getragen seyn; er selbst mitten unter den Todten solle gesund bleiben. Der Mann trägt sie nun durch Städte und Dörfer; wo sie mit dem rothen (blutigen) Tuche weht, stirbt Alles dahin; vor ihnen fliehen alle Menschen. Am Pruth dachte er sie zu ertränken und sprang in den Strom, sie aber hob sich federleicht in die Höhe und eilte in die Gebirge, während der Mann untersank.

Auch den Westslawen war diese Vorstellung von der Pest nicht unbekannt, denn im ehemals von Wenden bewohnten Voigtlande denkt man sich die Pest in Gestalt einer Wolke gezogen. Es ist der schwüle Nebel, der Seuchen voranzieht. Einst wüthete die Pest im Odenwald und zeigte sich als blaues Flämmchen *) an der Sacristei der Stadtkirche zu Erbach, wo sie eingemauert wurde. (Grimm, S. 1135, wo dieses Einschließen der Seuche in eine Kirche auf ihren Ausgang von der Gottheit bezogen wird.) Zu Coniz in Preußen wurde die Pest i. J. 1709 in ein Loch der Linde auf dem Kirchhofe gebannt, und ein dazu

*) Die entzündlichen Gase, die aus verwesten Stoffen aufsteigen, das sind die leuchtenden Flämmchen auf Friedhöfen, die der Aberglaube für die Seelen ungetaufter Kinder hält.

bereit gehaltener Pflock, der genau fügte, eingeschlagen; seitdem hat sie sich nicht nicht wieder im Lande gezeigt. (Tettau u. Temme, Ostpreuß. Volksſ. S. 222.) Dies weist wieder auf die Linde als Todesbaum hin (vgl. S. 607), welche auch wirklich häufig auf Friedhöfen gepflanzt wird.

Neugriechen denken sich die Pest als blinde Frau, welche die Städte von Haus zu Haus durchwandert, alles tödtend, was sie berührt. Tappend und tastend geht sie die Mauern entlang, und wer sich vorsichtig in der Mitte des Gemaches hält, den kann sie nicht erreichen. Nach einer andern Volkssage sind es drei fürchterliche Frauen, die in Gesellschaft durch die Städte ziehen und sie verheeren: die erste trägt ein großes Papier, auf welchem sie die Namen der dem Tod Verfallenen in ihr Register einschreibt, die Zweite trägt eine Scheere, womit sie den Lebensfaden ihrer Opfer abschneidet; die Dritte fegt die Todten mit einem Besen weg. (Fauriel discours prélim. LXXXIII.) Hier sind also die drei Eumeniden (Parzen) Todesgöttinnen geworden. Den Besen geben, dem Afzelius zufolge, auch die Schweden der Pestjungfrau (pestflicka) in die Hand. Wo sie mit demselben vor dem Thore kehrt, sterben die Leute im ganzen Dorf. (Grimm, S. 1139.)

Wie der Tod, die Pest, wurden auch die verschiedenen Krankheiten als Frauen personifizirt. Die Russen stellen sich das Wechselfieber als ein Weib vor, das in der Nacht einherschleicht und Opfer sucht. Man nennt dies Gespenst wie die Krankheit: Lichoretka. Der Archimandrit von Kasan berichtet hierüber aus eigener Erfahrung:

Ich war zwanzig Jahre alt und Secretär des Klosters

Simbersk, dessen Abt mich bewogen hatte, in den geistlichen Stand zu treten. Zu Anfang der großen Fasten hörte ich eines Abends in einem Nachbarhause Musik und Tanz. Obgleich mir streng verboten war, Nachts ausser dem Kloster zuzubringen, so fand ich dennoch Mittel, es unbemerkt zu verlassen, und mich nach dem Fenster der Stube hinzuschleichen, wo der Tanz gehalten wurde. Obgleich das Zimmer zu ebener Erde lag, so waren die Fenster doch so hoch, daß ich die fröhlichen Gäste nicht sehen, also die Neugier nicht befriedigen konnte. Nur mit Mühe gelang es mir endlich, so hoch hinanzuklettern, um einen Blick in die muntere Gesellschaft zu werfen. Kaum aber hatte ich einen Augenblick des fröhlichen Getümmels gewonnen, als ein großes hageres Weib hervortrat, die Augen auf mich richtete und aufs Fenster zuschritt. Eine geheime Ahnung sagte mir: dies sey Lichoretka, die mir schon so oft von Andern beschrieben worden. Angstvoll schlich ich nach Hause, begab mich zu Bett, und erwachte nach Mitternacht im Fieber. Fünf Wochen lag ich krank, wo ich vom Abt häufig besucht wurde. Nach Verlauf dieser Zeit fiel mir ein, mir durch meinen Aufwärter den alten Wolfspelz, den ich während meiner Winterreisen zu tragen pflegte, von der Bodenkammer bringen zu lassen, um ihn der bessern Wärme wegen über mein Bett auszubreiten. In der folgenden Nacht erschien mir die Lichoretka im Traume, in derselben Kleidung, wie ich sie fünf Wochen vorher gesehen. Sie ging nahe auf mein Bett zu, machte eine drohende Handbewegung, erhob das Haupt und sagte: „Pfui, was stinkt der Pelz, ich mag nicht hier bleiben*), und will zu Jessipow gehen." Dieser war der Schreiber des Klosters, ein kräftiger Jüngling, der während meiner Krankheit mein Geschäft versehen hatte. Als der Abt mich am nächsten Morgen besuchte, erzählte ich meinen Traum, worauf er erwiderte, daß ich jetzt genesen sey. Da er mich ungläubig lächeln sah, versicherte er ernst, daß das Fieber nicht wiederkehren werde, wobei er mir zur Bestärkung seiner Aussage viele ähnliche Geschichten erzählte.

---

*) Ueber den Wolf als Heilszeichen s. S. 481.

Endlich durch seine vielen Beispiele überzeugt, dachte ich mit Besorgniß an Jessipow, der vielleicht durch mich in gleiche Gefahr gekommen war. Allein der Abt hieß mich gutes Muthes seyn, da er kein Beispiel wisse, daß die Lichoretka so boshaft sey. Um mich noch mehr zu beruhigen, schickte er meinen Wärter zu dem Schreiber, um ihn holen zu lassen; allein als er zurückkam, meldete er uns: Jessipow habe die — Lichoretka. Der arme Mensch lag den ganzen Herbst hindurch, und zu Anfang Winters begruben wir ihn. (Ausland 1833 Nr. 86.)

Die Neugriechen denken sich die Blattern als eine Kinder schreckende Frau, welche sie euphemistisch: „die Schonende" (συγχωρεμένη) nennen. (**Fauriel** l. c. p. LXXXV.)

Im russischen Volksglauben gibt es neun Schwestern, die das Menschengeschlecht mit Fiebern plagen, und in Erdhöhlen an Ketten gefesselt liegen, losgelassen fallen sie die Leute an. (Götze, russisches Volksleben S. 62).

Es versteht sich, daß auch bei Thierkrankheiten Geister walten. In einer altsächsischen Formel wird der Nesso (νόσος?) mit seinen neun Jungen beschworen, aus Haut und Fleisch des lahmen Rosses zu weichen. (Grimm, S. 1115). Metil heißt bei den Serben eine unheilbare Krankheit der Schafe. Sie erzählen, daß die Deutschen einmal den Teufel gefangen und nach einem Mittel gegen das Metil gefragt hätten. Der Teufel sagte: wenn alle Schafe bis auf eines umgekommen seyen, solle man das übrig bleibende um die Hürde tragen, dann werde außer ihm keines mehr sterben. (Grimm a. a. O.) Den Slovenen ist die Viehseuche (Kuga) ein scheckiges *) Kalb, das durch sein Geschrei Rinder und Schafe tödtet. (Grimm, S. 1140).

*) Anspielend auf die Pestblattern?

Noch einer Seuche muß hier gedacht werden, welche wahrscheinlich epileptischer Natur ist, und welche von den Böhmen **polednice (i. e. morbus meridianus)**, von den Polen **Dziewana**, in der Oberlausitz **Dziwitza** genannt wird. Liebusch erzählt von ihr folgende Sage:

Dziwiza war eine schöne junge Edelfrau, die, mit einem Geschoß bewaffnet, in den Wäldern umherstreifte. Die schönsten Jagdhunde begleiteten sie, und schreckten Wild und Menschen auf, die sich zur Mittagsstunde im dichten Wald fanden. Noch jetzt redet man einen, der über Mittag allein im Tannenwalde bleibt, scherzend an: „Fürchtest du nicht, daß Dziwiza zu dir kommen wird?"

Um diese Zeit erscheinen aber auch die weißen Frauen (siehe S. 547), die Seuche muß also elbischer Einwirkung beigemessen werden. Dieß führt mich auf die Pschipolniza oder das Holzweibchen der Lausizer, die sich in der Gegend um Zittau bei Cunnersdorf, Oderwiz, Dietersbach u. a. O. sehen läßt. Sie ist eine zusammengeschrumpfte alte Frau mit runzlichtem Gesichte, eine Hocke Holz in einem Korbe auf dem Rücken oder Reißholz in der Schürze tragend, auf einem Stock gestützt einherwandelnd oder an Kreuzwegen spinnend. Wer sie verspottet, den haucht sie an, wovon er Beulen oder Geschwüre im Gesichte bekömmt, oder sie hukt ihm auf, wenn er sich entfernt, wovon er lahm wird. Die Wenden erzählen von ihr, daß sie in Haidegegenden in der Mittagsstunde von 12 bis 1 Uhr den Arbeitern, besonders den Weibern beim Flachsjäten erschienen sey, und sich eine ganze Stunde lang mit ihnen vom Flachsbau, von der Aussaat an bis zu dessen völliger Zubereitung besprochen habe, und zwar so, daß sie solches Gespenst auf keinerlei Weise haben los wer-

ben, noch sich von ihm entfernen können, sondern antworten mußten.

In der Altmark heißt sie die Roggenmuhme*), in Osnabrück: die Tremsemutter, die im Korn umgeht, vielleicht eine Personification des Kornbrandes, einer Getraidekrankheit. Im Braunschweigischen heißt sie das Kornweibchen. Wenn Kinder Kornblumen suchen, so wagen sie sich nicht zu weit in's grüne Feld, und erzählen sich vom Kornweib, das die Kleinen raube. In der Mark Brandenburg schweigt man schreiende Kinder mit den Worten: Halt's Maul, sonst kommt Roggenmöhme mit ihren schwarzen langen Zizen und schleppt dich hinweg.

Im Jahr 1662 erzählte eine Frau aus Saalfeld dem Prätorius: ein dortiger Edelmann habe eine Sechswöchnerin von seinen Unterthanen gezwungen, zur Erntezeit Garben zu binden. Die Frau nahm ihren Säugling mit auf den Acker, und legte ihn, um die Arbeit zu fördern, zu Boden. Ueber eine Weile sah der Edelmann welcher zugegen war, ein Erdweib mit einem Kinde kommen, und es um das der Bäuerin tauschen. Dieses falsche Kind hob an zu schreien, die Bäuerin eilte herzu es zu stillen, aber der Edelmann wehrte ihr, und hieß sie zurückbleiben, er wolle ihr schon sagen, wenn es Zeit wäre. Die Frau meinte, er thäte so der fleißigern Arbeit wegen, und fügte sich mit großem Kummer. Das Kind schrie unterdeß unaufhörlich fort, da kam die Roggenmutter von Neuem, nahm das weinende Kind zu sich und legte das gestohlene Kind wieder hin. Nachdem der Edelmann dies Alles mit angesehen, hieß er die Bäuerin nach Hause gehen, und nahm sich vor, künftig nicht wieder eine Kindbetterin zu Diensten zu zwingen. (Grimm D. S. Nr. 89.)

In Böhmen wird die Polednice auch Baba (das Weib) genannt. (Hanusch, S. 312.) Dann ist sie

---

*) Muhme bedeutet hier Mummel, Popel, Puppe, Gespenst.

die böse Jezi= oder Jaga=Baba, also die Todesgöttin; auch von ihr berichtet man, daß sie gern Kinder vertausche. In der Altmark kennt man auch eine Erbsenmuhme (Erftenmöm), und droht mit ihr den Kindern, daß sie nicht in den Erbsenfeldern naschen. (Kuhn, M. S. p. 372.)

Nachdem wir das weibliche Naturprinzip, welches als Urheberin der Geburt, es auch des Todes ist, in allen seinen Metamorphosen beobachtet, als Tod (Morana, Smertniza), Pest, Krankheit, Viehseuche, ja sogar als Vernichterin der Saaten im Getreidebrand, dringt sich die Frage auf, ob wirklich die Böhmen in der Libussa nicht nur ihre Ahnmutter (Slata Baba), sondern auch eine Tod verkündende weiße Frau (Vila) oder Jaga-Baba erkannt haben mögen? Das Schweigen der Chronisten über ihre feindlichen Wirkungen berechtigt aber noch nicht, diese letztere Eigenschaft, d. h. die feindliche Aeußerung der Naturgöttin, der Libussa abzusprechen. Die Chronisten haben in ihrer anthropisirenden Schilderung der Libussa sie nicht als Göttin, sondern als Ahnmutter des Böhmenvolkes auffassend, jede Gelegenheit vermieden, sie auch von einer minder günstigen Seite kennen zu lernen. Viele Sagen des Heidenthums sind untergegangen, weil die Chronisten nichts mit ihnen anzufangen wußten, indem sie mit ihrer Vorstellung von einer bestimmten Persönlichkeit sich nicht vereinigen ließen. So ist begreiflich, daß wenn Libussa nicht als Göttin, sondern als sterbliches Weib gefaßt wurde, der Patriotismus bedacht seyn mußte, jede Handlungsweise, die einen Flecken auf ihren Charakter werfen konnte, zu ignoriren.

Dennoch ist dies nicht ganz gelungen; denn es wird von Libussa erzählt, daß sie so viele edle Jünglinge, die sie ihrer Umarmung gewürdigt, dem Wellengrab bestimmte. Da aber zugleich Libussa als die Moldaunixe geschildert wird, die, wie jede Stromsee, alljährlich Menschenopfer fordert, so haben wir aus diesem Einen Zug das männerfeindliche Weib kennen gelernt, das den Tod des Mannes herbeiführt, weil es ihn geboren hat; oder mit andern Worten: das Weib ist die Ursache aller Geburt, folglich auch des Sterbens; durch das Weib ist der Tod in die Welt gekommen.

Ferner wird Libussa als Erfinderin der Bergwerke gerühmt. Dergleichen Entdeckungen geben doch sonst nicht von Weibern aus; anders aber verhält es sich, wenn Libussa, wie in der Tiefe des Stromes, so auch in der Tiefe der Erde waltend gedacht wird. Alle Schatzgötter sind Todtengötter. Augustinus (de verb. apostol. 168) stellt die Pest als eine umschleichende Frau dar, welche sich mit Geld abfinden läßt*). In den deutschen Volkssagen bieten die weißen Frauen Schätze an, die sie im Innern der Berge hüten — weil Pluto auch Plutus ist. Da aber nach christlicher Vorstellung diese Gespenster nicht die Todesgöttin Hela selbst sind, sondern unselige Geister, die folglich auf Erlösung harren, so wird dieses Schätzeanbieten als ein Lockmittel gedeutet, zum schweren Werk ihrer Erlösung aufzumuntern. Nur

*) Proverbium est punicum, quod quidem latine vobis dicam, quia punice non omnes nostis. Punicum enim proverbium est antiquum: numum vult Pestilentia?

Frau Berchta oder Holle im Orlagau zieht noch alljährlich in den zwölf Nächten an der Spitze einer gespenstischen Heimchenschaar umher, zugleich im Rufe, daß sie den Fleiß der Bergleute belohne, ohne deshalb in dem zweideutigen Rufe zu stehen, daß sie eine auf Erlösung harrende unselig Verstorbene sey. Bei vielen slawischen Völkerschaften, und selbst im Herzen von Deutschland, in Gegenden, die ehemals von Wenden bewohnt wurden*), ist es noch, wie auch bei den Russen, Neugriechen, und in Sardinien (Ausl. 1830 S. 119) Sitte, dem Todten eine Münze in den Mund zu legen. Von einem Seelenschiffer Charon, der sein Fährgeld einfordert, wissen diese Völker nichts. An eine Bestechung des Todtengottes, daß er sein ausgesuchtes Opfer wieder frei lasse, kann hier nicht gedacht werden, da der Tod sein Opfer bereits geholt hat. Und doch legt man ihm eine Münze in den Mund! Wollte man auf Einfluß Odinischer Religion sich berufen, in welcher man glaubte, Odin nehme nur solche Todten bei sich auf, denen ihre Reichthümer in die Gruft mitgegeben werden, so vergißt man, daß nicht alle Todte zu Odin eingingen, sondern die Armen von Thor angenommen wurden. Auch findet sich jener Brauch von der Mitgabe einer Münze nicht bei den germanischen Völkern, sondern nur bei einigen slawischen. Es kann also eine andere Deutung, als die obige: „Metall ist gleichbedeutend mit Tod" gar nicht hier aufkommen. In allen slawischen Sagen sind die Schatzspender in den Bergen gespenstische unförmliche Däumlinge, Spukgeister. Wenn also Libussa auch den Bergwerken vorstand, so wird sie — schon als Tochter des Krok, den wir S. 600 als Erdgeist kennen lernten — offenbar

*) Kuhn M. S. p. 368

auch eine unterirdische Wirksamkeit gehabt haben, die aber im Volksbewußtseyn untergehen mußte, seitdem Libussa als ein irdisches Wesen gefaßt wurde. Besäßen wir noch Nachrichten über sie aus der Heidenzeit, so würden sich gewiß Materialien vorfinden, um, was in Ermanglung derselben nur Vermuthung bleiben muß, in klare Gewißheit zu verwandeln.

Fünfunddreißigste Zelle.

Heidnisch=geistliche

Sagenbildungen

der

keltischen und romanischen Völker.



I. Ceridwens Waschbecken. — Der heil. Graal.

Wie im deutschen und slawischen Heidenthum die Idee **Licht** obenan stand, der Sonnendienst Mittelpunkt aller religiösen Anschauungen war, so war im reinkeltischen Glauben, den man eher einen Mondcultus nennen dürfte, die Idee **Wasser** die vorherrschende, voraus vielleicht die Frauenverehrung*) im Westen und Süden Europa's, diese schönste Blüthe des Ritterwesens hergeleitet werden dürfte. Hieraus wird auch begreiflich, warum die Druiden ihr priesterliches Ansehen so bereitwillig mit den weißen Frauen und Jungfrauen theilten, ja sogar sie in einem unmittelbaren Verkehr mit den Göttern glaubten, dessen sie sich selber nicht rühmen mochten.

Der Hauptsitz des Druidenthums war die „heilige Insel" (Insula sacra) Irland**). Von hier aus hatte sich über Brittanien der religiöse Dualismus des

---

*) Die Dames souveraines des pensées der französischen Ritterschaft, die Liebeshöfe (cours d'amour), in welchen Frauen das Urtheil fällten, die cours plenières oder parlemens, in welchen der prince d'amour den Vorsitz hatte u. s. w. sind nur ein Nachklang uralter Institutionen, welche den Druidinnen großen politischen und religiösen Einfluß zugestanden, oder im Fortleben derselben bei veränderter Grundlage der Religion. (Mem. de l'acad. Celt. IV, 332.)

**) Noch Ptolemäus weiß, daß die von den frühesten Schiffern gekannte Landspitze auf der Südostseite Irlands das heilige Vorgebirge hieß.

Hu und der Ceridwen verbreitet; denn wenn in den Lebensbeschreibungen des h. Patrick von einem irischen Polytheismus die Rede ist, so müssen die christlichen Missionare die Steinpfeiler (Cromlechs) Altäre (Carns) und Zirkel für Götter gehalten haben. Es ist kein anderes Idol in Irland gefunden worden, als das Holzfragment, auf welches Gough in seiner Ausgabe des Camden (III., 472 sq.) anspielt.

Arm, flehend und leidend war das Christenthum zu den Britten gekommen, und zwar schon unter den Römern. Es konnte, wie Mone sagt, Geist gegen Geist, die Lehre des Heidenthums friedlich neben dem neuen Glauben bestehen, aber die christliche Priesterschaft erweckte bald den Haß der heidnischen, und da der Sieg in diesem Kampfe sich nicht auf die Seite der Druiden neigte, so mußte die öffentliche Ausübung ihrer Lehre bald unterbleiben. Aber ganz konnte die ursprüngliche Volksreligion nicht verdrängt werden, daher begnügten sich die Mönche mit einer allmählichen Umwandlung des alten Glaubens. Sie änderten heidnisch-heilige Stätten in christliche um, und verschmähten nicht die Mischung der Glaubenssätze beider Religionen, d. h. die Vereinigung druidischer und christlicher Mysterien. An der Stelle der alten Druidentempel wurden Kirchen gebaut, aus den Druidensitzen — ein solcher war die Apfelinsel Avallon in Somersett, auf welche ich später zurückkommen werde — wurden Klöster, und ihre Abgelegenheit gab dazu auch eine natürliche Veranlassung. Ebenfalls ein Druidensitz war die Insel Farne in Northumberland, wie aus der Sage vom h. Cuthbert abzumerken, daß vor ihm kein Ansiedler wegen der vielen Geister, die sich dort aufhielten, die Au bewohnen konnte. Auch die heiligen Inseln an der Mündung

des Taff mit ihrem Wunderfelsen, die heilige Quelle zu Basingwork in Flint und die Nadel Wilfrids in der Kirche zu Rippon in York sind Spuren des Heidenthums. St. Davids Bischofssitz in Wales mit dem redenden Stein (Llech-Llavar) ist ein Gegenstück zum irischen Laig-fail, der Wunderstein Maen Mordhwyd auf der Insel Mona *), die nachbarliche kleine Ynis Llenach, die Ruhestätte vieler Heiligen, die kein weibliches Wesen betreten durfte, alle diese Oerter haben ihre christliche Wichtigkeit vom Heidenthum erhalten, obgleich sie durch Namensveränderung oft unkenntlich geworden. (Mone, eur. Hdth. II. S. 457.)

Denselben Erscheinungen begegnet man in Gallien. Die meisten heiligen Inseln, bemerkt Eckermann (Religionsgeschichte III. 2. S. 82), liegen an der Nordwestküste und in den Strömen des Landes. Aber noch den Christen erschienen die Inseln an der Bretagnischen Küste als Hauptsitze des Druidenthums, wie dem Eremiten Paulus, dem Stifter des Bisthums St. Paul de Leon das Eiland Ossa (ile Ouessant). Die dunkeln Wälder und verborgenen Druidenhöhlen der Loire-Inseln Aindre (Antrum) und Aindrette unterhalb Nantes waren der einzige Grund, weshalb hier Hermelant Klostersitze aufschlug. (Mabillon Act. Sanct. O. S. B. saec. III. p. 1, pag. 373. Martin rel. d. Gaul. II. 67 sq.) So erwählte der britische Mönch Aaron, die Insel bei St. Malo (Ile Vilaine) zum Aufenthalt, wohin auch der h. Maclovius, der Gründer von St. Malo, kam. Aber die Insulaner widersetzten sich der Bekehrung durch die Mönche, und sie mußten sich wieder auf das Festland zurückziehen. Jedoch lernten

---

*) Mona, die Mitte von Wales, war das Grabmal des Hu.

die schlauen Mönche bald den Zauber, durch welchen die Druiden ihre Heiligkeit schützten, und brachten ihn mit demselben Erfolg in Anwendung, wie Patricius in Irland (siehe Kloster VII. S. 221 ff.) Daß Maclovius einen Todten erweckt, und da er Wein zu trinken begehrte, Wasser in die Höhlung eines Steines goß, dann dieses in ein Glas, und das Wasser in Wein verwandelte, ist ganz druidisch (Mabillon Act. Sanct. saec. II. p. 1, pag. 179 bei Eckermann). Die **Insula barbara** in der Saone, jetzt **Ile Barbe** mit berühmtem Kloster, war im Alterthum ein Druidensitz der Aeduer. Die Abtei **Belle Fontaine** bei Beaupreau (Maine und Loire) ist über einer heiligen Quelle gebaut, welche, wie im Alterthum, noch jetzt ihre Wirksamkeit behauptet. Viele Klöster Frankreichs sind nach heiligen Druidenquellen benannt. Die Abtei **Chambre-Fontaine** bei Dammartin (Seine und Marne) wird von einem Gott Camulus hergeleitet, **Claire-Fontaine** bei Dourdon (Seine und Oise) liegt mitten im Walde, und hat noch jetzt ganz das Ansehen eines Druidischen Heiligthums, und die Abtei **Bonaigue (bona aqua)** an der Dordogne bei Ussel (Corrèze) beweist durch den Namen ihren druidischen Ursprung. So auch **Font-douce** bei Angers (Maine und Loire). Das Christenthum übertrug dann natürlich die Heilkraft der Quellen auf seine Heiligen. (**Gregor. Turon. de gloria confess. III., 25, 26**). Daß die Eiche vorzugsweise unter den Bäumen den Druiden heilig war, ist zu bekannt. St. Columba gründete im 6ten Jahrhundert zwei Klöster, eines im Eichenwald der Stadt Derry, das andere in **Doire-magh**, im Eichenfeld von **Kings County**. Die Kirchen in **Kildaire, Kilderry**, haben ihren Namen von den Ei-

chenwäldern, wo sie erbaut wurden. Kildare heißt Eichenholz. Daselbst stand das berühmte Nonnenkloster der h. Brigitta, aber ehedem wurde hier die Naturgöttin Ceridwen verehrt. Noch jetzt ist dem Irländer die Eiche heilig. Seinen Mundvorrath bewahrt er in der Eichenlade, sein Sarg ist von Eichenholz und die Leichenbegleiter bewaffnen sich mit Eichenstöcken. (Croker popular songs of Ireland p. 108). In Frankreich im Maine-Departement werden die Eichen auf den Feldern noch jetzt göttlich verehrt. Oft hängen Heiligenbilder daran, die Eichen selbst sind von den Mauern der Kapellen eingeschlossen, wie die Wallfahrtskirche Notre dame du chène. Irland heißt von der Verehrung des Klee's spottweise Shamrogueshire; und diese Hochachtung, welche der Klee den Druiden verdankte*) erleichterte dem heil. Patrik sehr sein Bekehrungsgeschäft, denn als die Iren das Geheimniß der Dreifaltigkeit nicht begreifen wollten, ergriff der Heilige ein Kleeblatt und erläuterte ihnen diese Wahrheit mit den drei Blättern, die an Einem Stengel wachsen. Dafür ist Paddy auch dankbar geblieben, denn am Patrikstag steckt er ein Kleebüschel an seinen Hut, und mehr wird Niemand verlangen.

Wie sehr auch, bemerkt Eckermann (a. a. O. S. 127), das Christenthum die britischen Inseln überflutete, so fand doch der Druidismus selbst in der drangsalvollsten Zeit seine Begünstiger. Die Gesetze Howels des „Guten" enthalten keine Verbote heidnischer Gebräuche, und die in den angelsächsischen Gesetzen vorkommenden derartigen Dekrete bezogen sich nicht auch auf die Walen (Davies Celt. res. p. 152). Die sogenannte Ketzerei

*) Er bezeichnet die Einheit der Priesterschaft in ihren 3 Graden, Druiden, Barden und Ovaten.

des Pelagius ist eine Mischung des Christenthums mit dem Druidismus. Sie war die alte Lehre der britischen Kirche, welche verschiedene bardische und druidische Grundsätze aufgenommen, und zu Anfang des 5ten Jahrhunderts mit Erfolg von Morgant (Pelagius) verbreitet wurde. Als Vortiger (Gwrtheyrn) den britischen Staat in's Verderben stürzte, zerstörte Germanus (Germon), Sohn des Ridicus (Rhedyw) den alten Glauben in Wales und Irland. Taliesin und die beiden Merddins (Merlins) sammelten seine Trümmer, bewahrten sie durch Stiftung des Bardenordens vom Waschbecken (Kessel) der Ceridwen, und retteten so noch zur rechten Zeit die keltische Bildung vom Untergang. (**Davies Myth. of the british Druids p. 387**). Der Wälische Bardenorden trat an die Stelle des alten Druidenordens, während sich dieser in eine christliche Geistlichkeit umwandeln mußte, wodurch der Name „Druide" in der Erinnerung der christlichen Sachsen und spätern Kelten bloß Zauberer*) bezeichnete, weil die Magie der Druiden im Gottesdienste vorzüglich hervortrat, während die tiefern Lehren derselben dem Volke verborgen blieben. Der Barde M e r d d i n (Merlin) trat mit Weissagungen hervor, welche sich auf Britanniens Untergang und Wiedergeburt bezogen. Wahrscheinlich, meint Mone, rührten sie aus einem Lehrsatz vom Untergang der Welt her, wie ja auch bei den Deutschen das Ende der Welt mikrokosmisch auf die Zerstörung ihres eigenen Volkes angewandt wurde. Diese Weissagung also schreibt man dem Merlin, dem Gründer des

*) Angs. Dry, Zauberer, Drykraft, Zauberei. Die gälische Bibel (Edinb. 1813) übersetzt Matth. 2, 1. Magi mit Druidbean, und Apostlg. 8. Simon Magus mit Druide. Unter den Magiern im Leben des h. Patrick sind jedesmal Druiden zu verstehen.

druidischen Bardenordens im 5ten Jahrhundert zu. Er war Druide und Barde des Königs Emrys Wledig, der von 481—500 die Sachsen bekämpfte.

Merlin, mit seinem wahren Namen Merddin bardd Emrys Wledig war, nach der von den ihm feindlichen Christen verbreiteten Sage, die in ihm nur einen Zauberer erkannten, der Sohn eines Nachtgeistes (Incubus) von einer Königstochter in Südwales, die ihn zu Caermerdhin*) im Kloster gebar. Südwales war das Land, wo der keltische Glaube am reinsten sich erhalten hatte, Merddin war daher Repräsentant der echten Druidenlehre, folglich seine Gründung des druidischen Bardenordens eine Wiederherstellung des echten Druidenthums, sofern es noch aus seinen Trümmern zu erheben war. Vollständig konnte es nicht mehr zurückgeführt werden, denn es war mit römischer Bildung und Christenthum vermengt. Merddins Gründung wurde aber durch zween seiner Nachfolger, den „wilden" Merddin (Sylvester, auch caledonischer Merlin genannt) und durch den Barden Taliesin befestigt, so daß alle folgenden Sänger bis zum Sturze des wälischen Staats auf jene drei als die Hauptbarden des Landes, zurückweisen, die in Betreff der Brittischen Sage durch das ganze Mittelalter das größte Ansehen hatten. Die nach einer Pariser Handschrift von Fr. Schlegel bearbeitete Geschichte Merlins schildert seinen Eintritt in's Leben wie folgt:

Der Satan hatte die Jungfrau im Schlaf betrogen, aber ihre Seele konnte er nicht verführen. Da sie gleich nach ihrem Erwachen andächtig gebetet, gebeichtet und die Absolution empfangen hatte, so verlor der Böse wieder, was er erobert zu haben glaubte. Das Kind der Jungfrau hatte die Aehnlichkeit mit seinem Erzeuger, dem Teufel, daß es Alles wußte, was in der gegenwärtigen Zeit

*) Caer merdhin: Stadt mit Mauern (Murdhyn heißt im Wälschen Mauer), davon der Name: Merddin = Merlin.

geschah und gesprochen wurde, aber durch die Frömmigkeit der Mutter und vermittelst der Reinigung der Taufe erhielt es von Gott die Gabe, die Zukunft vorher zu wissen, so daß das Kind sich Gott oder dem Satan überliefern könne, oder auch Gott wiedergeben, was es von ihm hatte, und dem Teufel, was es von dem Teufel hatte. Der Teufel hatte ihm bloß den Körper, Gott aber die Seele gegeben und den Verstand, und zwar diesem Kinde mehr als jedem andern, weil es ihm Noth that. Als er zur Welt kam, fürchteten sich die Frauen vor ihm, denn er war groß und ganz behaart. Die Mutter befahl, daß man das Kind zum Fenster des Thurmes, in welchem sie gefangen gehalten ward, hinablasse, damit es getauft wurde. Es erhielt den Namen seines Großvaters *). Als es wieder der Mutter gebracht ward, wagte es keine der Frauen, es an die Brust zu legen. Alle fürchteten sich vor ihm; und das Kind wuchs sehr, denn in zwölf Monden hatte es schon die Größe eines zweijährigen. Merlin verrieth schon als Kind einen übermenschlichen Geist, daher seiner Mutter Beichtvater, Meister Blasius der Einsiedler, die Ursache davon zu erforschen trachtete. „Gib dir keine Mühe", fing Merlin an, „denn je mehr du mich wirst reden hören, desto mehr wirst du erstaunen, thue also, was ich dich heißen werde." „Wie sollt' ich dir glauben", erwiderte Blasius, „sagtest du nicht selbst, du seyest ein Kind des Teufels? Muß ich alsdann nicht fürchten, daß du mich täuschest?" Merlin antwortete: „Nur böse Gemüther glauben eher das Böse als das Gute." Hierauf erklärte er ihm das Geheimniß seiner Erzeugung, und wie der Teufel sich selber betrogen, indem er ihn im Leibe einer Gottgeweihten und reinen Jungfrau erzeugt habe. „Jetzt aber", fuhr er fort, „höre mich, und thue, was ich dir sagen werde. Verfertige ein Buch, worin du alle Dinge aufschreiben sollst, die ich dir vorsagen werde. Alle, welche künftig das Buch lesen, wird es vor Sünden bewahren." „Gern" sagte Blasius „will ich das Buch nach deinem Worte verfertigen, nur schwöre mir bei allen Heiligen, daß du mich nichts schreiben läßt, was dem Willen

*) Vrgl. jedoch S. 653 die Anmerk.

Jesu Christi entgegen ist." Merlin befolgte seinen Wunsch. Nachdem er Alles in völlige Bereitschaft gesetzt, fing Merlin an ihm vorzusagen; zuerst die Freundschaft von Christus und Joseph von Arimathia, wie auch von Adalam und de Perron und von den andern Gefährten, was sich mit ihnen zugetragen, auch das Ende des Joseph und aller andern. Nach allem diesem sagte er ihm die Ursache seiner wunderbaren Erzeugung. Blasius war immer mehr erstaunt über die wunderbaren Dinge, die er schreiben mußte. Als sie nun recht mit dem Werke beschäftigt waren, sagte Merlin zu ihm: „Meister, es steht dir große Noth bei deinem Werke bevor, mir aber eine noch weit größere. Man wird mich nach dem Abendlande zu holen kommen, diejenigen aber, die von ihrem Herrn mich zu holen gesandt werden, haben ihm mit einem Eide zugesagt, mich zu erschlagen und ihm mein Blut zu überbringen. Sie werden aber, sobald sie mich gesehen und mich reden gehört, keine Lust haben, mir Uebles zu thun, und ich werde mit ihnen gehen. Du aber begib dich von hier weg, und zu denen hin, die das Gefäß des heiligen Graal besitzen; sey aber stets bemüht, die Bücher weiter zu schreiben, denn sie werden zu jeder Zeit gern gelesen werden, man wird ihnen aber nicht glauben, weil du kein Apostel bist und blos das schreibst, was ich dir sage. Und eben so wie ich den Leuten jetzt unbekannt bin, gegen welche ich mich nun rechtfertigen muß, eben so werden es auch diese Bücher bleiben, nur wenige Menschen werden sie erkennen und dir Dank dafür wissen. Auch das Buch von Joseph von Arimathia nimm mit dir, wenn ich werde fortgeführt seyn. Wenn einst dein Werk vollendet seyn wird, so muß dieses Buch von Joseph mit dazu gehören. Diejenigen, welche es künftig lesen, werden unsere Mühe segnen."

Merlin konnte aber vom Gefäß des heil. Graal und dem Joseph von Arimathia, dessen angeblichen Ueberbringer nach Brittannien nur darum zu erzählen wissen, weil die christliche Bardenschaft den Graal an die Stelle von Ceridwens Waschbecken setzte, das im untergegangenen heidnischen Druidenthum den Mittelpunkt der

Mysterien bildete, und dessen Wichtigkeit auch daraus erhellt, daß der Bardenorden nach ihm benannt worden war. Es fragt sich nun zuvörderst: Was ist es mit diesem mysteriösen Kessel der Göttin?

Den Kessel der Ceridwen müssen wir aber noch einmal bei Seite stellen, und uns zuvor nach dem oberwähnten Gott Hu umsehen, denn nur die Kenntniß seiner Mysterien eröffnet das Verständniß zu denen der Ceridwen.

Hu (spr. Hy) hatte mit seinen Buckelochsen (Yehain Banawag) den Avanc (Biber) aus der großen Flut (Llyn Llion) hervorzogen, wodurch die Ueberschwemmung der Erde aufhörte. Eines der furchtbarsten Ereignisse war der Ausbruch des Sees von Llion, der die Welt überschwemmte, und alle Menschen ertränkte bis auf den Dwywan und die Dwyvach, die in einem segellosen Schiff entrannen, und Brittanien wieder bevölkerten. Dieses Schiff wurde von Nevydd Nev Neivion d. h. vom himmlischen Herrn gebaut, und nahm in sich auf ein Männchen und ein Weibchen aller Thiergattungen, als der See von Llion ausbrach.

Davies (Myth. of the brit. Druids) dachte hier an die biblische Flutsage. Was haben aber, fragt Mone, die Buckelochsen mit dem Noah zu thun? Eine Schöpfungssage haben wir hier vor uns. Wasser ist der Anfang aller Dinge, der Biber ist ein heimathliches Bild für die Ursache des Wassers. So lange er in demselben lebt, nimmt es nicht ab. Nur Hu konnte ihn mit seinen drei Ochsen herausziehen, wodurch die Flut sank und die Welt geschaffen ward. Hu hat also die Natur der Schöpfungsstoffe in Festes und Flüssiges getheilt, wofür der Biber, der mit dem Leibe dem Land, mit dem Schwanze dem Wasser angehört, ein treffliches Bild ist. Die Welt erhob sich im Frühjahr, denn der Stier ist Schöpfer des Lenzes, er trieb den

Biber heraus; ohne Bild zu reden: er brachte den festen Kern der Welt zur Crystallisation, welche Bildungskraft der Materie von Hu, d. h. von Gott, gegeben war. Nach der Theilung der Weltkräfte ordnete sie Hu; der Welt schaffende Stier ward nun von seinem Herrn zur Jahresordnung bestimmt, er bringt das Jahr, er zieht den Pflug wie der Biber, und bringt dadurch Heil und Segen aus der Erde wie einst aus dem Wasser hervor. Die Ordnung der Welt ist die Harmonie der Sphären, das himmlische Saitenspiel, darum galt Hu auch für den Erfinder des Gesangs, und dieser soll darum ein Sinnbild des Einklangs der Welt seyn.

Nevydd Nav Neivion ist deutlich eine Flutsage, denn sie unterscheidet sich wesentlich von der Schöpfungssage durch die Vernichtung und Rettung der Thierwelt; daher ist das Schiff der vom Wasser umgebene Embryo im Mutterleib, Dwyvan und Dwyvach (wörtlich: obere und untere Ursache), Vater und Mutter der Menschheit. Diese Flutsage will aber nicht mit der biblischen verwechselt, sondern heimatlich aufgefaßt seyn. In Merioneth entspringt ein Fluß Dee aus zwei Quellen, die sich vereinigen und den See Tegid durchlaufen, ohne von seinem Wasser aufzunehmen. Die beiden Quellen heißen Dwyvan und Dwyvach, einerlei mit den Stammeltern der Menschheit. Der See war also das mikrokosmische Bild der Flut, durch welche der Strom des Lebens unversehrt floß wie das Schiff jenes Ehepaars, daher die Verehrung des Dee, daher bekam er die Namen „göttliches Wasser" und „Wasser der Kraft." Das segellose Schiff heißt Caer, was im Allgemeinen beschützte Einschließung, im engern Sinn Insel bedeutet. Die Druidensitze auf Inseln waren also Nachbilder je-

nes Weltschiffs. Darum genossen die schwimmenden Inseln im See Dywarchen auf dem Suowden in Wales besondere Verehrung, ebenso die Au Diebych in Pembroke, worauf die Stadt Teeby gebaut ist. Denn makrokosmisch in Bezug auf die Geburt oder Bildung der Erde war die Insel der Embryo des werdenden Festlandes, das mit dem Abfluß (der Verminderung) der Gewässer geboren ward. Berge und Felsen oder das Gestein überhaupt, als erste Manifestation der festmachenden Kraft, der Crystallisation, mußten also religiöse Bedeutung erhalten, schon weil sie das älteste Erzeugniß der Planetenkraft, die nothwendige Grundlage des organischen Lebens sind. Hierauf beruhte der keltische Felsendienst.

Als Heidenthum und Christenthum sich mengten, wurde Hu Christo gegenüber gestellt. Man sprach von Hu's Tod (als Symbol der sterbenden Zeit; er lebt, wie die Pflanzenwelt einen Theil des Jahres, und stirbt den Blumentod) und Begräbniß auf der heiligen Insel Mona. Im Tode heißt er Aeddon, ist der strenge Vergelter (Todtenrichter). Sein Tod ist aber nur eine Verwandlung, keine Zerstörung. Er heißt als unterweltlicher Gott: der Drachenfürst und Herr der See, denn er steigt hinab in die Tiefen des Todes und des Lebens. Er heißt Mann des Pfluges, Inhaber des Schiffes mit der eisernen Thüre (**Hearndor**), welches auf der Spitze des Hügels pflügte, darum war er ein Stier, und ward in das Joch gespannt, und doch der Stammvater aller Menschen. So heißt er auch „König der Barden," der den Vorsitz führt im Steinkreise der Welt, Hu mit den ausgebreiteten Flügeln, Prydain, Himmelsherr, leitender König, Besitzer der Honiginsel (Brittanien), Schlachtenordner (**Cadvaladr**), und heißt

als Kriegsgott auch der Verzehrer. Er baute die Arche, welche durch die dunkeln Wasser drang, mit Korn beladen und von Schlangen in die Höhe gehalten. Deswegen heißt Hu auch: das wundervolle Drachenhaupt (**Uthyr Pen-dragon**, als Vater des mythischen Königs Arthur s. w. u.)

Diese Auszüge aus den Bardenliedern, so vielseitig sie auch den Hu darstellen, sind es bei weitem noch nicht alle. Daß sie auf Wasser- und Zeugungslehre Bezug haben, sieht aber Jeder ein, denn in der Bildersprache ist das Schiff der Pflug des Meeres, die Kornladung der Samen der künftigen Frucht, die Schlangen der die Erde einschließende Meeresgürtel. Das Schiff mit der eisernen Thüre ist das verschlossene Zeugungsgefäß, welches durch das Zauberschwert (Phallus), das Hu dem Hen-Pen gab, geöffnet und befruchtet wird. So öffnet der Pflug die Erde und streut den Samen in sie, so gräbt der Mensch ein Grab und legt seinen Leib als Samen zur Ewigkeit hinein. Was also der Stier und Pflüger Hu bedeute, was sein abwechselndes Sterben und Wiederleben sagen wolle, das kann sich Jeder selbst erklären.

Noch leben die Ochsen des Hu in vielfachem Andenken, ohne daß man zu sagen wüßte, wer sie waren, was sich nur aus dem druidischen Gottesdienste erkennen läßt. Mona ist die Kuhinsel, an der Küste von Kerry liegen drei Inseln: **Bull** (Bulle), **Cow** (Kuh) und **Calf** (Kalb). Die Buckelochsen Hu's waren drei an der Zahl, der gelbe (Frühlings-) Stier (**Melven Gwanwyn**), der braune Stier (**Gwinen ych gwlwlyad**), welcher die Rinne zustopfte, endlich der scheckige Stier mit dem Halsband von 147 Knöpfen (die zu den 147 Bäumen Merlins, s. w. u. das

Seitenstück bildeten). Dieses Denkmal ist das Halsband des Stiers, welcher im Tempel erhalten wurde. Jeder eingeweihte Barde mußte dieses Bild verstehen, daher Taliesin auf die Oberflächlichkeit der uneingeweihten Volkssänger schimpft, die nicht wüßten, was der bardische Ochsenstall (Buarth beirdd) sey. Dies war der Inbegriff der Hu'schen Geheimlehre, denn Taliesin fährt gleich darauf in einem Style fort, der verräth, daß er als Stellvertreter des Hu spricht, und die Hauptlehrsätze in bilderreichen Räthseln hinstellt, an deren Auflösung man sehen könne, ob ein Barde in den Orden eingeweiht sey oder nicht. Taliesin vergleicht die Volkssänger mit Leuten, die im See fahren ohne Schiffe. Dies gibt ihm den Uebergang zur Beschreibung der mysteriösen Frühlingsfeier der Druiden, welche die Rettung des Weltschiffs darstellte, und zugleich zur Einweihung in die Mysterien diente. Der Mystagog, der die Stelle des Gottes vertritt, sagt: „Ich bin die Zelle und der offene Schlund, ich bin der Stier Becrlled, ich bin das Behältniß des Mysteriums und die Stätte der Wiederbelebung." Das Weltschiff ist das Zeitschiff, das durch den Thierkreis fährt, im Stierzeichen rettet Hu das Schiff aus der Winterfluth, damit das Samenkorn, womit es beladen ist, ausgesäet werde. Die Fahrt durch den Thierkreis ist der Seelenweg, mithin die bildliche Darstellung derselben die Einweihung in die Mysterien. Die drei Ochsen sind die drei alten Jahrszeiten, denn der eine starb vor Ermattung, als das Werk verrichtet war, der andere wieder vor Sehnsucht nach dem hingeschiedenen Gefährten, d. h. der Winter hört auf in der Nachtgleiche, der Frühling in der Sonnenwende. Die Anstrengung hatte den Einen getödtet, die Trauer den Andern, Beide

sind Schlachtopfer, jener zur Freude, dieser zur Trauer; Jener ist die Wintererde, die von den Frühlingsstrahlen Hu's getödtet wird, damit sie Früchte bringe, dieser ist Hu selber, der in der Sommerwende stirbt. Das Frühlingsopfer der Druiden bestand wahrscheinlich in einem Stiere. — Wahrscheinlich wurde der Oberdruide unter dem göttlichen Namen Aeddon alljährlich auf Mona — dem Inselgrab des Hu — bildlich begraben. Aedd bedeutet nach Davies (p. 573) die Rückkehr in den vorigen Zustand. Der dritte Zeitraum von Hu's jährlichem Wirken umfaßte die Todtenfeier Hu's, indem der bardische Ochsenstall den Winter, das Fest zu Tenby*) den Frühling, und die Todtenklage den Sommer bekränzt; in einem andern Liede wurde die Geheimlehre der Seelenwanderung durch den Herbst beschrieben. (Auszug bei Mone S. 512). Es gab also Mysterien vom Tode des Hu. Die Meerenge Menai war der Todesfluß, welcher das Land der Lebendigen von der dunklen Unterwelt (Mona) trennte. Wenn Hu über diesen Fluß mit seinem Schiff (das hier zum Sarge wird) fährt, dann verschwindet er der Oberwelt, geht zu den Todten. Die Arche Aeddons, welche der Gesang erwähnt, ist einerlei mit dem Kessel der Ceridwen. Das Todtenschiff ist die Erde, die das Samenkorn vor der Verwesung rettet; das Grab, das durch Seelenwanderung und Wiedergeburt den Menschen aus den Banden des Todes befreit; der Mutterleib, der durch Zeitigung der Frucht den Untergang des Geschlechts verhindert, der Winter, der alle erstorbenen Erdkräfte zum Wiederleben vorbereitet.

---

*) Dieser Ort lag unfern des Haines Arberth, dem Hauptsitz des Hu.

In alten Zeiten war ein Mann edler Abkunft in Peellyn mit Namen Tegid Voel, sein väterliches Land war mitten im See von Tegid. Sein Weib hieß Ceridwen. Von ihr hatte er einen Sohn Morvran ap Tegid und eine Tochter Creirwy *), das schönste Mädchen der Welt. Diese Geschwister hatten aber noch einen Bruder, das häßlichste aller Wesen. Ceridwen, die Mutter dieses ungestalten Sohnes, wußte wohl, daß er wenig Glück in der Gesellschaft haben werde, wiewohl er mit manchen rühmlichen Eigenschaften ausgestattet war. Sie beschloß also für ihren Sohn einen Kessel zu bereiten, damit er, wegen seiner Geschicklichkeit in die Zukunft zu blicken, leichter in der Gesellschaft Aufnahme finde. Das Kesselwasser fing an zu sieden, und das Kochen mußte fortgesetzt werden ohne Unterbrechung, bis man drei gesegnete Tropfen von den Gaben des Geistes erhalten konnte. Sie stellte den Gwyon, den Sohn des Gwreang von Llanveir dazu, um auf die Bereitung des Kessels zu achten, und bestimmte einen Blinden Namens Morda, das Feuer unter dem Kessel anzuzünden, mit dem Befehl, daß er die Unterbrechung des Siedens vor Jahr und Tag nicht zugeben solle. Unterdeß beschäftigte sich Ceridwen mit den Sternen, achtete täglich auf den Lauf der Planeten, und sammelte Kräuter aller Arten, die seltene Kräfte besaßen. Gegen Ende des Jahres, als sie eben Kräuter suchte, begab es sich, daß drei Tropfen kräftigen Wassers aus dem Kessel flogen und auf Gwyons Finger niederfielen. Sie brannten ihn, und er steckte den Finger in den Mund. Als die köstlichen Tropfen seine Lippen berührten, waren seinem Blicke alle Ereignisse der Zukunft geöffnet, und er sah ein, daß er sich vor Ceridwen hüten müsse. Er floh heimwärts. Der Kessel theilte sich in zwo Hälften, denn alles Wasser darin, ausser die drei kräftigen Tropfen, war giftig, so daß es die Rosse des Gwyddno Garanhir vergiftete, welche aus der Rinne tranken, worein sich der Kessel von selbst entleert hatte. (Darum wurde

*) In ihr werden wir später Lears Tochter erkennen, die Shakespeare Cordelia taufte.

diese Rinne später Roßgift genannt). Jetzt kam Ceridwen herein, und sah, daß ihre ganze Jahresarbeit verloren sey, sie nahm einen Rührstock und schlug dem Blinden so aufs Haupt, daß eines seiner Augen auf seine Wange fiel. „Du hast mich ungerecht verunstaltet" rief Morda, „du siehst ja, daß ich unschuldig bin, dein Verlust ist nicht durch meinen Fehler verursacht" „Wahrlich" sprach Ceridwen, „Gwyon der Kleine war es, der mich beraubte." Sogleich verfolgte sie ihn, aber Gwyon sah sie aus der Ferne, verwandelte sich in einen Hasen, und verdoppelte seine Schnelligkeit, allein sie wurde sogleich eine Jagdhündin, zwang ihn umzuwenden, und jagte ihn gegen einen Fluß. Er lief hinein und ward ein Fisch, aber seine Feindin verfolgte ihn flugs als Otterweibchen, so daß er Vogelgestalt annehmen mußte und sich in die Luft erhob. Aber dies Element gab ihm keinen Zufluchtsort, denn das Weib ward ein Falke, kam ihm nach und wollte ihn erfassen. Zitternd vor Todesfurcht sah er eben einen Haufen glatten Waizens auf einer Tenne, er stürzte mitten hinein und ward ein Waizenkorn. Ceridwen aber nahm die Gestalt einer schwarzen Henne an, flog zum Waizen herab, scharrte ihn auseinander, erkannte das Korn und verschlang es. Davon ward sie schwanger, und als sie nach neun Monaten entbunden wurde, fand sie ein so liebliches Kind vor, daß sie an seinen Tod gar nicht mehr denken mochte. Sie setzte es daher in ein Boot, bedeckt mit einem Fell, und auf Anstiften ihres Mannes warf sie am 29. April das Schifflein ins Meer. Um diese Zeit stand das Fischwehr des Gwyddno zwischen Dyvi und Aberystwyth bei seinem eigenen Schlosse. Es war herkömmlich, in diesem Wehr jedes Jahr am 1. Mai Fische von 100 Pf. Werth zu fangen. Gwyddno hatte einen einzigen Sohn, Elphin. Der war sehr unglücklich in seinen Unternehmungen, daher sein Vater glaubte, er sey in einer bösen Stunde geboren. Die Rathgeber überredeten indeß den Vater, seinen Sohn diesmal die Reuse ziehen zu lassen, zur Probe, ob irgend einmal ein gutes Schicksal seiner warte, und er doch etwas bekäme, um in der Welt aufzutreten. Am nächsten Tag, am 1. Mai, untersuchte

Elphin die Reuse und fand nichts, doch als er wegging, sah er das Boot bedeckt mit dem Fell auf dem Pfahl des Dammes ruhen. Einer der Fischer sagte zu ihm: „So gar unglücklich bist du noch nicht gewesen, als du diese Nacht geworden, aber nun hast du die Kraft der Reuse zerstört," worin man am 1. Mai jedesmal 100 Pf. Werth fing. „Wie so?" fragte Elphin „das Boot mag leicht den Werth von 100 Pf. enthalten." Das Fell ward aufgehoben, und der Oeffner erblickte den Vorderkopf eines Kindes, und sagte zu Elphin: „sieh die strahlende Stirne!" „Strahlenstirne" „Taliesin sey sein Name!" erwiderte der Fürst, der das Kind in seine Arme nahm und es seines eigenen Unglücks wegen bemitleidete. Er setzte es hinter sich auf sein Roß. Gleich darauf dichtete das Kind *) ein Lied zum Trost und zum Lobe Elphins, und zu gleicher Zeit weissagte es ihm seinen künftigen Ruhm **). Elphin brachte das Kind in die Burg und zeigte es seinem Vater, der es fragte: ob es ein menschliches Wesen oder ein Geist sey? Hierauf antwortete es in folgendem Liede: „Ich bin Elphins erster Hausbarde, meine Urheimat ist das Land der Cherubim, der himmlische Johannes nannte mich Merddin (M e r l i n) zuletzt jeder König: Taliesin. Ich war neun volle Monate im Leibe der Mutter Ceridwen, vorher war ich der kleine Gwyon, jetzt bin ich Taliesin. Mit meinem Herrn war ich in der höhern Welt, als Lucifer in die höllische Tiefe fiel. Ich trug vor Alexander ein Banner, ich kenne die Namen der Sterne von Nord nach Süd; ich war im Kreise des Gwdion (Gwydi on), im Tetragrammaton; ich begleitete den Hean in das Thal Hebron; ich war in Canaan, als Absalon erschlagen ward, ich war im Hofe von Dve, ehe Gwdion geboren wurde, ein Geselle des Eli und Henoch, ich war beim Kreuzverdammungsurtheil des Gottessohns; ich war Oberaufseher

*) Taliesin bezeichnet nicht ein Individuum, sondern die ganze Priesterschaft, deren Orden sich vom Kessel der Ceridwen nannte,

**) Die Tröstung war Taliesins erstes Lied, um Elphin zu erheitern, der über sein Mißgeschick beim Reusenzeug sich grämte, noch mehr, weil er dachte, das Mißlingen würde ihm zugeschoben.

bei Nimrods Thurmbau, ich war in der Arche mit Noah, ich sah die Zerstörung von Sodom. Ich war in Africa, ehe Rom erbaut ward, ich kam hieher zu den Ueberresten von Troja (d. h. nach Brittanien, denn der mythische Stammvater der Britten rühmte sich trojanischer Abkunft.) Ich war mit meinem Herrn in der Eselskrippe; ich stärkte den Mose im Jordan, ich war am Firmament mit Maria Magdalena. Ich wurde mit Geist begabt vom Kessel der Ceridwen; ich war ein Harfenbarde zu Lleon in Lochlyn. Ich litt Hunger für den Sohn der Jungfrau; ich war im weißen Berge im Hofe des Cynvelyn in Ketten und Banden Jahr und Tag; ich wohnte im Königreich der Dreieinigkeit. Es ist unbekannt, ob mein Leib Fleisch oder Fisch. Ich war ein Lehrer der ganzen Welt, und bleibe bis zum jüngsten Tage im Angesicht der Erde. Ich saß auf dem erschütterten Stuhl zu Caer Sidin, der beständig sich umdrehte zwischen drei Elementen. Ist es nicht ein Wunder, daß er keinen Glanz zurückstrahlt?" *) Gwyddnaw, erstaunt über des Knaben Entwicklung, begehrte einen andern Gesang, und bekam zur Antwort: „Wasser hat die Eigenschaft, daß es Segen bringt; es ist nützlich, recht an Gott zu denken; es ist gut, inbrünstig zu Gott zu beten, weil die Gnaden, die von ihm ausgehen, nicht gehindert werden können. Dreimal bin ich geboren, ich weiß, wie man nachzudenken hat; es ist traurig, daß die Menschen nicht kommen, alle die Wissenschaften der Welt zu suchen, die in meiner Brust gesammelt sind, denn ich kenne Alles, das gewesen, und Alles, das seyn wird." (Mone eur. Hdth. II. S. 519 ff. nach Ausz. aus Welsch Archaeol. I. S. 74. Davies p. 186. 213. 229. 238. und einem Bruchstück des Hanes Taliesin im Nennius von Gunn p. 41—44.)

Die Personen, welche die Sage hier anführt, sind Ideen. Tegid Voel heißt dem Worte nach Klarheit, seine Tochter Creirvy: das Zeichen des Eies. Sie hieß auch Creirddylad: Zeichen der Ueberschwemmung, und war

*) Caer Sidin ist der unaufhörlich in der Mitte des Universums sich zurückwalzende Zirkel des Thierkreises.

als solche Tochter des Llyr (Seestrand), Morda: der Herrscher des Meeres). Avaggdu ist nachher (beim Stuhl der Ceridwen) zu erwähnen. Gwyddno scheint der Titel des höchsten Einweihers in die Geheimlehre der Ceridwen zu seyn, womit die Lieder desselben übereinstimmen, die man bei Mone (II. S. 527 ff.) nachlesen mag. Gwyddno's Rosse sind die Priester desselben, welche das vergiftete Wasser des Kessels tranken. Außer den drei Tropfen, welche Jahr und Tag herauskochen mußten, d. h. außer der vollendeten Druidenwissenschaft über Gott, den Menschen und die Welt, ist alles andere Wasser, aller unvollendete Unterricht Gift, und wird zur aberwitzigen Dummheit. Taliesins Geschichte ist der Stufengang eines Lehrlings bis zur höchsten Weihe, sodann die Geschichte des Ordens vom Kessel der Ceridwen. Die Wasserfahrt war ein Abbild der Fahrt des Hu und des Taliesin, die dritte Geburt, die jeder Eingeweihte erfahren mußte, wie der Meister des Ordens Taliesin. Der zweiten Geburt gingen schwere Prüfungen voraus, und von der natürlichen Geburt bis zur geistigen Wiedergeburt war der Mensch als ungestalt angesehen, nach seinem Vorbild Avagddu, bis ihm nach jahrelangem Unterricht die drei Lebenstropfen zu Theil wurden (bis der Durst nach Wissenschaft bei ihm eintrat.) Nun aber wird Ceridwen eine Here, Furie, sie ist die Materie, die gewaltsam ihr Theil vom erwachten Geist zurückfordert, sie ist der Tod, und ihr Kessel die Erde, worein der Mensch begraben wird*). Sie ist die Mutter Natur, die das hülflose ungeistige Kind (Avagddu) zur Schönheit, d. h.

*) Jeder kommt in das Schiff der Erde (ins Grab), ist ein bardischer Ausdruck (Davies p. 231.)

zur Geistigkeit entwickelt. Dieser Entwickelung Bild ist der jahrelang kochende Kessel, aber der erwachte Geist entflieht der Materie, er kennt ihre Nachstellungen und sieht in die Zukunft. Gwyon ist dieser erwachte Geist, er heißt der Kleine, weil er noch in die Schule der Druiden geht. Seine Verwandlungen sind eben so viele Läuterungen, bis er als reines Weizenkorn von der schwarzen Henne, d. h. von der Mutter Erde aufgenommen wird. Nun ist er leiblich todt, bei seiner ersten Wiedergeburt tritt er in einen höhern Grad geistiger Wirksamkeit ein. Der Leib, worin er eingeschlossen, war bildlich durch einen Cromlech dargestellt. Die erste Wiedergeburt geschah durch feierliches Hervortreten aus demselben; die dritte Geburt des Lehrlings war an das Wiederaufleben der Erde, an den ersten Mai geknüpft. Beim Feste (an diesem Tage) wurden von den Barden, die Stuhlrecht (**Beirdd cadair**) hatten, mysteriöse Lieder vorgetragen, in welchen Ceridwen, der Genius der Arche, die Ursachen ihrer Rettung aus der Flut erklärte*), die zugleich die Ursachen ihrer Ordensgeheimnisse enthalten. In diesen Liedern kommt eine Anrufung an den Lichtgeist vor. Avagddu ist der Lehrling, der durch die Kesselmysterien aus der Finsterniß zum Licht übergeht, dessen Weisheit über die seiner materiellen Mutter Ceridwen steigt. Zu den Ordensliedern gehört auch der Stuhl des Taliessin, in welchem viel von mysteriöser Kräuterkunde die Rede ist. Es

*) Gwyddno Caranhir (der luftige Kranich) hieß der Priester des Schiffes, ein Hierophant, dessen Amt es war, durch dramatische Darstellung die Novizen über die Gefahren der Flut zu unterrichten. Deßhalb schloß er die Eingeweihten in Boote ein, welche mit Thierfellen bedeckt waren, ließ sie dann vom Stapel, und empfing sie, nachdem sie die Flut überstanden, auf den heil Felsenriffen Sarn Badrig (St. Patricks causeway) wo der Gott gelandet seyn soll. (Davies p. 161.)

hängt dieses Lied zunächst mit dem Kessel der Ceridwen zusammen. Ueberhaupt enthält es eine Nachtfeier des Mondes, wahrscheinlich zur jährlichen Wiederholung der Kesselmysterien, welche im Mittelalter in die Hexenküche und in Hexentanz ausarteten. Da Ceridwen die Weiblichkeit der Welt ist, so erscheint sie als Stutte, als Kuh, als Mond, dessen Hörner die Zinken sind. Wie sie die schwarze Henne, so ist ihr Gegensatz Hu: Hahn und Stier.

Das Waschbecken der Ceridwen, welches wir so eben als das Schiff der Erde, d. h. als das Grab kennen lernten, durch welches die Seele zu ihrer geistigen Wiedergeburt gelangt, eignete sich vollkommen dazu, in einer Zeit, wo heidnische Bilder christliche Umdeutung erfuhren, in ein Taufbecken oder in eine Abendmahlsschüssel verwandelt zu werden, weil dem Christen diese Gegenstände dieselbe Symbolik enthielten. Gral heißt ein Gefäß *), Schale, Becher, Napf. Mit dem Gral

*) Garalis, bei Aelfricus (11. Jahrh.) Glossar. Angl. Saxon. ed. Sommer p. 80. zugleich mit acetabulum für das aglſ Wort Essiggefäß. Bei Leo Ostiensis (12. Jahrh.) in Chron. Casin. l. 24. u. 28 in der Aufzahlung mehrerer Gefäße plur. garales. Roquefort (Gloss. d. l. langue Rom. Paris 1808) gibt s. v. graal, grailie, greal, plur. graux, greaux, die Erklarung: Vase à boire, grand plat; grand bassin creux, propre à servir des viandes. Nach dem ältern Glossar von Borel (Tresor des Antiq. franc. 1655) nannte man zu seiner Zeit in Toulouse und Montauban eine Terrine une grasale. Aus allen diesen Stellen geht die Bedeutung Schüssel, hohles Speise= oder Trinkgeschirr hervor. Im allerersten Ursprung mag es daher mit dem griech. γράω, essen, zusammenhangen. Jacob de Voragine dachte an sanguis regalis, daraus sey Saint Graal geworden! Kanne (Christ. im A. T. p. 102) dachte an das hebr. garala (ערלה) Vorhaut, denn das Blut bei der Beschneidung sey das Vorbild von Christi Versöhnungsblut gewesen. Und Hagen (Br. in d. Heim. III. S. 169 Anm.), welcher diesem etymologisch=mystischen Witz seinen Beifall gibt, fügt hinzu: Eine bedeutsame Dichtung ist im Kriege auf Wartburg, daß der Gral als Gefaß des Abendmahls und des Blutes Christi von dem Steine sey, der aus Lucifers Krone drang, als sie ihm Michael vom Haupte brach.

hängt die Sage von der Einführung des Christenthums in England zusammen. Merlin sprach eines Tages zu Arthurs Vater, dem König Uthyr Pendragon: Joseph von Arimathia kaufte Christi Leichnam von Pilatus, begrub ihn und ging nach Christi Auferstehung mit seiner Familie und vielen andern Menschen in eine Wüste, wo sie viel Hunger ausstanden, so daß viele starben. Da befahl ihm Christus, eine Tafel zu machen, ähnlich derjenigen, an welcher er mit den Aposteln das Abendmahl genoß. Diese Tafel sollte er wohl ausschmücken und mit weißen feinen Tüchern bedecken; darauf sollte er einen goldenen Kelch stellen, den er ihm selber sandte, und daß er dieses Gefäß wohl bedecke und in Acht nehme. „Wisse ferner, mein König," setzte Merlin hinzu, daß dieser Kelch von Gott gesandt, die Gemeinschaft der Guten und Bösen bedeutet, die Guten aber, welche an dieser Tafel zugelassen werden, erhielten die Erfüllung aller ihrer Wünsche. Ein Platz blieb immer leer an dieser Tafel, das bedeutet den Verräther Judas, der sich mit den Aposteln zum Abendmahl setzte. Und als der Heiland sagte: „Der mit der Hand mit mir in die Schüssel taucht, der wird mich verrathen," stand Judas von der Tafel auf, schämte sich und ging hinaus. Und die Stelle an der Tafel blieb leer, bis Christus einen andern, Namens Mathias, hinsetzen ließ. So mußte auch ein Platz an Josephs von Arimathia Tafel leer bleiben. Die Tafel ward von allen, welche dazu gelassen wurden, sehr in Ehren gehalten, und sie nannten sie Gral. Nach ihr wurde noch eine ähnliche Tafel errichtet; willst du mir also folgen, mein König, so errichte du die dritte im Namen der h. Dreifaltig-

keit. Jenes Gefäß aber und seine Hüter sind gegen den Orient hingezogen, die Hüter wissen aber jetzt selbst nicht mehr, wo es eigentlich hingerathen, sie sind ihm nur in jene Gegend nachgezogen."

Dieser Schluß stimmt ganz mit Wolfram von Eschenbach; abweichend von ihm und den Franzosen ist: daß die Tafel der Gral genannt wird, und die Bedeutung, die der Tafelrunde und dem Kelche gegeben ist.

Uthyr Pendragon that nach dem Gebote Merlins, und wählte an einem Pfingstfest zwölf Ritter, welche fortan an dieser Tafel speisen, ihre Namen sind: Caradoc Amoral von Wales, Hector des Mares, dessen Bruder Lancelet, Dinadein, Baort, Driam, Bliomberis, Galeard, Ywain, Gabereit, Gauvain (Arthurs Neffe) und Perceval. Diese Tafelrunde wurde zum Schutze des h. Gral zu Carduel (Carlisle) gestiftet, und von Arthur selbst nachher erneuert. (Die Tabula rotunda zeigte man noch zur Zeit der Königin Maria zu Hundscost und eine andere von König Eduard III. an den Mauern des alten Schlosses Winchester. Graf Robert Mortimer stellte unter Eduard III. in Kenilworth die Tafelrunde in 100 Rittern her, und Eduard selbst zu Windsor in 24 Rittern. Die Anzahl der Ritter wird von Verschiedenen verschieden angegeben, nach Einigen waren es 100, nach Andern sogar 150, s. Gräße, L. G. III. 1. S. 149.)

Die Ritterschaft der Tafelrunde war eigentlich an die Stelle des Bardenordens der Ceridwen getreten. Ihr angeblicher Stifter Uthyr Pendragon ist schon oben für den Drachenfürsten Hu in der Unterwelt erkannt worden. Davies (p. 120) sagt von ihm, daß er Seelenführer (als Haupttodter, als der im Winter

gestorbene Gott Hu) „supreme leader“ und Drachenfürst „chief dragon“ sey, denn der Drache bedeutet die Unterwelt (daher zeugt Zeus mit Proserpinen in Schlangengestalt den unterirdischen Dionysus Zagreus). Uthyr Pendragon nennt den Regenbogen seinen Gürtel (the rainbow his girdle), weil der Regenbogen die Seelenbrücke ist, auf welcher die Geläuterten in die Lichtheimat zurückkehren. Er nennt sich auch den Pflugmann, was Hu ist, und den Besitzer des Schiffes mit der eisernen Thüre (vgl. S. 658), ist Stammvater der Menschen (father of all the tribes of the earth), d. h. Seelenvater wie Liber pater. Er selber nennt sich den „ätherischen Gott“ (aetherial god) und den Fürsten, der in der Finsterniß (des Grabes) schirmt (gegen die bösen Geister.) San Marte (die Arthursage S. 46) gesteht dies blos indirect ein mit den Worten: „Da soll (!) Arthur der Sohn des Gottes Hu seyn, der als Führer der Seelen Uthyr Pendragon hieß, und der Göttin Ceridwen; jener war die männlich befruchtende, diese die weiblich empfangende Gottheit; ihr Kind oder ihre Einheit war Arthur, der das Leben der Seelen im Kreislauf ihrer verschiedenen Zustände vorstellte.“

Arthur ist dem Mabinogion zufolge das Polargestirn der große Bär (Arcturus), welcher nie untergeht, und sichtbar seinen kleinen Kreis durchläuft, und die Tafelrunde ursprünglich die Priesterschaft des Arthur, von welcher jeder Einzelne, einen Stern darstellend — die Tafelrunde der 12 Ritter also der Thierkreis, Uthyrs Gürtel — sich mit dem Ganzen in harmonischer Eintracht im Kreise um das Hauptgestirn bewegt. (Davies, p. 187.) Schon Arthurs Erzeugung ist mythisch und wunderbar. Sein Vater Uthyr hatte sich

in die Igerna, Gemahlin des Herzogs von Cornwall Gorlas, verliebt; wurde von Merlin in die Gestalt ihres Mannes verwandelt, und erzeugte mit ihr den Arthur. Dieser hatte sich in einen Raben*) verwandelt, und wird einst wiederkehren, wie Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser seiner Auferstehung harrt, weßhalb König Howel von Armorica in einem Gesetze v. J. 998 diesen Vogel zu tödten verbot, damit nicht derjenige, in welchen die Seele Arthurs übergegangen war, möglicherweise mit umkäme. Auch seine Bezauberung durch die Fee Morgane**) und sein Umherschweifen als wilder Jäger (vgl. S. 61) müssen seine historische Existenz verdächtigen. Dazu kommt seine mystische Auffassung in der Wälischen Archäologie, wo er ein Gespräch mit dem Adler***) führt, und vor allem die Geschichte vom h. Gral, in welcher er die Hauptrolle spielt, aber nur weil Arthur die Seele, welche in der Nacht des Todes nach geistiger Wiedergeburt ringt, und der Gral, wie das Schiff Ceridwens (die Erde, das Grab), zu dieser verhilft (vgl. S. 660. 666). Der Mantel, welchen Morgane webte, um Arthur von der Treulosigkeit seiner Gattin Ginevra (Gwenhwyer) zu überzeugen, da er nur dem Manne und dem Mädchen paßt, welche dem Geliebten treu geblieben sind,

*) Ueber den Raben, als Maske der abgeschiedenen Seele, s. S. 327.

**) Amadis de Gaula V, 99.

***) Die Druiden nannten sich Adler (vielleicht, weil dieser Vogel sich in die höchsten Luftregionen aufzuschwingen, und sein Auge allein den Glanz der Sonne zu ertragen vermag, somit konnte der Adler das Symbol derer seyn, welche schon in diesem Leben sich dem Himmel durch ihre beschauliche Lebensweise zu nähern suchten. So oft von Verfolgungen der Priester und Zerstörungen der auf Felsen angelegten Druidensitze die Rede ist, spielt die mystische Sprache der Bardenlieder darauf an unter dem Bilde des Ausnehmens von Adlernestern.

den übrigen aber insgesammt entweder zu lang oder zu kurz ist*), dieser Mantel wird als das Priestergewand gedeutet — denn Arthur ist ja der mythische Vorsteher des Kesselordens (Gral) der Ceridwen — es paßt nur dem treuen Anhänger der ursprünglichen Religion. Das Horn, welches nur ein Getreuer leeren konnte, ohne den Wein zu verschütten, was auch nur einem Einzigen an Arthurs Hof glückte, dieses Horn enthält den Weihetrank der Mysten, welchen nur der getreue Liebhaber der ursprünglichen Religion zu kosten weiß. Ferner das Thal der falschen Liebhaber (im großen Arthurroman), welches Morgane geschaffen hat, und welches man nur schuldlos sicher betritt, ungetreu aber nicht wieder verlassen kann, dieses Thal ist der Ort der Qual, aus dem nur Hu, der Gott, welcher aus der Flut rettet, erlösen kann, oder sein romantischer Vertreter Lancelot vom See, der bis dahin der Ginevra wirklich treu geblieben war. Und was bedeutet Arthurs Eberjagd? Zuvörderst muß man wissen, daß die große Mutter Ceridwen die weiße Sau (**Hen-Wen**) war, wie der Sonnengott ein Eber. In der Sprache des Neodruidismus hießen darum die Vorsteher und Bewahrer der ketzerischen Lehre Schweine, die geringern Mitglieder Ferkel**) **Moch** heißt brittisch: Schwein, gälisch: **muc.** Der Bischof Aengus versichert, daß Irland nicht weniger als 34 Heilige des Namens **Mochume**, und 58 des Namens **Mochuan** habe. Es kommt zusammengesetzt in unzähligen Namen, besonders von Priestern und heiligen Personen vor, der

*) Der bekannte Kurzmantel in den Ritterromanen. Auch den Mantel des Tegau Eurvron konnten nur solche Frauen umnehmen, die reinen Wandels waren. (San Marte Breton. Heldens. S. 62.)

**) Brittania after the Romaias II. p. 106.

britische Apostel in Irland St. Mochteus (Mochta) an ihrer Spitze, und die Legende läßt öfter Kapellen an Städten erbauen, die im Volksglauben durch Schweine berühmt geworden sind. (San Marte, a. a. O. S. 72.) Daraus erklärt sich, warum angelsächsische Königshelme mit des Ebers Bild geschmückt waren, denn es war ein Talisman gegen allerlei Böses. Zur Blutsühne ward ein Eber geopfert. Eberbilder wurden den Todten mit auf den Scheiterhaufen gegeben, und sind in Grabhügeln gefunden worden (Grimm, S. 44, 194). Die mystischen Bardengesänge erwähnen der Sau des Dadweir. Sie erzählen, daß Coll einer der drei mächtigen Schweinhirten Brittanniens gewesen, und die Schweine des Dadweir gehütet habe. Eines von diesen Schweinen, Hen-Wen (also Ceridwen) hatte Ferkel (die Mitglieder des Ordens vom Kessel der Ceridwen, deren Mystagog Coll sie in Glyn Dadweir, d. h. im Thale der Mysten hütete). Es war vorhergesagt, daß dieser Umstand über das Land großes Unglück bringen werde (weil die Religion reformirt wird). Arthur versammelte daher seinen Hof und suchte die Schweine zu vernichten. Aber sie gingen wüthend bis nach Peerhyn Austin, wo sie sich ins Meer warfen, und dann bei Aberdaragi in Gwent Iscard landeten. Wo sie aber gingen, hielt Coll sie bei ihren Borsten, zu Wasser wie zu Lande, und zu Mans Gwenith (Wheatfield) in Gwent ließen sie drei Weizenkörner und drei Bienen zurück, seit welcher Zeit der beste Weizen und Honig in Gwent ist. Von dort gingen sie nach Dyved, und dort zu Llonwen ließen sie ein Gerstenkorn und ein kleines Ferkel zurück. Und Dyved hat seitdem die besten Ferkel und die beste Gerste hervorgebracht. Von Dyved kamen sie nach Arvon, und ließen zu Lleyn ein Roggenkorn zurück, und seitdem

wird daselbst der beste Roggen gefunden. Jedermann wird die von den Ferkeln ausgestreuten Weizen-, Gersten- und Roggenkörner als geistliche Aussaat betrachten, sowie den Honig als die den Lehrern nachzurühmende geistliche Beredsamkeit (ein Bild, das Homer schon bei Nestor gebraucht). Bienen waren schon die Priesterinnen der Ceres genannt worden, welche die Ceridwen der Hellenen war, denn auch sie hatte Mysterien, auch ihr waren Schweine heilig, auch sie säete nicht bloß im physischen Sinne Weizenkörner aus, denn sie hieß ja Gesetzgeberin; endlich besaß auch sie den mystischen Kessel, in welchem sie ihren Lieblingen zur geistigen Wiedergeburt verhalf, zwar durch Verbrennen des irdischen Theils; aber es wird weiter unten gezeigt werden, daß auch unter den Druiden Beispiele ähnlicher Art vorkamen, und die es am ehesten begreiflich machen, wie durch Einfluß des Christenthums die Abendmahlsschüssel (das Opferbecken, der Gral) den heidnischen Kessel der Ceridwen ersetzen konnte. — Weiter heißt es: In der Gegend von Rhwgyverthwch ließen die Ferkel einen jungen Wolf und einen jungen Adler zurück, der Wolf ward an Brynach Wyddel, Sohn des Dinas Affaraon, gegeben, und der Adler an Benwaedd, den Gebieter von Arlechwedd. Wolf und Adler sind die bekanntesten Sonnensymbole, sie beweisen, daß mit dem Dienst der Ceridwen auch Sonnencult verbunden war. Aber dieser erscheint als Usurpator, weil er so ängstlich verfolgt wird. Diese Symbole des solarischen Dienstes mochten von Cornwall auf einem Umweg in die Gegend von Snowdon eingeführt seyn, und von dort aus nach Nordbritannien und Arlechwedd. Auch die Stätte, wo der Wolf und der Adler geboren sind, verdient Beachtung, denn Rhygyverthwch heißt die bebende Klippe,

der Wagstein *), und Dinas Affaraon heißt die Stadt der hohen Mächte **). Die Stätte ist auf der Straße vom Vorgebirge Lleyn bis zu dem Theile der Küste, welche der Insel Mona gegenüber liegt. (**Gibsons Camden coll. 804**). Dahin also nahm die Sau (Ceridwen) ihren Weg. Auf der Spitze von Pen Mane, sagt Camden über diese Stätte, erhebt sich ein unzugänglicher Hügel, wo noch die zerstörten Wälle einer Festung übrig sind, die von dreifachem Wall umgeben war, und innerhalb jedes Walles die Grundmauern von 100 Thürmen, alle rund gebaut, von gleichem Umfang und 6 Yards Diameter. Die Wälle sind 2 Yards dick, an einigen Stellen sogar über drei. In der Zeit, wo die Festung stand, muß sie uneinnehmbar gewesen seyn, denn es bietet sich kein Weg zu einem Angriff darauf dar. Außerdem ist der Gipfel sehr hoch, steil und starrend von Klippen, die Wälle sehr fest. Auf dem Gipfel des Felsens, innerhalb des innersten Walles, ist eine Quelle, welche selbst im hohen Sommer reichlich Wasser gibt. Die Festung liegt auf der höchsten Kuppe des Snowdon nach der See zu. Der Ceridwentempel ist nur unweit von dieser Stätte, aber der zurückgebliebene Pfeiler, das einzige Denkmal seiner ehemaligen Größe, heißt bezeichnend **the city**, und das muß Odinas (Stadt) Pharaon gewesen seyn. Hier hat die mystische

*) Diese Wackelfelsen wurden der Sage zufolge von Druiden aufgerichtet, und in Schwanken versetzt, wenn der des Ehebruchs Angeklagte für unschuldig passiren wollte. (Eckermann Religionsgesch. III. 1. S. 55.)

) Pharaon bezeichnet die brittischen Kabiren mit ihren Priestern des Pheryllt. Scota, Pharaos Tochter, gab Irland den Namen Scota (Ledwich Ant. of Ireland p. 1.) Der irische Pharroh, zuweilen Farrech oder Farragh, ist ein Riese geworden, und der Gegenstand eines Kriegsgesangs der Iren (Transact. of the Irish Acad. X. p. 6.**)

Sau den Wolf und den Adler geboren. Sie ist durch ihre Drachen berühmt, welche erschienen in der Zeit des Beli (Hu, aber auch Belen, der Sonnengott, nach ihm hieß das am 1. Mai angezündete Feuer: **Bel tein**). **Draig**, der Drache, war aber auch an Ceridwens Wagen gespannt (**Welsh Arch. II, 78.**) wie an den Wagen der Ceres (Eckermann III. 2. S. 105). Zwar ist merkwürdig, daß Arthur, dem göttliche Ehre vom Neodruidismus gezollt wird, Verfolger der Schweine ist, man bedenke aber, daß, sobald Arthur unter die Heiligen erhoben wurde, er auf die Ketzer Jagd machen mußte. Erst nach vollständigem Siege des Christenthums ging der druidische Ehrentitel: Schweine, auf die Mönche über, weil diese nun die Stelle der frühern heidnischen Priester einnahmen. Arthurs Eberjagd muß aber in einer Zeit gedacht werden, wo das Druidenthum noch nicht überwunden und die christliche Lehre noch zu sehr mit druidischen Elementen versetzt war. Man muß nämlich wissen, daß die Träger der Wissenschaft, die Barden in Wales, welche in ihren Gedichten die Anschauungen und Lehren des altkeltischen Heidenthums als überliefertes und darum heilig zu haltendes Nationaleigenthum festhielten, zugleich auch dem Druidismus im Wege der Spekulation den christlichen Gehalt unterzuschieben trachteten, und der neuen Erkenntniß adäquat zu machen suchten. Davon zeugt die ganze ältere Bardenpoesie. Es ist also klar, daß und warum den römischen Priestern diese Träger der ketzerischen Mischlehre weit gefährlichere Feinde waren, als die nackten Heiden, denen die Waffe der Spekulation abging. Darum Haß und Verfolgung gegen sie, denen jedoch die Barden in gleicher Weise begegneten; jene gewaffnet mit dem Schilde der Bibel und römischer Satzung,

diese mit der Wehr uranfänglicher Nationalüberlieferung und höchsten Ansehens und Einflusses auf die Vornehmen, wie auf die Masse des Volkes; jene meistens fremde überseeische Eindringlinge, diese Eingeborne des Heimathlandes. Auf diese Art erklärt San Marte (a. a. O. p. 78) die Entstehung des Neodruidismus bei dem allmähligen, doch unwiderstehlich immer tiefern Eindringen der Christuslehre. Dieser Neodruidismus versuchte nun in heidnischen Bildern und in druidischer Priestersprache christlichen Glaubensgehalt zu predigen. Aber je mehr Terrain die neue Lehre gewann, desto mysteriöser gestaltete sich der Neodruidismus. Je mehr das fortdauernd im höchsten Ansehen bleibende Bardenwesen von der römischen Hierarchie eingeengt ward, desto hartnäckiger bannte er sich fest in der eigenthümlichen Denk- und Darstellungsweise. Er verlor dadurch an Volksmäßigkeit. Die Persönlichkeit Arthurs, der als Repräsentant des ganzen Ceridwenschen Kesselordens im Volke wie unter den Barden eine zu große Popularität besaß, um wie so viele andere Namen der druidischen oder bardischen Theologie der Vergessenheit anheimzufallen, ward indeß von den verschiedenen Partheien, Priestern und Barden, welche dem Christenthum sich nicht mehr entziehen konnten, gehörig ausgebeutet, um ihren Zwecken zu dienen und ihnen Eingang im Volke zu verschaffen. Consequent wie immer, ging die römische Kirche auch in Wales bei der Verdrängung des Heidenthums zu Werke. Da wo die Hauptsitze des Druidismus waren, an welche die Sage sich knüpft, läßt die Legende es von Heiligen und Wundern wimmeln, z. B. in Mona und Anglesey. Die Insel Avalon, das Paradies der Druiden und Arthurs Grabstätte, ist in der Abtei Glastonbury, die Arthur selbst zum Seelenheil

Iders, Sohnes des Nudd, reich mit Ländereien dotiren läßt, fortgesetzt. Das uralte Kloster Bangor (d. h. großer Kreis) trägt selbst den Namen des frühern druidischen Heiligthums. Könige, Helden und Barden, die in der Sage eine Rolle spielen, sucht die Legende in ihr Gebiet zu ziehen, substituirt ihren kriegerischen Thaten ein fromm christliches Leben, versetzt sie unter die Heiligen und weiht ihnen Kirchen. Zumeist bestätigen sich diese Thatsachen in der Person des Arthur, der ehedem der Sohn des Gottes Hu und der Göttin Ceridwen — die sonst auch Eigr genannt, daher der französische Arthur-Roman sie Fee Ygraine umtauft — nun ein christlich lebender König geworden ist, welcher, wie wir weiter unten sehen werden, die drei hohen Feste der Christenheit durch besondere Feier auszeichnet, und im Besitz der Abendmahlsschüssel zur Erinnerung an die Apostel die Tafelrunde von zwölf Rittern stiftet u. s. w. Ist es noch jetzt unklar, wie er die neodruidischen Ketzer, welche mehr als die Heiden dem Christenthum schadeten, für Schweine ansieht, in welche schon Jesus die bösen Geister bannte*) und in seinem christlichen Eifer auf sie Jagd macht?

Der Kessel, welchen Arthur dem Odgar, Sohn des Königs Ardd, Königs von Irland, abforderte, und in dessen Besitz er nur gewaltsam kommen konnte, war

*) Als Arthur auf der Eberjagd von seinen Kriegern um die Herkunft des Schweines befragt wurde, das ausser ihm Keiner, und er selbst nur noch einer Anstrengung von 9 Tagen und 9 Nächten — die Neun ist bekanntlich die heilige Zahl der Druiden — zu besiegen vermochte, erzahlte er ihnen, daß es einstmal ein König gewesen sey, und daß Gott diesen wegen seiner Sünden in ein Schwein verwandelt habe. (Das ist mönchischer Spott gegen die Druiden gerichtet, die sich Ferkel nannten, weil Ceridwen, die weiße Sau, ihre geistliche Mutter war.)

gewiß Ceridwens Kessel gewesen, denn Aeddon ist ja das Prädicat des gestorbenen Hu, des in den Kessel (in das Schiff der Erde) gekommenen Seelenvaters (vgl. S. 666 Anm.): „Mit diesem Kessel war Arthur zu Porth Kerddin in Dyved gelandet. Dort ist noch das Maß von dem Kessel." Porth Kerddin (Hafen oder Becken der Ceridwen?) heißt jetzt Pwll Crochan, ist in Pembrokeshire, 5 Meilen westlich von der Stadt Fischguard, welcher Name: „Teich des Kessels" bedeutet. Die ganze dortige Gegend hat Ueberfluß an druidischen Alterthümern (San Marte p. 68).

Außerdem verräth auch nachstehende Episode in dem Gedicht von Arthurs Eberjagd, daß sein Erscheinen stets die Mysterien der Ceridwen ins Gedächtniß ruft:

Creirddylad, die Tochter des Clud Llaw Creint, auch Llear genannt, und Gwythyr, der Sohn des Greidawl, waren mit einander verlobt. Vor dem Hochzeitfeste jedoch kam Gwyn, Sohn des Nudd, und entführte sie mit Gewalt. Gwythyr sammelte seine Leute und zog aus, um mit Gwyn ap Nudd zu kämpfen. Aber Letzterer blieb Sieger, und machte mehrere von den Kampfgenossen seines Gegners zu Gefangenen. Einen derselben, Nython, erschlug er, riß ihm das Herz aus dem Leibe, und zwang dessen Sohn Kyledyr, es zu essen. Davon wurde dieser wahnsinnig. Als Arthur hiervon hörte, zog er nach Norden (der Nachtseite), forderte Gwyn ap Nudd vor sich, setzte die von ihm gefangen gehaltenen Edlen in Freiheit, und stiftete Frieden zwischen Gwyn ap Nudd und Gwythyr. Und dies waren die Friedensbestimmungen, die er machte: die Jungfrau sollte, ohne zu Gunsten für Einen von Beiden im Hause ihres Vaters bleiben, und Gwyn ap Nudd und Gwythyr sollten an jedem ersten Mai um sie fechten, und fortan bis zum jüngsten Tage, und wer von ihnen Sieger seyn würde, sollte die Jungfrau erhalten.

Ein Kampf, der jährlich stattfindet, läßt vermuthen,

daß Creirdyladd am ersten November schon wieder in den Besitz des Nebenbuhlers übergegangen sey, wie wir ein Beispiel dieser Art in der Proserpine haben, die im Sommer dem Zeus, im Winter dem Pluto vermählt war. Letzterer ist Gwyn ap Nudd (altn. Nutt, engl. night Nacht), der da wohnt gegen Mitternacht. Auch Pluto hieß Nycteus: der Nächtliche, auch er kriegte mit Epopeus: dem Sehenden, um einer Schönen wegen, die aber Hygin zufolge (Fab. 204) Nyctimene (Noctua) hieß, also eine Proserpine, die dem Beherrscher der Schatten vermählt ist, also Ceridwen, die schwarze Henne, wenn Hu gestorben, in der Unterwelt weilt, d. h. zur Winterszeit. In der jüngern romantischen Dichtung ist Gwyn Elfenkönig, er gebietet über die luftigen Gestalten, welche im Mondlicht auf weichen Rasen tanzen. Und diese haben wir schon S. 162 als Geister der unselig Verstorbenen erkannt. Ein Dichter des 14. Jahrh. (Davydd ap Gwylim) nennt „den Fischteich des Gwyn ap Nudd einen Pallast der Kobolde und ihrer Sippschaft." Nach demselben Dichter wird die Eule als Vogel des Gwyn ap Nudd bezeichnet. Eine merkwürdige Legende, in welcher er eine Hauptrolle spielt, ist im Leben des St. Collen enthalten (abgedruckt in den Greal, p. 337. Lond. 1805, einer Sammlung altwälscher Werke).

Der heil. Collen bewohnte auf einer Felsenspitze eine Zelle. Eines Tages hörte er in seiner Einsamkeit zwei Männer über Gwyn ap Nudd sich unterhalten und sagen, daß er König von Annwn (Tiefe, Hölle) und der Feen (Elfen) sey. Collen steckte den Kopf aus seiner Zelle und sprach zu ihnen: „Haltet sogleich euern Mund, das sind Teufel!" — „Halte du deinen Mund!" erwiderten Jene, „du sollst eine Probe von ihm erfahren." Und Collen schloß seine Zelle wie vorher. Bald nachher vernahm er an der

Thüre seiner Zelle Klopfen, und es fragte Jemand, ob er darin sey. Darauf antwortete der Heilige: „Ja, ich bin hier, wer fragt da?“ — „Ich bins, ein Bote des Gwyn ap Nudd, des Königs der Hölle, dir zu befehlen, daß du kommst, und mit ihm sprichst auf dem Gipfel des Berges zur Zeit der None.“ Aber Collen achtete nicht darauf. Am nächsten Tage kehrte derselbe Bote wieder mit dem Befehl, und setzte die Drohung hinzu: „Wenn du es nicht thust, so wird es dir sehr übel ergehen.“ Collen, nun ängstlich, erhob sich, bereitete einiges Weihwasser, steckte es in einer Flasche zu sich, und ging auf den Gipfel des Berges. Als er hinauf kam, sah er das schönste Schloß, das er je erblickt, rund umher die bestgeordneten Schaaren, eine Zahl von Sängern, hörte alle Arten von Musik und Gesang, und sah Jungfrauen vom lieblichsten Anblick. Und jederlei Pracht zeigte den Hof eines mächtigen Herrschers an. Und er sah einen ritterlichen Mann auf der Zinne des Schlosses, der ihm sagte, daß der König mit dem Essen auf ihn warte. Collen ging ins Schloß, als er dahin kam, saß der König auf einem goldenen Stuhl. Er bewillkommte seinen Gast, und forderte ihn auf, mit ihm zu speisen, indem er versicherte, außer dem, was er sähe, solle er die ausgesuchtesten Leckereien haben, die er nur wünschen möchte, und sollte mit jederlei Getränk bedient seyn, wie er nur befehle, und jeder Luxus der Courtoisie solle ihm bereit stehen, Bankett, ehrenvolle Unterhaltung, seinem Rang angemessene Geschenke, und jede Ehre, wie sie einem Manne seines Ansehens zukomme. „Ich will nicht essen die Blätter der Bäume“ sprach Collen. „Hast du jemals Männer von besserer Ausrüstung gesehen, als diese in Roth und Blau?“ fragte der König, indem er auf eine Reiterschaar von blühenden Jünglingen hinwies. „Ihre Ausrüstung ist gut genug“ sagte Collen „für solche Ausrüstung wie die ist.“ „Welche Art von Ausrüstung meinst du?“ fragte der König. Collen entgegnete: „das Roth auf einer Seite bedeutet Brand, das Blau auf der andern bedeutet Kälte.“ Damit zog der Heilige seine Flasche mit Weihwasser aus der Rocktasche hervor, und besprizte ihre Häupter damit, worauf sie vor

seinem Angesicht verschwanden, so daß weder Schloß, noch Reiterschaaren, noch Jungfrauen, noch Musik, Gesang und Banket, noch irgend etwas, ausser dem grünen Hügel verblieb. (San Marte p. 49.)

Das war von dem Heiligen sehr klug gehandelt, daß er von den ihm angebotenen Leckerbissen nichts anrührte, sonst wäre es ihm wie Proserpinen ergangen, die von Pluto's Granatapfel gekostet hatte, und dadurch in seine Gewalt gekommen war. Aus dieser Heiligenlegende ersieht man aber deutlich genug, daß noch in christlicher Zeit Gwyn ap Nudd als Geist der Tiefe bekannt war. In den Mysterien ist er nicht der Beherrscher der Todten, sondern der Todte selbst, der als Weizenkorn von der schwarzen Henne Ceridwen (die Mutter=Erde), nach der Sommerwende, wenn die Vegetation stirbt, verschlungen, und nach neun Monaten am ersten Mai als Kind wieder geboren wird. Gwythyr also sein eigener Nebenbuhler. In der winterlichen Regenzeit ist Ceridwen dem unterirdischen Hu (Aeddon) vermählt, sie ist dann Creirddylad (Zeichen der Ueberschwemmung), die der Mythus der Ceridwen zur Schwester gibt. Lludd Law Eraint (der das Schiff regiert), auch Llyr (Seestrand) geheißen, Creirddyladds Vater, ist folglich auch der Ceridwen Vater, der Lenker des Todtenschiffs, der Seelenvater, der unterirdische Hu. Weil aber im Frühjahre Hu's Buckelochsen die Erde wieder aus dem Wasser herausziehen, und eine Wiederschöpfung bewirken, so wandelt sich auch Ceridwen oder Creirdyladd (Creirwy) in ein freundlicheres Wesen um, und auf Arthurs Entscheidung muß sie der Geist der Tiefe im Anfang Mai's alljährlich an Gwythyr abtreten, der vielleicht Uthyr, Arthurs Vater ist, nämlich der Geist, welcher die Seelen wieder zum

Lichte führt, worauf sich auch die am ersten Mai gefeierten Mysterien der Ceridwen beziehen. Darauf spielt noch die Sage von den 60 Adlern an, die an jedem ersten Mai auf den 60 Inseln des Sees Lunnoy (Loch Lomond) zusammen kommen; und insofern Druidensitze Adlernester heißen, ist hier deutlich genug auf eine Versammlung von Priestern angespielt. Aus Creirdyladd ist später Shakespeares Cordelia geworden, und ihr Vater Llyr (Lear), der mythische Repräsentant der unterirdischen Gewässer — ein König von Brittannien; um Cordelia hatte ein Herzog von Cornwall gefreit. Aber eben diese Provinz war der Sitz der Mysterien; der Ceridwen. Hieher hatte sie als weiße Sau mit ihren Ferkeln den Weg eingeschlagen. Hier wurde sie gehütet im Glyn Dadweir, d. h. im Thal der Mysten (**Davies, p. 426**).

Im französischen Arthur-Roman wird Creirdyladd unter den Hofdamen von Arthurs Gemahlin Ginevra aufgeführt, welche in allen Arthursagen, besonders aber im französischen Roman, als eine ehebrecherische Frau geschildert ist. Oben haben wir diese Ginevra dem Arthur als Repräsentanten der reinen Lehre gegenüber, als den ketzerischen Druidismus erkannt gehabt. Dieses Bild konnte den christlichen Mönchen, die ja auch den Arthur unter die Heiligen aufgenommen hatten, sehr passend erscheinen, weil auch in der Bibel der Abfall vom wahren Glauben so oft als (geistliche) Hurerei bezeichnet wird. Wollte man Ginevra durchaus historisch fassen, so erinnere ich daran, daß dem Arthur drei Frauen, die sämmtlich Ginevra (Gwenhwyvar) hießen, zugeschrieben werden (San Marte, S. 102), und dies wird doch auch der Leichtgläubigste nicht buchstäblich nehmen wollen! Die Eine soll die

Tochter des Gwythyr ap Greidiol, die Andere die Tochter des Gwryd Gweet, die Letzte die Tochter des Gogyrvan Gawr (der Riese) gewesen seyn. San Marte vermuthet: „es habe den frommen Scribenten unablässig geschienen, so viel lockeres Leben auf ein einziges Frauenhaupt zu häufen (!). In Gottfrieds Chronik wird Ginevra von Modred, in Kiots Parcifal vom Zauberer Klinschor (Klingsohr), in Morvilles Gedicht durch Valerin, und im Prosaroman von Lancelot, und in Chretiens Roman de la charette von Meleaganz, Sohn des Badegamuz, bald mit, bald wider ihren Willen entführt."

War Ginevra ein Bild des von der christlichen Priesterschaft verabscheuten Druidismus, so dürfte man ihre Triplicität als eine Anspielung auf die dreifachen Mysterien im Cultus der Ceridwen gelten lassen. Die ersten Mysterien waren die des Menw oder des Uthyr Pendragon. Dann die Mysterien des Coll, der so oft von den Triaden mit Hu in Verbindung gesetzt wird, als eine der drei Personen, welche der Kymrischen Religion vorzüglich Gutes gethan. Er hat den ersten Weizen und die Gerste (was man geistlich verstehen muß), nach Brittanien gebracht, er, welcher in Cornwall die Sau (Ceridwen) hütete. Endlich die dritten Mysterien waren die des Math, Sohnes des Mathonwy, Drych und Gwydion, diese sind aber nur eine Mischung der ursprünglichen Kymrischen mit der Variation des Coll, also eine Religion, welche in den Bardengesängen enthalten ist.

Die Barden dürfen mit den frühern heidnischen Druiden nicht verwechselt werden. Sie besangen zwar auch noch die mythischen Helden der Vorzeit, aber sie waren bereits Christen, denn die neue Lehre ward im

4. Jahrh. in der Bretagne eingeführt, im 6. Jahrh. kam sie nach Kent, im 7. nach Northumberland. Diese Barden gedenken schon der Mönche, aber mit einer Feindseligkeit, welche die Mönche erwiderten. So tadelt Gildas die englischen Könige, daß sie den Gesang der Barden der geistlichen Musik vorziehen. Diese gegenseitige Abneigung ist auch erklärlich bei der direct entgegengesetzten Denkweise des Barden, der den altnationalen Volkscharakter in sich trug, und zu jener Zeit oft noch in das Heidenthum hineinreichende Thaten sang, mit jener des römisch gebildeten Mönchs, dessen Beruf es war, der hartnäckigen keltischen Natur ein neues Lebenselement einzuimpfen. Später aber verlor dieser Gegensatz sich dergestalt, daß (bei Nennius) Arthur, dessen Popularität die Mönche bestimmt hatte, ihn in einen rechtgläubigen christlichen Fürsten zu verwandeln *), um das Volk von den angefeindeten Barden abzuziehen — sein Schild mit dem Bilde der h. Maria schmückte! Dies soll im Kriege gegen die Sachsen geschehen seyn, und die Wirkung war, daß er in der Schlacht allein 470 Feinde niedersäbelte. Er eroberte in Folge dieses unüberwindlich machenden Schildes ganz Hibernien, Island, Norwegen, Dacien, Gallien, ja sogar die Gascogne wird von ihm unterjocht. An einem Pfingstfest, bei welchem fast alle Fürsten der Erde erscheinen (an 40 Namen werden angeführt), krönt ihn der Erzbischof Dubricius als Herrn aller eroberten Reiche. Die größten Geschenke werden vertheilt, Gastmahle, Spiele, Turniere ꝛc. folgen. Da kommt ein Brief von Lucius Tiberius aus

*) So wurde Coll, der Hüter der Sau Ceridwen, in den heil. Collen (vrgl. S. 681) verwandelt!

Rom, der dem Arthur Krieg ankündigt. Als der Römer naht, übergibt Arthur das Reich seinem Neffen Modred und seiner Gemahlin Gwenhyvar (Ginevra, Ginover), und besteigt die Flotte. In der Schlacht mit dem Römerheere befindet sich fast die ganze asiatische und africanische Welt. Wie voraus zu erwarten, zieht Tiber den Kürzern. Arthur läßt die Todten mit großen Ehren begraben und überwintert in Gallien. Da kommt ihm die Botschaft, daß Modred in verbrecherischer Liebe sich mit seiner Gemahlin Ginevra (Ganhumara) vermählt und des brittischen Thrones bemächtigt habe. Arthur schlägt den Modred in die Flucht, die treulose Gattin flieht nach Rom und wird Nonne. Beim Flusse Cambula kömmt es zu einer Hauptschlacht, in welcher Modred fällt, aber auch Arthur tödtlich verwundet wird. Zu seiner Heilung bringt man ihn nach der Insel Avallon, wo er (542 v. Chr.) stirbt. Der bekanntern Sage zufolge war es seine Beschützerin, die Fee Morgane, die ihn aus dem Schlachtgewühl auf ihre Insel trug, und dort mit einer Zaubersalbe seiner Wunden pflegte, die aber alle Jahre wieder aufbrechen. Morgane ist bekanntlich eine Meerfee, daher die Luftgebilde auf der See als von ihr ausgehende Täuschungen, fata Morgana von den Italienern genannt werden. Offenbar ist sie — denn Avallon heißt ja *ihre* Insel — die daselbst in Mysterien gefeierte Ceridwen, deren Waschbecken auch der Ocean seyn konnte. Ceridwen ist aber Arthurs Mutter, weil sein Vater Uthyr Pendragon oben mit Hu identisch genommen wurde. Daher also die Zärtlichkeit der Fee für Arthur. Die Insel Avallon in Sommersett war ein Hauptsitz des nördlichen Druidismus.

Den Namen hatte sie von 147*) Apfelbäumen, deren von den Bardenliedern gerühmten weißen Blüthen das Druidengewand bezeichnen, die weiten Aeste das hohe Ansehen des Ordens, die Früchte ihre Lehren, und das abgesonderte Holz, das diese Früchte erzeugt, ist der heilige Hain. Später vertauschte die Insel den Namen Apfelinsel (Afallenau) gegen den einer Glasinsel (ags. **Glastney**, engl. **Glastonbury**), und zwar wegen der religiösen Bedeutung des Glases. Denn unter den druidischen Geräthschaften sind auch linsenförmige Glaskugeln, die nach ihrer Farbe für Abzeichen der verschiedenen Lehrstufen im Druidenorden gelten. Die blauen gehörten den vorsitzenden Barden, die weißen den Druiden, die grünen den Ovaten, die dreifarbigen den Schülern (**Davies, p. 455**). In den Mysterienliedern ist die Rede von „Arthur im Glasbecher," d. h. von Hu im Schiffe. Darauf bezogen sich der Einweihungstrank aus dem Glase und die Glasamulete der Druiden. Das Glasschiff hält Mone für den Spiegel der Welt (vgl. dagegen meine Erklärung w. u.) Die Heiligkeit, welche die Druiden dieser Insel gegeben, veranlaßte die Mönche, hier eine Abtei zu erbauen, und die Sage läßt Arthur selbst hier 24 Mönche einsetzen, und zu ihrem Unterhalt Besitz an Ländereien anweisen, auch die Kirche daselbst mit Schätzen reichlich ausstatten. Eine andere Sage läßt das Kloster schon von Joseph von Arimathia, dem Apostel der Britten, stiften. Es ist also die älteste Christenpflanzung in England, was auch seine Beinamen: „**prima terra Dei**" „**S. S. terra in Anglia**" „**tumulus S. S.**" „**mater S. S.**"

---

*) Diese Zahl war den Britten heilig. Sie ist das Quadrat von 7, mit der mystischen 3 multiplicirt.

anzeigen. Wie Joseph von Arimathia nach England gekommen, davon wußte kein alter brittischer Kirchenhistoriker bis zum 12. Jahrhundert, weder Gildas, noch Beda, noch Nennius, die doch nicht die Aufnahme von Sagen und Legenden in ihre Geschichtsbücher verschmähen, und die Verbreitung des Christenthums zum eigentlichen Gegenstand ihrer Erzählung machen. Diese Mission eines Apostels hatte vielmehr Philippus, aber Wilhelm von Malmesbury (de antiq. Glaston. eccles. bei Thomas Gale I. p. 290) nennt ihn schon carissimum amicum Philippi, den er mit 12 Schülern nach Brittanien sandte, um dort das Evangelium zu verbreiten, und welche die Kirche von Glastonbury auf der Insel Avallon gründeten *), auf welcher Arthurs Grab war. Hierdurch war den Romanciers die Verbindung Josephs, dessen Begräbnißkapelle unter den Ruinen der Abtei Glastonbury man noch jetzt sieht (Dugdale, Monast. anglic. I. p. 1) mit Artus nahe gelegt. Heinrich II. erfuhr nämlich aus — Bardenliedern, daß Arthur dort zwischen zwei Pfeilern begraben liege. Man fand einen großen Stein mit einem bleiernen Kreuze, worauf die Inschrift: hic jacet sepultus inclytus rex Arturius in insula Avallonia. Der Leichnam lag in einem hohlen Eichstamm, denn die Eiche war den — Druiden heilig. Es versteht sich von selbst, daß dieses Grab Arthurs mit Balders Grab in Dänemark und Schleswig, so wie mit dem Grab des Zeus auf Kreta wohl

*) Ein König Agrestes weist ihnen eine sumpfige buschige Insel, von den Einwohnern Yniswitrin (Insula vitrea: Glasinsel) genannt, an, wo sie durch eine Vision des Erzengels Gabriel angewiesen werden, nach seiner Anleitung der Jungfrau Maria eine Kapelle zu bauen.

verglichen werden darf. Arthurs Aufenthalt auf der Glasinsel *) beweist dem Unbefangenen nur, daß die Mysterien der Ceridwen und die jährliche Todtenklage des Hu auch hier gefeiert wurden; aber die christlichen Mönche, die den Arthur in einen Heiligen umgewandelt hatten, mußten ihn folgerecht auch hier begraben seyn lassen. Da aber an diese Apfelinsel die Erinnerung an Merlin, nämlich an den Vorstand der Barden, Merddin, haftete, dessen Lied lautete: „Keinem ist in der Stunde der Dämmerung gegeben, was dem Merddin gegeben ist, ehe er alt ward, nämlich 70 mal 2 und 7 köstliche Apfelbäume von gleichem Alter, Höhe, Länge und Umfang etc.," so war es unvermeidlich die Gralsage, in welcher auch Merlin eine so große Rolle spielt, mit Arthur zu verbinden, obschon von ihr bis zum Jahr 1150 nirgends in nordfranzösischen und englischen Werken eine Spur vorkommt.

Am vollständigsten erzählt über den schon von Merlin als Abendmahlkelch gedeuteten Gral und Joseph von Arimathia der gedruckte Prosaroman **du St. Graal:**

Als Jesus gekreuzigt war, ging Joseph von Arimathia in das Haus Simons und fragte, wo Christus mit den Aposteln gespeist? Dieser zeigte ihm den Ort auf der Höhe des Hauses. Dort fand Joseph noch die Schüssel (ung plat), woraus der Herr mit den Jüngern gespeist hatte. Hocherfreut nahm er sie mit nach Hause. Er erbat sich von Pilatus den Leichnam Christi, nahm ihn vom Kreuz, legte ihn in ein Felsengrab, und fing das seinen Wunden bei der Beerdigung (?) entströmende Blut in jener Schüssel auf. Aber die darob erzürnten Juden führten ihn in ein Gefängniß, fünf Stunden von Jerusalem entfernt, wo der Heiland ihm erschien, ihm den Napf mit dem Blute brachte, und ihn ermuthigte, daß er nicht umkommen, sondern einst wieder hervortreten und

*) Vgl. die Anmerk. S. 689.

die Welt sehr verändert finden werde. Zwei und vierzig Jahre lang blieb Joseph in diesem Kerker, ohne andere Hülfe als der heiligen Schüssel, deren Kraft ihn erhielt und ihm wunderbar das Leben fristete. Da kam Titus Vespasianus nach Jerusalem mit einem Heer, um Christi Tod zu rächen. Es erschienen vor ihm die Frau und der Sohn Josephs von Arimathia, und beklagten das Schicksal ihres Gatten und Vaters, angebend, daß sie seit 42 Jahren nichts von ihm gehört hätten. Titus drohte den Juden, und da führte ihn Kaiphas in Josephs Gefängniß. Titus ließ sich an einem Strick in den unterirdischen Kerker hinab, und fand ihn mit unendlicher Klarheit erfüllt. Er kündigte sich dem Gefangenen als seinen Befreier an. In der Nacht vor des Titus Abreise nach Rom trat Jesus an Josephs Bett, und befahl ihm, Titus zu taufen und die Schüssel mit sich zu nehmen, die für alle seine Bedürfnisse sorgen werde. Darauf taufte Joseph den Titus und seine Offiziere im Euphrat heimlich, denn Vespasian sollte nichts davon erfahren. Unfern von Bethanien befahl ihm eine himmlische Erscheinung, für den heiligen Gral — wie die Schüssel hieß — eine kleine Kiste machen zu lassen, und ihn darin zu bewahren, welche er jeden Tag öffnen durfte, aber nur ihm und seinem Sohne war die Berührung erlaubt. Joseph und seine Begleiter wurden auf ihrer Reise wunderbar durch die Kraft des Grals ernährt, ohne daß sie mit Mundvorrath sich zu versehen brauchten. Nach langen Wanderungen durch die Länder vieler heidnischer Könige, die durch Wunder zu Christo bekehrt wurden, durchzogen die Sendboten des göttlichen Wortes Brittanien, und immer größer ward die Schaar der Bekehrten und der Diener des h. Grals.

Die Wanderung Josephs wird aber noch lange fortgeführt, bis die Erzählung sich in eine unklare Genealogie der Nachkommenschaft Josephs verläuft und diesen selbst aus den Augen verliert. Wenn San Marte (Wolfr. v. Eschenb. II. S. 414) bemerkt: „Die Deutung des Gral als Abendmahlschüssel, und daß in ihr Christi Blut aufgefangen, scheine mit historischen That-

sachen in Verbindung gesetzt zu seyn," so mag dieß in einer ganz andern Hinsicht, als mein Gewährsmann meinte, zur Wahrheit geworden seyn. Daumer spricht nämlich im zweiten Band seiner „Geheimnisse d. christl. Alterth." S. 129 von „Wannen, Mulden, Kesseln und Schüsseln, deren sich die christliche Kirche (wie früher das Heidenthum, bei den Kelten nicht nur, sondern auch bei den germanischen Völkerschaften) bei ihren — Menschenopfern bediente." Er beruft sich bei dieser Gelegenheit auf S. 101 des ersten Bands, wo er ein altes Gemälde, Eigenthum des Herrn von Bibra zu Nürnberg, wie folgt beschreibt: „In einem wannenartigen Behältniß liegt eine bekleidete junge weibliche Figur, in ihren Hals ist ein Einschnitt gemacht, von welchem Blut rinnt. Eine Schaar von Engeln und einige Menschen umgeben das Behältniß. Acht Engel stehen hinten herum und beim Kopfe der liegenden Figur; vorn läuft aus zwei in dem Behältniß angebrachten Oeffnungen Blut, und wird von zwei knieenden männlichen Gestalten, die Gefäße unterhalten, aufgefangen, daneben befinden sich zwei weibliche Figuren, von denen eine vor dem Behältniß kniet und die darin Liegende andächtig zu verehren scheint." Daumer meint nun, daß die Engel für Mönche genommen werden müssen (wegen Offenb. Joh. 1, 20*). Eine Ermordung im Bade läßt sich hier nicht vermuthen, weil die Geopferte angekleidet im Behältniß liegt, und darin kein Wasser zu sehen. Theil II. S. 130 beruft er sich auf eine Mittheilung Kuhns in den Märk. Sagen S. 109, wo

---

*) Ich füge hier noch aus Webers „Deutschland" IV. S. 221. eine Sage aus dem Kloster Corvey hinzu. Daselbst erzählte man: Wenn einer der Mönche Krankheits halber im Chor nicht erscheinen konnte, so sang ein Engel an seiner Stelle.

zweier an der Außenseite einer Kirche eingemauerter messingner Becken gedacht wird, und in der Schloßkirche zu Querfurt sind, nach Bechstein (Thür. Sagensch. IV. S. 93), oben auf dem Chor im steinernen Schwibbogen mittelst einer eisernen Kette kupferne Kessel angeschmiedet. Ein metallenes Gefäß, worin man bei den Christenverfolgungen das Blut der Märtyrer aufgefangen haben soll, stand nach Keyßler (Reis. I. S. 770) einst an einer Stelle der Peterskirche zu Rom, ward aber von da entfernt und eingeschlossen. Zwei silberne und eine krystallene Schale, in welchen das Blut des h. Simon aufgefangen worden, zeigt man zu Trient (Blainville, Reis. I. S. 448). Tische, auf welchen Christus sein Abendmahl gehalten, werden an mehrern Orten bewahrt; eine früherhin mit Silberblech beschlagene Tafel, der man jene Bedeutung gab, sah Keyßler in Rom; Fragmente von einem solchen Abendmahlstische hat man, wie ein 1520 gedrucktes Verzeichniß von kirchlichen Heiligthümern lehrt, zu Halle gezeigt (Keyßler I. S. 684 m. d. Note). Eine smaragdene Schüssel, worin bei Christi Abendmahl das Osterlamm gelegen, ist in Genua zu sehen (Ebendas. S. 441). „Sie hat," schließt Daumer seine Aufzählung, „wohl ebenfalls zu den genannten Zwecken gedient." Dieser sacro catino der Genueser, über dessen Ursprung und Geschichte ein überaus fabelhaftes Buch von dem Mönch Gaetano zu Genua 1727 erschienen ist, dieses Gefäß, welches aber nicht aus einem einzigen Stück Smaragd gemacht ist, sondern wie die Untersuchungskommission des französischen Instituts versichert, nur aus einem orientalischen Glasfluß und in Konstantinopel gearbeitet worden ist (Millin Voy. en

Savoie II. p. 165. Bossi sur le vase que l'on conservait à Genes sur le nom du Sacro Catino; Turin 1807), dieses Heiligthum ist ja eben die vielbesprochene Abendmahlsschüssel, in welcher das Paschalamm gelegen, welches Jesus mit den Aposteln als Abschiedsmahl verzehrt haben soll*), in welches Joseph von Arimathia in der Folge das Blut Jesu, das aus den Wunden seines Leichnams rann, aufgefangen haben soll (vergl. S. 690). Und gewisser als dieß Alles dürfte seyn, daß das Blut vieler andern Geopferten in den finstern Jahrhunderten des Mittelalters in diese Schüssel gesammelt worden seyn wird. Und die Genueser werden dieses Gefäß zweifelsohne, wie die Querfurter den an ihrer Kirche eingemauerten Kessel, für das Palladium ihrer Stadt gehalten haben, in dem Wahne, daß das darin gesammelte Opferblut als stellvertretende Sühne sie vor Pest und andern Drangsalen jeder Zeit behüten werde. Dieses zu Konstantinopel gearbeitete Pretiosum läßt die Tradition vom Heer der Kreuzfahrer in Cäsarea auffinden; bei der Theilung der Beute ward die Schale den Genuesern zu hohem Preise angerechnet; der geheiligte Fundort — denn hier soll der Apostel Philippus ein Haus gehabt haben, das bei der Einnahme der Stadt im Jahr 1101 den Gläubigen noch gezeigt ward — legte diesem Schatz noch einen besondern Werth bei, und die Genueser, froh solchen Besitzes, weiheten die Schale der Kapelle des Täufers in der Kathedrale St. Lorenz zu Genua. Da-

*) Enfin Joseph avoit été dans la maison ou J. C. avoit fait la céne avec ses Apotres, et y trouva l'escuelle, ou Dieu avoit mangé, si s'en sesist (saisit), il la porta chez lui et il s'en servit pour ramasser le sang, qui coula du coté et des autres plaies, et celle escuelle est appelée le St. Graal. (Rom. de St. Graal par Robert de Bouron.)

mals aber erregte nur die Pracht und das Geheimniß des Materials, woraus die Schale gefertigt war, die allgemeine Aufmerksamkeit, wie aus einer Aeußerung des Wilhelm von Tyrus (1174) erhellt. Auch Alberich de trois Fontaines, der um die Mitte des 13ten Jahrhunderts lebte, und welcher auf Turpin und Merlin als sichere Autoritäten sich beruft, auch sonst eine große Leichtgläubigkeit an Tag legt, gedenkt in seiner Chronik ad ann. 1101 dieses vasis viridissimi coloris, ohne jedoch auch etwas von dessen Bedeutung als Abendmahlsschüssel und vom heiligen Blute zu wissen. Helinand, Cistercienfermönch von Fremont, in der Diöcese Beauvais († 1227), berichtet hingegen (Chron. pag. 92 bei Tissier Bibl. patr. Cist. T. VII.) ad ann. 720: Hoc tempore in Brittania cuidam eremitae monstrata est mirabilis quaedam visio per angelum de sancto Joseph decurione, qui corpus Domini deposuit de cruce et de *catino illo suo paropside*, in quo dominus coenavit cum discipulis suis; de quo ab eodem eremita descripta est *historia, quae dicitur de Gradali*. Hanc historiam *latine* scriptam invenire non potui, sed *tantum gallico scripta* habetur. Hanc autem nondum potui ad legendum sedulo ab aliquo impetrare. Zu deutsch: „Um diese Zeit sah ein Eremit in Brittannien in einer Vision jene Schüssel des h. Joseph (von Arimathia), aus welcher der Herr mit seinen Jüngern gegessen. Derselbe Eremit schrieb dann die Geschichte vom heiligen Gral. Lateinisch konnte ich mir sie nicht verschaffen, man sagte mir, sie sey nur in französischer Sprache abgefaßt, aber auch in dieser Abfassung vermochte ich die Schrift nirgends auf-

zutreiben! „Dieß Zeugniß, sagt San Marte, bestätigt die Neuheit und geringe Verbreitung der Sage um 1227, die hiernach augenscheinlich als Gegenstand französischer Romane bezeichnet wird. Jakob de Voragine (1244 — 1298) bezeichnet jedoch schon jene Schüssel von Cäsarea bestimmt als illud vas quod *Angli in libris suis Sangreal* appellant (Muratori Thesaur. rer. Ital. IX.), d. h. als ein Gefäß, welches die Britten in irren Schriften den h. Gral nennen. San Marte hält es für wahrscheinlich, daß die Genueser, um ihrem prächtigen Gefäße noch größern Ruhm zu verleihen, es dadurch zur Reliquie zu machen suchten, daß sie es als Abendmahlsschüssel bezeichneten, welche nach andern Traditionen*) die Königin von Saba einst dem König Salomo geschenkt haben soll; von diesem kam sie an Herodes, und von dem an Nicodemus, bei dem sich ihrer der Heiland bediente. Schwerlich hätten die Provencalen diese Deutung, welche so ganz im Geist der Romandichtung des 13ten Jahrhunderts war, sich entgehen lassen, wenn die Genueser vor 1150 diese Idee schon gehabt hätten. In derselben Zeit, als die Romane bereits erzählten, welche Bewandtniß es damit habe, sandte 1247 der Patriarch von Jerusalem ein Gefäß mit dem heiligen Blute, als von Joseph von Arimathia und Nicodemus herrührend,

---

*) Nach der gewöhnlichen Sage soll, als Christus bei Simon dem Aussätzigen ergriffen worden, eine Jude diese Demantschale mitgenommen und dem Pilatus übergeben haben. Dieser schenkte sie dem Joseph, der sich ihrer zur Bekehrung der Heiden bedienend, sie nach Brittanien brachte. Dieses Kleinod soll später im Schatz eines Königs dieser Insel (le roi pecheur, mit Anspielung auf Christum als Seelenfischer so genannt) aufbewahrt, aber von der Versehung der Erde entzogen worden seyn, als alle mit dem Besitze desselben verknüpften Wunder auf Erden erfüllt waren.

dem König Heinrich III. von England zum Geschenk (**Matth. Paris Hist. maj. rer. Anglic.**)

Ich aber wiederhole es noch einmal: die Heiligkeit jenes Gefäßes hatte bei den Genuesern erst dann rechte Geltung bekommen, als, um mich der eigenen Worte des Pater Cochem (gründl. Meßerklär. Cöln 1808) zu bedienen: „in der Messe die Blutvergießung Christi erneuert wurde." Somit wird auch folgende, im obencitirten Prosaroman **du St. Graal** vorkommende Stelle ihren eigentlichen Sinn erhalten: „der Heiland erschien darauf in Person unter gewaltigem Donner, wie er an's Kreuz geheftet war, und erhob Josephs Sohn zum Oberpriester (**grant prebetre**) über alle Welt, und lehrte ihn das Mysterium der Messe. Wunderbare Gestalten erschienen. Die Gestalt Christi zeigte sich am Kreuze, und ein Zug von Engeln schwebte bei dem Kasten vorbei, worin der heilige Graal befindlich war. Josephus segnete, wie Christus ihm geheißen, das Brod und den Wein. Als er es aber gethan, sah er Ersteres in ein Kind verwandelt und Letzteres in noch warmes sprudelndes Blut. Er theilte das Kind in drei Stücke, als er aber niedergefallen war und gebetet hatte, erblickte er auf der Patene nichts als ein Stück Brod, sobald er es jedoch in den Mund gesteckt, verwandelte es sich wieder in ein Kind*)."

Kann irgend ein Zeugniß deutlicher, als dieses sprechen?

Schon S. 145. 248. Anm. und S. 536 Anm. wurden Beispiele angeführt, daß bei den heidnischen Germanen

*) Auszug eines altfranz. Werkes über den h. Gral in Büschings Erz. d. Mittelalters I. S. 391. Breslau 1814.

und Slawen bei allgemeiner Landesnoth der König oder Oberpriester sich für das Volk dem Opfertode weihten. Derselbe Fall wird von Pelissier hinsichtlich der Kelten berichtet. Er beruft sich auf Augustin (C. D. VII. 19), welcher sagt: ein Menschenopfer galt ihnen unter allen Religionshandlungen als die vorzüglichste. Wenn die Gallier sich in der Schlacht oder sonst in großer Gefahr befanden, gelobten sie, einen Menschen den Göttern zu opfern. Sie glaubten, der Tod des Geopferten komme dem ganzen Volke zu gute. Der h. Guntram, König von Burgund, bot Gott, als Pest und Hungersnoth in seinem Lande wütheten, sich selbst zum Opfer dar, damit sein Volk verschont würde. (Postelmeier, Leben d. Heiligen S. 44). Also hatte das Christenthum den heidnischen Aberglauben nicht abgeschafft, sondern in sich aufgenommen. Die Kirchenväter gingen hierin mit Lehre und Beispiel voran. So Origenes (contra Cels. I. 31): „der freiwillige Tod eines Menschen ist das Mittel, gewisse Unglücksfälle und Landplagen abzuwenden.“ Ferner (Exhortat. ad martyr.): „Wie wir durch das kostbare Blut Jesu erkauft sind, so werden es viele durch das Blut der Martyrer.“ Ignatius nennt sich in seinem Briefe an die Römer: „den Weizen Gottes, der unter den Zähnen der wilden Thiere (denen er vorgeworfen werden sollte) als reines Brod Christi erfunden werde.“ Vielleicht war Ceridwen, als sie in Gestalt einer schwarzen Henne den Gwydion, der die Gestalt eines Weizenkorns angenommen, verschlungen hatte (siehe S. 663), auch eine solche opfersüchtige Gottheit, in deren Kessel die Druiden den zu Opfernden legten, der durch seinen freiwilligen Tod unmittelbar in den Zustand der Seligkeit überzugehen hoffte? Und da Arthur S. 671 als die Seele eines jeden Todten

gedeutet wurde, so möchte sich aus seinem Grabmahl auf der Apfel= oder Glasinsel, der Insel der Seligen, d. h. wo man die Menschen durch Opferung — in der christlichen, wie in der heidnischen Zeit — selig machte, vermuthen lassen, daß daselbst der Göttin Ceridwen, wie in Indien der schwarzen Kali, viele Menschenopfer gebracht worden seyen. Ihr Opferbecken war dann Hu's Todtenschiff*), Arthurs Glasschiff, und dieselbe Bedeutung hatte gewiß auch das „vas *vitreum*" der Genueser, nämlich der h. Gral, den lange vorher schon Joseph von Arimathia nach der Glasinsel gebracht haben sollte. Das Blut aus den Wunden Christi sollte darin aufgefangen worden seyn, aber das Blut vieler andern Personen war es. Außer Genua rühmt sich übrigens auch Lyon (**C. de Laboureur les masures de l'abbaye royale de l'Isle Barbe de Lyon, Lyon 1665 4°. ch. 2. §. 8. sq. pag. 10 sq.**) im Besitze des h. Graals zu seyn. Da aber schon S. 650 die **Isle Barbe** als ein Druidensitz bezeichnet wurde, so ist daraus zu schließen, daß der brittische Menschenopfercultus auch von den Druiden Galliens ausgeübt worden sey, sowie daß in beiden Ländern das Christenthum diesen heidnischen Brauch beibehalten, und hier wie dort das Opferbecken, in welchem das Blut des Geopferten aufgefangen worden, als eine Abendmahlsschüssel bezeichnete. Daß diese Vermuthung nicht aus der Luft gegriffen, könnte ich indirect aus Villemarqué's **Contes pop. des anc. Bretons** beweisen. Thl. I. p. 17 sagt er nämlich: Die Elemente zur romanhaften Geschichte Arthurs suchte

---

*) Le St. Graal est le meme que le st. vaisseau en forme de calice, dans lequel fust mis le sang du St. Seigneur (Rom. de Lancelot du Lac T. II. f. 51. c. 2.)

ich in den auf uns gekommenen Ueberbleibseln der keltischen Literatur auf, die bedeutend älter ist, als Geoffrois Berichte. Die cambrischen Barden des 6ten bis 10ten Jahrhunderts sind als die Basis derselben zu betrachten. Taliesin, einer der frühesten, ist Verfasser eines Poems, in welchem Arthur als Sohn Uthyrs, des Drachenhäuptigen, dargestellt wird.“ Und Thl. II. S. 309: Taliesins Gesänge handeln lediglich von mythologischen Gegenständen, die vor dem 6ten Jahrhundert bekannt waren. Die Lehren, welche sie offenbaren, wurden von den Barden jener Epoche gesungen. Hauptgegenstand derselben ist das Dogma von der Seelenwanderung, in einem solchen Liede schildert er seine mystischen Entdeckungsreisen im Bereich der druidischen Theologie. Die Elegie Uthyr Pendragon ist rein heidnisch, und handelt von dem Tode des zum Opfer Geweihten (c'est le chant de mort de la victime, qui va etre sacrifié). Muthmaßlich stellten die Druiden, wie die Brahmanen, demjenigen, der freiwillig den Opfertod starb, die unmittelbare Seligkeit nach dem Tode in Aussicht, während die Seelen derer, die eines natürlichen Todes starben, der Wanderung durch Thier- und Menschenkörper unterworfen sind. Nun beachte man, daß sowohl die Lyoneser ihren Gral in der dem h. Johannes Baptist geweihten Kathedralkirche, als auch die Genueser den ihrigen in der Kapelle des Täufers in der Kathedrale St. Lorenz aufbewahrten. Es war also der Gral nicht blos Abendmahlsschüssel, in welcher das geopferte Lamm lag, mit welchem sich Christus zuerst, seitdem so viele andere Märtyrer beiderlei Geschlechts verglichen hatten, sondern es war auch ein Taufbecken, in welchem, wie der Apostel sagt, „wir mit Jesu durch den Tod

begraben werden, um geistig wieder aufzuerstehen." So war Johannes Baptist auch der Täufer mit Blut geworden, wie es anderwärts von Christo heißt: bei seiner Wiederkunft werde er nicht mit Wasser, sondern mit Blut taufen.

Obgleich Merlin zum Gral in noch näherer Beziehung steht als Arthur, so wollen wir uns doch wieder nach dem Letztern umsehen, und die geistliche Tendenz der Sage vom Gral aus den Erlebnissen und Thaten Arthurs und seiner Umgebung herauszudeuten versuchen.

Arthurs Vater, Uthyr Pendragon, nennt sich selber den Fürsten der Finsterniß und den Schlachtenordner, er ist also Todesgott, sein Gürtel der Regenbogen, nämlich die Brücke der Seelen, welche er aus dem Schatten des Todes zum ewigen Lichte hinüberleitet. S. 672 wurde erwähnt, daß er die Gestalt eines Herzogs von Cornwall, Namens Gorlas angenommen, um mit dessen Gemahlin den Arthur zu zeugen. Cornwall war der Hauptsitz der Ceridwen'schen Todesmysterien (vgl. S. 685), und Gorlas bedeutet im Wälschen eine Wolke. In dieser Gestalt hatte Uthyr also den Arthur gezeugt.

Der Arthur der Barden ist der Schlachtengott Britaniens, wie er überhaupt den neunten Theil der mächtigen Eigenschaften seines Erzeugers geerbt haben soll (**Myvyrian Arch. of Wales I. p. 72**). Unter seinen Beinamen findet man „Stier der Schlacht" und „Wunder des Degens" (**Ibid., p. 177**). Arthur hatte von seinem Vater ein Zauberschwert erhalten, welches Taliesin „das große Schwert des großen Wunderthäters" nennt (p. 72). Wie im Roman, so wird auch in den Bardenliedern Arthur's Kriegsglück

gerühmt, wie die ganze Welt seinem siegreichen Arm nicht zu widerstehen vermag, wie er eine Anzahl von Städten einnimmt (p. 45), und als „König der Welt" ausgerufen wird (p. 65). Seinen Majordom nennen die Barden Kai-de-Very, die Romane änderten ihn in Keu (Guy?) um, so wie der von den Barden erwähnte Herold mit der goldenen Zunge, Gwalhmai in Gauvain, und Arthurs Gattin Gwenvivar in Ginevra, Medrod sein Neffe oder Bastardsohn in Mordred umgetauft wurde. Letzterer hatte sie verführt, aber sie büßte die Sünde im Kloster ab. In der Schlacht zu Camlan büßte der Verführer seinen Frevel mit dem Leben (p. 153). Taliesin spricht von Arthurs Verschwinden im Handgemenge der Kämpfenden als einem druidischen Mysterium; aber ein anderer Barde läßt ihn zum Himmel aufsteigen und einem Sternbild seinen Namen geben (p. 178) — das Nordgestirn, „der große Bär" heißt im Brittischen „die Harfe Arthurs" — aber Merlins Prophezeiung zufolge wird er einst wieder auf Erden erscheinen, um neue Schlachten zu liefern (p. 153), weßhalb auch auf seinem Grabe der lateinische Vers:

Hic jacet *Arturus*, rex quondam, rexque *futurus*

gestanden haben soll*).

---

*) San Marte (Arthursage S. 26.) hält es „für eine rein anglonormannische Erfindung politischer Klugheit, wenn die Annales de Margan (bei Gale II. p. 10. welche bis 1231 gehen, und nach und nach von verschiedenen Mönchen der 1147 gestifteten Abtei Margan zusammengetragen wurden) berichten: es seyen die sterblichen Ueberreste Arthurs auf der Insel Avallon, wo die Abtei des h. Dunstan Glaston sich befindet, entdeckt worden, was man den Bemühungen eines dortigen Abtes verdanke, der den ganzen Kirchhof unermüdlich durchsuchen ließ, bis er endlich ein steinernes Grabmal mit folgender Aufschrift gefunden:

Um das Jahr 1140 beschreibt Wilhelm von Malmesbury Arthur in der Stadt Kerleon (Caer Llyon?) am Weihnachtsfeste Hof haltend, und den Ritterorden stiftend (**Legitur in *gestis* [!] illustrissimi Arthuri quod cum in quadam festivitate Natalis Domini apud Karlium strenuissimum adolescentem insignis militaribus decorasset.**) Ueber Arthurs Verschwinden in der Schlacht und sein einstiges Wiedererscheinen läßt er sich wie die Romanicers vernehmen: „Da Arthurs Grab nirgend zu finden ist, so schließt das Volk daraus, daß er noch am Leben, und einst wiederkehren werde. (**Arthuri sepulchrum nusquam visitur, unde *antiquitas naeniarum* adhuc eum venturum *fabulatur*.**) Der Wäle Girald von Cambray erwähnt der Fee Morgane, die den in der Schlacht tödtlich verwundeten Arthur auf die Insel Avallon entrückte, und wenn seine Wunden geheilt seyn werden, soll er die Herrschaft über Brittanien wieder antreten. (**Dea quaedam phantastica Morganis dicta, corpus Arthuri in insulam detulit Avaloniam ad ejus vulnera sananda, quae cum sanata fuerint, redibit rex fortis et potens ad Britonnes regendum.**)
Der sicherste Beweis, daß der Arthur des Romans

Hic jacet Arturus flos Regum, gloria Regni,
Quem probitas morum commendat laude perenni.

Dies sollte ein argumentum ad hominem gegen Wales seyn, es von seiner Hoffnung auf Arthurs Rückkehr zu heilen. Ganz unzweifelhaft scheint eine solche politische Absicht in der Notiz der Wawerley'schen Annalen (bei Gale II. p. 238) zu liegen, daß i. J. 1283 Arthurs Krone wiedergefunden sey, in demselben Jahre, wo Eduard I. seine Verfolgungssucht sättigte. Höhnisch bezeichnen sie diese Krone als eine „spaßhafte Raritat." So ging, rufen sie triumphirend aus, der Ruhm von Wales widerwillig auf England über.

den alten keltischen Nationalgesängen seine Existenz verdanke, kann daraus geschlossen werden, daß die Feinde, welche er dort zu bekämpfen hat, pure phantastische Ungeheuer sind, daher er der Schützling der Heiligen, die in der Gefahr zu seinem Beistand herbeieilen, und die er aus Dankbarkeit in seinem Pallaste bewirthet. Der unerschütterliche Glaube in Armorica in Brittanien an Arthurs Unsterblichkeit, der zur Zeit des Alanus die Zweifler steinigte, hat noch nichts von seiner Kraft in der Bretagne verloren*).

Die Geschichte Merlins schließt sich eng an jene des Arthur an. Ersterer, als Prophet, sollte den Platz bereiten für den erwarteten Helden des Gral. Merlin war ein Schüler und Genosse Taliesins, d. h. er war, wie dieser, ein mythischer Repräsentant des Bardenordens vom Stuhl der Ceridwen, dessen populärer Name die christlichen Mönche veranlaßte, zwar ihn hinsichtlich seiner befreundeten Stellung zum Heidenthum als Teufelskind und Zauberer abzuschildern, aber ihm eine christlich gläubige Jungfrau zur Mutter zu geben, und ihn selber durch Prophezeiungen das Volk auf die Ankunft des h. Gral vorbereiten zu lassen, weil sein aus frühern Jahren ungeschwächt fortdauernder Ruf eines Propheten der christlichen Sache und der Ausbreitung des neuen Glaubens unter den Heiden förderlich zu seyn versprach.

Merlins wunderbare Geburt und Kindheitsgeschichte

---

*) Vade in Armoricum regnum, i. e. in minorem Brittaniam, et praedica per plateos et vicos Arthurum Brittonem more caeterorum mortuum esse, et tunc certe re ipsa probabis veram esse Merlini prophetiam qua ait. Arthuri exitum dubium fore: si tamen immunis evadere inde potueris quin aut maledictis audientium opprimaris, aut certe lapidibus obruaris. (Alanus de Insulis, Explanat. in prophet. Merlini.)

wurde schon oben erzählt, daher hier nur auf dorthin verwiesen zu werden braucht. Der Ruf von seiner schon im zartesten Alter sich manifestirenden Allwissenheit sollte sich auch in folgender Begebenheit kund geben: Der sächsische Eroberer Hengist hatte den brittischen König Vortiger vom Throne gestoßen. Dieser berief seine Magier, die ihm riethen, einen Thurm zu erbauen. Was nun am Tage gebaut ward, versank Nachts in bodenlose Tiefe. Da riethen sie ihm, er solle einen Knaben, der keinen Vater habe, in den Grund werfen, und mit dessen Blut die Steine kitten. Nach langem Suchen ward Merlin gefunden, dessen Vater unbekannt ist, daher man, um seine ungewöhnlichen Geistesgaben zu erklären, den Teufel seinen Erzeuger nannte; denn Merlins Mutter, eine Nonne, gestand, als sie vor den König geführt wurde: Merlin sey von keinem Manne gezeugt, unsichtbar sey in der Einsamkeit ihr oft Jemand in Gestalt eines schönen Jünglings genaht, habe sie geherzt und geküßt, und sey dann schnell verschwunden.

Merlin beschämte die Weisheit der Magier, indem er ihnen zu verstehen gab, daß er wohl wisse, was sie mit ihm thun wollten. „Mein Blut," setzte er hinzu, „ist aber nicht nöthig, um das Fundament eures Thurmes zu sichern, denn unter diesem ist ein See, den soll der König ablassen, dann wird er auf dem Grunde zwei schlafende Drachen finden, einen rothen, das Symbol der von den Sachsen unterdrückten Britten, und einen weißen, das Symbol der sächsischen Einwanderer, diese untergraben den Grund des königlichen Baus." Hierauf öffnete sich sein Mund zu Verkündigungen einer dem König ungünstigen Zukunft, während er für das brittische Volk die herrlichsten Aussichten er-

öffnete, die sich bald bewährten. In der That wurde bald nachher Vortiger in seiner Festung lebendig verbrannt, und den Britten stand in der Person Arthurs ein Befreier auf. Daß an seiner Geburt Merlin wesentlichen Antheil hatte, wurde schon S. 672 erinnert.

Merlin kam an des Artus Hof, wo er aber nicht lange verweilte, weil die Fee Viviane durch magische Künste ihn in ihr Gebiet lockte, ihm in dem von ihr bewohnten Waldstrich unter einem Weißdornbusch einen Thurm hinzauberte, in welchem sie ihn gefangen hielt. Umsonst bot Artus alle Ritter seines Hofes auf, um ihn aus seiner Verborgenheit wieder zurückzubringen, nur Gavain war so glücklich, den Ort seiner Gefangenschaft aufzufinden. Er erkannte seine Stimme, aber er vermochte den Zauber nicht zu lösen, der ihn an sein Gefängniß bannte.

Die einzelnen Umstände dieser Geschichte finden sich schon in der Tradition, die auf Wales und in Armorika angetroffen wird, und die in eine Zeit zurückführt, zwischen welcher und der Epoche, in welcher der Roman Merlin redigirt wurde, Jahrhunderte mitten inne liegen. Die Sagen von Merlin finden sich zerstreut in Bardenliedern des 6ten Jahrhunderts und in den Triaden des Mönchs Lancarvan, so wie in den in französischer Sprache abgefaßten Chroniken und deren lateinischen Uebersetzungen aus der ersten Hälfte des 12ten Jahrh., endlich auch in bretagnischen Volksliedern, die weit über jene Epoche hinaufreichen, so wie in Denkmälern aus jenem Zeitalter und früherer Perioden, die in fremder Mundart abgefaßt sind.

Es ist S. 653 eines doppelten Merlin gedacht worden, daher man, einer Verwechslung vorzubeugen, den andern den „Wilden" (Sylvester) nannte. Die Bar-

denlieder berichten über den Erstern nur Weniges, vermuthlich, weil sie alles ihn Betreffende, sowohl seine geheimnißvolle Geburt als seinen Sieg über die Magier, als bekannt voraussetzen. Sie gedenken nur seiner Anhänglichkeit an den König Emrys, dessen Heer er nach Irland begleitete; sie nennen ihn nur kurzweg den „Sohn der Vestalin", den „erhabenen Führer des Heers von Emrys" und den „berühmtesten aller Magier." (Myvyrian Archaeology of Wales, I. p. 78.) Sie übergeben aber die Verwandlungen, welche seine eigene Person betreffen, als diejenigen, welche er Andere einzugehen zwingt, mit Stillschweigen, weil sich dergleichen bei einem Zauberer von seinem Rufe voraussetzen läßt. Taliesin, welcher sich das „Haupt der Magier des Abendlandes" nennt (Ibid., p. 26, 34), rühmt sich seine Gestalt oft gewechselt zu haben, und was zumeist Beachtung verdient, er erschien als Greis, Zwerg, Zauberer und Hirsch (p. 33, 72, 37).

Der wilde Merlin, dem die noch vorhandenen Bardenlieder zugeschrieben werden, galt ebenfalls für einen Propheten. Er weissagte die Ankunft Arthurs und die ruhmvolle Bestimmung der Britten unter seiner Herrschaft. Wir erfahren von ihm, daß, nachdem er mit seinem Ruhm die Welt erfüllte, er sich in die Wildniß zurückgezogen. Er gedenkt oft einer Schönen, die sein Herz besitzt, der er den Schwesternamen gibt, und mit der er häufige Zusammenkünfte hatte; aber auch einer Waldnymphe, die seine Einsamkeit durch ihre Besuche würzt, die magische Künste übt, sich nach Belieben unsichtbar macht, und deren Zauberei ihn zum Gefangenen machte. Er nennt sie Viwlian, ein wälischer Name, den die Ro-

manciers in Viviane veränderten, und welche sie als Merlins Geliebte bezeichnen. (I. p. 150 ff.)

Die Triaden gaben beiden Merlins den Titel eines Bardenfürsten von Brittannien (II. p. 75), rühmen ihre Weissagungsgabe, berichten aber von dem Einen, daß er die Gunst des cambrischen Fürsten Emrys besaß, daß auf seinen Antrag den brittischen Kriegern, die für das Vaterland gefallen, ein Trauermonument errichtet wurde (p. 70), und heben besonders hervor, daß er eines Tages plötzlich vom Hofe verschwunden und sich, in ein gläsernes Haus einschließend, allen Nachforschungen zu entziehen wußte (p. 59). Nun muß man wissen, daß in der mystischen Sprache der alten Barden ein gläsernes Haus den Sarg bedeutete (vielleicht weil der Todte hellsehend, aber die noch im Fleische Wandelnden auch die nächste Zukunft nicht zu ergründen vermögen, das Glas aber die Eigenschaft hat, daß man von Innen alle auswärtigen Gegenstände zu erkennen vermag, selber aber von den Außenstehenden nicht leicht bemerkt werden kann). Avallon hieß darum auch Glastonbury: die Glasinsel, als Insel der Seligen.

Die Triaden*) und die Bardenlieder lassen nicht, wie die Romanciers, den Zauberer Merlin zum König Vortiger (Guortheirn) in ein directes Verhältniß treten, aber die vorerwähnte Episode von den beiden Drachen läßt es mindestens vermuthen. Diese Drachen waren von einem berühmten Fürsten als Palladium Brittanniens (vergl. S. 596) gegen Invasionen fremder Eroberer heimlich in die tiefsten Tiefen der Erde eingekerkert worden. An dem Tage, wo ihr Aufenthalt entdeckt werden würde, hieß es, sollte das Palladium seine

*) So heißen diese Lieder, weil das Gesetz der Dreiheit in ihnen herrscht. Mehr über sie w. u.

Kraft verlieren. Diese Prophezeihung traf auch ein; denn als auf das Geheiß Vortigers die Erde aufgegraben wurde und die beiden Drachen sich aus ihrer Haft befreit sahen, überschwemmten die Sachsen die Insel, und so wurde der König für seine Nichtachtung der Weissagung bestraft (Myvyrian II. p. 66).

In den wälischen Chroniken und im französischen Roman ist es Merlin, welcher den Vortiger auf den Aufenthalt der Drachen aufmerksam machte (p. 260). Er ist hier, wie in den Bardenliedern (p. 260), der Sohn einer Jungfrau, aber nicht die Magier des Königs beschließen seinen Tod, sondern die zwölf Bardenfürsten von Brittannien (p. 257), worauf ich später zurückkommen werde. Er weissagt dem Vortiger eine bedrohliche Zukunft, er verwandelt den Uthyr in den Herzog von Cumberland, um mit dessen Gemahlin den Arthur zu zeugen (p. 292) und er auch ist es, welcher dem Emrys in seinen Unternehmungen an die Hand geht. Er errichtet Brittanniens gefallenen Kriegern aus mystisch geformten Steinen ein Todtendenkmal (p. 276). Er läßt sich häufig an Quellen sehen. Bis hieher stimmen die wälischen Chroniken und der französische Roman überein, denn die Erstern lassen sich keine Verwechslung der beiden Merline zu Schulden kommen, sie kennen nur den Erstern, zubenamst Emrys (Ambrosius).

San Marte vermuthet, daß in den französischen Romanen des 12ten Jahrhunderts Ambrosius, das Kind ohne Vater, und Merddin, der kämpfende Barde, in Folge der Verpflanzung beider wälischen Personen nach Bretagne identificirt wurden. Kann man als wahr annehmen, daß Gottfried v. Monmouth seine brittische Chronik aus bretagneschen Traditionen schöpfte, wie er

behauptet, so hatten diese Letztern auch dem Embries des Nennius den französischen Namen Merlin gegeben, wie Gottfried ihn nennt, denn dieser letztere Name ist in den wälischen Gedichten völlig unbekannt, und der Barde heißt immer nur Merddhin. — Was Nennius von Ambrosius (Emris) erzählt, füllt in mannigfacher Erweiterung und Ausschmückung fast das ganze erste Buch des prosaischen Romans „Merlin," der nur eine Ueberarbeitung schon älterer Gedichte ist. Bei Nennius ist die Geburt des Ambrosius kein Geheimniß. „Ambrosius vocor — sagt er — unus est pater meus de consulibus Romanicae gentis" *). Das Breviarium des Gildas geht schon weiter, indem er aus dem Umgang eines römischen Consuls mit einer Vestalin in einem Kloster zu Maridunum (einer schon von Ptolomäus Geogr. II. erwähnten Stadt) entsprossen seyn soll, wovon sein Name Merddin. Und weil bei den Britten ein Mädchen, das im Hause des Vaters schwanger ward, vom Gipfel eines Berges hinabgestürzt, und ihr Verführer mit dem Tode bestraft ward, so wurde die Schandthat durch ein Wunder verhüllt, um das aufgeregte Volk zu beschwichtigen. Gottfried v. Monmouth übergeht diese natürliche Erklärung des Wunders **), und stellt die Abkunft Merlins von einem

*) Man pflegt Ambrosius für den ältesten lateinischen Reimdichter zu halten. Er soll i. J. 333 zu Trier oder zu Arles geboren seyn. Sein Vater war Praefectus praetorio in Gallien (zu Trier), allein der Sohn ging erst nach Rom, nachdem er sich in der Heimath ausgebildet hatte. (San Marte Arthurs. S. 77.)

**) San Marte denkt über die mystische Geburt Merlins im Geiste des jetzigen philosophischen Zeitalters. Anders dachten die alten Chronisten. Sie konnten sich die übernatürlichen Fähigkeiten Merlins nur dadurch erklaren, wenn ein Gott oder ein Dämon sein Vater war. Nach meiner Ansicht ist Merlin eine mythische Persönlichkeit. Da durfte man unbedingt ihm eine Jungfrau zur Mutter geben, und hat gar nicht nöthig, ihre Tugend zu verdächtigen.

Dämon als unzweifelhafte Thatsache hin, vermuthlich, weil die Bretagne, den wälschen Kriminalgesetzen entfremdet, deren Einwirkung auf die Tradition nicht kannte, und wundergläubig, wie sie war, das Wunder als unbedenklich annahm. Der Roman gibt jedoch demselben eine tiefere Bedeutung, denn sogleich beginnt er: „der böse Feind war sehr ergrimmt, als unser Heiland zur Hölle hinabgestiegen war, und daraus Adam und Eva erlöste, sammt Allen, die mit ihnen in der Hölle waren." Die Teufel sinnen auf ein Mittel, gleichfalls einen Leib in einem Weibe zu bilden, der nach ihrem Ebenbilde geformt sey, der nach ihrem Willen thäte, und alles Zukünftige und Vergangene gleich ihnen wüßte; mit dessen Hülfe sie wieder gewinnen könnten, was ihnen der Erlöser entrissen hat. Da unternimmt ein Teufel das Werk mit einer Jungfrau, über deren Mutter er Gewalt hatte. (Camden Anglica p. 871 Annotat.) Die Frucht des Unternehmens ist Merlin. Nachdem das Kind geboren, wiederholen sich seine von Nennius erzählten Abentheuer beim Thurmbau des Vortiger; er verhilft dem Uthyr Pendragon zum heimlichen Umgang mit der Igerna, woraus Arthur entsprang, wie Gottfrieds Chronik erzählt; aber im 20sten Kapitel verschwindet der traditionelle Boden, und der Roman verwickelt sich mit den ältern Geschichten vom h. Gral und Joseph von Arimathia, und mit andern Romanen der Tafelrunde, so daß es unmöglich ist, die ursprüngliche einfache Fabel wieder zu erkennen. Daß nichts mehr an den wälschen Sänger des Affallenau (Avallon) erinnert, berechtigt zu der Vermuthung, daß das bardische Gedicht nicht nach der Bretagne mit übergegangen sey, oder daß es hier bald als nicht mehr national interessant in Vergessenheit gerieth. Gegen das Ende des

Romans bemeistert die Liebe zu Viviane sich des Zauberers. Sie lernt ihm seine Kunst ab, und schließt ihn im Walde von Breceliande oder Briogne in einem unsichtbaren Kerker ein. Dadurch wurden zugleich Person und Local gänzlich nach der Bretagne hingezogen, was in Wales nicht wohl gedichtet werden konnte. So wandelte sich die Verzweiflung des Kämpfers *) in chevallereske Liebe, und wie er im Walde Celydon sich im heißen Schmerz den Augen der Welt entzog, birgt die neufranzösische Ritterpoesie ihn vor der Welt im Zaubergefängniß der Minne. Damit entschwand dieser Figur völlig der ursprünglich heimatliche Character in der französischen Romandichtung, während seine nationale Erinnerung und Bedeutung sich durch die mysteriösen Dichtungen erhielt, die als „Merlins Prophezeiungen" umgingen, und die fort und fort als eine zweite Apokalypse benutzt wurden, um in ihnen die Vorherverkündigung des Geschickes von England zu finden, dergestalt, daß sie selbst noch im 17. Jahrh. in verschiedenen Ländern ihre gelehrten Commentatoren fanden **).

Wie San Marte beklagt auch Villemarqué die durch seine Landsleute vorgenommene Entstellung des brittischen Merlin. Aber, meint er, auch in dieser Verkleidung erkennt man noch die ursprünglichen Züge; denn

*) Die Schlacht, in welcher Merddhin gestritten haben soll, war 1. im Walde Celidon (Nennius: Hist. Brit. ed. Stevenson § 56. Septimum fuit bellum [Arthuri] in silva Celidonis), wohin nach der verlornen Schlacht er im Wahnsinn floh.

**) Z. B. Weissagungen Merlins mit einem Commentar des Alanus ab insulis Frkf. 1608. — A Lytel Treatise of the Byrth and Prophecye of Merlin. Lond. 1510. — The life of Merlin, surnamed Ambrosius, his prophecies and predictions interpreted 1641. — La vita di Merlino con le sue profezie, Venetia 1539.

Merlins beabsichtigte Opferung, um die Grundmauer von Vortigers Thurm zu festigen, erinnert an Cäsars Anklage der Druiden, die kein wichtiges Unternehmen ohne ein Menschenopfer zu beginnen wagten. Die geheimnißvolle Empfängniß Merlins mahnt an Augustins (Civ. Dei c. 23) Incubi oder Nachtgeister, die mit Töchtern der Menschen fleischlichen Umgang haben*) Merlins Vorliebe für Quellen — an einer solchen lernte Merlin die Fee Viviane oder Niniane, seine Geliebte kennen — erklärt sich leicht aus dem Quellencultus der alten Britten (vgl. S. 650), der noch in christlicher Zeit nicht verschwunden war, weil das Concil von Tours (567) dagegen eiferte**), sowie gegen den Felsendienst (Ibid.), der ebenfalls ein druidisches Ueberbleibsel war (vgl. S. 649). Dieser erklart das Wunder mit den Steinen, die Merlin Behufs eines Begräbnißplatzes von Irland nach Salisbury einschiffen ließ, obschon die Leute versicherten, die ganze Welt sey nicht im Stande, auch nur Einen solchen Stein vom Ort zu rücken. (Schlegels rom. Dicht. d. Mittelalt. S. 99.)

Uthyr Pendragon hatten wir S. 659 vgl. 671 als Drachenfürsten kennen gelernt, die alten Barden dachten dabei an den Gott Hu in der Unterwelt; die Roman-

---

*) Der Chronist Nennius, welcher im 10. Jahrhundert lebte, trug schon Bedenken, eine solche fabelhafte Abstammung Merlins nachzuerzählen, er gibt daher, wie S. 710 Anm. gezeigt worden, der Angabe des Gildas folgend, ihm einen römischen Consul zum Vater. Ihm zufolge fragt Vortiger, als die 12 Magier Merlins Leben zur Festigung des Thurmbau's fordern, den Knaben nach seinem Namen, und erfahrt von ihm, daß Ambrosius, brittisch: Embres Guiled, sein Name, und ein römischer Consul sein Vater sey.

**) Excolentes sacra fontium admonemus. (Conc. Galliae, Baluze p. 110.)

ciers, welche den Sinn dieses Epithetons nicht mehr verstanden, bildeten folgendes Märchen:

Merlin sagte zu Pendragon: Am dritten Tage wirst du einen Drachen in der Luft erblicken, bei diesem Wahrzeichen, das auf deinen Namen sich bezieht, darfst du sicher kämpfen, der Sieg wird auf deiner Seite seyn. Zur Zeit erschien wirklich der prophetische Drache in der Luft, und Uther focht so tapfer, daß die Heiden unterlagen. Pendragon aber blieb in der Schlacht. Sechszehn Tage nachher kam Merlin an Uthers Hof, und sagte ihm, daß der Drache am Tage der Schlacht Pendragons Tod und Uthers Erhaltung bedeutet habe, er bat deßhalb den König, daß er zum Andenken dieses Ereignisses sich künftighin Utherpendragon nennen möchte, und der König willigte ein; Merlin ließ ihm ein Panier mit einem feuerspeienden Drachen machen, den sollte er in jeder Schlacht vor sich hertragen lassen. (Schlegel a. a. O. S. 97—99.)

Gottfried von Monmouth (im 12. Jahrhundert) hat alle, auf Merlin Ambrosius bezüglichen brittischen Traditionen gesammelt, und aus ihnen eine in lateinischen Versen ausgestattete sogenannte Geschichte des „wilden Merlin" zusammengeflickt, welche die vorzüglichsten Materialien zur zweiten Hälfte des französischen Romans enthält. Zwar die Namen sind nicht in beiden Werken immer gleichlautend. So z. B. nennt Gottfried die dem Merlin befreundete Fee Ganieda, der Romancier hingegen Viviane, aber die Abenteuer sind dieselben, namentlich herrscht auffallende Uebereinstimmung über Merlins Aufenthalt in der Wildniß und sein unsichtbares Gefängniß und Verzauberung daselbst.

Woher Merlin den wunderlichen Beinamen „der Wilde" bekam? Diese Frage beantwortet Valentin Schmidt in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung des Straparola wie folgt: „In des Waldes Einsamkeit

gibt sich der Mensch am ehesten der Beschauung hin." Somit soll Merlins Prophetengabe aus seinem Aufenthaltsort erklärt seyn.

Im französischen Roman, den Fr. Schlegel übersetzte, wird (S. 71) des „wilden Merlin" in einer Weise gedacht, welche diese Auslegung seines Beinamens rechtfertigt:

König Pendragon befragte den geheimen Rath und die Edeln des Landes, wie man sich von den Heiden, welche noch so viele feste Plätze des Landes besetzt hielten, befreien könne? Man erinnerte sich, wie Merlin dem Vortiger seinen Tod vorhergesagt, und der Wunder, die er sonst verrichtet; daher meinten die Räthe, nur Merlin könnte dem König seine Fragen beantworten. Dieser schickte sogleich Boten durchs ganze Land, mit dem Befehl, nicht eher zurückzukommen, bis sie den Merlin gefunden. Der Zauberer, welcher sogleich wußte, daß er gesucht würde, begab sich aus seiner Einsamkeit im Walde von Northumberland in die nächste Stadt, wo er die Boten treffen mußte. Unterwegs nahm er die Gestalt eines alten Hirten an, an seinem Hals hing eine große Keule, die Füße waren bloß, ein altes zerrissenes Kleid hing an seinem Leibe herab, auch trug er einen langen struppigen Bart. In diesem Aufzug erschien er in dem Wirthshause der Stadt, wo die Boten zu Mittag aßen. Als die Boten ihn gewahrten, riefen sie aus: „das ist ein wilder Mann!" Merlin aber sagte: „Ihr Herren Abgeordneten, seyd eben nicht sehr bekümmert, Eure Botschaft auszurichten. Ihr bringt die Zeit mit Essen und Trinken zu, anstatt den Merlin zu suchen." Da fragten sie ihn, ob er vielleicht ihn gesehen? — „Wohl kenne ich ihn" lautete die Antwort, „ich weiß auch, wo er sich verbirgt. Er selber sagte mir, daß Ihr ihn zu holen gekommen seyd, daß er aber nicht mit euch gehen würde, wenn ihr ihn auch wirklich fändet, daß ihr aber dem Könige sagen sollt, er würde die Schlösser nie erobern, so lange der Heidenkönig

Hangius noch lebe. Wisset auch, daß von denen, die dem König riethen, Merlin holen zu lassen, nur noch Einer im Lager des Königs ist. Es sind überhaupt nur noch drei vom großen Rath des Königs am Leben, diesen und dem König selbst dürft ihr sagen, daß, wenn sie selber herkommen wollen, den Merlin zu suchen, sie ihn im Felde das Vieh hütend finden. Kommt der König aber nicht selber, so wird er gar nicht gefunden.“ Die Boten sahen erstaunt einander an, als sie aber ferner mit dem Mann reden wollten, war er nicht mehr da. Sie wußten nicht, wohin er gegangen sey.

Als die Boten zum König zurückkamen, fanden sie wirklich diejenigen Räthe todt, von welchen der alte Hirt es ihnen vorausgesagt hatte. Nun riefen alle Anwesenden: es müsse der alte Hirt Merlin selber gewesen seyn. König Pendragon ließ sein Reich unter der Obhut seines Bruders Uther *), und reiste mit seinem Gefolge in den Wald von Northumberland, wo er, der Aussage der Boten zufolge, Merlin finden würde. Dieser erschien ihm wieder in der Gestalt des Viehhirten. Der sagte ihm: „Hangius ist todt, euer Bruder Uther hat ihn erschlagen.“ Pendragon schickte sogleich zwei Leute zu seinem Bruder Uther, sie waren aber noch nicht weit geritten, als sie zwei Boten von Uther begegneten, die dem König Pendragon die Nachricht von des Hangius Tode überbringen wollten.

In der zweiten Hälfte des französischen Romans befindet sich folgende, in der Fr. Schlegelschen Uebersetzung ausgelassene höchst interessante Episode vom wilden Merlin:

Julius Cäsar hatte eine Gemahlin, der zwölf Jünglinge in der Kleidung von Hoffräulein dienten. Um den Bart derselben zu verbergen bediente sie sich eines wunderlichen Mittels. Sie ließ ihnen an jedem vierten Tag das Gesicht mit Kalk und Auripigment beschmieren. An diesen Hof kam in Ritterkleidung die Tochter des deutschen

*) Der ältere Pendragon der Bardenlieder S. 659 ist hier also in zwei Wesen getheilt. (Vrgl. S. 714.)

Herzogs Mathan, nach ihrem Taufnamen Advenable, unter dem angenommenen Namen Grisendales. Sie ward Seneschal. Dem Cäsar träumte: er sähe eine Sau mit so langen Borsten, daß sie an die Erde streiften, und zwischen beiden Ohren hatte sie am Obertheil des Kopfes einen goldenen Reifen, ähnlich einem Diadem. Neben ihr zeigte der Traum dem Cäsar zwölf junge Löwen, die dieser mit der Sau verbrennen ließ. Als er am folgenden Tage über diesen Traum nachdachte, kam Merlin in Gestalt eines Hirsches (s. S. 707) mit fünf Geweihen in den Speisesaal, warf Speisen und Getränke um und sagte ihm: nur ein wilder Mann (homme sauvage) werde den Traum deuten können. Cäsar setzte die Tochter als Belohnung aus für den, der ihm den Hirsch oder den Waldmann herbeischaffe. Grisandoles suchte im Walde. Ein Eber sagte ihr: Advenable! bring gesalzenes und gepfeffertes Schweinfleisch her, Honig, Milch und warmes Brod, vier starke Männer und einen Burschen, um den Bratspieß zu drehen. Auf den Geruch des Bratens wird der Waldmann kommen und du kannst ihn fangen." Es geschah; Merlin in Gestalt eines Wilden, mit einer großen Keule, womit er gegen die Bäume schlug, setzte sich ans Feuer, verzehrte Alles und schlief ein. Grisandoles band ihn, führte ihn fort und ritt neben ihm. Der Wilde lachte laut auf. Um die Ursache befragt, antwortete er, er wolle sich nur in Gegenwart Cäsars erklären. Sie kamen vor einer Abtei vorbei, wo ein Haufe Leute Almosen erwartete. Der Waldmann lachte, erklärte sich aber nicht darüber. Vor einer Kapelle, wo Messe gelesen ward, hielten sie an. Hier gab ein Stallmeister einem Ritter drei Ohrfeigen. Jedesmal lachte Merlin. Der Ritter folgte ihnen nach Rom. Hier verbarg Merlin seine Abkunft dem Cäsar, er sagte: er sey von einem Waldmann erzeugt *). Der ganze Hof ward versammelt. Merlin lachte, als er die Kaiserin mit ihren zwölf Damen sah, und erklärte nun dem Cäsar seinen

*) Die Waldgeister (Satyrn) sind der h. Schrift zufolge Dämone. Liegt also hier eine Anspielung auf Merlins übernatürliche Zeugung verborgen?

Traum: die Sau ist die Kaiserin, die zwölf Löwen sind die verkleideten Männer. Sie wurden alle dreizehn im Schloßhof verbrannt. Nun sagte Merlin, warum er gelacht habe; zuerst: Grisandoles, ein Weib habe ihn gefangen, was kein Mann mit all seiner Kraft vermocht haben würde. Zweitens, unter der Stelle vor der Abtei, wo die Armen bettelten, liegt ein sehr großer Schatz in der Erde. Die Armen traten also mit ihren Füßen auf einen größern Schatz als die ganze Abtei werth ist, hätten sie nur sein Daseyn gekannt, und die Art gewußt, ihn sich anzueignen! Die drei Ohrfeigen, die der Stallmeister seinem Herrn gab, bedeuten die drei gewöhnlichen Folgen des Reichthums. Der Ort, auf dem jener knieend die Messe anhörte, enthielt gleichfalls einen großen Schatz unter der Erde. Dadurch wird der Mensch hochmüthig, habsüchtig und neidisch. Der Stallmeister wußte zwar von dem allem nichts, aber Gott ließ es geschehen, um sein Volk auf die Gefahren des Reichthums aufmerksam zu machen, damit sie ihn, den Herrn, nicht darüber vergessen sollten, „denn wie der in der Erde liegende Schatz zu nichts dient, so der Reichthum, worauf der Mensch einschlummert, Gott vergißt, und todt ist vor ihm, wie der Schatz in der Erde für die Welt."

Julius Cäsar fand durch die That alle Reden Merlins bestätigt, und heirathete Avenable auf Anrathen dieses Weisen, der ihm noch befiehlt, nichts gegen den Rath seiner Frau zu thun, wodurch er überall Vortheil haben werde. Hierauf ging Merlin fort, und schrieb in griechischer Sprache an die Saalthüre: „Jeder, der diese Worte liest, wisse, daß der wilde Mann, der zum Kaiser gesprochen hat und seinen Traum ausgelegt, Merlin von Northumberland war; und der Hirsch mit den fünf Geweihen, der zu ihm bei der Tafel sprach, und der, welcher zu Avenable im Walde sprach, als er ihm anzeigte, wie er den wilden Mann fangen könnte, auch der war Merlin, der sehr weise und oberste Rath des Uther Pendragon, Königs von Groß-Bretagne und des Königs Artus seines Sohnes." Die Eltern der Avenable wurden eingeladen, und die Hochzeit ward zur Freude Aller präch-

tig gefeiert, denn Advenable wurde allgemein geliebt. Es kamen Gesandte aus Griechenland an den Hof, welche die bis dahin nicht verstandenen Worte an der Thür, die Merlin zurückgelassen hatte, erklärten. Kaum war dies geschehen, so verschwanden die Worte spurlos. (Schmidts Anmerk. zu Straparola's Mährchen S. 339.)

Die Versetzung Merlins in Julius Cäsars Zeit verräth deutlich, daß man an ein Haupt der Druiden dachte, die Cäsar persönlich kennen lernte (B. G. VI, 13). Die Klöster der Druiden waren die heiligen undurchdringlichen Wälder der Götter, und die Zellen, welche sie bei ihren heiligen Betrachtungen einschlossen, Höhlen und Klüfte, oder Moosbütten unter Eichen erbaut. (Eckermann, Religionsgeschichte III., I. S. 11). Dadurch wäre Merlins Waldleben erklärt, daher sein Beiname **Sylvestris**. Seine Verwandlung in einen Hirsch erzählen schon die Bardenlieder (siehe S. 707), aber diese Metamorphose spielt auf die Seelenwanderungslehre an. Die Eingeweihten in die Mysterien des Dionysus trugen Hirschkalbfelle, als Anspielung auf ihre geistige Wiedergeburt, und Hirschbilder an Taufbecken in Kirchen bestätigen, daß das Christenthum auch diese Idee in sich aufgenommen. Dasselbe Symbol für denselben Begriff findet sich im Druidismus vor. In der Prophezeihung des **Gwanchlan** (bei Villemarqué **Barzas Breiz** I. p. 5) sagt Taliesin: „Alle Dinge sind von Ewigkeit vorherbestimmt. Alle Menschen müssen dreimal sterben, bis sie zur Ruhe gelangen.“ In den nächstfolgenden Strophen erklärt Taliesin, daß er nach seinem Tode zweimal geboren sey: „Ich bin todt gewesen, ich bin lebendig geworden, und jetzt bin ich wieder Taliesin. Ich bin ein gelber Dammhirsch gewesen, jetzt bin ich wieder Taliesin.“ (Eckermann a. a. O. S. 25).

Gottfried von Monmouth bezeugt, daß Merlins Geschichte in den Sagen und Volksliedern der Britten ihre Quelle habe, daß er selber aus diesem Born geschöpft. Dasselbe gilt noch weit mehr vom französischen Roman, dessen erste Hälfte so auffallend mit den keltischen Traditionen zusammenstimmt. Der Schluß, Merlins Aufsuchung durch den Ritter Gawein, mahnt auf eine überraschende Weise an die brittischen Sagenerzähler, welche dieselbe Person solchen Flüchtigen nachspüren lassen. Diese Behauptung wird durch eine neue Entdeckung wesentlich unterstützt. Es hat sich nämlich eine Ballade vorgefunden, deren Verfasser vor dem 12ten Jahrhundert gelebt haben muß, und die noch jetzt von den Landleuten in Armorica gesungen wird. Sie handelt von Merlins Flucht vom brittischen Königshof, von seiner Aufsuchung, Wiederkehr und abermaligen Entweichung *).

Valentin Schmidt (Wiener Jahrb. Bd. 29 S. 86) meint: „Das tragische Ausscheiden Merlins aus dem Kreise seiner Freunde beweist die Ohnmacht aller Klugheit und Weissagung einem höhern Walten gegenuber. Als Gawain die Stimme des unsichtbar gewordenen und verzauberten Merlin hört, sagt er: „Wie konnte dieß dem weisesten Mann der Erde begegnen?" Merlin antwortete: „Sage: dem Thörichtsten, denn ich bin ein Thor gewesen, daß ich ein Weib mehr liebte, als mich selbst. Denn ich lehrte meiner Freundin das, wodurch sie mich einkerkerte, und nichts kann mich erlösen!" Er hatte nämlich auf Vivianens Verlangen sie in seine Zauberkünste eingeweiht, und ihr ging es wie dem Zauberlehrling in Lucians Philopseudes. Den Zauber, welchen sie selbst heraufbeschworen, konnte sie

*) Barzas Breiz, Chantes popul. I. p. 64.

nicht lösen, und der Meister, der andern helfen konnte, vermag nun nicht für sich etwas zu thun, denn eben jene Kräfte, durch die er wirkte, sind jetzt vom Zauber festgebunden. Der französische Roman erzählt den Hergang der Sache wie folgt:

Nachdem Merlin sich der Jungfrau ganz hingegeben, lehrte er sie allerhand Künste zu ihrer Ergötzlichkeit, die sie nachmals auch sehr ausübte. Eines Tages merkte er große Traurigkeit an ihr. Sie nach der Ursache fragend, veranlaßte er sie, ihm den Wunsch mitzutheilen, den sie noch auf dem Herzen hatte. „O mein süßer Freund!“ sagte sie, „noch Eine Wissenschaft fehlt mir, o lehre sie mich.“ — „Und welche?“ — „Lehre mich, wie ich einen Mann feßle, ohne Ketten, ohne Thurm, ohne Mauern, bloß durch die Kraft des Zaubers, so daß er niemals entweichen kann, wenn ich ihn nicht entlasse.“ — Da Merlin dies hörte, seufzte er tief und ließ sein Haupt sinken. — „Warum erschreckst du?“ fragte Niniane. „Ich weiß“ antwortete er, „daß du mich so zu halten Willens bist, und doch kann ich nicht widerstehen, es dich zu lehren, so ganz bin ich von dir eingenommen. Nun sage, was verlangst Du?“ „Ich wünsche“, sprach sie, „daß wir uns einen bezauberten Wohnort errichten, der nie zerstört werden kann, worin wir Beide ungestört vor der Welt zusammenleben könnten und unsrer froh werden.“ — „Dies soll geschehen“ sprach Merlin. „Nein, nein Freund“ erwiderte Niniane, „du sollst ihn nicht machen, sondern sollst mich ihn machen lehren, damit er alsdann ganz in meiner Gewalt sey.“ So lehrte sie Merlin Alles ohne Rückhalt, was zu einer solchen Verzauberung gehörte. Als sie es nun begriffen hatte, auch sich jedes Wort sorgsam aufgeschrieben, war sie voller Freude, und bezeugte dem Merlin so viel Liebe, daß er kein anderes Vergnügen mehr kannte, als mit ihr zu seyn. Eines Tages gingen sie Hand in Hand im Walde von Broceliande lustwandelnd. Als sie sich ermüdet fühlten, setzten sie sich unter einer großen Weißdornhecke, die eben süß duftend blühte, ins hohe Gras nieder, und ergötzten sich mit süßen Lie-

beswerken. Merlin legte dann seinen Kopf in Ninianens Schoos, und sie streichelte seine Wangen, bis er einschlief. Als sie gewiß war, daß er schlafe, stand sie leise auf, nahm ihren langen Schleier, umgab damit die Hecke, unter welcher Merlin schlief, und vollendete die Bezauberung genau so, wie er solche sie gelehrt. Neunmal ging sie um den geschlossenen Kreis, neunmal wiederholte sie die Zauberworte, bis er unauflöslich war; dann ging sie wieder hinein, setzte sich leise wieder auf den vorigen Platz, und legte Merlins Kopf sich wieder in den Schoos. Als er aufwachte und umherschaute, dünkte ihm, er wäre in einem entsetzlich hohen festen Thurm eingeschlossen, und läge auf einem herrlichen kostbaren Bett; da rief er: „o mein Fräulein! Ihr habt mich hintergangen, wenn Ihr jetzt mich verläßt, denn kein Anderer kann mich aus diesem Thurm ziehen.“ „Mein süßer Freund!“ sagte sie „beruhige dich, ich werde oft in deinen Armen seyn!“ Dies Versprechen hielt sie treulich, denn wenige Nächte vergingen, wo sie nicht bei ihm war. Merlin konnte nie wieder von dem Ort, an welchen er von Niniane gezaubert war, sie aber ging und kam nach Wohlgefallen. Sie hätte nachmals ihm gern die Freiheit wiedergegeben, denn es dauerte sie, ihn in solcher Gefangenschaft zu sehen, aber der Zauber war zu stark, und es stand nicht mehr in ihrer Macht, worüber sie sich in Traurigkeit verzehrte. (Fr. Schlegel röm. Dicht. d. Mittelalt. S. 176 ff.)

Dieselbe Fee Viviane (Niniane), welche den Merlin unter dem Weißdornstrauch berückt und mit unlösbarem Zauber gefesselt hatte, war es auch, welche den Helden L a n c e l o t in ihr Reich entführte, um ihn daselbst zu erziehen, daher sein Beiname „v o m S e e.“ Villemarqué vindicirt ihn der Bretagne, weil daselbst häufige Sagen umgehen, daß Kinder von Feen geraubt werden. Aber darum alte wäl'sche Quellen in Zweifel zu ziehen, ist kein Grund vorhanden, weil auch die Irländer von einem unter dem Wasser befindlichen Land der Jugend erzählen, und dessen Herrlichkeiten, sowie

die Schönheit der Elfen, die es bewohnen, nicht genug beschreiben können (s. Grimm, Irische Elfenm. Einleitung). Die Entführung von Arthurs Gemahlin durch Lancelot erwähnt schon eines der unbestritten ältesten Bardenlieder, Merlins „Afallenau" mit den Worten: „Arthur wird wieder erscheinen und Gwenhoywar bestraft werden." Die Triaden ermangeln nicht, jener Entführung häufig zu gedenken. Ferner ist in der **Vita Sti. Gildae**, die dem Caradoc von Llancarvan, einem Zeitgenossen des Gottfried von Monmouth zugeschrieben wird, Arthur als ein vielseitig bedrängter Fürst („**dolens et lacrimans**") dargestellt, dessen Weib ein kleiner Fürst von Somersetshire zu rauben, und dennoch mit dem Beraubten einen diesen beschämenden Frieden einzugehen vermochte, woraus abzunehmen, daß der so gestaltete Inhalt dieser Legende einer Zeit angehört, in welcher Arthur noch nicht den Glorienschimmer eines unbesieglichen Herrschers, wie er in der spätern Sage erscheint, angenommen hatte. Hätte sie aber auch wirklich Caradoc erst verfaßt, so würde sie dennoch immer noch älter seyn, als der älteste Lancelotroman, und jedenfalls ist sie auf w ä l i s ch e r Tradition gegründet. (San Marte, Arthurs. S. 99). Der Einwendung: Lancelot könne nicht wälischer Abkunft seyn, denn es sey ein französischer Name — man supponirt nämlich einen Apostroph (**L'Ancelot**, und das Wort ist Diminutivum von **ancel**, wie **baisselot** von **boissel**, **Michelot** von **Michel etc.**) — läßt sich entgegnen, daß er nur Uebersetzung von **Mael** sey, was (nach Owen **Welsh diction.** und **Walter diction. gallois**) s. v. a. Diener bedeutet, wie **ancel** (nach Roquefort **Gloss.**) in der romanischen Sprache (vergl. das lateinische **ancilla** und **ancillari**). Ta=

liesin, anerkannt einer der ältesten Barden und (mythischer) Zeitgenosse des (mythischen) Arthur, preist in einem Gedichte (**Myvyr. Arch. I., 27**) die Schönheit des Fürsten Mael, tadelt ihn aber wegen seiner verderbten Sitten (also eine Anspielung auf den Entführer der Ginevra). Ferner machen auch die Triaden den Mael zu einem Fürsten und Zeitgenossen Arthurs (**Myv. Arch. II., 358**). Das Landvolk in der Niederbretagne und in Wales, obschon diese Volksstämme seit mehr als zwölf Jahrhunderten getrennt sind, gedenken doch Beide in ihren Nationalliedern dieses Helden; der Bearbeiter des französischen Romans, dessen Entstehung man in die Mitte des 13ten Jahrhunderts setzt, hat vielleicht die Namen Lancelot und Viviane nur den unbekannten Namen jener Personen substituirt, welche von der Tradition gefeiert werden.

Meines Erachtens kann, wenn Ginevra der Neodruidismus, die personifizirte geistliche Hurerei seyn soll (vergleiche S. 684) gegenüber dem Arthur, als dem Repräsentanten der Rechtgläubigkeit, auch Lancelot nur eine allegorische Figur seyn. Daß er sein sündhaftes Leben als reuiger Mönch beschließt *), möchte ich auf die endliche Verschmelzung des Neodruidismus mit der orthodoxen Kirche beziehen, was man unter dem Bilde einer Aussöhnung mit Arthur dargestellt haben mochte. Lancelots Jugenderziehung im unterseeischen Feenreich dürfte wohl eine mönchische Anspielung auf die ursprüngliche Glaubenslehre des Landes seyn, die erst spät und unter vielen Kämpfen

*) Nonne — sagt Gildas — in primis adolescentiae tuae annis avunculum tuum regem . . . oppressisti . . . nonne cupiditate invectus ad vitam revertendi rectam, monachum te vovisti?

sich in die christliche umwandelte. Aber seiner Bekehrung wegen war Lancelot, der nunmehrige Diener der wahren Kirche, auch gewürdigt worden, daß sein Sohn Galaad den leer gebliebenen Sitz an der Tafel des Gral (s. S. 669) einnehmen durfte, welcher leere Sitz die Aufschrift hatte: **Içi est le siege de Galaad** *). Die Fee, welche den Lancelot erzog, war keine andere, als die "Dame vom See", d. h. Ceridwen mit ihrem Waschbecken, deren obenerwähnte Kenntniß der Kräuter und Steine und anderer Zauberkräfte auch Lancelots Pflegemutter nachgerühmt wird. Die eigentliche Mutter Lancelots war die Gemahlin des Königs Ban. Dieser — berichtet der prosaische Ritterroman, der bedeutend jünger ist als der metrische „La Charette,“ den Chretien de Troyes um 1191 schrieb — war durch Verrath seines Seneschalls in der eigenen Burg verbrannt worden. Die betrübte Gattin hatte ihr neugebornes Kind am Ufer eines See's zurückgelassen, während sie hingegangen war, die letzten Augenblicke ihres sterbenden Gemahls zu lindern. Bei ihrer Zurückkunft fand sie ihr Kind in den Armen einer schönen Frau. Sie beschwor diese flehentlich, ihr das Kind zurückzugeben, aber die Dame, ohne auf ihr Bitten zu achten, oder ein Wort zu äußern, begab sich an den äußersten Rand des See's, tauchte unter und verschwand mit dem Knaben. Der Name der Dame vom See war Viviane, und sie hatte „**en la marche de la petite Bretaigne**“

*) Im Roman Giglan (Wigalois) heißt es: Ce Lancelot-passa eu prouesse tous les autres, excepte son fils Galaad qui remplit le siege perilleux et acheva les aventures du sang Graal, ainsi qu'il est couteuu au livre qui est fait de la quete du dit sang Greal.

gewohnt. Da aber auch Avallon ihre heilige Insel war, so erblickt man hier eine wälische Sage, die bei der Stammverwandtschaft der Wälschen und Bretagner sehr leicht auch dahin ausgewandert sein könnte. Nachdem der junge Schützling der Dame vom See eine ritterliche Erziehung genossen, brachte sie ihn an den Hof Arthurs. Auffallen müssen die im Leben Arthurs und Lancelots sich darbietenden Parallelen. Viviane hatte das Kind Lancelot in ihr Feenreich getragen, ebenso den sterbenden Arthur auf die Insel Avallon *), die ja auch für ihren Wohnsitz galt, und wo Arthur unsichtbar fortlebt, wie Lancelot im Feensee. Auf Avallon, der Glasinsel (Glastonbury) in Sommersetesbire herrschte Melvas, d. i. Mael (San Marte Arthurs. S. 99), also Lancelot. Nach dem französischen Arthurroman war Arthur der Berufene, welcher die von Uthyr Pendragon gestiftete Tafelrunde vollständig machen, d. h. den leer gebliebenen Platz ausfüllen sollte. Dasselbe wird von Lancelots Sohn Galaad gesagt, welcher den Namen von einem Sohne Josephs von Arimathia führte. Lancelot selber war der Besitz des Gral nicht beschieden wegen seiner frühern Unkeuschheit (Häresie!), er erblickte ihn zwar (**Lanc. du Lac, Par. 1533. II. fol. 85**), gerieth aber in die größte Sinnenbethörung, und hatte keinen Gewinn dabei. Daran war sein Verhältniß zu Ginevra Schuld, denn nach dem Tristan mußte der Hüter des Gral in unbefleckter Keuschheit sich erhalten. Der

*) Avallon war die Insel der Seligen. Im „Perceforest" heißt es: auf der Insel Zelland (Zeeland = Seelenland) lebte eine Fee Morgane, diese war es, welche den Arthur aus der Schlacht entrückte. Aber zufolge Ushers Fairy Legends of the south of Ireland II, p. 16. war sie Arthurs Schwester und — Lancelots Freundin, also Viviane.

König Pecheur*), ein Nachkomme Josephs von Arimathia, hatte eine Pilgerin, die sich vor dem Gral niederwarf, mit einem Blick des Wohlgefallens angesehen (**Bibl. des Rom. Avril 1776. I. p. 222**), die Folge war, daß die heilige Lanze — welche zum Gral gehörte, weil mittelst ihr Longin die Seite des Heilands durchstochen, und das kostbare Blut hervor-

---

*) Sein eigentlicher Name war Alain. Pecheur hieß er als Seelenfischer (pèche), aber auch mit Anspielung auf seinen hier erzählten Sündenfall (peché), also Fischer und Sünder. Im Roman du St. Greal findet die Bezeichnung „Fischerkönig (roy pecheor), welche Chretien von Troyes zuerst gebraucht — der bloß trocken erwähnt: der roy pecheor habe sich bei einem See ein Schloß erbaut, weil er hier so schön fischen könne — ihre Erläuterung: Joseph von Arimathia von Ebron Abschied nehmend, durchzog mit seinem Gefolge Großbrittanien, und kein Tag verging, ohne daß 20 bis 30 Personen Habe und Gut verließen, um ihm zu folgen. Er sprach mit solcher Kraft und Erhabenheit durch die Gnade des h. Geistes, daß Niemand seiner Lehre (Christi) zu widerstehen vermochte. Er kam in eine Wüste, wo sie nichts zu leben fanden, nur diejenigen, welche sich in Josephs Nähe hielten und nach seiner Lehre thaten, wurden vom Gral gespeist; die andern dagegen, die zwar mit ihm zogen, aber daneben Unfug trieben, blieben hungrig und durstig (Alles dies ist, wie beim biblischen Manna, wie sich von selbst erräth, geistlich zu verstehen). Laut klagten sie über diese Zurücksetzung, und forderten, daß Joseph ihrem Elend ein Ende mache. Er aber hielt ihnen ihre Schuld vor, daß sie von Gott abgelassen; sie seyen nicht seine wahren Kinder, er nicht ihr wahrer Vater. Doch sein Erbarmen zu zeigen, befiehlt er Alain, dem Sohne Ebrons, Netze in den Bach auszuwerfen. Es wird zwar nur Ein Fisch gefangen, aber ein sehr großer. Sie verzagen darob, daß er ausreiche für so viele. Joseph jedoch läßt ihn kochen, zerlegt ihn in drei Theile, dann läßt er Alain zum Gral beten, er möge die Zürnenden mit dem Fische sattigen. Da geschah ein Wunder, denn sie wurden alle so satt, als ob sie alles Fleisch der Welt gegessen hätten, und sie gaben Alain den Namen des reichen Fischers. (San Marte Wolfr. v. Eschenb. II. S. 418.) Wenn mir eine Vermuthung auszusprechen gestattet wäre, so würde ich Alains Fischteich für den Gral, d. h. für das Becken erklären, in welchem ein Fisch, d. h. ein reiner Christ, der für Andere den Opfertod stirbt, getödtet wird, und insofern sein Tod für Andere seligmachende Kraft hat, sättigt er sie Alle.

gelockt hatte, welches der Gral aufbewahrte — daß diese Lanze aus seinem Arm fiel und ihm eine Wunde beibrachte, aus der das Blut 50 Jahre unaufhörlich floß. Merlin weissagte, die Wunde werde erst heilen, wenn ein Ritter, noch keuscher als Pecheur, gewürdigt würde, das Heiligthum zu berühren und zu erhalten. Diese Verbindung, in welche Lancelot auch mit dem Gral gebracht wurde, ist ein starker Beweis mehr, daß seine Geschichte, wie jene Arthurs und Merlins, geistlich gefaßt werden müsse. Er wird aber schon in den Bardenliedern diese Stellung eingenommen haben, obschon unter einem uns unbekannten Namen, nur wurden die Thatsachen von den christlichen Mönchen in Wales auf Mael übertragen, bis in der Person des Lancelot der heidnisch-christliche Character durch die christliche Tünche vollständig unkenntlich gemacht wurde, und der von den Barden des Alterthums besungene Held zum gemeinen Lüstling und Ehebrecher herabsank, der zuletzt als reuiger Sünder in der Einsiedlerzelle sich wieder den Himmel erobern will. Lancelot, in der auf uns gekommenen Gestalt, ist das unverläugbare Product einer Mönchsphantasie.

Eine der hervorragendsten Erscheinungen im Arthur-Cyclus war **Tristan**, dessen Liebe zu Isolde noch öfter besungen wurde, als jene des Lancelot zu Ginevra, daher ein Troubadour einen Jongleur der Unwissenheit anklagte, weil er nicht einmal die Begebenheiten des Tristan kenne (**Ni no sabetz las novas de Tristan** *). Seit der Mitte des 12. Jahrhunderts feierten ihn die Gesänge der Provencalen, leider sind jene Gedichte verloren gegangen, nur wenige Bruchstücke haben sich

*) **Ni ne savez les novelles de Tristan.**

bis auf unsere Zeit erhalten, doch verrathen diese kein hohes Alterthum. Eines der drei ältesten wurde unter der Regierung Heinrichs II. von England von einem gewissen Berox umgearbeitet, das zweite hat einen Dichter Thomas zum Verfasser, der etwa 25 Jahre später als Berox lebte; das dritte wird allgemein dem Chretien van Troyes zugeschrieben, welcher schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts gestorben war*). Fauriel hat nachgewiesen, daß der Prosaroman des Lucas du Guast nur eine Erweiterung der ursprünglichen Gesänge sey, also für die Forscher alterthümlicher Literatur keinen selbstständigen Werth besitzt. Behalten wir daher nur die drei versificirten Bearbeitungen von Tristans Abenteuer im Auge. Sie sind zwar nur Fragmente, aber sie erklären sich gegenseitig, und können daher leicht zu einem Ganzen verschmolzen werden. Ihr Inhalt ist bekannt. Tristans erste Waffenthaten finden in Cornwall, am Hofe seines Ohms, des Königs March, Statt. Die Veranlassung für Tristan, seine Kraft zum Erstenmal zu versuchen, hatte ein irländischer Ritter, Morhoult, der einen ungebührlichen Tribut forderte, herbeigeführt. Tristan besiegte den hochmüthigen Krieger und tödtete ihn, aber er selbst war von seiner vergifteten Lanze in den Schenkel verwundet worden. Da in ganz Cornwall kein Arzt sich vorfand, der ihn zu heilen vermochte, so wandert er unter der Maske eines Harfenspielers nach Irland. Dort lernt er die schöne Isolde kennen, von welcher er in der Heimath seinem Oheim ein so reizendes Bild entwirft, daß der König sie zu seiner Gemahlin zu erwählen beschließt. Tristan soll der Freiwerber seyn.

*) Tristan, Recueil de ce qui reste des poemes relatifs a ses aventures, publié par Michel.

Er verkleidet sich als Handelsmann und kehrt mit ihr nach Cornwall zurück. Unter Weges reicht er ihr einen Liebestrank, der Brangine, Isoldens Zofe anvertraut war, und Isolden Liebe zu March einzuflößen die Bestimmung hatte. Beide fühlen bald die Wirkung dieses Trankes in ihren Gliedern. Wenige Tage nach der Hochzeit merken schon der Seneschall und der Zwerg des Königs das verbrecherische Verhältniß, und machen dem König davon Anzeige. Auch verschafften sie ihm die günstige Gelegenheit, die beiden Liebenden zu überraschen, Tristan aber entgeht einige Zeit den ihm gestellten Fallen. Zuletzt werden Tristan und Isolde dennoch ergriffen, und sie sollen zum Hochgerichte geführt werden, als der Ritter ein Mittel zu ihrer Entweichung ersinnt, und die Königin zu befreien so glücklich ist. Nach drei Jahren hatte ein frommer Klausner die beiden Gatten auszusöhnen gewußt, und Tristan wird vom Hofe verwiesen. Dennoch erscheint er wieder daselbst. Er hatte nämlich im Costüm eines Narren sich Allen unkenntlich gemacht und sein Verhältniß mit Isolden wieder angeknüpft. Die Hofleute schöpfen Verdacht, und theilen dem König ihre Vermuthungen mit. Um die Ankläger in Verlegenheit zu setzen, begibt sich die Königin unter den Schutz Arthurs und der Ritter von der Tafelrunde. Sie erbietet sich durch einen feierlichen Eid, sich von dem Verdacht der Untreue zu reinigen. Als am anberaumten Tage March und Arthur mit ihrem Gefolge sich an den bezeichneten Ort verfügen, erscheint Tristan im Bettlergewande, und erbietet sich, die Königin über einen schwer zu passirenden Bach überzusetzen. Sie nimmt dies Anerbieten an. Auf ein von ihr gegebenes Zeichen läßt der Geliebte sie in den Bach fallen, und sie kann nun,

ohne einen Meineid zu begehen, schwören, daß sie in ihrem Leben mit keinem andern Mann in Berührung gekommen als mit ihrem Gemahl und dem Bettler, der ihr jetzt seinen Beistand angeboten. Nachdem sich nun die Königin auf diese listige Weise von dem auf ihr lastenden Verdacht gereinigt hatte, überlassen sich alle Anwesenden der Lustigkeit, Ritterspiele werden eröffnet. Tristan nimmt unter einer neuen Maske an ihnen Theil, und streckt einen Kämpfer nach dem andern in den Sand, bis zuletzt von den Rittern der Tafelrunde keiner mehr übrig ist. Arthur, welchem solche Tapferkeit sehr imponirt, wünscht des Siegers nähere Bekanntschaft zu machen, und bietet demjenigen reichen Lohn, welcher den Tapfern zu ihm führen würde. Tristan ist aber so klug, jede neue Begegnung zu vermeiden, und entfernt sich vom Schauplatze seiner Siege. Obschon Isoldens Ruf wieder hergestellt ist, so wird Tristan dennoch nicht wieder an den Hof seines Ohms berufen. Er zieht sich in die kleine Bretagne zurück, wo der König des Landes, Hovel, ihm seine Tochter zur Ehe geben will, die zufällig ebenfalls Isolde heißt. Aber die erste Liebe hat in seinem Herzen zu tiefe Wurzel geschlagen, und alle Versuche, die Erinnerung an sie zu verwischen, schlagen fehl. Vergnügungen und gefahrvolle Abenteuer jeder Art werden vergeblich aufgesucht, um das Bild Isoldens aus seiner Phantasie zu verdrängen. Er beschließt also, die Königin von Cornwall wieder aufzusuchen. Aber die Tochter des Königs von Kleinbretagne, welche hinter das Herzensgeheimniß ihres Gatten gekommen ist, macht Tristan glauben, daß die Königin von Cornwall seine Wünsche nicht mehr theile, worüber sich dieser zu Tode grämt.

Oben ist erinnert worden, daß die älteste Ausgabe dieses Romans nicht weiter als in das 12. Jahrhundert hinaufreicht. Erst um diese Zeit beginnt seine Popularität in der Bretagne.

Valentin Schmidt (Wien. Jahrb. Bd. 29 S. 100) gibt jenem Liebestrank die Schuld, daß der Einfluß des Gral auf Tristan so gering ist. Man muß nämlich wissen, daß Tristans Vater Meliades ein Abkömmling des Galaad, des Neffen Josephs von Arimathia, war. Dadurch ist auch er in die Gralsage verflochten. Da aber der Gral ursprünglich Ceridwens Waschbecken war, so drängt sich die Frage auf, ob nicht auch Tristans Geschichte in den druidischen Mysterien ihren Schlüssel findet?

Mone *) erkennt den Tristan als die letzte große Veränderung der Druidenlehre. Ueber Ausbildung, Umwälzungen und Unterdrückung der brittischen Druidenlehre gibt es mancherlei Ueberlieferungen, die bedeutendern sind die mythologischen Triaden von den drei mächtigen Schweinhirten, worunter drei verschiedene Zeiträume der brittischen Druidenherrschaft verstanden sind. Das Symbol des Schweins steht im nächsten Zusammenhang mit der Druidenlehre vom Wasser **). Der erste Schweinhirt in Brittanien,

---

*) Ueber die Sage von Tristan, vorzüglich ihre Bedeutung in der Geheimlehre der brittischen Druiden.

**) Auch in andern Religionen, wie die Sprache beweist, denn ὗς (Sau) stammt von ὕω (feuchten), κ-άπρος und a per E=ber (engl. boar), v. sanskr. vara, lat. verres, Schwein, das Stammwort ist aber das sanskr. var, fließen Mit den Sprachen vereinigen sich die Mythen dieses zu erweisen, denn Phorkys (φόρκος, porcus, Ferkel) ist ein Meergott, und Wischnu hatte als Eber die Erde aus dem Wasser hervorgezogen.

sagt die Triade, war Pryden, Sohn des Pwyll, der zweite Coll (vgl. S. 674. 685), der dritte Tristan, Sohn des Tallwch, dieser bewahrte die Schweine des March (Roß*), während der Schweinhirt zu Essylt (Isolde) eine Botschaft machte, um mit ihr eine Uebereinkunft zu schließen. Zu gleicher Zeit verbanden sich Arthur, March, dessen Seneschall Kai und Bedwyr zu einem Zuge gegen Tristan, allein sie bekamen auch nicht Ein Ferkel von ihm, weder durch Schenkung, noch durch Raub, noch durch List, noch durch Gewalt oder Diebstahl. Darum heißt man die Drei die mächtigen Schweinhirten, weil ihnen kein Schwein auf irgend eine Art entrissen werden konnte, und sie die anvertraute Heerde unverletzt den Eigenthümern zuführten. (**Welsh Arch. II. p. 6. 23. 72. 77**). Hier ist also eine Vermischung mit fremden Mysterien (**foreign mysteries**), die in Cornwall eingeführt und von da weiter verbreitet, aber als verunstaltet angesehen wurden, angedeutet (vgl. S. 677). Daher wird Tristans Verhältniß zu Isolde als ein ehebrecherisches und blutschänderisches geschildert. Der Character Tristans, als Herold **) der Mysterien, bezeichnet also den Inbegriff einer mysteriösen Glaubenslehre, die in einer gewissen Zeit im brittischen Druidenwesen das Uebergewicht hatte. Isolde (Eisselt) übersetzt Davies durch Schauspiel oder Gegenstand anhaltender Beschauung, ohne Zweifel von mysteriösem Sinne. Als Weib des March (Roß) war sie eine Stute, in welcher Gestalt Taliesin die Ceridwen gesehen haben will *). Aus den heiligen Ge-

*) Auch dieses ist Wassersymbol s. S. 84 Anm.

**) So übersetzt Davies diesen Namen.

***) Mone beschreibt im „Anzeiger f. Kunde des Mittelalt. 1835 S. 118 einige keltische Münzen, von denen eine auf der Vor-

remonien dieser Göttin erklärt sich aber die Liebe des Herolds und Mystagogen Tristan, dessen Heerde aus Priestern und Andächtigen besteht. Tristan gehört jedoch einer jüngern Periode an als Coll, welcher die Sau zu hüten hatte, ehe sie Junge warf. Hier aber sind die Ferkel bereits hervorgebracht und vervielfältigt, obgleich noch immer Gegenstand der Verfolgung von Seiten des mystischen Arthur und seines Heeres (s. S. 673). Coll wird einstimmig als ein Fremder beschrieben, der nach Brittanien gekommen, während Tristan ein Inländer und von mysteriöser Wichtigkeit war, ehe er die Schweine hütete und mit der Mähre von Cornwall buhlte. Die französischen und englischen Romane von Sir Tristram sind aus dieser mythischen Basis von Sagen, die unter den ältesten Britten im Schwange gingen, ausgebildet. Und doch sind die Sagen, die sich zunächst auf Tristans Abentheuer beziehen, aus der Sprache von Wales verschwunden, jedoch — behauptet Mone — sicherlich da gewesen, und haben die romantischen Lieder vom Helden Tristan erzeugt. Darunter ist der Tristram des Poeten Thomas von Ercildoune besonderer Aufmerksamkeit werth, weil er die echt brittische Religionslehre, obschon mit dichterischen Farben aufgeputzt, enthält. Dieser Schriftsteller

derseite eine Stute (Ceridwen?) hat, mit sieben Punkten (Planeten?) um den Kopf. (Man vgl. S. 662, wo Ceridwens Sternkunde gerühmt wird). Der Hals ist durch einen Halbmond, der Oberkopf und das Maul durch zwei Ringe angezeigt. Eine andere Münze stellt eine springende Stute dar, der Ring unter derselben ist Ceridwens Kessel, die drei Punkte daran die drei magischen Tropfen (vgl. S. 662), die geschlängelten Striche der Ablauf des Kesselwassers (?) Der Stern mit den 8 Strahlen über der Stute hat astronomische Beziehung. (Vielleicht erklart er die 8eckigen Tempel der Druiden, deren Form auf viele Kirchen in Frankreich vererbt wurde?)

ändert den Namen Tristans in Tristram und Tram Trist, was in der Sprache von Wales eine traurige Gestalt (woeful contenance) bedeutet *). Trist-

*) Davies merkt an, es war dies ein zu drolliger Gedanke, um dem launigen Cervantes zu entgehen, der diese Romanze in spanischer Uebersetzung gelesen haben mochte. Mone findet diese Behauptung nicht ganz richtig, weil schon Pellicier zeigte, daß Amadis von Gallien derjenige Roman war, der durch den Don Quixote ins Lächerliche gezogen ist. Allein insofern Cervantes selbst erklärt, der Hauptzweck seines Werkes sey gewesen, das ausgebreitete Ansehen der Ritterbücher zu vernichten, kommt auch Tristan allerdings in die Vergleichung mit Don Quixote, wiewohl er darin nur einmal erwähnt ist. Aus den vielen Anspielungen im Don Quixote schloß Pellicier, daß man unter den Ritterbüchern unterscheiden, und eine französische und englische Sippschaft derselben annehmen müsse. Zu jener zählte er die Romane von Karl und seinen Pärs, zu dieser den Arthur mit seiner Tafelrunde und den Gral. Ausser diesen Romanen, die auf ehrwürdiger Ueberlieferung beruhen, gab es aber zu Cervantes Zeit noch eine Menge anderer, die nur Ausgeburten einer nachahmenden verdorbenen Einbildungskraft, eigentliche Ritterromane waren. In Italien, Frankreich und Spanien bildete sich früh aus dem Heldenliede und der Romanze der Roman, aus diesem die Novelle; die Heldensage wurde zum Stoffe einer ungezügelten Dichtung mißbraucht, wie man aus Bojardo und Ariosto ersieht. Dieses Unwesen griff Cervantes im Allgemeinen an, weil er aber selbst nichts von der Heldensage verstand, so warf er sie mit den erbärmlichen Romanen zusammen, und ließ seinen Witz an ihr aus, da sie in ihrer Gesunkenheit eben so sehr das Gemüth verdarb, als jede andere Geburt der Langeweile. Und hier zeigt sich nun, daß er am meisten den Sagenkreis von Karl d. Gr. durchgezogen, weil dieser auch die Heldensage der Spanier war, wie sich aus ihren alten Romanzen unwidersprechlich ergibt. Am häufigsten wird Amadis aufgeführt; nach ihm findet Don Roldan (Roland) der Sagenheld des ganzen südlichen und westlichen Europa die meiste Erwähnung, sodann der eigentlich spanische Held Gayseros, weniger Karl, Marsil, Reynald (Rinaldo), die zwölf Pars, Turpin, Roncevalles und Galalon. Aus dem englischen Sagenkreise sind die Anführungen schon seltener, denn er war nicht so einheimisch in Spanien, wie der rolandische, auch haben die Spanier darüber weniger Romanzen. Nur Merlin und Lanzarote (Lancelot), dessen Romanzen drollig genug auf den Don Quixote angewandt werden (I, 13.), spielen eine bedeutende Rolle in der Einbildung des sinnreichen Ritters. Artus, Ginevra, die Tafelrunde, der Gral, Tristan, Iseo

rams Vater Rouland ist nur französische Uebersetzung

und der Riese Morgante finden selten Erwähnung, weil sie dem Cervantes ferner lagen als die übrigen. Wenn Cervantes die alten Romanzen für Lügen erklärt, eine Folge dessen, daß die Heldensagen in Spanien für unbezweifelte Thatsachen angesehen, und mit der klarsten Geschichte gleichgestellt wurden, so ist dies Beweis genug, daß er die Heldensagen nicht verstanden hat.

Ziemlich gleicher Ansicht über Entstehung und Ausbildung der Heldensage, und der aus ihr hervorgegangenen Ritterromane ist San Marte (Mittheil. a. d. Gebiet hist. antiq. Forsch. III. 2. S. 19.) „Sowohl die lateinischen Mönchscompilationen als die Heldengedichte in den Vulgarsprachen gründen sich auf Volkssagen und Volkslieder. Beide hatten anfänglich sich unabhängig nebeneinander entwickelt, erst später hat ein wechselseitiger Einfluß, und bei dem größern Ansehen der lateinischen Compilationen Nachahmung, ja sogar Uebertragung derselben stattgefunden. So hat Gottfried von Monmouth auf Betrieb des Erzbischofs Walter von Oxford die zu seiner Zeit (1152) umgehenden uralten Nationalsagen und Lieder aus dem Brittischen in die Form einer Chronik in lateinische Prosa gebracht. Derselbe Fall ist es mit der Chronik von Cornwall des Thomas von Brittanien. Beide sind nebst andern wieder Quelle und Grundlage der gesammten Romanliteratur des 12. und 13. Jahrhunderts von Artus und der Tafelrunde für England und Nordfrankreich geworden So sind die Romanzen vom Cid lange im Volke gesungen worden, ehe sie die Gesta Roderici Campedocti in Eins als zusammenhangende Geschichte zusammenfaßten, und ehe aus dieser in Verbindung mit den darin nicht aufgenommenen Thaten des Helden sich das Poema del Cid hervorrang. So gründet die Chronik Turpins (muthmaßlich aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts) sich auf alte fränkische Nationalsagen, wie deren bei den alten Franken bis ins 9. Jahrhundert zurück vorkommen (Grimm Altd. Wälder I. 7. S. 35.), die sie zusammenfaßte und für wahre Geschichte ausgab, und dadurch Fundament des später so ausgedehnten Fabelkreises von Karl d. Gr. und seinen Paladinen wurde. Nicht minder gehören hieher die alten Chroniken von St. Denys, deren Zusammentragung auf Befehl des Abtes Suger, Ministers Ludwigs des Jüngern (1137—1180), begonnen wurde, worin man fast Alles wiederfindet, nur abgekürzt, was Turpin von Roland und seinem Kampfe mit Ferrajus (Ferragu), von den 12 Pärs von Frankreich, von der Schlacht von Ronceval, und den Kriegen Karls mit den Heiden erzählt, und die in vollkommen redlicher Absicht und als eine beglaubigte Geschichte der Zeit abgefaßt wurden."

des keltischen Tallwech, wie Tristans Vater in der bardischen Ueberlieferung heißt, und dessen Namen die überwältigende Flut bedeutet. Seine Mutter, die Schwester des Königs Mark, also des March der Triaden, seine Mutter also, deren Name **Blanche Flour** *) die weiße Blume bedeutet, sie ist das Zeichen des Bündnisses unter den Bekennern des Druidismus, welches die Britten ihren Brüdern in Gallien beizustehen bewog, und insofern auch Cäsars Zug nach Brittanien **) veranlaßte. Und diese symbolische Flour ist das dreiblättrige Kleeblatt, die heilige Pflanze der Druiden, von welcher jedes Blatt die blasse Zeichnung eines Halbmondes trägt, das Symbol der mystischen Dreieinigkeit, die Erklärung des größten Geheimnisses der Triaden (**Davies p. 448**). Sobald die große Göttin Olwen, die große Mutter Ceridwen, den Boden be-

*) Daher also die Sage von F l o s und B l a n c f l o s im Karolingischen Sagenkreise. Der religiöse und politische Zusammenhang Galliens und Brittaniens, und die Nothwendigkeit der Eroberung Brittaniens, welche Cäsar aus dem geheimen Bunde beider Völker erwuchs, sind bekannt. Die Triaden aber setzen die Ursache jener Nothwendigkeit in die Flour. Diese Tochter des Zwerges Mygnach und Geliebte des Königs Caswallon wurde von dem aquitanischen König Mwrchan Lleidyr entführt, um sie Cäsar zu schenken, und dadurch die römische Freundschaft zu erlangen (**cf. Tacit. Hist. IV, 55.**) Casvallon (**Cassivelaunus**) fuhr nun mit einem Heere von 60,000 Britten und Galliern nach Aquitanien und gewann die Flour wieder, aber Cäsar fiel nun aus Haß in Brittanien ein (**Owen Cambr. biogr. s. v. Flur. Davies Myth. p. 427.**) A b e r a u c h d i e s e S a g e g e h ö r t w o h l d e r M y t h o l o g i e a n, denn Casvallon, der Sohn des Belen, war auf seinem Zuge von Gwenwynwyn (dem dreifach schönen), und Gwamar (dem Herrscher) begleitet, d. h. den Söhnen des Llian (Wogentreiber), Sohn des Nwyvre (Firmament), und der Arianrhod (der Göttin des silbernen Rades = Iris) der Tochter des (Sonnengotts) Belen. (**Welsh Arch. II. p. 60**).

) **B. G. IV, c. 20: in Brittaniam proficisci contendit, quod omnibus fore Gallicis bellis hostibus nostris inde subministrata auxilia intelligebant.

rührte, sproßten unmittelbar vier weiße Kleeblätter auf (**Owen Cambr. biogr. s. v. Olwen meill**). Flour ist die Tochter des Mygnach, eines mystischen *) Wesens (**mystical character**), des Sohnes des Mydnaw (Schiffsbeweger). In einem Dialog desselben mit Taliesin stürmt er vor, wie Annowe, der König der Tiefe, mit seinem weißen Hunde (dem dienenden Druiden). Seine Residenz ist die heilige Insel Caer Seon, und der Fürst der Barden verehrte seinen Thron (Gorsedd). Durch Tristrams Abkunft von der rollenden Woge und dem Symbol der Vereinigung (Blancheflour) scheint also der Originalerzähler andeuten zu wollen, daß er ein legitimer Sohn der Flutmysterien (**Arkite Religion**) war.

Nach dem frühzeitigen Tode seiner Eltern kam Tristan in die Pflege des Fürsten Roban, eines Todfeindes des Herzogs Morgan. Beide Wesen finden sich in den Triaden, aber verschieden gezeichnet. Morgan mit dem Beinamen **Mwynvawr**, ist der Sohn des Adras und einer der Helden am Hofe des mythischen (**mythological**) Arthur. Roban heißt **Rhyhawd** (Mann des Uebermaßes), genannt **eil Morgant** (Morgans Nachfolger). Wie sein Name andeutet, hielt er die mystische Lehre nicht in den gesetzmäßigen Grenzen. In den Triaden wird er mit **Dalldaw** dem Mystagogen zusammengestellt, aber auch mit dem Rosse March und zwar als **Compeer** an Arthurs Hofe. Er wird auch **Overwardd** genannt, weil er die Bardenlehre durch Beimischung fremder Sagen verdorben, also ein Priester, der durch Neuerungssucht im Druidenwesen Aenderungen sich erlaubte. Robans List, der durch

---

*) Davies gebraucht das Wort mystical (mystisch) zwar unbestimmt, aber es ist hier jedesmal eingeschlossen beigefügt, wo es bedeutsam erscheint.

eine vorgespiegelte Niederkunft seiner Frau den Tristram mit verkehrtem Namen (Tram Trist) als seinen Sohn adoptirte, zeigt die Besorgniß und Mühe, seine Stellung zu behaupten. Er ließ den Tristan sorgfältig erziehen, und die Geheimnisse der Jagd (d. h. die gemischten Mysterien des Rhyhawd) waren die unterscheidenden Merkmale dieser Bildung; Tristans Kunst, das Wild zu zerlegen, ist ganz in der bildlichen Art altbrittischer Sagen. So ward auch Taliesin von der Ceridwen wiedergeboren und in ihrer mysteriösen (mystical) Halle unterrichtet; und so ist die Feier der Mysterien in der Sage von Pwyll unter dem Bilde einer Jagd dargestellt. Die Weihen aber, welche dem Tristram zu Theile wurden, unterschieden sich von denjenigen seiner natürlichen Eltern, darum ward auch sein Name umgekehrt.

Nun erscheint ein, der Angabe des Thomas zufolge, Norwegisches Schiff an der Küste von Cornwall; da aber die Begebenheit mythologisch ist, so muß es einem Volke angehören, das in den ältesten Zeiten des Heidenthums die Küste von Cornwall besuchte; denn es war mit Falken befrachtet, die Tristan im Schach gewann und an seine Freunde vertheilte. Man versteht aber erst diese Ladung, wann man weiß, daß Ceridwen sich selbst in einen Falken verwandelte.

Tristan wird an den Hof des Königs von Cornwall gezogen, und durch einen Ring (das Druidenzeichen glain), welchen er von seiner Mutter erhalten hatte, wieder erkannt und als Neffe des March anerkannt, d. h. zu den Ehren des Bardenordens zugelassen. Er gelangt zum Commando einer Armee, d. h. er wird Oberpriester und hat 15 ihm beigeordnete Feldherren mit Eberköpfen; er ist also hier, wie in den Triaden, ein Schweinhirt. Mit solcher Macht ausge-

rüstet, zieht Tristram aus, um den Herzog Morgan anzugreifen, welcher einem ältern druidischen System präsidirte, tödtet ihn und überträgt die eroberten Besitzungen auf Rohan oder Rhyhawd, den Verderber des bardischen Mysteriums, und darum heißt Rhyhawd in den Triaden eil Morgant: sein Nachfolger.

S. 729 wurde eines irländischen Ritters erwähnt, dessen Erlegung im Zweikampf Tristans erste Waffenthat war, aber gleichzeitig war er selber mit einem vergifteten Speer am Schenkel verwundet worden. Die Wunde zeigte sich unheilbar und machte seine Gesellschaft unerträglich, daher sich der Held, wie Philoctet, in die Einsamkeit zurückziehen muß. In der Verzweiflung begibt er sich endlich an Bord eines Schiffes, das er Wind und Wellen überläßt. Hier ließe sich an jenes Schiff denken, in welches die Kelten, wie die Scandinavier, den Todten legten, und das ohne Geleite den Winden übergeben wurde, weil man glaubte, es laufe von selbst in das menschlicher Führung unnahbare Land des Todes ein (Eckermann, Religionsgesch. III. 1. S. 33). Aber so groß ist Tristans Glück, daß er nach einiger Zeit glücklich im Hafen von Dublin ankommt. Und die Königin dieses Landes war eine Kennerin medicinischer Kräuter (wie Ceridwen, die durch Kochen des irdischen Theils im Kessel dem Geiste zur Wiedergeburt verhilft). Sie heilte also seine Wunde, und Tristram wird an den Hof berufen. Des Königs schöne Tochter Isonde (Essylt in den Triaden, Ysolde) wird ihm als Mündel anvertraut, und er unterrichtet sie in Musik und Dichtkunst (welche die Barden üben mußten) und in jedem Zweige der mystischen Lehre. Wie Tristrams begeisterte Schilderung von Isonden's Reizen und ihren geistigen Eigenschaften den König March veranlaßten, ihn nach Irland zu senden,

und sie in seinem Namen zur Gattin zu fordern, ist schon oben erwähnt worden. Durch eine Reihe romantischer Abenteuer kommt der Held von Cornwall zum Ziel seines Auftrags, und die seiner Obhut anvertraute Prinzessin geht mit ihm unter Segel. Bei ihrer Abreise bereitet die Königin Mutter, um das Glück des verheiratheten Paares zu sichern, einen Liebestrank, und übergibt ihn Isoldens Zofe Brengwain mit der Weisung, daß er zwischen Bräutigam und Braut am Hochzeitsabend getheilt werden solle. Aber das Schicksal wollte es anders. Als Tristram, bei entgegengesetztem Winde segelnd, von Hitze und Durst beim Rudern gequält wurde, fordert Isonde einen Trank für ihn zur Erfrischung, und ihre Zofe bringt aus Versehen den Liebestrank, welcher für March bestimmt war. So schlürfen Tristram und Isonde eine unwiderstehliche Leidenschaft ein, welche der Tod allein überwinden kann. Auch ein Hund Hodain, welcher am Gefäße leckte, nachdem es geleert war, fühlte die unwiderstehliche Macht und wurde ihr unzertrennlicher Begleiter. Dieser Hund ist seiner Bedeutung nach ein Merkmal der Weizen spendenden Ceridwen, deren Priester Taliesin Hodigion nennt, d. h. Leute mit Ohren von Kornähren; denn nach Davies heißt Hodain: Korn, das im Ohr aufschießt*). Vielleicht war Hodain ein Priester, denn die Heidenpriester werden anderwärts Hunde genannt; Ceridwen selbst verwandelte sich (im Hanes

---

*) Ceridwen ist die Geberin des Korns, der Tempel der Göttin war zum Theil ein Kornmagazin. (Transactions of the Irish academy Vol. III. Antiq p. 75 sq.) Daher kommt es, daß die h. Brigitte, deren Kloster in Kildare an der Stätte, wo Ceridwens Tempel stand, erbaut wurde, jetzt noch um gute Ernten angerufen wird. Im Cultus der Ceridwen hatte das Samenkorn freilich auch eine geistliche Bedeutung.

Taliesin) in eine Hündin; und in der Sage vom Pwyll ist die Priesterschaft durch weiße Hunde vorgestellt *). Der Liebestrank, der Tristram und Isonde berauschte, scheint der mystische Trank (κυκεων) gewesen zu seyn, der in den Mysterien der Demeter zu Eleusis eine Rolle spielte, und hängt also auch zusammen mit der Verfertigung des heiligen Kessels der Ceridwen und mit dem Wein und Meth der wälischen Barden, den die Lehrlinge bei ihrer Einweihung in den Mysterien bekamen. Brangwein hält Mone für die brittischen Bronwen, die König Bran nach Irland entführte, nebst dem mysteriösen (mystical) Kessel, und sie einem Fürsten vermählte, den schon sein Name (Math-olweh: Sitz der Würde) auszeichnet. Isonde wird trotz ihres Liebesverhältnisses zu Tristram Königin von Cornwall, aber ihr früherer Anbeter, ein irischer Edelmann (Tristram), kommt unter dem Namen eines Abgeordneten an den Hof des Königs March, bekommt sie in seine Gewalt und entführt sie in sein Schiff. Diese Entführung Isondens durch einen irischen Spielmann (minstral) bedeutet, daß die Inwohner des alten Irlands in die Cornwallischen Mysterien eingeweiht waren. (Vgl. dagegen weiter unten Villemarqué's Auslegung dieser Figur). Tristram findet jedoch Isonde wieder und stellt

*) Dadurch erhält eine von San Marte historisch gefaßte Stelle in Kirchwoods Highland's rites and customs p. 60. ihre erforderliche Klarheit. „Eine der Frauen Arthurs, des Ehebruchs angeklagt, und verurtheilt, von Hunden zerrissen zu werden, floh nach Schottland, wo sie ihr Leben beschloß. An dem Orte, wo sie begraben ward, erhebt sich eine Pyramide mit einem Basrelief, das auf einer Seite Männer zeigt, welche eine Frau verfolgen, auf der andern eine Königin, die von Hunden zerfleischt wird.“ Die Manner waren Priester, also — Hunde, das eine Bild also der Commentar des andern, denn Arthurs Frau Ginevra haben wir schon S. 724 als Personification der Häresie erkannt.

sie seinem König zu, sinnt aber nun auf Mittel, eine Zeichensprache mit ihr unterhalten zu können. Von seiner Herrin getrennt, dachte er auf eine Correspondenz, und bediente sich zu diesem Zwecke schmaler Stückchen Holz, auf welchen Charactere eingravirt waren, und warf diese in einen Bach, welcher durch den Obstgarten von Isondens Landsitz floß. Dieser Obstgarten — auch Avallon war einer, denn Merlin rühmt seine 147 Apfelbäume, freilich im mystischen Sinne — ist ein Druidenhain, in welchem Fruchtbäume gepflanzt werden mußten, denn die Loose, durch welche die Druiden die Gottheit um Rath fragten, wurden solchen entnommen. Tristrams Holzstäbe mit den geheimen eingegrabenen Zeichen waren also Weissagestäbe (**Coelbreni**), die so oft von den Barden erwähnt werden, oder sie waren auch die Loose, die vom Schößling eines Fruchtbaums in Kerbhölzer ausgeschnitten und mit geheimen (**mysterious**) Zeichen unterschieden wurden, wie Tacitus beschreibt. So ist auch das **Orchard** der druidische Wald dieser Fruchtbäume oder die Loose selbst, die aus diesem Walde genommen wurden. Auch beschreibt ja Merddin den ganzen Kreis der druidischen Geheimlehre (**mysticism**) als ein Orchard von 147 Fruchtbäumen, die alle wie vollkommene Kerbhölzer zusammen passen.

Tristram wird hierauf zum Hochconstabel befördert, oder, wie die Triaden sich ausdrücken, zum **Priv Hud** (Vorsitzer der Mysterien), welches Amt ihm das Privilegium gibt, in der Königin Gemach zu schlafen. Aber er erlaubt sich hier gewisse Freiheiten, die seine Verbannung vom Hofe von Cornwall zur Folge haben. Er zieht also nach Wales zurück und übernimmt hier die Vertheidigung des Königs Triamour gegen die

Usurpationen des Riesen Urgan, welchen er im Zweikampf erlegt. Zum Lohne erhält er die Souveränität von Wales, zugleich mit einem roth, blau und grün gestreiften Hündchen. Der bescheidene Held gibt sofort die Krone an des Königs Tochter Blanche Flour, und schickt das Hündchen an Isonde. Dieser Triamour scheint der irische Triathmor (wo das th stumm ist) zu seyn und bedeutet: König, Eber, Meereswoge und Hügel; so daß er einen hinlänglichen mysteriösen (mystical) Vielsinn enthält, um entweder den Vorsteher der wälischen Druiden, die Hauptsymbole ihres Glaubens, oder den Vorrang ihrer Würde zu bezeichnen; oder auch die erhöhte Stätte, wo der Gottesdienst abgehalten wurde (Davies p. 454). Urgan ist der Gawrgi der Triaden, ein sagenhafter Unhold (mystical cannibal), nämlich ein Priester oder Gott, der sich an Menschenopfern labt. Die mythologischen Riesen sind bekanntlich immer Repräsentanten der Ketzerei. Des Tristrams Uebernahme und sofortige Entsagung der Herrschaft von Wales deutet an, wie seine in dieser Gegend eingeführte Lehre sich nicht halten konnte. Blanche Flours Name ist derselbe mit dem der Mutter Tristans; er enthält das mysteriöse Sinnbild der Glaubenseinheit, denn das weiße Kleeblatt ist das Bundeszeichen. Der Hund bedeutet den Priester, und seine rothblaugrünen Flecken sind die sogenannten Abzeichen (glein) oder Schlangensteine (gemmae anguinae), nämlich kleine Glasamulete von der Weite unserer Fingerringe, aber viel dicker, meist von grüner, zuweilen auch von blauer Farbe; noch andere sind mit rothen, blauen und weißen Wellenlinien geziert. Nach Owens Versicherung wurden diese Ringe zum Unterscheidungszeichen verschiedener Bardenorden getragen, die

blauen gehörten den Vorstehern der Barden, die weißen den Druiden, die grünen den Ovaten und die dreifarbigen den Schülern. Sonach ist jenes vielfarbige Hündchen entweder ein Schüler oder höherer Lehrling in den verschiedenen Orden gewesen. Tristram kehrte nach dem Hofe von Cornwall zurück, erneuerte seine Liebschaft mit Isonde, und die Folge ist die Verbannung Beider vom Hofe. Die Liebenden ziehen sich in einen Wald zurück und entdecken dort eine Höhle, welche Riesen einst erbauten. Hier leben sie von dem Wildpret, welches die mystischen Hunde ihnen fangen. Da überraschte sie der König in der Höhle, als sie schliefen, trat mit gezücktem Schwerte zwischen sie, überzeugte sich von ihrer Unschuld und nahm sie Beide wieder zu Gnaden auf. Auch hier ist die Deutung unschwer, denn daß die Höhle von Riesen gebaut ist, gibt sie als eine von Andersgläubigen errichtete Druidenzelle zu erkennen, der Wald ist ein Druidenhain, die Hunde die Priester, das erjagte Wild die Novizen, auf welche die Bekehrer Jagd machen. Das Schwert zwischen beiden Liebenden ist die gegen ketzerische Schüler gezogene Waffe, die vorsichtig bei der Bardenversammlung auf dem die Zelle bedeckenden Stein wieder eingesteckt wurde (**Owen Dict. s. v. Cromlech**).

Aber der unglückliche Tristram fällt wieder in Ungnade durch seine alte Beleidigung und muß wieder fliehen. Er durchwandert viele Gegenden und tritt endlich in den Dienst des Florentin, des Herzogs der Bretagne, dessen Tochter gleichfalls Isonde heißt. Aber sie war keusch und nicht minder schön als ihre von Tristram geliebte Namensschwester. Diese Prinzessin heirathet er, aber sein heiliger Ring, d. h. sein geweihtes Amulet, erinnert ihn an die frühere Liebe, und die

Gattin wird von ihm vernachläßigt. Diese Letztere ist das Bild einfacher und älterer Mysterien in Gallien, an denen der ausschweifende Sinn des Priesters von Cornwall (Tristan) kein Genügen fand. Als Hochzeitsgeschenk hatte Tristram eine Landschaft erhalten, welche unmittelbar an die Besitzungen des wilden Riesen Beliagog grenzte. Aber an dieses Geschenk hatte Florentin die Verpflichtung geknüpft, daß sich Tristram der Jagd auf dem Gebiete dieses Ungeheuers, welcher ein Bruder von Morgan, Urgan und Morant war, enthalten, d. h. keine Mysterien feiern sollte (vgl. S. 739.). Der Held von Cornwall jagt aber dennoch in fremdem Gehege, überwindet den Riesen und macht ihn zum Vasallen. Da nun Beli die Sonne heißt, so mag Beliagog mit dem wälischen Beli a gwg dasselbe seyn. So heißt der strenge grollende Beli in Wales, der Belenus der jüngern Druiden in Armorica (Bretagne), den Ausonius mit Phöbus identificirt. Der Riese, welcher so gewaltig von den Hierophanten in Cornwall verabscheut wird, ist also die ursprünglich mit dem dortigen Glauben verbundene Sonnengottheit. Man bemerkt jedoch in allen Triaden und mythologischen Sagen, daß wenn ein Verderbniß der Druidenlehre beschrieben wird, stets Anspielungen auf die Sonnenverehrung vorkommen oder auf die damit zusammenhängenden Symbole. Dieser Dienst erscheint aber in den Werken der ältesten noch existirenden Barden mit demjenigen der Ceridwen verbunden; die eifrigern Anhänger des Sonnencultus, d. h. die sich diesem vorzugsweise ergeben hatten, hatten den Schimpfnamen: Barden Beli's (Beirdd Beli).

Erwägt man, daß zu Cäsars Zeit die Druidenlehre der Gallier von Brittanien ausgegangen, so sind noch folgende Umstände von Bedeutung. Tristan befahl

nämlich dem Beliagog, einen Tempel zu Ehren der Isonde und der Brangwain, d. i. der Ceres und Proserpine von Cornwall zu bauen. Der Riese unterzog sich diesem Geschäft wie der Teufel Kapellen baut, er errichtete die Tempel in seinem eigenen Schloß, zu welchem er Tristram einen sichern und geheimen Weg zeigte. Er schmückte die Hallen mit Sculpturen aus, und diese stellten genau Tristrams ganzes Leben mit treuen Abzeichnungen der Isonde, Brangwain, des March, seines Rathes Meriadoc und die mysteriösen (mystical) Hunde Hodain und Pelicrewl dar. Dieses mythologische Gemälde beschreibt, nach Mones Vermuthung, die Einführung eines Gottesdienstes und einer Geheimlehre von Brittanien nach Gallien. Darauf spielt auch folgende Sage an: Tristram machte seinem Schwager Ganhardin, Fürsten von Bretagne, eine so schöne Beschreibung der Isonde von Cornwall, daß seine Neugier ernstlich aufgeregt wurde, und als ihn Tristram in das Schloß des Beliagog geführt, und er dort die Bilder der Isonde und Brangwain gesehen, da fiel er vor Erstaunen über ihre Schönheit in Ohnmacht. Nach seinem Wiedererwachen fühlt er die heftigste Leidenschaft zu Brangwain, die er sogleich zu sehen verlangt. So schifft sich der Fürst in Begleitung des brittischen Hierophanten ein, gelangt nach Cornwall, begegnet Isonden und Brangwain, und in dem Hain wird der liebende Fremde mit Brangwain vermählt.

Hier bricht die unvollständige Handschrift von Auchinlek, welcher Mone folgte, ab. Obschon die französischen Ergänzungsfragmente weniger authentisch als das Werk des Poeten Thomas Erceldoune sind, so ist es doch nicht überflüssig, auch einen Blick auf die französische Uebersetzung des provencalischen Gedichtes zu

werfen, welches auch dem deutschen Sänger Gottfried von Straßburg zum Leitfaden diente, und auf die Abweichungen von der wälischen Quelle aufmerksam zu machen.

Zuerst wird Tristans Name von triste abgeleitet, weil er in „Trauer" (tristesse) geboren ward. Um diese Etymologie zu rechtfertigen, wird folgende Geschichte erzählt:

Isabelle, die Tochter des Felix, Königs von Cornwall, war dem Meliadus, Sohn des Bran und Brudersſohn Josephs von Arimathia, vermählt worden. Meliadus war König von Leon (jene westliche Gegend Frankreichs, die später Armorica hieß und unter dem Namen Niederbretagne, wo St. Paul von Leon liegt, am bekanntesten ist). Als Isabelle schwanger war, entbrannte eine Fee in Liebe zu Meliadus, sie lockte ihn durch Zauberkünste auf die Jagd und entführte ihn. Verzweifelnd über den Verlust ihres Gatten, beschloß Isabelle mit einem Hoffräulein und ihrem Stallmeister Gouvernail ihn aufzusuchen. In einer Nacht, welche sie im Walde zubrachte, überfielen sie Geburtsschmerzen, und nach vielen Schmerzen gab sie einem schönen Knaben das Leben. Da sie ihren Tod nahe fühlte, schloß sie unter Thränen das Kind in die Arme und spricht: „Mir frommt deine Schönheit nicht, denn ich sterbe an den Schmerzen, die deine Geburt mir machte. Traurig gebar ich dich und traurig sterbe ich wegen dir. Da du nun in Trauer geboren bist, so soll dein Name auch „Trauriger" (Tristan) seyn *). Nachdem sie diß gesagt, küßte sie ihn und verschied.

Gouvernail und das Fräulein, voll Betrübniß über den Tod ihrer Fürstin, nahmen sich des Kindes Tristan an, waren aber sehr in Verlegenheit, es zu nähren, als zur rechten Zeit der Zauberer Merlin erschien. Dieser brach den Zauber, der Meliadus fesselte, und befahl dem treuen

*) Die eigentliche Bedeutung des Namens Tristan, dessen allegorischen Charakter der Franzose nicht mehr ahnte s. S. 733 Anmerk. 2.

Gouvernail, für den jungen Tristan, als einen der drei*) künftig hin berühmten Ritter der Tafelrunde, zu sorgen.

Meliadus erzog Tristan mit Sorgfalt und Gouvernail übte ihn in den Waffen. Tristan war sieben Jahre alt, als sein Vater, des Wittwerstandes müde, die Tochter Hovels von Bretagne heirathete. Sie war schön, aber auch listig und boshaft. Bald faßte Meliadus große Liebe zu ihr, und sie gab ihm einen Sohn, der sie bald für Tristan zur bösen Stiefmutter machte. Sie wollte ihn vergiften, allein durch ein Versehen leert ihr eigener Sohn den Todestrank. Zum zweiten Mal trachtete sie ihr Verbrechen auszuführen, allein Meliadus, der gegenwärtig war, ergriff den Becher, und weil er Gift darin merkte, versammelte er seine Barone, um auf ihren Rath die Königin zum Feuertod zu verurtheilen. Da warf sich ihm Tristan zu Füßen und erbat eine Gnade — als sie ihm gewährt worden, forderte er die Begnadigung seiner Feindin. Meliadus, durch den abgelegten Eid gebunden, schenkte der Königin das Leben, mied aber fortan ihre Gemeinschaft.

Damals prophezeite ein wahrsagender Zwerg dem König Marke (March) von Cornwall, Tristans Oheim, daß er durch seinen Neffen verhöhnt werden und bitteres Unglück erfahren solle. Da schwur Marke Tristans Verderben. Einige Ritter seines Hofes legten sich im Walde, in welchen Meliadus und Tristan jagten, in Hinterhalt. Sie überfielen die Beiden, tödteten den Erstern, der unbewaffnet war, aber Tristan wurde durch Gouvernail ihren Streichen entzogen. Da die böse Königin nun Leon allein beherrschte und Tristan Alles von ihr zu fürchten hatte, so brachte ihn Gouvernail an den Hof Pharamunds. Hier erlernte er mancherlei Wissenschaft, selbst das Brett- und Schachspiel. Belinde, Pharamunds Tochter, gesteht ihm, daß er Eindruck auf ihr Herz gemacht, allein Gouvernail stellte ihm vor, daß die Ehre ihm verbiete, das Haus eines mächtigen Königs, der ihn an seinem Hofe aufnahm, zu beleidigen. Belinde aber erspähte den Tristan im einsamen Gebüsch und warf sich in seine Arme.

---

*) Tristan, Lancelot, Perceval.

Von einigen dazu kommenden Höflingen überrascht, schob sie die Schuld des Ueberfalls dem Tristan zu. Man führte ihn vor Pharamund, der, seiner Tochter Strafbarkeit in ihren Augen lesend, um sie zu prüfen, ihr ein Schwert gab, mit dem Befehl, ihren Beleidiger zu tödten. Belinde wollte sich damit selbst durchbohren, indem sie Tristans Unschuld nun laut bekannte. Da aber sein Stand unbekannt ist, konnte Pharamund, obgleich er seine edlen Eigenschaften bewunderte, ihn doch nicht zum Eidam wählen, und verbannte ihn deßhalb von seinem Hofe. Belinde konnte diesen Verlust nicht ertragen; mit demselben Schwert, das ihr Vater ihr gegeben, um Tristan zu durchbohren, endete sie ihr Leben, schrieb ihm aber zuvor noch einen Brief, in welchem sie die unbefriedigte Liebe als Ursache ihres Todes angab, und übersandte ihm mit diesem Briefe ein Hündchen, das er ihr zu Liebe bewahren möge. Das Thier wurde nun dem Ritter sehr werth, der auch den Todesbrief fortan auf seinem Herzen trug.

Hierauf wird Tristans Zweikampf mit dem irländischen Morholt, dessen Besiegung durch Tristan und die Schenkelwunde durch Morholts vergiftete Lanze erwähnt, was, als schon oben berührt, hier übergangen werden darf.

Um einen Arzt für seine Wunde zu suchen, schiffte sich Tristan nach Logers (England) ein, aber ein Sturm trieb ihn an Irlands Küste. Sobald er die Insel betrat, nahm er seine Harfe und spielte so süß, daß Isotte (Isolde, Eysselt), des Königs Tochter, mit ihrem Vater ans Gestade gingen und den verwundeten Ritter ins Schloß tragen ließen, wo Isotte, die schönste Prinzessin der damaligen Welt, und die am besten mit Wundenverband umzugehen wußte, ihn in die Pflege nahm. Von diesem Momente an entkeimte in Beiden die Liebe. Während dem hielten mehrere Ritter der Tafelrunde ein Turnier, unter ihnen auch ein Sarazenenprinz Palamedes, der sich in Isotte verliebte. Tristan lernte an der Eifersucht, die ihn jetzt ergriff, die Gewalt seiner eigenen Liebe zu Isotten

erst kennen. Er verließ, so schmerzhaft seine Wunden auch waren, in der Nacht vor dem Turnier heimlich sein Lager, verbarg sich in den dem Turnierplatz angränzenden Wald und erschien unter den Kämpfenden. Er warf Alles nieder, was sich ihm zur Gegenwehr darbot, kämpfte gegen Palamedes, auf den er es vorzüglich abgesehen hatte, stach ihn vom Pferde, griff ihn mit dem Schwert in der Faust an und trug den Kampfpreis davon. Aber seine Wunden bluten wieder, er sank in tödtliche Schwäche, man brachte ihn ins Schloß zurück und Isotte bemühte sich, ihn zu heilen. Nun nahm sie wahr, daß seine Wunde vergiftet ist, sie ging aus, um Heilkräuter zu suchen, die Tristans Genesung herbeiführten. Er weihte ihr fortan sein Leben, ohne jedoch seinen Namen und frühere Waffenthaten ihr zu offenbaren.

Eines Tages schlich sich ein Hoffräulein der Königin in Tristans Zimmer, untersuchte seine Waffen und entdeckte an seinem Schwert eine so gewaltige Scharte, daß sie sich überzeugte, sie könne nur entstanden seyn, indem es Morholts Schädel gespalten. Sie theilte ihre Entdeckung der Königin mit, welche den Säbelsplitter, so in ihres Bruders Schädel stecken geblieben, in einer Schachtel aufbewahrte. Der Versuch, den Splitter mit der Scharte zu vergleichen, rechtfertigte ihren Verdacht. Sie fordert Tristans Leben; der König aber gebot ihm, bloß das Land zu verlassen. Seufzend blickte er auf Isotte, dankte dem König für Roß und Waffen, die er ihm geschenkt, und kehrte von seinen Wunden geheilt nach Cornwall zurück.

Jetzt begeht Tristan die obenerwähnte Unbesonnenheit, durch eine Schilderung von Isottens Reizen, in König Marke sich einen mächtigen Nebenbuhler zu erwecken, der ihn sogar selber mit der Werbung um Isottens Hand beauftragte. Er entledigt sich seines Auftrags an demselben Hof, den er auf immer hatte meiden sollen, und Isottens Mutter stellt ihrer Zofe, der treuen Brangine, den vorhingedachten Liebestrank für ihren künftigen Eidam zu. Sie sollte ihn am Hochzeitabend

in Isottens und Marke's Becher mischen. Er ist aber nicht ihr eigenes Gebräude, sondern das Geschenk einer Fee. Wie unter Weges Tristan und Isotte vor großem Durste den Trank ergreifen, den Brangine zu verbergen versäumt hatte, so wie die Folgen dieses Trunkes rc. ist vorhin gedacht worden. In Cornwallis angekommen, feiert Isotte ihr Beilager mit Marke. Hatte aber die Liebe Tristan und Isotte zu einem Fehltritt verleitet, so zog dieser nun die Nothwendigkeit eines Betrugs nach sich. Brangine opfert ihre unbefleckte Unschuld, um Isottens Verrath zu verbergen. Der König, welcher den Betrug nicht ahnt, äußert seine Dankbarkeit gegen Tristan, der ihm die reizendste Gattin zugeführt, dadurch, daß er ihn zu seinem ersten Kämmerer erwählt, wodurch er bei der Königin Zutritt erhält.

Isotte, von ihrer Schuld gefoltert, wollte sich, um einer Entdeckung vorzubeugen, Branginens entledigen. Sie ließ das treue Kammerfräulein vom Hofe entführen, und mit dem Auftrag, sie zu tödten, in einen Wald schleppen. Branginens Schönheit rührte ihre Henker. Sie fragten, was sie der Königin zu Leide gethan. „Nichts, was ich wüßte“ antwortete sie mit Thränen, „wie die Königin Irland verließ, hatte sie eine Lilie, die sie ihrem künftigen Gemahl bringen sollte, ich hatte eine gleiche. Die Königin verlor die ihre auf dem Meer; um in ihrem großen Jammer ihr zu dienen, gab ich ihr die meine, die ich wohl zu bewahren gewußt. Und für diesen Dienst, sonst weiß ich keine Ursache, will sie nun meinen Tod.“ Die Männer verstanden dieses Räthsel nicht, aber unfähig die Schöne zu ermorden, banden sie sie an einen Baum, bestrichen ihre Schwerter mit Blut, und brachten der Königin die falsche Nachricht ihres Todes, wobei sie ihr zugleich ihre Worte wiederholten, als hätte sie solche im Sterben gesprochen. Isotte ergriffen alle Qualen der Reue, und gern hätte sie

Branginens Leben mit dem ihrigen erkauft, aber es war nun zu spät.

Branginens Schicksal war jedoch nicht so schrecklich. Palamedes, den sein Weg durch den Wald führte, lös'te ihre Fesseln und brachte sie in ein nahes Frauenkloster. Wie er wieder in den Wald kam, gelangte er an einen Brunnen, wo er zu seinem Erstaunen Isotte fand, die den Verlust ihres Kammerfräuleins beklagte; Palamedes eilte, ihr die Verlorne wieder zu bringen, die Königin schloß sie mit Thränen der Reue in ihre Arme, und versprach ihrem Retter eine Gabe, die er bitten würde, zuzugestehen. König Marke kam dazu. Man machte ihn glauben, Brangine sey von Räubern entführt und von Palamedes befreit worden, und der gute Marke theilte Isottens Freude so redlich, daß er es über sich nahm, die Gabe, die Branginens Retter zu fordern hatte, zu gewähren. Dieser forderte, Isotte fortführen zu dürfen. Marke bereute sein Wort, hielt es aber, und Palamedes führte die Königin von dannen. Tristan war fern; ein anderer Tapferer, Lambert, dessen Wunden Isotte gepflegt hatte, achtete seine Schwäche nicht, bewaffnete sich, eilte dem Entführer nach, focht mit ihm, aber seine Wunden öffnen sich wieder, er fällt, und Palamedes schenkt ihm das Leben. Während des Zweikampfs entfloh Isotte, sie kam an ein Flußgestade, wo sie einem Ritter begegnete, dem sie sich zu erkennen gab. Er nahm sie auf sein Pferd, durchschwamm den Fluß mit ihr, und brachte sie in einen Thurm, den sie, weil Palamedes ihr auf der Ferse folgte, sogleich verschloß. Der Ritter wollte den Verfolgenden aufhalten; sie fochten, er fiel, und der Sieger, in Verzweiflung, Isotten seiner Gewalt entzogen zu sehen, warf sich vor dem Thurm an Boden, und „gerieth in tiefe Gedanken."

Indeß kam Tristan an den Hof zurück, er erfuhr Isottens Entführung und ihre Folgen, eilte mit seinem alten Erzieher Gouvernail der Königin nach, und langte bei dem Thurm an, der sie schützt. Das Geräusch seiner Ankunft konnte Palamedes nicht aus seiner Träumerei erwecken, Gouvernail schüttelte ihn, um ihn aufmerksam zu

machen. „Treuloser Ritter!“ rief dieser, „du bist sehr ungeschliffen, mich aus meinen Gedanken zu verscheuchen“, (tu ne fais pas courtoisie de m'oter de mon penser, sagt der alte französische Text). Gouvernail antwortet: Palamedes, deine Gedanken helfen dir nichts — da ist Tristan und fordert dich zum Kampf. „Tristan!“ rief Palamedes aus „wars nicht genug, daß du mir Isotte in Irland entrissest? nun willst du mich wieder von meiner Liebe entfernen, und sie rauben, die ich mir gewann?“ Nun begann der Kampf. Isotte sah vom Thurme aus zu. Die Gefahr, welcher Tristan ausgesetzt, bewog sie, herab zu gehen und die Streiter zu trennen. „Palamedes“ sagte sie, „ihr versichert mich zu lieben, so werdet ihr mir eine Bitte nicht versagen.“ „Dame“ antwortet er „ich will Euern Befehl vollziehen.“ „Ich will“ gebot Isotte, „daß Ihr diesen Zweikampf unterlaßt, und nie dahin kommt, wo ich mich befinde, es sey denn in König Arturs Reich.“ Palamedes zerfloß in Thränen über die an ihm geübte Hinterlist, Isotte aber entschuldigte sich: „Nie würde ich froh seyn können, wenn ich meine erste Liebe verließe.“

Am folgenden Tage führte Tristan Isotte zu ihrem Gemahl. Marke ist sehr dankbar gegen ihn. Allein ein Ritter hatte die beiden Liebenden einst durch das Schlüsselloch ausgespäht, wie sie, am Schachbrett sitzend, eben nicht Schach spielten. Er eilte zu Marke und warf ihm vor: „der einfältigste Pinsel zu seyn, wenn er den Mann an seinem Hofe dulden wolle, der seine Frau mißbrauche. So schied denn Tristan wieder von Isotten, hielt sich aber, um ihr nahe zu seyn, lange Zeit in einem benachbarten Walde verborgen. Durch den Sieg, welcher Cornwall von dem irländischen Tribut befreite, hatte Tristan die Barone des Reichs sich dergestalt verbunden, daß sie den König ihn zurückzurufen nöthigten. Die Unterhandlung ward von Isotten durch Vermittlung Branginens betrieben, und Marke suchte seinen Zorn bei Tristans Rückkehr so viel als möglich zu verbergen. Daß Tristan und Isotte ihr Liebesverhältniß unter diesen Umständen fortsetzten, denkt sich Jeder. Bald gelang es einem seiner

Feinde, ihn mit der Königin bei einer geheimen Zusammenkunft zu überraschen. Sie wird in einen Thurm gebracht, ihr Verführer in einen Kerker. Die Barone verurtheilen ihn zum Tode. Der Tag ist angesetzt, aber als Tristan aus dem Gefängnisse geführt wird, zerbricht er seine Bande, schlägt seine Wächter nieder, bemächtigt sich des Schwertes des Einen von ihnen, und flüchtet in eine Kirche. Er wird verfolgt, er durchbohrt den Anführer der Wache, haut die Kühnsten nieder, aber — sein Schwert bricht, und er ist auf dem Punkte, zu erliegen. Er rettet sich auf einen hohen, vom Meer umflossenen Thurm, er empfiehlt sich „seiner Dame und seinem süßen Jesus“ und stürzt sich in die Tiefe. Bald taucht er wieder auf, schwimmt rüstig fort, und nimmt seine Zuflucht auf einen Felsen.

Indeß war Isotte nicht weniger bedrängt. Sie sollte einen grausamen Tod erleiden, als eine ihrer Fräulein auf das kleine Gehölz zueilte, wo Tristans Ritter im Verstecke lagen. Nachdem diese von der Gefahr der Königin benachrichtigt worden, befreien sie Isotte: Diese aber war trostlos, weil sie Tristan für todt hielt. Gouvernail führte sie auf den Thurm, von welchem er herabsprang, sie erkannte ihn auf dem meerumflossenen Felsen, ein Theil seiner Freunde blieb zu ihrem Schutze zurück, ein anderer eilte Tristan auf einem Kahne zu Hülfe, und brachte ihn der Geliebten zurück. Das zärtliche Paar suchte nun im Walde Morois einen Zufluchtsort. Dort lebten sie einige Monate höchst glücklich, bis Marke's Späher sie entdeckten. Eines Tages, als Tristan mit Gouvernail auf der Jagd war, ließ der König Isotten entführen und in jenen Thurm einsperren, von welchem Tristan ins Meer sprang.

Tristan hatte indeß ein Reh verfolgt, und war an einer Quelle eingeschlafen. Der Sohn eines der Wächter, die er, um sich aus König Marke's Banden zu befreien, getödtet hatte, war ihm schon lange, seines Vaters Tod zu rächen, nachgeschlichen. Dieser trifft ihn mit einem vergifteten Pfeil in den linken Arm, Tristan erwachte, ergriff den Meuchler, zerschmetterte ihn am nächsten Baum, zog den Pfeil aus seiner Wunde, — und gewahrte, daß er vergiftet ist! Die Hoffnung auf Isottens Geschicklich-

keit beruhigte ihn, allein ihre weinende Zofe belehrte ihn, daß sie ihm entrissen worden. Schon führte Verzweiflung ihn zum Selbstmord, als ihm Gouvernail eine Unterredung mit Branginen verschaffte, die ihm rieth, nach Bretagne überzuschiffen, um von König Howels schöner Tochter, „Isotte mit den weißen Händen" Hülfe zu erflehen, die an Geschicklichkeit Wunden zu heilen, nur „Isotten mit dem schönen Haar", deren Beistand er nun beraubt sey, nachstehe. Tristan fand in Bretagne unter dem Namen des unbekannten Ritters die beste Aufnahme. Howel empfahl ihn seiner Tochter Sorgfalt, was aber nicht nöthig war, denn die Liebe war ihm schon zuvorgekommen. Die zweite Isotte theilte die Empfindungen der ersten. Ihre die Wunde pflegenden Hände thaten dem Helden wohl, Dankbarkeit wandelte sich in Liebe. Daneben ging die Heilung glücklich von Statten. Es war auch hohe Zeit, denn damals überfiel ein mächtiger Feind Howels Staaten, schlug sein Heer, und rückte zur Belagerung der Hauptstadt herbei. Vergeblich forderte Howel die Ritter seines Hofes zur Vertheidigung auf. Plötzlich erwachte in Tristan der Thatendurst. Er wagte einen Ausfall, schlug das feindliche Heer und kehrte triumphirend in die Stadt zurück. Erst jetzt wird Howel durch seinen Sohn Pheredin unterrichtet, wer sein Retter sey. Dankbarkeit bestimmte ihn, den Sieger mit der Hand seiner Tochter zu belohnen. Tristan schwankte nun zwischen zwei Isotten, die Erstere hatte ihm die größten Opfer gebracht, die süßesten Freuden geschenkt, aber die Reue über diese Freuden nagte in seiner Brust. Er sehnte sich, einer gesetzwidrigen Liebe entsagen zu können, er hoffte, daß eine von der Gottheit gutgeheißene Neigung seiner Seele den Frieden schenken könnte, von dem ihn bei aller Leidenschaft das Bewußtseyn der Schuld entfernt hielt. Diese Betrachtungen bestimmten seinen Entschluß — er versprach Isotten „mit den schönen Händen" seine Hand und sein Herz. Doch seine innere Falschheit ward bestraft. In den Armen seiner Braut stieg das Bild seiner ersten Geliebten vor seinem geistigen Auge auf, und stellte sich zwischen ihm und seine Begierde.

Der alte Text ergeht sich sehr weitläufig in den

Schilderungen von Tristans Kummer und der unschuldigen Gleichmuth der weißhändigen Isotte, aber unser Zweck ist ein anderer, als Tristan auf seinem ganzen Lebenslaufe, wie ihn der französische Romandichter vorzeichnete, zu begleiten; unsere Absicht war es, nur zu zeigen, wie weit die Ueberarbeiter des von der wälischen Tradition gegebenen Stoffes von dem Urbilde sich entfernten, und mit welchem Geschick ihre geschäftige Phantasie den mystischen Tristan der druidischen Mysterienlehre in einen abenteuernden Liebhaber verwandelte, und nicht nur ihn, sondern auch seine Umgebung, insoweit sie nicht auch Gestalten ihrer Erfindung, bis zur Unkenntlichkeit entstellte.

Schon Thomas von Erceldowne, der brittische Bearbeiter des Tristan, beklagte sich, daß die Geschichte dieses Helden in unzähligen Abweichungen erzählt werde. Es darf daher nicht befremden, daß man in Frankreich noch mehr Freiheiten in der Behandlung dieses Stoffes sich erlaubte. Die Deutschen entfernten sich noch weiter von dem Original. Docen in Hagens „Museum" für altd. Lit. I. S. 54 nimmt an, daß schon vor Gottfried von Straßburg mehr als eine deutsche Bearbeitung des Romans von „Tristan und Ysot," der im 12. Jahrhundert zu den bekannten Rittergedichten gehörte, existirt haben mag; Segebart von Babenberg hatte sich dieser Aufgabe noch vor Gottfried unterzogen.

Daß in die Tristanssage Reste der druidischen Religion übergegangen sind, haben in neuester Zeit ein Franzose und Deutscher mit fast gleichem Scharfsinn zu erweisen gesucht. Villemarqué findet es bedeutsam, daß Tristan als Harfenspieler auftritt, und auch mit der Rotte (**la rote***), nach Hagen ein harfenartiges In=

*) Weil sie inwendig ein kleines R a d hat.

strument, seine Lieder accompagnirt *); denn beider Instrumente bedienten sich die Barden von Wales. Wie Tristan, sagt auch Taliesin, daß er beide Instrumente spiele (**Myvyrian I. p. 72**). Das läßt sich leicht denken, daß die Romanciers nur durch die keltischen Traditionen verleitet wurden, den Helden Tristan auch als Musikus glänzen zu lassen. Auch hat Jones (**Musical and poetical romains of the welsh bards II. p. 12 sq.**) wirklich außer Zweifel gestellt, daß Tristan dem Bardenorden angehörte und sogar ein Jünger Merzins (Merlins) war, womit wir aber nicht gesinnt sind, diese beiden Namen darum auch schon für historisch gelten zu lassen. Aus diesem Zeugniß geht nur hervor, daß eine ganze Schule den Namen führte, und daß die aus ihr hervorgegangene jüngere mit etwas veränderten Institutionen den Namen Tristans, der einen Herold, d. h. einen Mystagog oder Hierophant in den Mysterien bedeutete, angenommen haben mochte. Da Musik in allen Culten ein wichtiger Zweig des Gottesdienstes ist, so erwartete man von den Barden ebenso, wie die Hebräer von ihren Leviten, eine vollkommene Ausbildung in dieser Kunst.

Den Liebestrank, der, für March bestimmt, von dem durstenden Tristan geleert wird, deutet auch Villemarqué auf Befriedigung des Wissensdurstes **). Auch

---

*) Tristan rühmt von sich:

> Je sais bien temprer harpe et rote,
> Et chanter apres la note.

**) Ich führe seine eigenen Worte an: la tradition bardique suppose, qu'une mere, voulant aussi doner son enfant d'un savoir universel, fait bouillir des herbes merveilleuses dont le melange doit produire un philtre appelé breuvage de science. Toutefois celui à qui il est destiné, n'en profite pas plus que le roi Mar'ch, il echoit par hasard au jeune barde Taliesin. (Myvyrian I. p. 17.)

hier ist eine Beziehung auf die Einweihungsgebräuche in die druidischen Mysterien. In ein „Kessel der Ceres" (Ceridwen) genanntes Gefäß — so berichten die römischen Schriftsteller — wurde „der Saft der Begeisterung und des Wissens" gegossen; seine Bestandtheile waren Schlüsselblumen, Weizen, Bergbeeren, Selago und Eisenkraut, die vor dem Neumond gesammelt wurden; außerdem noch Klee, wilder Honig und Meth. Dieses Gemisch wurde vom Hauche neun jungfräulicher Druidinnen — die Priesterinnen der Ceridwen — erhitzt, wo es dann zu kochen begann, und so ein Jahr und einen Tag fortkochte, bis drei Tropfen von den Begabungen des Wahrsagergeistes auf des Novizen Finger fielen. Die Hitze trieb ihn natürlich, den Finger in den Mund zu stecken, worauf alles Zukünftige seinen Blicken erschlossen war. (Vrgl. hier S. 662, wo von Ceridwens Zauberkessel und von Gwyon-Taliesin, von seiner prophetischen Begabung durch die drei aus dem Sud im Kessel ihm auf den — zur Abkühlung in den Mund gesteckten — Finger gefallenen Tropfen ꝛc. die Rede war).

Die Anspielungen in den Triaden des Mönches von Lancarvan auf die Hauptbegebenheiten im Tristanroman sind noch unzweideutiger als die der Barden. Sie führen March und seine Gemahlin Essylt (Isolde) als Oheim und Tante von Tristan auf; das ehebrecherische Verhältniß der beiden Letztern wird von ihnen hervorgehoben. Tristan wird von ihnen unter die berühmtesten Liebhaber im bretonischen Sagenkreise gezählt. Die Triaden lassen sich, wie folgt, vernehmen: „Tristan war einer von den drei Helden Brittaniens, die Niemand zu besiegen vermochte, weder durch Tapferkeit des Armes, noch sonst durch Gewalt, noch durch List;

er war einer von den drei Helden, die, wenn es nöthig schien, jede beliebige Gestalt annehmen konnten (**Myvyrian II. p. 78. 80**).

Nun hat man aber wirklich mittelst der Gewalt über Tristan zu triumphiren gesucht, aber umsonst hatte König March ihn in Fesseln vor sich führen und zum Tode verurtheilen lassen. Auch Tapferkeit vermochte nichts über ihn, davon wissen Barden und Romanciers gleichviel zu erzählen. Mit List richteten March und seine Agenten ebenfalls nichts aus. Der König belauschte zwar in einem hohlen Baumstamm verborgen seine Frau und ihren Neffen, als sie sich ein Stelldichein gegeben; was aber hat es ihm gefrommt? Des Königs Zwerg streute Mehl zwischen die Gemächer der beiden Liebenden, aber auch diese List wußte Tristan zu vereiteln. Die Triade läßt Tristan nach Belieben seine Gestalt wechseln. Eine solche Behauptung setzt irgend eine Veranlassung, eine Thatsache oder sonstige Absicht voraus. Für die Wahrheit der erstern scheinen die Romanciers bürgen zu wollen, da sie Tristan bald als Narr, bald als Bettler, bald als Harfenspieler, bald als Handelsmann sich zu seiner Geliebten den Weg bahnen lassen; einmal sogar erscheint er in so wunderlicher Ausstattung, daß ihn Gawain für ein Gespenst (fantosme) hält.

So wäre denn bis zur Evidenz erwiesen, daß der Umarbeiter der Triaden Tristans Abenteuer wohl kannte; so wie auch, daß sie bei den Wallisern seit dem 12. Jahrhundert sehr populär waren. Wäre dem nicht so, wie hätte der cambrische Autor, ohne unverständlich zu seyn, den Laconismus so weit treiben dürfen? Er mußte also bei seinen Lesern genügende Bekanntschaft des Tristan vorausgesetzt haben.

Eine andere wälische Sage (**Mabinoghi Bendighet Bran**) führt zwei Personen auf, die auch im Tristanroman eine nicht unbedeutende Rolle spielen, nämlich der irländische Ritter Morhoult, Oheim der Königin Isolde, dessen eigentlicher keltischer Name Martholouch ist und seine Magd Brangien. Die Romanciers erwähnen eines Tributs, den er von den Britten forderte, führen aber auch an, worauf seine Forderung sich stützt. Ihnen zufolge hatte ein cambrischer Häuptling die Ohren der Pferde eines irländischen Häuptlings abschneiden lassen. Diese Verstümmelung sollten die Britten mit der Erlegung einer bestimmten Anzahl von Gold- und Silberbarren büßen, und ebenso viele Rosse stellen, als die Zahl der Verstümmelten betrug. Dieselben Quellen berichten auch, daß Brangwen, die Brangine des Romans, die Gattin des Martholoch, und daß sie eine Brittin war, die ihrem Gemahl nach Irland folgte; ferner, daß sie ein Opfer der Streitigkeiten ihrer Landsleute mit den Irländern geworden, nämlich daß sie am Hofe jede Art von Demüthigungen hätte erleiden müssen, daß man sogar im Hasse so weit ging, ihr die Verrichtungen einer Magd anzuweisen. In diesem untergeordneten Wirkungskreise erscheint sie auch wirklich im Roman.

Neben diesen schriftlichen Denkmälern lassen sich auch mündliche Traditionen anführen, welche Wäles als die Heimat der von den Bearbeitern des Tristanromans und den Troubadours benützten Sagenstoffe erkennen lassen. So berichtet der Trouvere Berox, daß die Höhe, von welcher Tristan, als er mit Isolden ergriffen, zum Feuertode bestimmt, durch einen Sprung sich gerettet hatte — vergl. S. 755, wo es jedoch ein vom Meer umspülter Thurm ist — in Cornwall noch zu

seiner Zeit „Tristans Sprung" (Saut de Tristan) genannt wurde. Und wirklich heißt ein Felsen bei Tintagel in Cornwall, der am Meeresufer steht, Lam Tristam, d. h. Tristans Sprung. Eine andere mündlich erhaltene Sage, welche mit der Erzählung des Romanciers zusammenstimmt, bezieht sich auf das Verhältniß March's zu seinem Lieblingszwerg. Die Häßlichkeit, Ungestaltheit und Negerfarbe des Letztern, zugleich der Ruf eines Schwarzkünstlers, in dem er stand, seine Bosheit, sein Vorherwissen der Zukunft, die Vereinigung aller dieser Eigenschaften gibt ihn als ein Gebilde der keltischen Mythologie zu erkennen. Denn sämmtliche Sagen der Bretagne, Wäles und Irlands schreiben den Zwergen alle diese Eigenschaften zu. Dieselben wälischen, bretonischen und irischen Sagen gedenken der Pferdeohren, die der Romancier dem König March andichtet, welches Geheimniß der Zwerg entdeckte. Unter den Irländern weiß der gelehrte O'Connor (The general history of Ireland p. 165), unter den Nordfranzosen Cambry (Voyage dans le Finistere 2me edit. p. 179), dessen Vaterland die Bretagne ist, davon zu erzählen. Man sieht hieraus deutlich, daß die ursprüngliche keltische Legende vielfache Behandlung erfahren hat, und daß der Romandichter sie nach Belieben verstümmelte, bis sie seinen Zwecken angepaßt war. So z. B. begnügt er sich nicht damit, den König March durch seinen Liebling, der so oft dem Tristan nachspionirte, plötzlich verrathen zu lassen, um mit einem einzigen Coup Tristan und die Königin an ihm zu rächen; er supponirt auch, daß der Verräther ein Opfer seiner Untreue geworden, und daß er von March selber die Strafe empfing. Der entscheidenste Beweis für die Behauptung, daß die Ro-

manciers und Trouveres, die ursprüngliche Tristanssage so lange ummodelten, bis sie dem Geschmack des Zeitalters, in welchem die Bearbeiter lebten, angepaßt war, besteht in folgendem Zuge. Nachdem berichtet worden, wie Isolde durch Tristans Heldenarm von den Räubern, denen König March sie überließ und vom Scheiterhaufen gerettet ward, fügt Berox hinzu: den bretonischen Volkssagen gemäß hatte Tristan den Hauptmann der Räuber hinrichten lassen, allein die Sagenerzähler

> „N'en savent mie bien l'histoire;
> Trop est Tristan preux et courtois
> Pour occire gens de telles lois."

Hier sieht man deutlich, wie der gelehrte Dichter in Folge seines veredelten Geschmacks sich abmüht, dem schlichten Erzähler aus einem unverfeinerten Zeitalter seinen Stoff zu poliren, dadurch aber ihn der Frische der Originalität beraubt.

Der Roman Tristan enthält noch mehrere Züge, welche seine Abkunft von wälischen und bretonischen Volksliedern erkennen lassen. In Armorica (Bretagne) wie in Wales lebt eine alte Ballade noch jetzt im Munde des Volkes, welche interessante Materialien zu einer Vergleichung ihres Inhalts mit den Umdichtungen des Trouveres darbietet. Der Held des Liedes ist ein junger bretonischer Krieger, der in Gefangenschaft schmachtet. Um von seinem Schicksal die entfernte Mutter zu benachrichtigen, übersendet er ihr einen Ring; der Bote, um ungehindert durch das fremde Land zu kommen, hüllt sich in Bettlertracht. Ebenso hatte Tristan, als er in der Fremde erkrankt war, um Isolde von seiner Lage zu unterrichten, seinen Freund Kaerden an sie abgeschickt, der, um den argwöhnischen Kö-

nig March zu hintergehen, an seinem Hofe als Handelsmann erschien, aber ein Ring an seinem Finger ließ Isolde errathen, von wem er kam. — Die Mutter des gefangenen Kriegers reist im Augenblick ab, als sie die betrübende Kunde erhielt, aber leider kommt sie zu spät an, ihr Sohn ist nicht mehr am Leben. Daran war der Gefängnißwärter Schuld, welcher arglistig den Gefangenen hatte glauben lassen, der Bote sey allein wieder zurückgekommen. Die betrübte Mutter traf eben in der Stadt an, als die Glocken ihren Sohn zu Grabe läuteten. Sie fragte nach der Ursache, und erfährt von einem Greise, daß so eben ein junger Krieger im Gefängniß gestorben sey. Mit der Miene einer Verzweifelnden eilt sie dahin, fordert ungestüm Einlaß, sie will das Liebste, was sie auf Erden besaß, noch einmal sehen. Die Pforte des Gefängnisses wird ihr geöffnet, sie wirft sich auf die Leiche ihres Sohnes, umschließt sie mit ihren Armen und erhebt sich nicht wieder. Sie hatte ausgeathmet *). Tristan und Isolde erleiden dasselbe Schicksal. Tristan hält sie, die zu seinem Beistand herbeieilte, den Worten seiner eifersüchtigen Gemahlin Glauben schenkend, für untreu, und gibt den Geist auf. Indeß hatte sich Isolde wirklich eingeschifft. Als sie das Ufer betritt, vernimmt sie in den Straßen allgemeine Wehklage, in welche sich die Glocken der Klöster und Kapellen mischen; sie fragt nach der Ursache und wird von einem Greise berichtet. Die Kunde von Tristans Tod beraubt sie der Sprache. Sie eilt auf den Pallast zu, in welchem der Geliebte an seiner Wunde starb, sie beklagt, zu spät gekommen seyn, wirft sich an seiner Seite nieder, eine letzte

*) Le Prisonnier de guerre. (Chants pop. de la Bret.)

Umarmung, und sie haucht ihre Seele über seiner Leiche aus.

Diese Parallelen ließen sich noch mehr anhäufen, hier aber soll nur noch eine, weil sie die überraschendste, ihren Platz finden:

In der Ballade, wie im Gedicht Tristan wird ein Schleier als die Ursache des Todes angegeben. Tristan, wie der bretonische Krieger, Beide beauftragen ihren Abgesandten, ein weißes Segel als Zeichen des glücklichen Erfolgs ihrer Sendung aufzustecken, Beide werden auf gleiche Art getäuscht, Beide sterben, als sie ein schwarzes Segel auf dem Schiffe ihres Abgeordneten erblicken.

Noch muß erinnert werden, daß lange vor der Verbreitung der romantischen Erzählungen der Troubadours und Trouveres eine in wälischer Sprache abgefaßte Tristansage circulirte, auf welche die Bardenlieder und Triaden häufig und deutlich anspielen. Diese Fabel, Jahrhunderte lang von den bretonischen Sagenerzählern behandelt, mußte nothwendig zur Zeit, als das Ritterwesen aufkam, wie alle andere Fabeln aus dem Arthurcyclus, den Einfluß dieser Periode erfahren, und war also ebenfalls als ein dankbarer Stoff zu Volksliedern gewählt worden.

Gehen wir nun zu der deutschen Bearbeitung des Tristan durch Gottfried von Straßburg über. Auch hier finden sich noch genug keltische Elemente vor. So z. B. ist das Hündlein Pelicriu ein Geschenk aus „Avelun, der Feinen (Feen) Land"; und Avalon, das jetzige Glastonbury, haben wir schon oben als einstiges druidisches Heiligthum anerkannt. Hier dachte man sich die Insel der Seligen, die Ueberfahrt der Todten (Mem. de l'Acad. celt. III. p. 137 sq.) und der

Hund konnte, wie der mit der Hundskopfsmaske geschmückte Priester des Anubis (**Arrian IV, 474 cf. Plut. de Is. c. 11**) auf ägyptischen Mumiengemälden, der Führer der Seele in die Unterwelt seyn, denn auch die Druiden heißen in der mystischen Sprache der Bardenlieder Hunde (vgl. S. 745). Daß den Kelten der Hund ebenfalls zur Unterwelt in Beziehung stand, ersieht man aus einem im Antiquenkabinet des Louvre in Paris aufbewahrtem Marmor, welcher eine Sterbescene vorstellt, und unter dem Bette des Entseelten ein Hund bemerkbar ist *). Herrmann Kurz (Einleit. z. Tristan p. **XLIV.**) hält es sogar für einen „merkwürdigen Fund," daß der Herzog, von welchem Tristan das Hündchen erhält — in der französischen Bearbeitung ist es das Geschenk der verschmähten Geliebten, die seinetwegen sich den Tod gab, vgl. S. 750 — daß dieser Herzog also G i l a n heißt, ein Name, der mit Gwylan, dem keltischen Namen des Schmiedes Wieland (Schreiber hist. Tschb. **IV.** Jahrg. S. 124), gleichklingt. Ich führe diesen Umstand nur nebenbei an, weil er meinem Zwecke noch mehr dient, denn Kurz hebt ihn nur deßhalb hervor, um die keltische Heimat des Tristan zu erweisen, ich aber habe schon S. 138 gezeigt, daß Wieland der T o d s e n d e r Odin, Wuotan sey, den Andere auch im Gwydion der druidischen Mysterienlehre wieder erkennen wollten. Die etymologische Verwandtschaft der beiden keltischen Namen Gwydion und Gwylan wird man aber, bei der Berücksichtigung des häufigen Austausches von d und l (vgl. **Merddhin** = Merlin), gern zugestehen. Von dem Tod-

*) Martin, Explic. de divers Monum. qui ont rapport a la relig. des anciens peuples Pl. I. p. I.

bringer konnte kein passenderes Geschenk als ein Hund erwartet werden, da dieser Wächter des Schattenreichs und des Pluto Begleiter war, als er Proserpinen ins Schattenreich entführte. Ich erinnere zur Vervollständigung hier noch an den fortbestehenden Aberglauben, daß Hundegeheul eine baldige Leiche anzeige. Gottfrieds „Minnenfossäre" hält Kurz für einen druidischen Dolmen, wie die Franzosen, oder Cromlech, wie die Irländer eine Feenwohnung benennen (Schreiber V. S. 39), „von deren vollkommener Bedeutung wenigstens noch so viel übrig war, daß Gottfried der „Frau Minne" seinen allegorischen Cultus darin errichten konnte." Schreiber (IV. S. 132) nennt diese künstlichen Grotten: „die geheimnißvollen Sitze der Zwerge, wo sie Waffen und Schmuckwerk schmieden; ihnen steht alle Weisheit zu Gebot, sie haben sie in geheimnißvollen Zügen auf die Tafeln ihrer Grotten eingetragen, Taliesin konnte sie lesen. Bei ihren Mahlen kredenzen sie die Krystallschale mit dem Feuertrank 2c." Letzteres Wort erinnert an den Lebenstrank (Eau de Gwion) der Druiden (vgl. S. 662). Dieser Zauberbecher mit dem Feuerwasser mußte, wie auch Kurz gesteht, in seinem Durchgang durch das Druidenthum mit den Geheimnissen des Gral zusammenfallen, daher die Tristanssage und die Gralssage, so verschieden sie sich auch entwickelt hatten, doch in den spätern Dichtungen, durch einen gemeinsamen Mittelpunkt angezogen, sich wieder zu vereinigen strebten.

Die mythischen Elemente der Tristanssage näher ins Auge fassend, findet Kurz es bedeutsam, daß das „Buch der Liebe," offenbar einer ältern Sagenspur folgend,

Tristan auf dem Schiffe geboren werden läßt. Er glaubt hier eine Fortsetzung des in den Nil ausgesetzten (Dionysus und) Moses zu erkennen, während hier sich von selber der Kessel der Ceridwen, das „Schiff der Erde“ (vgl. S. 666 Anm.) als Urbild darbietet. In dieses wird ja der Todte gelegt, um seiner Wiedergeburt gewiß zu seyn. Es ist das Schiff, in welchem der Phallus des todten Osiris lag, das Schiff des Hu, wenn er als gestorbener Gott Aeddon heißt; aber im nächsten Frühjahr wurde, in dem ihm angezündeten Maifeuer, das Fest seines Wiedererwachens gleichzeitig mit den Mysterien der Druiden, welche den Novizen die geistige Wiedergeburt verhießen, gefeiert. Nahe lag hier das S. XLV von Kurz selbst angeführte Bild aus Grimms spanischen Romanzen zur Vergleichung, wo aus des ermordeten Tristans Grabe eine weiße Lilie wuchs, von deren Geruch Isolde schwanger wurde. Diese Symbolik der Lilie war auch dem Verfasser des Tristanromans nicht unbekannt (vgl. S. 752). Der Eber als Tristans Wappen läßt Kurz an das heilige Feldzeichen keltischer Stämme denken (S. LX), aber bei Tristan ist es das priesterliche Abzeichen des Hierophanten in den Mysterien der Druiden (vgl. S. 674 mit 677). Glücklicher ist Kurz in der Vergleichung der beiden Isolden mit den beiden Geliebten des hörnen Siegfrieds, indem er daran erinnert, daß Tristans Tod mittelbar durch Kaedin, den Bruder der zweiten Isolde, herbeigeführt wird, wie Siegfried durch den mit Chrimhilde verwandten Hagen ermordet wird. „Wie Chrimhilde und Brunhilde in der Grundlage des Namens eins und nur durch die Zusammensetzung unterschieden sind, so tragen die beiden Isolden sogar denselben Namen, der sich nur durch Beiwörter unter-

scheidet, und es hat sich also trotz der weit größern Entstellung in der keltischen Sage noch ein deutlicherer Anklang an die ober- und unterweltliche Isis erhalten, als in der deutschen. Der Zug in der Theseussage, daß der Steuermann das schwarze Segel nicht abgenommen, und der Vater des Helden sich aus Verzweiflung über dessen vermeintlichen Tod ins Meer stürzt, tritt in der Tristanssage in noch wunderbarerer Umgebung auf. Tristan liegt auf den Tod, nur der Anblick der blonden (lichtfarbenen) Isolde kann ihn retten. Die weißhändige Isolde aber, die das Schiff mit weißem Segel kommen sieht, gibt vor, die Flagge sey schwarz, und diese Lüge tödtet den Helden." (S. LXVII).

Tritt demnach Tristan als ein keltischer Adonis auf, der im Sommer mit Venus, im Winter mit Proserpinen buhlt, oder als ein keltischer Osiris, der in der Unterwelt die Nephtys schwängert, im Frühling aber die Isis befruchtete, so dürfte wohl auch mit Berücksichtigung des 12ten Kapitels in des Plutarchs Tractat „von Isis und Osiris" das Brettspiel, bei welchem Marke, seine Gattin, mit Tristan im Liebesspiel überraschte (siehe oben), als jenes Spiel gedeutet werden, welches Sonne und Mond auf den goldenen, mit Sternenschrift gezeichneten Himmelsfeldern mit einander aufführen. Denn daß in der Religion der Druiden kalendarische Tendenzen ebenfalls vorherrschen, daß Hu die Sonne, und seine Gattin Ceridwen den Mond repräsentirte, daß ihre Maifeuer und Oktoberfeuer auf die Hochzeitfackel und die Todesfackel der Jahresgottheiten anspielten, ist oben an zu vielen Stellen angedeutet worden, als daß wir hier uns wiederholen sollten.

Mit der Tristanssage hingegen hat der Artus-

cyclus, den die Heldengedichte willkürlich mit ihr verknüpften, nichts gemein, der seinerseits ebenso willkürlich mit dem Märchen von Gral in Verbindung gesetzt worden ist; als dessen Quelle auch Kurz (S. XLIII) die Ceremonien der alten Druiden und Feen anerkennt. Auch Souvestre (Foyer breton p. 212) sprach schon diese Behauptung aus, suchte aber in folgenden Sätzen sie zu begründen: „Mit dem Beginn des 6ten Jahrhunderts erwähnen die wälischen Barden eines Zauberbechers (Ceridwens Waschbecken), welcher seinem Besitzer die Gabe in die Zukunft zu sehen und Allwissenheit verschafft. In späterer Zeit gedenkt eine Volkssage der goldenen Schale, die das Eigenthum Bran's des Gesegneten war, und die Eigenschaft besaß, nicht nur alle Krankheiten zu heilen, sondern selbst Todte zu erwecken. Noch andere Sagen spielen auf ein Becken an, welches, sobald es der Besitzer wünschte, sich mit den gewünschten Speisen füllte. Diese sämmtlichen Fabeln wurden in der Folge mit einander vermischt, und die verschiedenen Eigenschaften der verschiedenen Gefässe auf ein einziges zusammengehäuft, in dessen Besitz begreiflicher Weise alle Abenteurer zu kommen trachteten. Noch besitzt die Literatur ein wälisches Gedicht aus dem Anfang des 12ten Jahrhunderts, dessen Held, einen solchen Schatz zu gewinnen, sich zur Aufgabe stellte. Es ist Peredur.

Peredur war der siebente Sohn eines Grafen Evrok*), der in einer Schlacht mit seinen sechs ältern Söhnen auf der Wahlstatt blieb. Peredur war noch nicht im waffenfähigen Alter, darum war er vom Schicksal seiner Verwandten verschont geblieben. Seine Mutter war eine

*) Die Stadt York soll von ihm den Namen haben, denn im Wälischen heißt sie Ker-Evrok.

kluge Frau, die, um ihren einzigen Sohn vor den Gefahren des Krieges zu bewahren, alle Gegenstände, welche Waffen ähnlich sahen, aus seinen Augen zu entfernen suchte, mit ihm in die Einsamkeit der Wildniß flüchtete, und in ihrer Gesellschaft nur Frauen und Kinder duldete. Eines Tages erblickte Peredur in der Nähe von den Heerden seiner Mutter zwei Schlangen. Seine Einfalt wunderte sich, an ihnen die Hörner zu vermissen, mit welchen doch die Ziegenböcke ausgestattet waren. Er glaubte, daß sie sie abgestoßen hätten, und jagte sie mit den Böcken in den am Saume des Waldes errichteten Stall; hierauf begab er sich wieder zu seiner Mutter, um ihr das geschehene Naturwunder zu erzählen, und wie er sie mit den Böcken zusammengepfercht.

Wieder eines Tages kamen drei Ritter durch den Wald geritten, Gwalhmai, Sohn des Gwyar, Ghenein-Gwestel und Owen, Sohn Urians. Der Letztere sollte einen Ritter aufsuchen, welcher von Arthurs Hofe die goldenen Aepfel entwendet hatte*). „Mutter“, fragte Peredur „was sind das für Wesen?“ — „Engel sind es“ versetzte sie. — „O ich möchte auch gar zu gerne ein Engel werden.“ Mit diesen Worten ging er auf die Fremden zu. „Sage mir, lieber Junge“ redete ihn Owen an, „hast du heute keinen Rittersmann hier vorbeiziehen sehen?“ — „Was ist das für ein Ding, ein Ritter?“ — „Ein Mann wie ich.“ Peredur versprach Bescheid, wenn der Fremde zuvor seine Fragen beantworten wollte. Er ließ sich nun die Sättel der Rosse und alle Waffenstücke der Ritter erklären. Endlich sagte er: „Zieh nur auf dieser Straße fort, einen Mann, wie du ihn beschreibst, habe ich wohl gesehen; ich will dir folgen.“ Nun theilte er seiner Mutter seinen Vorsatz mit. Sie wurde todtenbleich vor Schreck. Ihr Sohn aber suchte sich in dem Stall von den Pferden, deren einziger Beruf war, die Lebensmittel aus der Stadt zu holen, das kräftigste aus; ein Sack wurde zum Sattel verwendet, aus Weidenflechten bildete er sich einen Harnisch, und in diesem Aufzug stellte er sich seiner indeß wieder zum Bewußtseyn gekommenen Mutter vor, um von ihr Abschied zu nehmen. Da er sich von seinem Vorsatz

*) Ueber die Bedeutung derselben s. w. u.

nicht abbringen ließ, so gab sie ihm manchen guten Rath mit auf den Weg: „Geh hin, mein Sohn, an den Hof Arthurs, wo du die Blüthe der Ritterschaft, die Tapfersten des Landes versammelt sehen wirst. Kommst du an einer Kirche vorbei, so verrichte daselbst deine Andacht. Hungert oder durstet dich, und Niemand bietet dir etwas an, so lange selber zu. Wenn eine Dame deines Beistands bedarf, so versage ihr ihn nicht. Findest du einen prächtigen Edelstein, so verfertige dir eine Schüssel daraus, der wird dir zum Ruhm verhelfen. Begegnet dir eine schöne Frau, so mache ihr den Hof, ohne sie zuvor um Erlaubniß zu fragen. Du wirst deßhalb nur an Achtung gewinnen, und an Tapferkeit und ritterlicher Gesinnung zunehmen.“ Als die Mutter gesprochen hatte, gab Peredur seinem Pferde den Sporn, nahm ein Bündel Pfeile in die Hand, und fort war er.

Zwei Tage mochte er durch Wälder und Wüsteneien, Trank und Speise entbehrend, geritten seyn, als er in einem Gehölze einen lichten Platz erblickte, in der Mitte desselben erhob sich ein Zelt, das er für eine Kirche ansah, und darum zum Gebet sich anschickte. Er ging auf das Zelt zu, und am geöffneten Eingang erblickte er eine reizende Dame auf goldenem Sitze, ein von Edelsteinen funkelnder goldener Reif zierte ihre Stirne, ein goldener Ring glänzte an ihrem Finger.

Peredur stieg vom Rosse, trat in das Zelt, und wurde freundlich aufgenommen. Im Hintergrunde des Zeltes erblickte er zwei Flaschen mit Wein, zwei weiße Brode und Schinkenschnitte. Er berief sich auf den Rath seiner Mutter, und griff zu. „Iß, was dir beliebt“, sprach ihm die Dame zu. Peredur leerte die eine Flasche, und verzehrte die Hälfte des Mundvorraths. Als er satt war, ließ er sich vor seiner schönen Wirthin auf ein Knie nieder: „Meine Mutter sagte mir, ich sollte, wenn ich einen hübschen Schmuck fände, mir ihn zueignen.“ „Nimm ihn!“ sprach die Dame. Er zog also den Ring von ihrem Finger, bestieg wieder sein Roß, und setzte die Reise fort.

Indeß war der Ritter, welchem das Zelt gehörte, hinzugekommen. Er gewahrte Roßspuren, und fragte, wer

in seiner Abwesenheit hier gewesen? „Ein gar seltsamer Mann“ antwortete die Dame, und entwarf Peredurs Porträt. „Hat er dir keine Beleidigung zugefügt?“ fragte er weiter. Sie verneinte. Er glaubte aber ihren Worten nicht, und schwur nicht eher zu ruhen, bis er den Fremden erreicht und seinen Zorn an ihm gekühlt haben würde. Und hierauf setzte er Peredur nach.

Dieser hatte seinen Weg zum Hoflager Arthurs genommen. Bevor er noch das Ziel seiner Reise erreicht hatte, war ihm ein anderer Ritter zuvorgekommen. Der gab dem Pförtner einen goldnen Ring von hohem Werthe, damit er ihm sein Pferd halte; trat dann in den Saal, wo Arthur und sein ganzer Hof, auch die Königin Gwennivar (Ginevra) mit ihren Damen versammelt war. Eben reichte ein Page der Königin einen goldenen Becher, als der Ritter ihm einen Stoß versetzte, daß die Flüssigkeit ihr ins Angesicht und auf ihr Kleid strömte*). Hierauf sagte der Ritter: „Wagt Jemand, diesen Becher mir streitig zu machen, oder für den der Königin wiederfahrenen Schimpf Genugthuung zu fordern, so folge er mir ins Freie, ich werde ihn erwarten.“ Und als er dies gesprochen, schwang er sich wieder auf sein Roß. Bestürzung hatte sich aller Anwesenden bemächtigt, denn man schloß: wer eine solche Beleidigung auszuüben wagt, der ist gewiß mit magischen Kräften begabt, die ihn jeder Ahndung entheben. In diesem Augenblick ritt Peredur in den Saal, in dem seltsamen Aufzuge, der oben beschrieben worden. Kai, des Arthurs Haushofmeister, saß in der Mitte der Halle. An ihn wandte sich der Jüngling mit der Frage: wo Arthur sey? — „Was willst du von ihm?“ — „Meine Mutter sagte mir, ich solle ihn aufsuchen, damit er mich unter die Ritter seines Hofes aufnehme.“ — „Wahrlich“ spottete Kai, „dein Anzug gibt dir ein Recht auf solche Auszeichnung.“

Aller Augen richteten sich jetzt auf Peredur.

Zugleich trat ein Zwerg mit seinem Zwergweibchen aus

---

*) Dies war ein Zeichen der ehelichen Untreue der Person, welcher der Trank gereicht wurde.

der Menge hervor, welche Beide bereits ein Jahr an Arthurs Hof verweilten, ohne daß Jemand bisher ein Wort von ihren Lippen vernommen hätte. Als sie Peredur erblickten, gewann der Zwerg zum Erstenmal die Sprache, und grüßte den Jüngling: „Gott mit dir, Sohn Evrock's, Blume der Ritterschaft!"

„Wie?" rief Kai verwundert aus, „du bist stumm in Gegenwart von Männern, welche deines Grußes wohl würdiger waren, und nun beschimpfest du im Angesichte Arthurs und seines Hofes die Edeln alle, die hier versammelt sind, indem du ein unbedeutendes Subject für die Zierde der Ritterschaft erklärst?" Bei diesen Worten versetzte er ihm mit der Faust einen solchen Schlag aufs Ohr, daß der Zwerg bewußtlos zu Boden stürzte. Jetzt ließ die Zwergin sich in gleichem Ton vernehmen: „Schöner Peredur! Sohn Evrok's, Gott mit dir, du Blume der Ritterschaft!" Abermals entsetzte sich Kai ob der nun wiederholten Beleidigung des ganzen Hofes, und ein zweiter Faustschlag streckte auch die Zwergin ohnmächtig zur Erde.

„Großer Mann!" redete jetzt Peredur ihn an, „zeige mir Arthur!"

„Schweig!" herrschte Kai ihn an, „und laufe lieber dem Ritter nach, der vorhin mit dem Becher aus dem Saale eilte; trachte diesen ihm wieder abzukämpfen. Gelingt dir solche That, so soll deiner Aufnahme in den Ritterorden nichts im Wege stehen."

Peredur eilte aus dem Saal, um sein Waffenglück zum Erstenmal zu erproben. Indeß machte Ritter Owen, Sohn Urians, dem Kai wegen seiner Aufforderung an Peredur Vorwürfe, weil, wie auch der Erfolg für ihn sich wenden würde, für Arthur und seine Ritter nur eine Schmach daraus hervorginge, denn der Sieg eines Narren bringe ihnen so wenig Ehre als der Triumph des trotzigen Ritters über ihn.

Indeß hatte Peredur den Strauß glücklich bestanden, war mit dem Becher zurückgekommen, und erklärte seine künftige Thätigkeit als dem Dienste Arthurs geweiht, dem er ein treuer Vasall seyn wolle. Er suchte nun weitere

Abenteuer, besiegte viele Ritter im Zweikampfe, die er dann schwören ließ, daß sie sich an Arthurs Hof begeben wollen, um selbst die Nachricht zu überbringen, daß Peredur sie zu Ehren Arthurs in den Sand gestreckt.

Eines Tages kam Peredur in einen Wald, der an einem Ende von einem See begrenzt war, am andern Ende erhob sich ein Schloß. Am Rande des Sees saß ein Greis in Silberhaaren auf einem prachtvollen Kissen, in kostbarem Gewande prangend. Seine Umgebung beschäftigte sich mit Fischen. Als der Greis Peredur gewahrte, erhob er sich und hinkte in das Schloß. Peredur richtete seine Schritte ebenfalls dahin und trat in den Saal. Der Greis ließ ein Feuerbecken vor seinen Sitz hinstellen, und die Bewohner des Pallastes gingen Peredur entgegen, um ihm durch Abnahme seiner Rüstung zu verstehen zu geben, daß er hier gastlich aufgenommen sey. Der Greis forderte ihn auf, einen Sitz neben ihm einzunehmen. Nach eingenommener Mahlzeit gab Peredur, aufgefordert von dem Greise, Proben seiner Stärke im Faustkampfe, welche zum Nachtheil der beiden Söhne des Alten ausfielen, mit denen er sich hatte messen sollen. Hierauf weissagte der Greis dem Peredur seinen künftigen Ruhm, und gab sich als seiner Mutter Bruder zu erkennen. Er ermahnte ihn, zu seiner Ausbildung in ritterlichen Uebungen und zur Aneignung der feinen Sitten, die man von seinem Stand fordere, einige Zeit in seinem Schlosse zu verweilen. Nach Ablauf dieser Frist werde er den Ritterschlag erhalten. Vorläufig machte er es ihm zur Pflicht, wenn er Seltsames sehen würde, keine Erklärung abzufordern, sondern seiner Verwunderung Schweigen aufzuerlegen.

Wieder zog Peredur auf Abenteuer aus, da kam er wieder in einen Wald, den ein freier Platz begrenzte, an dessen einer Seite ein Schloß sich erhob, wohin Peredur seinen Weg nahm. Da die Pforte offen stand, so trat er in die Halle. Hier saß ein Greis von jugendlicher Dienerschaft umgeben. Peredur ward freundlich empfangen und eingeladen, neben dem Alten seinen Platz einzunehmen. Nach dem Mahle wurde Peredurs Gewandtheit mit dem Schwerte auf ähnliche Art erprobt, wie vorhin seine

Tüchtigkeit als Faustkämpfer. Von der Kraft seiner Muskeln legte er durch Zerbrechung des Schwertes, obschon dessen Klinge sehr massiv war, Beweise ab. Auch dieser Greis erklärte sich als Peredurs Mutterbruder, und weissagte seinem Neffen eine rühmliche Zukunft. Während Ohm und Neffe noch im Gespräch begriffen waren, traten zwei Jünglinge in den Saal, die eine Lanze von ungewöhnlicher Länge trugen, von deren Spitze drei Blutstropfen zur Erde fielen. Bei diesem Anblick brachen alle Anwesenden in eine Wehklage aus, der Greis aber unterbrach nicht die Conversation mit seinem Neffen. Er that, als habe er den Vorgang nicht bemerkt, und Peredur wagte nicht, nach der Ursache der räthselhaften Erscheinung zu fragen. Nachdem das Wehklagen etwas nachgelassen, traten zwei Jungfrauen in die Halle, die brachten ein Becken, in welchem ein in seinem Blute schwimmender Kopf eines Menschen lag. Wieder ertönte allgemeine Wehklage, die nur spät aufhörte. Hierauf suchte Jeder sein Lager. Dem Peredur wurde ein zierliches Gemach angewiesen.

Am folgenden Morgen setzte Peredur seine Reise fort. Aus einem Gehölze drang eine weibliche Stimme zu seinen Ohren. Er ritt auf die Stelle zu, woher das Wehklagen gedrungen war, und erblickte eine reizende Brünette, neben ihr stand ihr Zelter, und eine Leiche lag zwischen Beiden. Ihre Anstrengungen, den Todten aufs Pferd zu bringen, waren vergeblich, er fiel auf den Boden, und dieß war der Grund ihrer Wehklage. Ausserdem mußte Peredur zu seiner Verwunderung erfahren, daß er seiner Mutter Tod veranlaßt, weil er gegen ihren Willen sie verlassen und der Gram sie getödtet, er sey deßhalb in den Bann gethan. Ferner erfuhr er, daß das ihm Glück wünschende Zwergenpaar an Arthurs Hof das Eigenthum seiner Eltern vordem gewesen. Zuletzt gab sich die Dame als seine Milchschwester zu erkennen. Die Leiche war die ihres Gatten, welche jener Ritter, der im lichten Punkte des Waldes hauste, getödtet hatte. „Nähere dich ihm

nicht, denn er würde auch dir das Leben nehmen!" setzte sie warnend hinzu.

„Schwester!" versetzte Peredur, „deine Vorwürfe sind ungerecht, denn nur das lange Verweilen bei dir hindert mich, ihn zu besiegen. Unnütz ist längeres Weinen. Laß mich den Todten jetzt begraben und sodann unverzüglich den Ritter aufsuchen, vielleicht fällt er deiner Rache zum Sühnopfer."

Peredur traf den Ritter noch an der von seiner Schwester bezeichneten Stelle, mit hochmüthiger Miene auf- und abwandelnd. Er fragte Peredur, woher er des Weges komme? „vom Hofe Arthurs!" lautete die Antwort. „Gehörst du zu seinen Vasallen?" — „Mit Stolz zähle ich mich zu diesen!" — „Dafür weiß ich keinen Grund." Diese Beleidigung Arthurs rächte Peredur sogleich an dem Prahler, der, in den Sand dahin gestreckt, um sein Leben flehte. Der Sieger wollte sich nur unter folgenden Bedingungen dazu verstehen, nämlich, wenn der Besiegte die durch ihn Wittwe gewordene zur Ehe nähme, ihr alle ihrem Stande gebührende Ehre erwiese und sodann an Arthurs Hof sich begäbe, um zu berichten, daß er zum Ruhme dieses Fürsten besiegt worden sey; endlich auch einen zweiten Auftrag Peredurs zu vollziehen, nämlich, daß die von Kai dem Zwergenpaar widerfahrene Beleidigung zuvor gerächt werden sollte, bevor er, Peredur, wieder einen Fuß in Arthurs Pallast setze.

Der Ritter ging alle Bedingungen ein. Als er seine Mission bei Arthur ausgerichtet hatte, machte der Letztere seinem Haushofmeister (Kai) Vorwürfe, daß er Peredurs Abwesenheit von seinem Hofe veranlaßt habe, und fügte hinzu, er wolle selber den Tapfern in allen Wüsteneien Brittaniens aufsuchen, um sich zu überzeugen ob dieser oder Kai im Zweikampf Sieger bleiben werde.

Peredur setzte seine Reise weiter fort; wieder kam er in einen Wald, an dessen Ausgang sich ein Schloß mit gewaltigen Thürmen zeigte. Am Burgthor erhob sich das Gras zu ungewöhnlicher Höhe, und als der Held mit dem Schaft seiner Lanze an das Thor angestoßen hatte, ließ sich ein schmächtig gebauter junger Mann mit braunen Locken

blicken und fragte: Soll ich das Thor Euch öffnen, oder meinen Gebieter zuvor von Euerer Anwesenheit in Kenntniß setzen?

Peredur nannte sich und bat um Einlaß. Nun öffnete sich das Thor; Peredur trat in den Saal, und erblickte 12 achtzehnjährige Jünglinge von gleicher Gestalt, gleicher Schmächtigkeit, und sämmtlich rothhaarig. Alle trugen dieselbe Kleidung und Farbe, wie derjenige, welcher das Amt des Pförtners verwaltete. Sie waren sehr zuvorkommend, und erboten sich, dem Gast seinen Harnisch abzuschnallen und die Waffen abzunehmen. Jetzt traten auch fünf Jungfrauen aus dem Seitengemach; eine reizendere Erscheinung als ihre Gebieterin war Peredur noch nie vor Augen gekommen. Das Gewand, welches sie trug, mochte einst zu den kostbarsten gehört haben, jetzt sah es sehr abgetragen aus, so daß die Haut durchblickte, deren Weiße aber die Blüthen der Blumen überstrahlte; Augenbrauen und Hauptkaar hingegen wetteten an Schwärze mit der Rabenfarbe; die Wangen beschämten die Rose. Die Dame schlang ihren Arm um des Ritters Nacken, und lud ihn zum Sitzen ein. Bald darauf traten zwei Nonnen herein, die Eine mit sechs weißen Broden, die Andere mit einer Flasche Wein. „Gebieterin!“ meldete die Eine, „dies ist der ganze Vorrath des Klosters für die heutige Nacht.“ Peredur behielt sich die Austheilung des Brodes und des Weines unter die Tischgenossenschaft vor. Als es Zeit war, daß Jeder sein Lager aufsuchte, erbot sich Peredur, der Schönsten unter den Damen einen Rath zu geben. „Und welchen?“ fragte die Angeredete. „Den Ritter im obern Saal aufzusuchen und sich ihm zur Frau oder zur Gesellschafterin anzutragen, je nachdem das Eine oder das Andere vortheilhafter scheint.“ — „Das wäre gegen Zucht und Sitte. Dies wartet man besser ab, bis der Antrag der Dame gestellt wird.“ — „Eine Nichtbeachtung meines Vorschlags“ versetzte Peredur ärgerlich, „würde Euch zur Beute Euerer Feinde machen, die nach ihrem Belieben mit Eurer Person verfahren würden.“

Die Furcht stimmte zur Nachgiebigkeit. Weinend verfügte sie sich auf Peredurs Zimmer. Er fragte nach der

Ursache ihrer Thränen, und erfuhr, daß ein Graf, der vergeblich um ihre Hand geworben, sie mit Ausnahme des Schlosses, das sie bewohnte, um alle ihre Besitzungen gebracht. Nur der glücklichen Lage dieser Burg, die sie uneinnehmbar mache, und der Tapferkeit der vorhin beschriebenen Jünglinge, ihrer Milchbrüder, verdanke sie den Fortbestand ihrer Selbstständigkeit, so lange die Lebensmittel nicht aufgezehrt wären, welcher bedrohliche Fall aber bereits einträte. Käme keine Hülfe am morgigen Tage, müsse sich die Burg ergeben, und sie, die Herrin selber, werde den Stallknechten des Siegers überlassen. „Nur auf Euern Schutz, Herr Ritter“, setzte sie hinzu „zähle ich noch, verfahrt mit mir nach Euerm Gutdünken.“

Nachdem Peredur ihren Kummer beschwichtigt hatte, trennten sich Beide, um der Nachtruhe zu pflegen. Am folgenden Morgen breiteten sich unermeßlich viele Zelte vor dem Burgplatz aus, und unzählige Ritter bereiteten sich zum Angriff auf die Veste. Peredur verlangte, daß man sein Roß zäume, und sprengte die Ebene hinab. Er hob einen Ritter nach dem andern aus dem Sattel, und forderte von dem Letzten, dem Haushofmeister des stolzen Grafen, daß er sogleich die Burg mit Lebensmitteln für hundert Mann und ihre Pferde versehe, ausserdem sich der Herrin des Schlosses als Gefangener zu ihrer beliebigen Verfügung über seine Person stellen müsse. Alles geschah nach des Siegers Gebot. Am folgenden Tage streckte Peredur wieder eine Anzahl Ritter in den Sand. Der Letzte erhielt den Auftrag, diese Nacht noch für die Bedürfnisse von zweihundert Reitern zu sorgen, und sich dann als Gefangener zu stellen. Den dritten Tag ging es in gleicher Weise her. Der Letzte der Besiegten war der Graf selbst, der sollte alle der Burgfrau abgenommenen Besitzungen wieder herausgeben, ausserdem für die Bedürfnisse von dreihundert Mann und ihre Rosse Sorge tragen. Und Alles geschah, wie Peredur angeordnet hatte. Er verweilte noch drei Wochen auf dem Schlosse, denn die Reize der Gebieterin fesselten ihn so lange; beim Abschied gab er sich als Sohn Evroks zu erkennen, und bot

seinen Arm der Dame zum Schutze an, so oft sie dessen bedürfen würde.

Eines Tages trat Peredur in ein liebliches Thal, worin eine Einsiedelei sich befand. Der Klausner nahm ihn freundlich auf, daher er die Nacht bei ihm zubrachte. Als er am Morgen aus der Zelle trat, fand er frisch gefallenen Schnee, und vor der Klause eine Ente, welche ein Falke zu tödten im Begriff war, der aber, durch den Schall von des Rosses Hufen aufgescheucht, davon flog. Da warf sich ein Rabe auf die Ente, um ihr Fleisch zu verzehren. Peredur versank darüber in tiefes Sinnen, er verglich die Schwärze des Raben, die Weiße des Schnee's, und die Röthe des Blutes mit dem Haar seiner Geliebten, mit ihrer Haut und ihren Wangen. Da trat ein Ritter an ihn heran, den Arthur ausgeschickt hatte, um Peredurs Aufenthaltsort zu erforschen. Da Peredur in seinen Gedanken so sehr vergraben war, daß er nicht merkte angeredet worden zu seyn, so weckte der Frager ihn mit einem Stoß seiner Lanze aus seinen Träumen; Peredur drehte sich jetzt um und warf ihn vor die Füße seines Rosses. Vierundzwanzig andere Jünglinge wollten die Schmach ihres Gefährten rächen, theilten aber nur sein Schicksal. Nun wollte es Kai mit ihm aufnehmen, bot aber dem Ritter Gelegenheit, ihn so übel zuzurichten, daß die von Kai jenem Zwergenpaar erwiesene Mißhandlung nun mit reichen Zinsen vergolten war. Arthur ließ alle Wundärzte zur Heilung seines Haushofmeisters herbeirufen, dessen Aufkommen fast in Zweifel gezogen wurde, und betrübte sich sehr über sein Unglück, denn er hielt viel auf ihn. Da trat Gwalhmai vor, und machte die sinnige Bemerkung, wie Kai und die Jünglinge die Züchtigung wohl verdient hätten, denn es zeuge von gänzlichem Mangel an Tact Jemanden aus seinen verliebten Träumereien aufzustören; Kai aber hatte durch seine beleidigende herausfordernde Anrede seine Schuld verdoppelt. Nun erbot er sich selber, den Peredur zu einer Beantwortung der ihm zu stellenden Fragen zu vermögen, weil er, in höflicher Weise sich ihm nähernd, nichts zu befürchten habe. Sein weises Betragen ließ seine Hoffnungen nicht zu Schanden werden.

Peredur erfuhr, daß der Zweck von Gwalhmais Anrede eine Sendung Arthurs sey, der ihn an seinen Hof einlade, und daß diejenigen, welche in den Sand gestreckt wurden, denselben Auftrag gehabt. Da entschuldigte er sich, indem er aus ihrer Art sich anzukündigen eine Beleidigung vermuthete; gestand auch, daß er eben im Geiste mit seiner Geliebten sich beschäftigt hatte. Gwahmai wurde nun gefragt, ob Kai noch an Arthurs Hof verweile, und setzte den Peredur in nicht geringes Erstaunen, als er ihm sagte: dieser sey es eben gewesen, den sein Arm so übel zugerichtet. Nun freute sich Peredur, die dem Zwergenpaar widerfahrene Beschimpfung schon geahndet zu haben. Peredur und Gwalhmai schlossen rasch ein Freundschaftsbündniß, und verfügten sich Beide an Arthurs Hof, der Fürst nahm Peredur glänzend auf, und stellte ihn der Königin und ihren Damen vor. Dann wurde Kerleon (das heutige Gloucester) zum Hoflager erwählt.

Eines Tages saß Arthur in seinem Saale, vom Glanze seines Hofes umgeben. Vier Krieger standen ihm zur Seite, nämlich Owen, Sohn Urians, Gwalhmai, Sohn des Gwyar, Howel, Fürst von Armorica, und Peredur mit der großen Lanze. Und herein trat eine Jungfrau mit zierlich geflochtenem Rabenhaar. Gesicht und Hände gaben diesem an Schwärze nichts nach, und dennoch war die Farbe noch lange nicht so abschreckend als die Bildung ihrer Gesichszüge, die herabhängenden Wangen, der schmale Kopf, die kleine Nase mit den gewaltigen Nasenlöchern, die gelben und aus dem Munde hervorstehenden Zähne, die das Kinn beschattende Brust, der gehügelte Rücken, die magern Hüften, die unmäßig großen Füße rc. gewährten beim ersten Anblick keinen angenehmen Eindruck. Die Dame verbeugte sich vor Arthur und allen Anwesenden; nur Peredur verweigerte sie ihre Achtung. Sie redete ihn vielmehr in beleidigender Weise an: „Dir Peredur, gilt mein Gruß nicht! Blind handelte das Geschick, als es dich mit Ruhm und Gunst überhäufte. Unglückseliger Thor! warum fragtest du nicht am Hofe des hinkenden Königs nach der Bedeutung der drei Blutstropfen, die von der Lanze jenes Jünglings zur Erde trofen, und nach der Be-

deutung mehrerer anderer räthselhaften Erscheinungen, die du dort erblicktest? Hättest du nicht zur Unzeit geschwiegen, so würde dem König die Gesundheit, seinem Lande der Frieden wieder geschenkt worden seyn, während er jetzt von seinen Drängern so viel leiden muß, die Blüthe seines Heeres zu Grunde geht, und die Frauen seines Reiches zu Wittwen, die Jungfrauen ihrer Morgengabe beraubt werden, und einer furchtbaren Zukunft entgegen sehen. Und für all diesen Jammer bist du, Peredur, verantwortlich."

Hierauf sprach sie, wieder zu Arthur gewandt: „Vergebt, Sire! das Schloß, welches ich bewohne, ist weit von hier. Daselbst findet man 365 Ritter, und Jeglicher hat die Geliebte seines Herzens bei sich. Und wer nach Waffenruhm strebt, wird dort Gelegenheit finden, ihn zu verdienen. Nebstdem weiß ich ein Schloß, in welchem eine junge Dame gefangen gehalten wird, ihrem Befreier ist der größte Ruhm aufbehalten, den ein Ritter sich erwerben kann." Mit diesen Worten schied sie aus der Versammlung.

Sogleich äußerte Gwalhmai den Wunsch, die Schöne zu befreien, und viele andere Ritter wollten sich ihm anschließen. Da sprach Peredur: „Ich will nicht eher mein Haupt zur Ruhe legen, bis ich das Geheimniß von der Lanze, deren die schwarze Dame erwähnte, erfahren habe." Und während sie noch sprachen wurde ein Ritter angemeldet, der vor dem Burgthor um Einlaß harrte. Er hatte ein sehr kriegerisches Aussehen. Bei seinem Eintritt in den Saal grüßte er Jedermann, nur Gwalhmai überging er. Die Farbe seiner Rüstung war ganz blau, nur der Schild hatte eine Einfassung von goldenen Knöpfen. Und Gwalhmai machte er den Vorwurf des Verraths und der Hinterlist, welche Beschuldigung von sich abzuwehren, der Angeklagte an jedem Orte sich bereit zeigen wollte. Der fremde Ritter nahm ihn beim Worte. Peredur, als Waffenbruder des Gwalhmai, erbot sich ihm zum Begleiter auf den Kampfplatz; aber jetzt schlug Jeder einen andern Weg ein.

Peredur durchzog die ganze Insel, aber nirgends konnte

er über die schwarze Dame Auskunft erhalten. Sein Weg führte ihn zu einem lieblichen Thal, durch welches sich ein Strom schlängelte. Da gewahrte er einen Ritter im Priestergewand auf sich zukommen. Er bat um seinen Segen, der aber verweigert wurde, weil Peredur am heiligen Charfreitag die Waffen nicht abgelegt hatte. Dieser entschuldigte sich mit seiner Unkenntniß des Festkalenders, da er schon ein Jahr von der Heimat entfernt sey, und die Sitten überall nicht dieselben sind. Er stieg nun ab vom Rosse und führte es am Zaume vor sich her. Er lenkte von der Hauptstraße ab in ein Gehölz, wo er in einer Hütte den Priester antraf, der ihm jetzt den Segen nicht mehr verweigerte. Auch forderte dieser ihn auf, an diesem und den beiden folgenden Tagen, wo das Reisen unziemlich, bei ihm zu verweilen. Am vierten Tag setzte er seinen Weg weiter fort, erkundigte sich aber nach dem Wunderschlosse. Der Bescheid lautete: „Uebersteig dieses Gebirge, dann wirst du an einen Strom kommen. In dem Thal, welches er befeuchtet, ist während des Osterfestes das Hoflager eines Prinzen, welcher am ehesten über das Wunderschloß dich zu berichten vermag."

Als Peredur die nöthige Anweisung erhalten hatte, nahm er seinen Weg nach dem bezeichneten Schlosse. Er fand das Thor geöffnet, auch die Saalthüre war es. Als er nun in die Halle trat, erblickte er ein Schachbrett, die Figuren auf beiden entgegengesetzten Feldern bewegten sich wie Automaten, und die Parthei auf der Seite, wo er stand, verlor das Spiel, worüber die andere einen Schrei der Freude ausstieß, als ob sie aus lebenden Wesen bestünde. Wüthig ergriff Peredur das Schachbrett und warf es aus dem Fenster in den vorbeifließenden See. Und in demselben Augenblick kam die schwarze Dame auf ihn zu, mit den Worten: „Du hast des Himmels Segen verwirkt, da du nur Böses übst und das Gute meidest." „Was hast du mir vorzuwerfen?" fragte der Ritter. „Daß du das Schachbrett der Kaiserin, wofür sie ihr ganzes Reich hingegeben haben würde, verloren gehen ließest. Der Weg, auf welchem du es wieder finden kannst, führt dich zum Schlosse Isbidinoghel, daselbst wohnt ein schwarzer

Ritter, welcher die Staaten der Kaiserin verwüstet. Vermagst du ihm den Tod zu geben, so wirst du auch das Schachbrett wieder finden, ich bezweifle aber, daß du lebend von dort zurückkehrst."

Peredur erklärte sich bereit, das Abenteuer zu bestehen, wenn die schwarze Dame ihn dahin begleiten wolle, wozu sie sich auch willig zeigte. Peredur trug auch dießmal den Sieg davon, und als der schwarze Ritter um Gnade bat, knüpfte Peredur die Bedingung daran, daß Jener nicht nur das Schachbrett wieder schaffe, sondern auch, daß er es an denselben Ort stelle, wo Peredur es gesehen hatte.

Jetzt trat die junge Dame zwischen Beide, und stieß neue Verwünschungen gegen den Helden aus, weil er das Ungeheuer am Leben ließ, das die Staaten der Kaiserin verwüstet hatte. Peredur bemerkte, daß es ihm um die Wiedererlangung des Schachbretts zu thun gewesen sey. „Ist es denn nicht wieder an seinem frühern Ort gefunden worden?" „Nun so gehe hin und bringe dem schwarzen Mann den Tod." Peredur gehorchte. Als er wieder an den Hof zurückkam, traf er daselbst schon die schwarze Dame. „Wo ist die Kaiserin?" fragte er. — „Du wirst sie nicht eher zu Gesichte bekommen, bis du das Ungeheuer erlegt hast, das im benachbarten Walde haust." — „Welches Ungeheuer?" — „Es ist zwar nur ein Hirsch, aber dieser besitzt die Schnelligkeit eines Vogels. Aus der Stirne ragt ein Horn hervor, das deiner eisernen Lanzenspitze an Länge nichts nachgibt; dabei ist es so spitz wie die feinste Nadel. Damit beschädigt das Ungeheuer alle Bäume des Forstes und tödtet alle ihm begegnenden Wesen. Das Allerschlimmste aber ist, daß es allnächtlich den See austrinkt, wodurch die aufs Trockne gesetzten Fische verderben müssen. Ehe das Wasser wieder zufließt, sind die meisten todt." —

Peredur fragte, ob die Dame ihm den Hirsch zeigen wolle? Diese schlug seinen Wunsch ab, „denn — sagte sie — vor Verlauf eines Jahrs ist es keinem lebenden Wesen gestattet, in den Wald einzudringen, aber meine Gebieterin besitzt ein Hündchen, das soll dein Führer seyn." — So geschah es, und Peredur hieb mit Einem Streiche seines Schwertes den Kopf des Ungeheuers ab.

Als er ihn aber genauer betrachtete, kam eine Dame des Weges daher geritten, wickelte das Hündchen in eine Falte ihres Mantels, legte den Hirschkopf, der am Halse ein goldenes Band trug, vor sich hin, und sprach zu Peredur: „Ihr habt eine sehr niedrige That verübt, indem Ihr die größte Zierde meines Reiches getödtet habt.“ — „Man hat es ja von mir gefordert!“ entschuldigte sich der Held, „gibt es kein Mittel, die verscherzte Gnade wieder zu erlangen?“ — „Nur dann“ — antwortete sie — „wenn du in den Wald, der hinter diesem Gebirge sichtbar wird, einen Ler'h (Druidenhöhle) auffindest, und, sie betretend, dreimal den Krieger zum Kampfe herausforderst, welcher unter jener Stätte schlummert.“

Peredur that, wie ihm geheißen. Allsogleich kam ein schwarzer Ritter, auf einem Pferdeskelett sitzend, aus dem Boden hervor, und der Zweikampf begann. Dieser blieb lange unentschieden, daher stieg Peredur von seinem Rosse und zog das Schwert. Diesen Moment benutzte der Gegner, um mit seinem Pferde zu verschwinden. Peredur setzte seinen Weg weiter fort. Jenseits des Gebirges erblickte er wieder in einem von einem Strom bewässerten Thale ein stattliches Schloß. Er lenkte seinen Schritt dahin. Auch hier stand die Pforte geöffnet. Und als er in den Saal eintrat, gewahrte er im Hintergrunde einen hinkenden Greis, und im Stalle stand sein Pferd, welches ihm kurz vorher abhanden gekommen, neben dem Rosse Gwalhmais. Beide Thiere wieherten ihm ihren Gruß entgegen. Peredur ging wieder in den Saal und nahm dem Greise gegenüber seinen Platz ein. Jetzt erschien ein blondgelockter Jüngling und grüßte den Helden mit einer tiefen Verbeugung.

„Edler Herr!“ redete er ihn an: „ich war es, welcher an Arthurs Hof in Gestalt der schwarzen Jungfrau Euch erschienen war; ich auch stellte Euch des Schachbretts und des getödteten Hirsches wegen zur Rede; ich war es, der Euch zu der Herausforderung des in der Höhle schlafenden Ritters aufmunterte; ich war es, welcher jene Lanze trug, von deren Spitze Blut träufelte; und das blutende Haupt in dem Becken, das nebenher getragen ward, war

das Euers Vetters. Und hier stehen die Zauberinnen von Ker Lleon vor euch, die ihn getödtet, dessen Vetter ich bin. Es war aber im Buche des Schicksals geschrieben, daß Ihr unser Rächer seyn werdet.

Peredur und Gwalhmai beschlossen nun Arthurs Erlaubniß einzuholen, daß seine Ritter in Gemeinschaft mit ihnen ihre Tapferkeit an den Zauberinnen erproben möchten. Und so geschah es. Eine derselben tödtete aber unter Peredurs Augen einen der Ritter Arthurs; als sie aber einen Zweiten, endlich auch einen Dritten in den Tod gesandt hatte, da zog der Held sein Schwert und spaltete ihr das Haupt. Der Schmerzruf, den sie ausstieß, bestimmte die andern Zauberinnen, die Flucht zu ergreifen, denn sie erkannten nun, daß es Peredur sey, welcher vom Schicksal erwählt worden, ihnen den Tod zu geben. Und die Weissagung traf in demselben Augenblick ein.

Zu vorstehender Erzählung bemerkt Villemarqué, daß sie im Verhältniß zu andern bretonischen Geschichten noch die meisten Spuren der Bardenzeit sich bewahrt habe. Fast in allen mythologischen Gedichten der alten Barden begegnet man Anspielungen auf die Kämpfe Arthurs und seiner Ritter mit Zauberinnen. Von seinem Majordom Kai wissen sie kein größeres Lob, als seinen Sieg über die neun Zauberinnen (**Myvyrian I. p. 167**) Der Verfasser der Geschichte Peredurs handelt daher consequent, wenn er, sein Werk mit dem Lobe seines Helden zu schließen beabsichtigend, seinen Sieg über die Zauberinnen feiert. Die Neunzahl derselben mahnt an die neun Druidinnen im Dienste der Ceridwen, woraus zugleich folgt, daß Peredur im christlichen Interesse gedichtet ist. Darum erhält Peredur auch den Auftrag, sich in eine Druidenhöhle zu verfügen und den unter derselben schlafenden Ritter zu bekämpfen. Es ist der Kampf der neuen Lehre mit der alten. Der Druide, als Kämpfer, mußte

freilich die Gestalt eines Kriegers borgen. Aber sein Verschwinden ist bezeichnend genug. Im französischen Roman ist die ursprüngliche Farbe des Gemäldes sehr verwischt, daher manches unverständlich bleibt oder der Entzifferung sich entzieht. Dahin gehört es, wenn am Schlusse des Romans der blutende Kopf im Becken einem, von den Zauberinnen getödteten, Vetter Peredurs, zuerkannt wird. Das Becken, wie die blutende Lanze, mahnen stark an dieselben Kleinodien in der Sage vom Gral. Daß Peredur zur Rede gestellt wird, weil er am Charfreitag seine Waffen nicht ablegt, ist gewiß keine müßige Episode, weil sie im „Perceval" sich wiederholt. Das wundervolle Schachbrett ist schon S. 783 gedeutet worden, und Peredurs Eifer, es zu vernichten, mahnt an christliche Polemik gegen druidischen Sterndienst. Dennoch sind viele heidnische Ueberreste an der schon christlich umgestülpten Erzählung haften geblieben, wie die Hirschjagd (vgl. S. 719.) und das Hündchen (der Druide), mit dessen Beistand die Erlegung des Ungeheuers gelingt; wie der Becher, dessen Inhalt überströmte, als ihn Ginevra leeren wollte, ein druidisches Prüfungsmittel unkeuscher Frauen, im Peredur aber so gewendet, daß das Begießen eine natürliche Folge von dem Benehmen des unbekannten Ritters, welcher auf die Beschimpfung der Ginevra es angelegt hatte, und seine Handlungsweise in dem Zweikampf mit Peredur mit dem Tode büßen mußte. Aecht französische Ritterlichkeit gebot dem Erzähler, Peredurs erste Waffenthat in die Wiedererlangung des Bechers, d. h. in die Vertheidigung einer beleidigten Dame zu setzen. Die oben erwähnte Anspielung auf eine Aepfeltheilung bliebe dunkel, wenn nicht Villemarqué eine mündliche Sage in der Bretagne unter dem Landvolk angetroffen hätte,

in welcher Merlin dem König Arthur drei goldene Aepfel mit den Worten anbietet:

„Voici trois pommes d'or brillant,
Elles appartiendront aux trois plus belles.
C'est moi Merlin qui le predis.“

Von Merlin ist aber seine Vorliebe für Aepfel schon oben bekannt. Zwar haben sie in dem Merlin zugeschriebenen Liede eine geistliche Beziehung, aber die erotische ist die ältere und allgemeine.

Souvestre (le **Foyer Breton** p. 212) hält den Peredur, welcher auszieht, um das Becken und die Lanze wieder zu gewinnen, für ein, zu Anfang des 12ten Jahrhunderts entstandenes, wälisches Gedicht, das in der Bretagne eine zweite Heimat fand, und durch französische Dichter so sehr zu seinem Vortheil umgestaltet wurde, daß man zuletzt in Wales selber den Nachahmungen vor dem Original den Vorzug gab. Eine solche Modifikation des Peredur ist das von Chretien de Troyes behandelte Gedicht Perceval, dessen Beruf es ist, den Gral aufzusuchen.

Perceval, der letzte Sohn einer durch den Krieg von ihrem Wohlstand zurückgekommenen Wittwe, wird, da ihre andern Söhne auf dem Schlachtfeld blieben, absichtlich bäurisch erzogen, und alles ihm aus den Augen gerückt, was die Lust zu ritterlichen Beschäftigungen in ihm erwecken könnte, damit nicht auch sein Leben gefährdet werde. Aber die mütterliche Vorsicht wird vom Schicksal vereitelt, denn der Knabe begegnete einstmal einigen Rittern von Arthurs Hofe, und lernt kennen, was ihm bisher geheim gehalten worden. Seitdem träumt er nur von Turnieren und Schlachten, und verläßt die Mutter, um sich an Arthurs Hofe zu begeben. Unterwegs hält er an einem Lusthaus, welches

er in seiner anerzogenen Einfalt für eine Kirche hält und hineingeht, um darin seine Andacht zu verrichten. Er findet darin zwei Ziegenkäse und einen Becher Wein, welches er sich sogleich schmecken läßt, und hierauf in seiner bettlerhaften, unritterlichen Ausstattung, ohne passende Rüstung, und auf einem gebrechlichen Klepper reitend, nach Arthurs Hoflager seinen Weg nimmt. Er findet Arthur in tiefes Nachdenken versunken; ein schurkischer Ritter entwendet den goldenen Becher, und fordert die versammelten Ritter auf, mit den Waffen in der Hand, ihm seine Beute wieder abzukämpfen. Perceval nimmt die Ausforderung an, und ist so glücklich, nicht nur in den Besitz des Bechers, sondern auch der kostbaren Rüstung des von ihm Erlegten zu gelangen. Dieser Sieg verschafft ihm auch die Aufnahme in den von Arthur gestiften Ritterorden. Allein die Erinnerung an seine durch Gram über seine Entfernung getödtete Mutter verfolgt ihn überall. In diese Träume versunken, läßt er seinem Rosse freien Lauf, und der Zufall wird der Führer auf seinen planlosen Fahrten. Eines Tages hält er am Eingang einer Burg. Als er eingetreten, gewahrt er einen greisen Kranken im Bette. Ein Diener erschien mit einer Lanze, von deren Spitze Blut träufelt, hierauf brachte eine Jungfrau ein goldenes Becken, genannt der G r a l. Perceval möchte gern wissen, was diese Sachen bedeuten, aber die Frage erstirbt ihm auf der Zunge. Als er am folgenden Morgen weiter zieht, erfährt er, daß der Kranke Roi pecheur (vgl. S. 727 Anm.) genannt werde, und daß er an einer Wunde im Schenkel leide. Zugleich macht man es ihm zum Vorwurfe, daß er das Fragen unterlassen habe. Perceval setzt seine Reise weiter fort. Unter Weges begegnet er Arthur und seinem

Hofstaat, und folgt ihm an den Hof, aber am Morgen nach seiner Ankunft erscheint daselbst eine schwarz gekleidete Jungfrau und klagt ihn in heftiger Sprache als Ursache der Leiden des **Roi pecheur** an; seine Wunde, klagt sie, ist nun unheilbar geworden, weil Perceval ihn wegen derselben zu fragen unterließ. Dieser will seinen Fehler wieder gut machen, allein er ist nicht im Stande, die Burg nunmehr aufzufinden. Es ist, als ob eine unsichtbare Hand ihn vom rechten Wege stets wieder ablenkte. Da entschließt er sich, einem Einsiedel zu beichten, und erfährt von diesem, daß der Undank gegen seine Mutter die Ursache seiner Irrfahrten sey, daß die Sünde ihm die Zunge gelähmt, wie er die Bedeutung des Gral erfragen wollte. Der Klausner legt ihm Buße auf, unterstützt ihn mit gutem Rathe, und lehrt ihn ein mystisches Gebet von seltsamer Kraft. Perceval betet zum Kreuze, fastet, hört die Messe, communicirt, kurz er beginnt eine neue Lebensweise, ein gleichsam Wiedergeborner. Jetzt ist sein alleiniges Ziel, den Gral aufzusuchen. Tausend Hindernisse sucht Satan ihm entgegen zu thürmen. Seine Geliebte Blanche Fleur will ihn durch ihre Reize fesseln, aber er entrinnt ihrem Netze. Er bindet sein Roß an den goldenen Ring eines Pfeilers, der auf dem Leidensberg (**Mont des douleurs**) sich erhebt, und gelangt endlich in die vielgesuchte Burg. Dißmal fragt er nach der Bedeutung der Lanze und des Grals. Man sagt ihm, daß mit dieser Lanze Longin die Seite des Heilands durchstochen, und daß der Gral die Schüssel sey, in welche Joseph von Arimathia das Blut des Herrn aufgefangen. Dieses Gefäß sey durch Erbschaft in den Besitz des **Roi pecheur** gekommen, welcher von Joseph abstammt und ein Oheim Percevals ist.

Dieser Schatz spendet geistliche und leibliche Güter, und heilt alle Wunden, ruft sogar Todte ins Leben zurück; und so oft der Besitzer es heischt, füllt sich die seltsame Schüssel mit den ausgesuchtesten Speisen. Nach der Lanze und dem Gral brachte man ein zerbrochenes Schwert herbei. Der **Roi pecheur** überreicht es seinem Neffen, mit dem Ersuchen, es wieder ganz zu machen, was diesem auch wirklich gelingt. Daran erkennt der König, einer Weissagung zufolge, daß sein Neffe der wackerste und frömmste der ganzen Ritterschaft sey. Er selber habe oft, aber immer vergeblich, das Schwert ganz zu machen gesucht. Für dieses verwegene Streben habe er auch die Wunde im Schenkel erhalten. „Ich werde," setzte er hinzu, „an demselben Tage genesen, wo Pertiniax, der das Wunderschwert bei der durch Verrath erleichterten Ermordung meines Bruders zerbrach, seine Schuld mit dem Tode büßen wird." Unter dem Beistand des Gral erlegt Percival den trotzigen Pertiniax, haut ihm den Kopf ab und bringt ihn dem **Roi pecheur**, welcher nun von seiner Krankheit genesen ist und zu Gunsten seines Neffen dem Throne entsagt.

Man sieht also, daß Perceval und Peredur sich wie ein Ei dem andern gleichen. In beiden Erzählungen sind gleiche Vortheile an den Wiederbesitz der Lanze und der Schüssel geknüpft. Beide Helden sind vielen Versuchungen schöner Augen und andern Gefahren ausgesetzt, und die endliche Besiegung aller Hindernisse wird mit einer Krone belohnt. Dieses Thema haben die Romanciers in 50,000 Versen ausgesponnen. Villemarqué wirft nun die Frage auf: Woher haben sie die Idee des Gral entnommen? Haben sie aus einem ältern Autor ihres eigenen Landes oder aus fremder

Quelle geschöpft? Darauf beantwortet er sich selbst in folgenden Sätzen:

1) Vor allem andern muß man darauf verfallen, daß lange, bevor es ein Gedicht vom Gral gegeben, schon eine lateinische Legende im Umlauf war, als deren Verfasser ein bretonischer Einsiedel bezeichnet wird, den Uscher für einen Zeitgenossen des Wilhelm von Malmesbury († 1145) ausgibt, obschon der Mönch Helinand, der im 12ten Jahrhundert lebte, ihn ins 8te Jahrhundert versetzt *). „Um jene Zeit," sagt Helinand, „im Jahre 717 hatte ein Klausner in der Bretagne, durch Vermittelung eines Engels, eine Vision, in welcher ihm die Schüssel gezeigt wurde, aus welcher der Herr mit den Jüngern das Abschiedsmahl gegessen. Er schrieb nieder diese Geschichte, welche man nennt die vom Gral **)." Wie ist aber der Eremit auf diese Idee verfallen? Aus dem apokryphischen Evangelium des Nicodemus hat er sie gewiß nicht geholt, denn dort steht kein Wort davon; weit wahrscheinlicher hingegen ist, daß er von den Traditionen der Barden seines eigenen Landes borgte. Die ältesten dieser Art, welche rein mythologisch sind, erwähnen in der That einer Schüssel, welche nicht nur den Namen, sondern auch die dem Gral angedichteten Eigenschaften besitzt. Die Barden des 6ten Jahrhunderts bezeichneten, dem wälischen Wörterbuch zufolge, das i. J.

---

*) Author Guilelmo Malmesburiensi paula videtur fuisse posterior licet ab Helinando Cluniacensi ad. ann. 720 referatur. (Usserius, Primordia p. 16.)

**) Hoc tempore in Brittania cuidam eremitae monstrata est mirabilis quaedam visio per angelum . . de catino illo in quo Dominus coenavit cum discipulis suis, de qua ab eodam eremita descripta est historia quae dicitur de Gradali. (Vincent. Bellovacencis specul. hist. lib. XXIII. c. 147.)

882 erschienen ist, mit dem Worte **per** einen Speisenapf. Und Helinand sagt: die Franzosen verstehen unter **gradal** oder **graal** ein breites, ziemlich flaches Geschirr, in welchem an den Tafeln der Reichen die Speisen und Suppen aufgetragen werden. **Graal** ist also aus dem Wälischen übersetzt. Taliesin verweist das bardische Becken in den Tempel der Göttin, welcher die Barden dienen. „Dieses Gefäß," sagt er, „verleiht Weissagungsgabe und dichterische Begeisterung, es enthält die Kenntniß aller Wissenschaften." Einige dieser Vorzüge besitzt auch der Gral. Wie die Gralschüssel, ist auch dieses Becken in Perlen und Diamanten eingefaßt.

2) Nachdem dieses Gefäß von den Barden des 6ten Jahrhunderts vielfach gefeiert worden, gab es in der Folge den Stoff zu zahlreichen wälischen Volkssagen her. Zwei davon habe ich selbst aufgezeichnet, die Eine ist rein mythologisch, die Andere aber trägt schon die Farbe des romantischen, ritterlichen Zeitalters. Die Erstere, entschieden von höherem Alterthum, feiert den Bran, welcher in den heiligen Gesängen Taliesins eine wichtige Rolle spielt. Dieser Bran kam einst, als er auf der Jagd ein Wild verfolgte, an einen See, welcher der „See des Beckens" genannt wurde. Hier erschien ihm ein gewaltiger Riese von scheußlicher Gestalt, dessen Gesellschaft aus einer Zauberin und einem Zwerge bestand. Alle Drei kamen eben aus dem See hervor und trugen ein Becken im Arm. Der schwarze Riese und die Zauberin folgten ihm nach Cambrien, wo er sie in seinem Pallast bewirthete und als Gastgeschenk das Becken erhielt. Dieses besaß die schätzbare Eigenschaft des Grals, jede Wunde zu heilen, und selbst das entflohene Leben wieder in den Körper zurückkeh-

ren zu machen. Weil aber zu besorgen stand, daß ein solcher, vom Tode Erweckter das Geheimniß seiner Heilung ausplaudern würde, so begnügte man sich bloß mit dem Wiedergeben des Lebens, ohne ein Wort dabei zu sprechen. Diß ist des Autors ausdrückliche Bemerkung *). Wollte er etwa dadurch zu verstehen geben, daß die Besitzer des Zauberbeckens dessen Mysterien verschweigen sollen? Dieß ist um so eher zu vermuthen, weil Taliesin, als er in die Geheimnisse des (Ceridwen'schen) Beckens eingeweiht werden soll, in seinem bardischen Liede ausruft: „Ich habe die Sprache verloren!" Der Gral fordert dieselbe Verschwiegenheit. Wie dem auch sey, als Bran und jener irländische Prinz Martholouch, sein Eidam — derselbe, dessen oben unter dem Namen Morhoult gedacht wurde — ein Aussöhnungsmahl feierten, ließ Bran die Speisen in dieser Zauberschüssel auftragen. In der Folge brach ein neuer Zwist unter beiden Fürsten aus, und Bran überzog Irland mit Krieg. Weil aber jeder Krieger, den das Schwert des Feindes traf, durch die wunderwirkende Zauberschüssel wieder zum Leben gebracht wurde, konnten die Walliser ihnen gar nicht beikommen und hätten die Flucht ergreifen müssen. Da ward nun ein Feldherr in der feindlichen Armee, der den bezeichnenden Namen „Böser Geist" führte, ebenfalls getödtet, und als sein Kopf in das Becken geworfen wurde, zerplatzte es von selber, denn es hatte die Eigenschaft des Grals, daß nichts Böses und Unreines es berühren oder auch nur sich nähern durfte (**Myvyrian I. p. 18**). Dieses Becken zählt man

---

*) Lyfr Coc'h o Hergest. (Mabinogi benedighed Bran.) Col. 726 et suiv. mss.

unter die dreizehn Wunderdinge, welche Merzin (Merlin) in seinem gläsernen Schiffe fortschaffte. Die Landleute von Armorica wissen ebenfalls von einer Wunderschüssel, die, wie der Gral und Merzins Becken, die Eigenschaft besaß, auf den Wunsch des Besitzers sich mit den lieblichsten Speisen zu füllen, und, wie diese beiden Gefäße, auch einst von der Erde verschwinden sollte.

Die andere wälische Fabel handelt von den Bestrebungen, diesen verlornen Schatz wieder aufzufinden. Die Zeit ihrer Abfassung fällt in den Anfang des 12ten Jahrhunderts, und der Held dieses Mährchens ist Peredur, dessen Namen einen „Aufsucher des Beckens" ankündigt *). Der Barde Aneurin bezeichnet ihn als einen der berühmtesten bretonischen Helden aus dem mythologischen Zeitalter, und seine Kämpfe haben einen mystischen Sinn (Myvyrian I. p. 7. 8.). Die Volkstradition kennt ihn unter demselben Charakter, aber die geheime Wissenschaft der Barden war um die Zeit, wo die Morgenröthe des Ritterthums heraufdämmerte, bereits dem Volke entfremdet. So kam es, daß Peredur das mythologische Gewand mit dem romantischen vertauschte. Die Volkssage reiht ihn unter die Ritter am Hofe Arthurs ein, läßt ihn mit Riesen und Ungeheuern sich herumbalgen; und Zauberinnen stehen, in kriegerische Rüstung gehüllt, ihm feindlich gegenüber. Verwandlungen, Zauberringe, Dolmens und Menhirs, kurz der gesammte druidische Apparat, nur in etwas unkenntlich gewordenen Formen, umgibt den Helden. Eine gleiche Veränderung mußten die heiligen Gegenstände erfahren, welche die Volkssage den

---

*) Aus per und gedur (in der Zusammensetzung edur), s. Davies.

Peredur aufsuchen läßt. Das Gedicht des Aneurin führt sie nicht mit Namen auf, die Sage erwähnt ausdrücklich eines Beckens und einer bluttriefenden Lanze. Aber dieses Becken erkennt man nur schwer noch als das göttliche Gefäß der Barden, denn seine Ränder bestehen nicht aus Perlen und Diamanten, kein Tempel ist mehr sein Aufbewahrungsort; das Sanctuarium hat sich in eine verzauberte Burg verwandelt, und die Priesterin in eine Hexe. Dennoch entfernt sich der Erzähler nicht allzusehr von der ursprünglichen Tradition, wenn er ein blutendes Haupt in diese Schüssel legt. Hier stimmt er sogar mit den alten Barden zusammen, wenn er die Anstrengungen aufzählt, denen der Held sich unterzieht, um in den Besitz dieses Schatzes zu gelangen; denn Taliesin spielt darauf an, wenn er Peredur „den Helden vom blutenden Haupte" nennt (**Myvyrian I. p. 80**). Dieses Haupt, dem er in Ermanglung der Kenntniß seines eigentlichen Ursprungs, einen falschen unterschiebt, dieses Haupt ruft uns ein druidisches Mysterium ins Gedächtniß. „Dieses Haupt, welches ich in meinem Becken trage," ruft Taliesin aus, „gehörte keinem Feigling *).

Was die Lanze anbetrifft, so ist ihre Geschichte noch merkwürdiger. Als durch den Drang der Umstände die friedliche Institution der Barden, zur Zeit der Sachsenkriege, ebenfalls manche Störung erfuhr, hörte das Becken auf, ihr einziges Symbol zu seyn. Es kam nun eine blutende Lanze hinzu, als Vorzeichen des Vernichtungskriegs, den sie den verhaßten Fremdlingen, die ihre feindliche Insel überfluteten, geschworen hatten.

---

*) Lyfr Taliesin fol. 50 mss. d'Hengurt. Der Text weicht hier von dem des Myvyrian etwas ab.

Nunmehr mußte Jeder, der in die Mysterien sich einweihen ließ, bei der Lanze den Sachsen ewigen Haß schwören. Nun wird Taliesins Weissagung verständlich: „Das Land der Longrier (England) wird durch die blutende Lanze wüste werden *)." Noch fünf Jahrhunderte später erinnerte man sich dieser Prophezeihung in Frankreich, denn ein Dichter dieses Landes singt i. J. 1160 (wo er der blutenden Lanze erwähnt):

Il est ecrit qu'il est une heure,
Ou tout le royaume de Logres,
Qui jadis fut la terre aux ogres,
Sera detruit par cette lance.

Dieser Dichter war Chretien von Troyes. Unter seiner Feder und seinen Nachfolgern Dordan und Menessier mußte die blutende Lanze und das Zauberbecken sich abermals manche Umformung gefallen lassen. Mit dem Grundstoff wurde eine Erweiterung vorgenommen, manche ältere Bestandtheile der Sage ausgeschieden und durch neuere ersetzt; endlich ging auch der Held selbst in verjüngter Gestalt unter dem Namen Perceval hervor, und seine ganze Geschichte erhielt ein christliches Gepräge, wobei sich der Erzähler jenen bretonischen Klausner zum Vorbild nahm, den man als den Urheber der Legenden vom Gral betrachten darf. So verschwamm der ursprüngliche Typus im religiösen Element, welches zwar sein natürliches Element war, aber das Heidnische ging jetzt im Christlichen unter. Dadurch verwischte die Grundfarbe. Dieß lehrt schon ein flüchtiger Vergleich zwischen Peredur und Perceval. Ersterer zeigt nur eine materielle Umbildung; aus einem brutalen Dummkopf, der nur die rohe Kraft ge=

*) Kyvrynaets beirz Jeys Pridain Nr. 47 mss. d'Hengurt.

brauchte, wird ein Krieger mit ritterlichen Manieren und feiner Sitte, wodurch er in den Besitz des Beckens gelangt; aber immer noch repräsentirt er eine Zeit, in welcher das Ritterthum noch in seinem Entwicklungsprozeß begriffen ist. Hingegen Perceval, anfänglich auf derselben niedern Geistesstufe stehend, schält seinen primitiven Materialismus unmerklich ab, und gesellt zu den guten Eigenschaften eines Helden auch die eines Christen, lernt seine Leidenschaft zügeln, so daß er zuletzt gewürdigt ist, in die Mysterien des Gral eingeweiht zu werden. Und doch sind die Erlebnisse und Thaten Percevals nur eine bis in die kleinsten Nebenumstände fortlaufende Wiederholung von jenen Peredurs. Der christliche Einfluß zeigt sich demnach in der Umarbeitung des bardischen Stoffes unverkennbar. Perceval erscheint stets als ein veredelter Peredur. Er beweint den Tod seiner Mutter, als dessen Ursache er sich anklagt, während Peredur in dem Ruhmesdurst einen Entschuldigungsgrund finden will. Peredur ist ursprünglich dumm, Perceval naiv; und dieselbe sittliche Veredlung bemerkt man auch an andern, von dem dichterischen Umarbeiter gezeichneten Charakteren. S. z. B. beschränkt sich der hochmüthige Ritter, welcher Arthurs Becher stahl, darauf: die Flüssigkeit auf Ginevra's Kleid zu verschütten, während im „Peredur" sie der Königin zur großern Beschimpfung ins Gesicht gegossen wird. Diese Rücksichtnahme auf Leser von verfeinertem Geschmack verräth sich auch in den Scenen von vorherrschend religiöser Tendenz. Bei Chretien de Troyes bricht die Versammlung nicht in ein lange anhaltendes Wehgeheul aus, als die Lanze hereingetragen wird, auch trieft nur ein einziger Blutstropfen herab, das blutende Haupt in der Gralschüssel ist aber ganz

verschwunden; dafür entschädigt Chretien mit einer luxuriösen Ausmalung der Kostbarkeiten, aus welchen der Gral zusammengesetzt ist, der einen so großen Glanz um sich verbreitet, daß bei seinem Erscheinen der Schimmer der vielen Kerzen erbleicht, wie das Licht der Sterne vor der Sonne. Eine zweite Parallele wird unsere Behauptung noch einleuchtender machen. Peredur entschuldigt sich gegen den in priesterlicher Kleidung ihm begegnenden Ritter, von dem er den Segen verlangt, bloß flüchtig, daß er nicht wußte, es sey heute Charfreitag, und darum habe er seine Rüstung nicht abgelegt. Der Romancier verwendet auf dieses Gemälde eine mehr christliche Färbung. Er erzählt, wie Perceval im Walde drei Rittern und ihren Damen begegnet, welche sämmtlich zu Fuße, im Hemde und bußfertiger Haltung, zum Heil ihrer Seelen. Und einer der Ritter redet unsern Helden an: „Glaubst du etwa nicht an Jesum Christum? Wie möchtest du sonst am Todestage unsers Heilands Waffen tragen?" — „Was ist denn heute für ein Tag?" fragt Perceval, und erfährt, es sey Charfreitag, wo Jedermann seine Sünden beweint. Nun erzählt ihm der Ritter von der Fleischwerdung Jesu, und wie er die Menschheit von der ewigen Verdammniß erlöste. „Und woher kommt ihr des Weges?" fragte Perceval wieder. — „Aus der Zelle eines heiligen Mannes, dessen Einsiedelei in diesem Walde ist?" — „Und was machtet Ihr dort?" — „Wie Ihr so seltsam fragen könnt?" strafte ihn eine der Damen, „wir beichteten unsere Sünden und erbaten uns geistlichen Rath von dem Klausner. Dieß ist das verdienstlichste Werk, wenn man zu Gott kommen will." Da brach Perceval in Thränen aus und eilte auf die Einsiedelei zu, wo er zuvörderst seine Waffen ablegte.

Er fand hier den Eremiten, einen Priester und einen Ministranten, welche in einer kleinen Kapelle das „Officium" sangen, und der Priester forderte den Ankömmling auf, zu beichten, weil außerdem er keinen Ablaß der Sünden erwarten dürfe. Und Perceval gehorchte. Er brachte den Tag in Fasten und Gebet zu, und communicirte am Osterfeste. Von dieser Zeit an fühlt er sich sittlich gehoben, und seine geistige Ausbildung schreitet rasch vorwärts. Er erfährt auch, daß der Roi pecheur sein Ohm sey, und der Priester ein Bruder seiner Mutter. Man unterrichtet ihn von der Heiligkeit des Grals, und welche Tugenden man sich erwerben, und welche geheimnißvolle Gebetformeln man gebrauchen müsse, wenn man in den Besitz des Gral zu kommen gewürdigt werden soll.

Blicken wir nun auf Peredur zurück, so finden wir seine Handlungsweise ganz profan. Bei dem Klausner weilt er nicht in geistlicher Absicht, und er verläßt ihn, wie er gekommen, nicht moralisch besser und nicht christlicher gestimmt als vorher; unbekehrt scheidet er von dannen; bloß über die weltlichen Zwecke, die er in der Aufsuchung seines Gegenstandes verfolgt, hatte er Aufklärung verlangt und erhalten. Und was war der ersehnte Gegenstand? Nichts Würdigeres als ein Becken, das eine Zauberin in Verwahrung hatte, und eine blutende Lanze. Das Becken enthielt das Blut und den Kopf eines Verwandten von Peredur, den 9 Zauberinnen aus Glocester getödtet hatten. Die Lanze war jene Waffe, mit welcher sie seinem Oheim die unheilbare Wunde beigebracht hatten. Einer alten Weissagung zufolge war Peredur zum Rächer jener That bestimmt. Um dieß dreht sich die ganze Handlung im wälischen Mährchen. Percevals Gefäß hingegen hat

einen ganz andern Werth, denn das Blut Christi ist darin aufgefangen, die Lanze war dieselbe, mit welcher der Soldat Longin seine Seite durchstochen hatte. Es versteht sich von selbst, daß wer in den Besitz solcher Heiligthümer gelangen will, auch einen heiligen Wandel führen müsse, daß hier sittliche Proben noch unerläßlicher erscheinen, als Beweise materieller Kraft und ritterliche Tugenden.

Im „Perceval," setzt der Versucher dem Helden arg zu und erschwert seine Kämpfe auf jede Weise. Er nimmt die Gestalt der reizenden Blanche-Fleur an, für die der Ritter seit der Auffindung des Grals nur eine platonische Liebe bekennt. Und als Percevals Blick zufällig auf das Kreuz seines Schwertes fällt und er sich damit segnet, nimmt der Teufel, aus der Rolle fallend, die Flucht. Peredurs Liebe zu seiner Dame, die nicht genannt wird, ist rein materiell, nicht übersinnlich und christlich. Sobald Perceval den Satan überwunden, triumphirt er auch über den Ritter, welcher seinen Verwandten erschlug, und die Weissagung geht in Erfüllung. Im „Peredur" treten an die Stelle jenes Ritters 9 Zauberinnen. Sollen diese vielleicht den Teufel ersetzen? *). Chretien verfolgt einen dop-

---

*) Auf diese wunderliche Frage Villemarqué's antworte ich entschieden mit „Nein!" Sein Enthusiasmus für die anerzogene Religion macht sich auf Kosten des wälischen Glaubens allzu breit. Bei seinem sonstigen Scharfblick ist anzunehmen, daß er hier absichtlich die Augen schloß, um in den 9 Zauberinnen nicht die 9 Druidinnen auf der Insel Sena (Caer Seon) zu erkennen, welche schon Mela (III, 6.) erwahnt. Diese prophetischen Dienerinnen der Göttin Ceridwen weissagten aus dem Blute des Opfers, von dem man eine stellvertretende Andere sühnende Kraft seines Todes erwartete. Die heidnischen Menschenopfer setzte das Christenthum in der Messe lange Zeit fort. Das auserwählte Opfer wurde mit der „heiligen Lanze" in die Brust gestochen (was ebenfalls heidnische Sitte war), und dann von den Priestern (wie sonst

pelten Zweck, indem er Perceval nicht nur als die Blüthe der Ritterschaft hinstellt und ihm die Königs=

von den Druiden) enthauptet, und das Blut im Kessel aufgefangen; mit diesem die Anwesenden besprengt. Nach dem Vorbilde jener 9 Jungfrauen gab es auch solche an andern Druidensitzen. Taliesin spricht von solchen, welche den Tod eines Priesters, des Hu, beweinten (Davies Appendix Nr. 10.) Wahrscheinlich hatte er für sein Volk sich selbst zum Opfer dargebracht. (Aehnliche Beispiele bietet das slawische Heidenthum, (s. S. 563 Anm.) Gleichwie das Menschenopfer verdienstlicher als das Thieropfer geschätzt ward, um so kostbarer galt noch der Tod einer geistlichen Person. (Auf diese Art erklare ich mir, wie im christlichen Mittelalter, wo das Heidenthum keinen Anlaß mehr zum Martyrthum gab, dennoch jeder Ort nicht einen, sondern sogar mehrere Martyrer aufweisen konnte, und zwar sehr oft — Kinder, überdies nicht selten massenweise.) Von den Kelten berichtet Diodor, daß Menschen zuweilen erkauft wurden, und nachdem sie ein Jahr lang auf öffentliche Kosten mit geweihten Speisen ernährt waren, an einem Festtag feierlich durch die Stadt geführt, und ausserhalb derselben getödtet wurden. (V. 32.) Den geopferten Seelen schrieb man eine besondere Macht zu (Prudent. Peristeph. hymn. 1, 94. ff. Sidon Apollin 1. 3. ep. 12). Ferner sagt Diodor (V, 31): Durch die Opferthiere erforschte man die Zukunft; in kritischen Zeiten mußte es ein Mensch seyn, welcher den Göttern auf das feierlichste geweiht war, und der dann mit einem spitzen Instrument über dem Zwerchfell erstochen wurde. Die Art und Weise seines Falls, die Zuckungen und Krämpfe seiner ersterbenden Glieder, das Hervorströmen des Blutes gaben die Zeichen ab, aus welchen man die Zukunft und die zu ergreifenden Maßregeln erkannte (Eckermann Religionsgesch. III, 1. S. 78.) Ein solcher Geopferter mochte Peredurs Vater gewesen seyn. Der hohe Werth des Gral entsprang aus der Verdienstlichkeit der Handlung, zu welcher er diente. Niemand wird im Ernste glauben, daß das blutende Haupt in der Gralschüssel jenes des Heilands war. Die Lanze konnte nur dann Blut triefen, wenn eben eine Erneuerung des stellvertretenden Versöhnungstodes Statt gefunden hatte (vgl. S. 697). Darum durften nur reine Personen (d. h. rein im christlich=mystischen Sinn) sich dem Gral nahern, denn sein Gebrauch setzte stets eine heilige Opferhandlung voraus. Daß christliche Priester das blutige Amt der Druiden fortsetzen, bezeugt Ivo (Decret. XI, 9.), indem er klagt, daß sie aus den Zuckungen und Krampfen menschlicher Glieder Gutes und Böses prophezeien. Weiter (64.) spricht er vom Beschmieren mit Opferblut. Da Ivo selber ein Geistlicher war, so ist sein Urtheil um so glaubwürdiger; daraus aber auch zu schließen, daß die Men=

würde verschafft, sondern auch die priesterliche, und endlich öffnet er ihm sogar das Paradies. Er schließt mit den Worten: „Als Gott seine Seele zu sich nahm, fand sich Niemand mehr, welcher würdig gewesen wäre, der Hüter des Grals und der Lanze zu seyn, darum verschwanden diese Heiligthümer von der Erde."

Hier ist es am geeigneten Orte, dem geneigten Leser auch die ersten Hüter des Grals vorzuführen.

Aus Kappodocien breitete sich, durch Sennabor, ein mächtiger Fürstenstamm aus, der zwar erst heidnisch, in der Folge bekehrt, die heiligsten Männer unter sich zählte. Aus diesem Stamm entsprossen die ersten Hüter des Grals. Sennabor war ein Zeitgenosse Jesu. Sein Sohn Parille ließ sich mit seinen Geschwistern taufen. Damals herrschte zu Rom Vespasian, der ihn, nach der Eroberung Jerusalems, mit Reichthum überschüttete. Mit seinen Brüdern Sabbilor und Azubar zog er gegen Rom, wo er Vespasians Tochtermann ward. Seinen Brüdern vermählte er andere Königstöchter. Frankreich ward ihm zum Königreiche gegeben, seine Brüder erhielten Anjou und Cornwall. Dies geschah fünfhundert Jahr vor Gaudin, dem Vater Gamurets, und Mark's, dem Gemahl der schönen Isolde, die den Tristan liebte. Vespasians Tochter, Argusilla, gebar den Titurisone, der die eigentliche Wurzel

---

schenopfer in der Messe nur von Wenigen, und als Mysterium dargebracht wurden; daß die Geistlichkeit in Masse von dieser Anklage ausgenommen werden muß; und daß man sie nicht für die wahnsinnigen Handlungen einzelner schwärmerischer Mönche verantwortlich machen darf. Um ein Kloster in Ruf zu bringen, suchte man sich freilich Reliquien zu verschaffen, und um echte zu besitzen — denn die von Rom aus in den Handel gekommenen hatten manche Zweifel hervorgerufen, da auch hier häufig Betrug mit unterlief, oft auch der Händler selber getauscht war — legte das Volk folglich einen größern Werth auf solche Gebeine, deren einstige Eigenthümer vor seinen Augen zu Martyrern und Engeln gemacht worden waren. Wahrscheinlich trieben die Templer eine solche Praxis auf zu auffallende Weise, so daß der Papst — um kein Aufsehen zu machen, unter einem andern Vorwande — die Aufhebung dieses Ordens beschließen mußte

dieses Stammes war. Schon Parille bekehrte die Heiden zu Saragossa, aber sie im neuen Glauben ganz zu befestigen, war erst dem Titurisone vorbehalten. Durch die Heiden vergiftet starb Parille, und ward königlich beigesetzt. Das Glück unterstützte den Titurisone in seinen Bemühungen für die Ausbreitung des Christenthums. Seine Gemahlin ward Elisabeth von Arragonien, Tochter des Kaisers Tiberius. Mit dieser unternahm er eine Reise nach Jerusalem, wo er dem Herrn ein goldenes Bild weihte, Beide aber von Gott einen Erben erflehten. Ein Engel verkündete ihnen, daß sie einen Sohn erhalten würden, der an Tapferkeit alle Helden überstrahlen und den Gott in seine besondere Huld nehmen werde. Als ihn ein Bischof taufen sollte, wurden vorher die Weisen befragt, wie man ihn nennen müsse, damit sowohl der Name der Mutter als der des Vaters in seinen Buchstaben enthalten sey. Die Weisen entschieden, der Name müsse von dem Namen des Vaters die Hälfte oder mehr enthalten, und so ward der Name Titurelle gewählt. Nur nach Ritterschaft stand das Gemüth des Jünglings, nicht nach Gelehrsamkeit. Aber aus den Büchern, die von der Ritterschaft handelten, lernte er auch bald die Minne kennen, vor der ihn aber seine Mutter warnte. Dies brachte ihn dahin, daß, wenn er das Wort Minne hörte, er den Segen über sich sprach und sich kreuzigte, worüber die Leute ihn auslachten. Befragt darüber, gab er an, daß die Lectüre Ovids ihm einen Abscheu vor der Minne beigebracht habe. Aber sein Meister belehrte ihn von den verschiedenen Arten der Minne, und sagte ihm: er solle sich dieselbe nicht verleiden lassen, denn Minne müsse man zu allen Dingen haben. Unterstützt durch die Kerlinger*), Provencalen, durch die von Arles und den Herzog Karl von Lothringen überwanden Titurisone und Titurel viele Heiden in Spanien. In hohen Tugenden lebte Titurel, als ihm Engel den Gral brachten, dem ewige Freuden beiwohnen. Ein Berg San Salvador in Salvaterre, den man erblickt, wenn man nach Gallizien geht, lag mitten

---

*) Die alten Gedichte verstehen darunter die Karolinger.

in einem Walde, der sich 60 Meilen in der Runde ausdehnte. Und dennoch konnte ihn nur derjenige auffinden, den die Engel geleiteten. Sie führten Titurel dorthin, süße Gesänge tönend. Wild, steinig und unwegsam war der Wald. Dem Berge ward der Name Montsalvatsch gegeben, das ist, wie der Dichter erklärt: ein behaltener*) Berg. Mit Mauern und Thürmen umgab Titurel den Felsen, auf welchem er Paläste erbaute. Der in den Lüften schwebende Gral, — denn damals lebte noch keiner, der ihn zu berühren und zu tragen würdig, und Engel hielten ihn daher ungesehen, schwebend — verschaffte durch die ihm innwohnende Heiligkeit und Kraft Alles, was zum Bau erforderlich war. Aber Titurel wollte dem Gral auch einen Tempel stiften, und begann die heilige Kapelle zu Montsalvatsch aus Edelgestein, Gold und dem Holz der Aloe**) zu bauen. Eines Morgens fand er den Bauriß des Tempels auf dem dazu bestimmten Raume von göttlicher Hand entworfen (wie einst Mose den zur Stiftshütte).

Als der Tempel vollendet war, hatte Titurel als Ritter vierhundert Jahre lang Gott und dem Gral gedient. Dennoch sah er nicht älter aus als ein Mann von vierzig Jahren. Keinem Sterblichen war damals die Berührung des Grals erlaubt, denn Keiner war keusch genug, um dieser höchsten Ehre gewürdigt zu werden. Ein Engel (d. h. ein Mönch, vgl. S. 692) führte den Gral in die ihm bestimmte Sacristei. Da sagte ihm eine Inschrift auf dem Gral, daß ihm erlaubt wäre, sich zu verehelichen, und daß in Spanien die keusche Braut wohne. Richoude hieß die Gott geweihte Jungfrau; ihr Vater, Frimutelle, war gestorben, und ihre Mutter hatte der Gram ihm nachgeschickt. Sterbend baten die Eltern: wenn sie sich verehelichte und Kinder gewänne, möchte sie zwei davon nach ihnen bena-

---

*) Monte salvagio (Monte sauvage) heißt eigentlich: wilder oder wüster Berg. Dieser Name stimmt besser zu der öden Gegend, in welcher er stand.

**) Im Mittelalter galt sie für ein Gewächs aus dem Paradiese.

men. Mit Boten warb Titurel um sie; sie kam mit großem Gefolge gen Monsalvatsch, aber ihre Geleiter kehrten zurück, bis auf die Kinder, Jünglinge und 480 Jungfrauen, die mit ihr gekommen, und welchen der Gral zu bleiben befohlen hatte. Auch wählte Titurel von den übrigen Rittern sich 200 Schildgenossen. Der Bischof, der ihn zum Schwerte eingesegnet, verrichtete auch die Trauung. In der ersten Nacht saßen sie da, sich mit den Armen umfangend, sich küssend. In der andern lagen sie in reichen Kleidern bei einander, denn unbekannt waren ihnen die Freuden der Ehe.

Zwanzig Jahre dauerte dieser Bund, da starb Richoude und ward reich zur Erde bestattet, und sehr beweint von Titurel, der ihren Leib reich balsamiren ließ. Der Wille der Eltern Richoudens aber war erfüllt, denn die eine Tochter Titurels ward Richoude genannt, der eine Sohn Frimutelle. Um die Tochter warb Gaylet, der Sohn des Königs Leo von Kastelrotto, in der Absicht, einen Zweig des heiligen, nie verdorrenden Stammes in seine Familie zu verpflanzen, und erhielt sie. Spanien ward ihm dadurch unterworfen, das Erbtheil ihrer Mutter. Der König von Granada, durch Titurel bezwungen, gab seine Tochter Clarissa an Frimutelle zur Gemahlin. Mit ihr erzeugte er fünf Kinder, Amfortas, der nach ihm König im Gral ward, Treverizent, Tschosiane, Herzeleide und Urepanse, welche letzte beim Tode der Klarisse, die ebenso reich und köstlich beigesetzt ward als ihre Mutter, noch sehr jung war.

Titurel, als er seine Kräfte abnehmen fühlte, versammelte Kinder und Enkel, um sie die geistliche Bedeutung des Grals zu lehren:

Den Gral sieht Niemand als die Auserwählten *), welche allein würdig sind, dieses Heiligthum zu erblicken. Des Grals Zeichnung mag keine Zunge deuten, der Tempel ist nach dem Modell des Tempels zu Jerusalem erbaut. An

*) Weil kein Profaner zu solchen Mysterien, wie sie S. 697 Anm. geschildert wurden, aus leicht erklärbaren Gründen zugelassen ward. Ueberall wählte man Krypten (unterirdische Kapellen) zu dieser Feier.

jedem Charfreitag schwingt sich eine weiße Taube vom Himmel herab, und bringt eine kleine weiße Oblate, welche sie auf den Gral legt*). Hievon empfängt der Stein seine hohe Kraft**), die ihn auf Erden so wunderbar macht. Alle Hüter des Grals sind so rein an Sitten und von solcher Heiligkeit, daß Keiner zur Hölle verdammt werden kann, denn ihre Seelen steigen unmittelbar nach dem Tode zu den Freuden des Himmels auf***). Dieß und Anderes mehr lehrte Titurel Kindern und Enkeln.

Aber Gott hatte beschlossen, dem Titurel noch eine hohe Freude zu bereiten, denn unvermuthet erschien am Gral die Inschrift: Frimutelle trage nun die Krone! Denn diejenigen, es seyen der König selbst, Ritter, Knechte, Jungfrauen, Edelknaben, welche zum Gral als Diener bestimmt sind, werden an der einen Seite des Steines in Charakteren benannt, indem ihre Namen angeschrieben erscheinen. Man hat nicht nöthig, die Schrift fortzuschaben; denn sobald der Name gelesen, vergeht er auch wieder vor den Augen. So kommen als unschuldige Kinder in

*) Bekanntlich dachte man sich die Seelen der Verstorbenen als Vögel, die der Tugendhaften nahmen Taubengestalt an. Als solche vorzugsweise galten Personen, welche freiwillig den Opfertod zur Sühne ihrer Mitmenschen starben. Man wurde der Sühne theilhaftig, wenn man einen Bissen von dem Geopferten aß, was an die zu gleichem Zwecke stattgehabten Homophagien im Dionysiuscult erinnert, nur mit dem Unterschied, daß dort ein Stier, in den christlichen Mysterien aber (schon zur Zeit der Kirchenväter Minutius Felix, Tertullian, Epiphanius, Irenäus, Augustin rc.) ein Mensch das stellvertretende Sühnopfer war. In unserer Sage fliegt die Seele des Geopferten aufwärts, und kehrt als Taube mit der Oblate, dem Symbol der stellvertretend geschehenen Opferung, zu den am Mysterium theilnehmenden „Auserwählten" zurück.

**) Darum also behaupteten die Genueser selbst von dem unechten Gral, ihrem sacro catino, er bestehe aus einem einzigen Jaspis, denn diesem Stein schrieb das Mittelalter wunderbare Kraft zu (Görres Volksbl. S. 28.)

***) Dieser Glaube erklärt das im Mittelalter so häufige Herzudrangen schwarmerischer Personen zum freiwilligen Opfertod.

frühester Jugend diejenigen hin, die jetzt erwachsene Hüter und Diener des Grals sind*). Niemand verweigert sein Kind**), denn hohes Glück, zeitlich und ewiglich***), gibt ihm der heil. Gral†). Auch

---

*) Unter „Hüter des Gral" kann ich nur einen Geopferten verstehen, dessen Haupt in der Schüssel so lange als heilige Reliquie liegen blieb, bis es durch ein frisches Opfer removirt wurde. Auf das Haupt des Opfers wurden mittelst Handauflegung des Opferers bildlich die Sünden der Gemeinde übertragen.

**) Das Blut von Kindern, weil sie noch im Stande der Unschuld waren, hielt man für das sühnkraftigste. Weil ursprünglich (wie im Heidenthum) der vornehmste Geistliche den Opfertod für seine Gemeinde starb, so wäre Daumers Deutung des „Kinderbischofs" oder „Schulbischofs" am Tag der unschuldigen Kinder beachtungswerth, denn an diesem Tag dürften ausschließlich Kinder geopfert worden seyn. In der Folge vertrat das „Fitzeln" mit Ruthen, welche Mißhandlung man in Frankreich „donner les innocents" nannte, die Stelle der ehemaligen Opferung.

***) Zeitliches, nämlich Gesundheit, Leben und wohlfeile Zeit für diejenigen, welche durch das Opfer gesühnt wurden, und ewiges für den Geopferten.

†) So erscheint, wenn ein Prälat im Katharinenkloster auf dem Berg Sinai stirbt, der Name des neuen am Altare dem Messe singenden Priester, indem die Lampe des Verstorbenen erlischt. Eine hier noch passendere Parallele bieten die Lilien und Rosen als Todesvorzeichen in gewissen Klöstern. In der Abtei zu Corvey an der Weser kam immer, wenn einer der Brüder starb, drei Tage zuvor von einem im Chore hangenden ehernen Kreuze eine Lilie herab, und erschien auf dem Stuhl jenes Bruders, um ihm ein Vorzeichen seines bevorstehenden Todes zu seyn. In Lübeck, Hildesheim, Breslau rc. war es eine Rose, welche auf dem Sitze oder unter dem Stuhlkissen dessen, der sterben sollte, gefunden wurde. Die Corveyschen Annalen (bei Leibniz Script. rer. Brunsv. II. p. 306) melden: das Wunder habe aufgehört, als ein junger Mönch sich wider die ihm gewordene heilige Mahnung empörte. Fragt man, was von diesen Erzählungen zu halten sey? so antwortet Daumer (Gesch. d. chr. Alterth. II. S. 39.): „Es war ein in jenen geistlichen Gesellschaften bestehendes Herkommen und Gesetz, daß immer von Zeit zu Zeit ein Glied derselben gewaltsam starb. Dazu wurden auf eine nicht näher zu bestimmende Weise Einzelne auserlesen, und die Lilie oder Rose, die auf oder unter dem Sitze des dem Tode Geweihten herunterkam, war ein durch natürliche Veranlassung gege-

schwebte nun nicht mehr der Gral in der Luft, von Engeln gehalten, sondern Tschosiane ward ihn zu tragen würdig gefunden. Noch wurden sie belehrt, daß der Anblick des Grals vor dem Tode behüte, denn die ganze Woche, von dem Tage an, daß man den Gral gesehen, starb man nicht. Aber zugleich sieht auch Titurel am Gral geschrieben, daß Frimutelle und Amfortas an ihrem Leibe Schaden leiden werden, aus — Liebe zu den Frauen. Frimutelle ward gekrönt und an dem Tage von den weißen Händen der Tschosiane der Gral auf den Tisch vor den König gesetzt. Hundert Flammen, von duftender Aloe entzündet, brannten in dem Saale. Nach dem Mahle unterrichtete Titurel den Frimutelle und dessen Sohn Amfortas in den Regeln. Er sagte:

„Von Gott zu Königen geworden sind alle Priester, sobald sie die Krone tragen, welche ist die Platte oder Tonsur. Ihre Gewalt ist größer, als die der Könige, denn sie dringt bis in den Himmel. Wer den Gral mit keuschem Gemüthe betrachtet, der ist vor jeder Verwundung den Tag über bewahrt. Sieht man den Gral an, indeß das Herz sich zum Genusse ehelicher Freuden neigt, so wird man an dem Tage, wenn man kämpft, verwundet, und erst nach acht Tagen schützt der Gral. Treibt einen das Gemüth, seine Freuden außer der Ehe zu suchen, so wird man an dem Tage im Kampfe bis auf den Tod verwundet.“

Die Schönheit der beiden ältern Töchter Frimutelle's erscholl durch alle Lande, und reizte Manchen, um sie zu werben. Vielen ward Tschosiane verweigert, bis sie am Ende Kyot von Kattelangen (Katalonien) erwarb. Nicht

benes Todeszeichen. Denn die Corveyer Lilie hing im Chor in einem ehernen Kreuze. Die Tradition verhehlt es also selber nicht, daß diese Todesblume ein der irdischen Wirklichkeit angehöriger Gegenstand war.“ Warum aber Rosen und Lilien, diese bekannten Sinnbilder der Lebensblüte von den Mönchen zu Todessymbolen gewählt wurden, erklart sich dadurch, daß der Todestag des Geopferten als der eigentliche Geburtstag betrachtet wurde, daher die Gedächtnißfeier der Martyrer an ihren Todestagen, denn in der geistlich mystischen Sprache ist der leibliche Tod geistige Wiedergeburt.

lange genoß er die Freude, sie die Seine zu nennen; denn sie starb, als sie ihm eine Tochter, Sigune, gebar. Kurz darauf ward Herpelande an Kastis von Kanwoleis (Kornwall?) vermählt, der aber am Hochzeittag, vor der Vollziehung der Ehe, starb, worauf sie Gamuret zum Weibe nahm, und mit ihr den Parzifal (Perceval) zeugte.

Frimutelle starb, als er aus Liebe zur Tochter des Flordiprinze (Fleur d'Espine?) und der Albaflora einen Kampf unternahm, an einem Lanzenstich. Reich gebalsamt, ward er in dem Tempel des Gral beigesetzt.

Nach ihm ward Amfortas, sein Erstgeborner, König im Gral. Aber dieser verging sich so weit, daß er Liebe suchte, zwar nicht außerhalb den Grenzen der Keuschheit und Zucht, aber doch gegen die Ordnung des Grals nicht ein ehelich Weib nahm, sondern ritterlich der Minne einer Jungfrau diente; denn er wandte seine Liebe zu Orgiluse, welche den Gawain durch ihre Reize bezaubert hatte. Ihn ereilte des Himmels Strafe, denn er ward im Kampfe mit Gramoflanz (?) verwundet *). Das Eisen des Speers blieb ihm in der Wunde stecken. Als er nach Montsalvatsch zurückgekehrt, zog es ein Arzt heraus, und Trevrizent, der Keusche und Reine, da er seines Bruders Leiden sah, gelobte, wenn Gott Heilung schickte, nicht mehr Ritterschaft zu üben, sondern ein Einsiedler zu werden. Er that's, und entsagte jeder blutigen Speise und dem Weine. Amfortas ward vor den Gral getragen, dessen Anschauen ihn vor dem Tode bewahrte, aber die Wunde schloß sich nicht, und fing an zu eitern. Kein Mittel wollte helfen, weder die vier Flüsse des Paradieses, noch die Wurzel, welche Sibylle dem Aeneas zum Schutze gab, als er in die Unterwelt hinabstieg **); weder das Blut des Pelican ***), noch das Herz des Einhorns †). Da erschien am

---

*) Nach der französischen Bearbeitung hatte Amfortas (der Roi pecheur) eine Pilgerin mit verliebtem Blick betrachtet, daher seine Verwundung, s. oben.

**) Einige Ausleger dachten bei dieser Wurzel an den in dem druidischen Cultus so wichtigen Mistelzweig.

***) Einer Sage zufolge verwundet sich dieser Vogel selber, um mit seinem Blute seine Jungen zu nähren. Daher er das

Gral geschrieben: ein Ritter würde nach Montsalvatsch kommen, jung, rein und unerfahren. Sähe dieser die Bereitungen und Ceremonien am heiligen Gral, und fragte in der ersten Nacht, was dieß bedeute? so wäre Amfortas genesen und der Ritter König des Grals. Nach der ersten Nacht verginge die Kraft seiner Frage. So lebte Amfortas in Leiden des Körpers und der Seele, und der heilige Gral, dessen Anblick ihn sonst erfreute, machte ihm jetzt nur Schmerz, weil er gegen die Tugend gesündigt hatte. Die Erlösung nahte ihm, aber durch die verzögerte Erfüllung wurden ihm neue Schmerzen bereitet.

Nachdem Perceval, dessen Abstammung aus dem Blute der Hüter des Grals oben erwähnt worden, seine Mutter verlassen und mehrere Abenteuer bestanden hatte, kam er einst an einen See, auf welchem ein Kahn dahinstrich. Einer, der im Schiffe war, — „Fischer“ nennt ihn der Dichter, aber der Beisatz: „er hatte solch Gewand an, als wenn ihm alle Lande unterworfen wären,“ gibt ihn sogleich als den **Roi pecheur** zu erkennen — wurde von Perceval gefragt: wo er Herberge haben könnte? Ihm ward die Antwort, daß innerhalb 30 Meilen kein Haus, aber unfern am Felsenabhang eine Burg sey. Er sollte, wenn er an die Mauer käme, die Brücke hernieder zu lassen, befehlen und einreiten. Perceval war der heiligen Burg Montsalvatsch genaht, und Amfortas war es selbst, der ihm diese Nachricht ertheilte. In dieser Burg ward Perceval gar herrlich aufgenommen. Als Amfortas zurückgekehrt, ward Perceval zu ihm in einen glänzend erleuchteten Saal geführt. Ein Knappe sprang zur Thür herein,

---

Symbol des Erlösers wurde. (**Valeriani Hierogl. p. 241**) Auf Säulenkneifen in der Cäsariuskirche zu Rom erscheint der Pelican, die Brust sich öffnend. (Schöne's Geschichtsf. III. S. 210.)

†) Auch dieses Thier ist ein Symbol Christi. Veranlassung gab dazu die Fabel: es ließe sich nur von einer reinen Jungfrau fangen, die ihm ihren Schoos öffne. Dann komme es, lege sein Haupt hinein und schlafe ein, so werde es die Beute des Jägers. Isidor, Bischof von Sevilla, glaubte diese Fabel. Auf einem Denkmal aus dem 8. Jahrhundert kniet das Einhorn vor einem Kreuze. (Münter Sinnbilder I. S. 43.)

und trat unter die zahlreich versammelten Ritter mit einer Lanze, an welcher von der Schneide an, den Schaft herab, Blut bis auf die Hand floß. Weinen und Wehklagen erhub sich. Die Lanze trug der Knappe zu allen vier Wänden, bis wieder zur Thür, zu der er nun hinaussprang. Die Wehklage des Volkes verstummte, und es öffnete sich wieder eine Thüre, und herein traten acht Frauen, von denen Viere große Kerzen trugen, die andern vier einen kostbaren Granatstein zu einem Tisch geschnitten, an welchem Amfortas saß, und stellten ihn auf zwei Stollen von Elfenbein. Nun nahten noch andere Jungfrauen, zwei scharf schneidende Messer von Silber tragend, auf zwei Tüchern. Vor ihnen gingen vier Jungfrauen mit Lichtern. Jetzt kamen wieder sechs Frauen, an ihrer Spitze die Königin Urepanse, welche auf einem grünen Edelstein den Gral trug, den Urepanse vor den König niedersetzte. Hierauf wurden Speisen und Getränke in reicher Fülle sichtbar, lediglich durch die Macht des Grals. Wohl staunte Perceval ob all der Pracht und Herrlichkeit, aber er vermied das Fragen, sich erinnernd, daß ein alter Ritter ihn wegen seiner häufigen Fragen getadelt. So brachte er sich selber Unglück und vermehrte den Unmuth des kranken Amfortas; denn hätte er gefragt, was alles dieß bedeute, so wäre Amfortas sogleich genesen, und er selber augenblicklich König im Gral geworden. Ein Knappe brachte dem König ein Schwert von hohem Werth. Der Griff war ein Rubin. Dieß Schwert*) reichte Amfortas dem Perce-

---

*) Dieses Schwert konnte, wenn es zerbrochen, nach dem Rath Sigunens im Brunnen von Karnant vom Schmidt Trebuet wieder hergestellt werden. Bei Wolfram von Eschenbach findet es seine genügende Bedeutung nicht. Nach Chretien de Troyes hatte Joseph von Arimathia dieses Schwert nebst den übrigen Reliquien aus Palästina mit sich genommen. Es stammt von Judas Maccabäus her. Dem Roi pecheur war damit der tödtlichste Schlag versetzt worden, denn als sein Bruder Gondesart im Schlosse Quinqueran vom König Pinagres belagert ward, erhielt Ersterer mit diesem Schwert von der Hand des Pertinans, seigneur de la rouge tour, den Todesschlag, wobei es zerbrach. Es mußte erst wieder ganz werden, ehe Perceval das Gralabenteuer bestehen konnte. Nur der Schmied Tibuer (Tribuet) vermochte es wieder her-

val, ihm dabei verkündigend, er habe es oft getragen, bis ihn Gott in Noth gebracht. Nun möge er es haben. Perceval fragte noch nicht.

Nach beendigter Tafel öffnete sich eine Seitenthüre, und Perceval erblickte einen würdigen Greis auf einem Spannbette. Es war Titurel, der am Podagra litt. Darauf fragte Amfortas Perceval, ob er müde sey und zu Bette wünsche, welches er annahm. Beide schieden, und Perceval fragte wieder nicht. Als er am andern Morgen erwachte, fand er im ganzen Schlosse keinen Menschen. Er ritt zum Burgthor hinaus, über die Brücke, die sich, als er kaum darüber war, hob, und ihm den Rückweg verschloß. Ein dort verborgener Knappe rief ihm zu: er sey eine Gans, wenn er gefragt, würde er hohen Preis erlangt haben. Nachdem Perceval im Walde durch Sigunen getadelt worden, daß er nicht gefragt, und ihm die Kraft des Schwertes gedeutet worden, irrte er im Lande umher, mannigfache Abenteuer bestehend, um den h. Gral aufzufinden. Viele und große Kämpfe bestand er, jedoch vergebens wäre seine Tapferkeit gewesen, wenn Gott nicht durch seine Frömmigkeit begütigt, ihn als wahrhaften Herrscher des Grals gewürdigt hätte. Aber nur zehn Jahre verblieb er in dieser Würde, da ihm die Sünde anhing, daß seine Mutter aus Gram über ihn starb. Nach Perceval ward der Sohn des Ferafis und der Urepanse König des Grals. Aber alle Gebieter des Grals sind sterblich, jedoch vor dem Fegfeuer ist ihre reine Seele bewahrt. Im Abendland erhielt sich ein Gerücht vom Gral und ein Streben nach ihm. Artus zog mit seinen Rittern durch die ganze Welt, ihn zu erobern, kehrte aber unverrichteter Sache zurück. Im fernen Orient blieb der Gral bei seinen Hütern verborgen.

Wolfram von Eschenbach wollte mit dieser Art, sein Gedicht zu schließen, die Neugierigen, die weiter fragen

---

zustellen, aber bald darauf mußte er sterben. Das Geheimniß dieser Dichtung bietet der Lösung große Schwierigkeit. Vielleicht war es dem Chretien selbst nicht mehr klar.

möchten, kurz abfertigen, nachdem die Geschichte vom Perceval geendigt, und der Held sein Ziel, das Königthum im Gral erreicht hatte. Wie Chretien geendigt haben würde, läßt sich aus seinem unvollendeten Werk nicht ermitteln. Menessier dagegen schließt wie folgt:

Nachdem Perceval nach dem Tode des Roi pecheur in Gegenwart von Artus und 24 Königen zum König des Grals gekrönt worden, regierte er noch sieben (also nicht zehn) Jahre. Darnach legte er an einem Johannistag ein strenges Gelübde ab, lebte fünf Jahre lang nur von den Speisen des Grals genährt, diesem Tag und Nacht dienend, in Buße und Gebet als Einsiedler, und ward dann bei seinem Tode zu den Heiligen emporgeführt.

Nach dem Roman du St. Graal befanden sich einst Galaad, Perceval, Boort und noch zehn Ritter im Schlosse Corbenic. Zur Vesperzeit trat eine große Finsterniß ein. Blitze durchzuckten das Haus, als stände es in Flammen. Alles stürzte fort, nur die drei Helden blieben im Saal, um abzuwarten, welch Wunder der Herr zeigen werde. Da schwebte in Licht gehüllt ein Mann in bischöflichem Gewande herab, die Mitra auf dem Haupte, den Krummstab in der Hand, vier Engel (Mönche) begleiteten ihn, und eine Schrift sagte: „Dieß ist Joseph, der erste Bischof der Christenheit, welchen der Herr in der Stadt Sarras selbst zu dieser Würde erhoben." Zwei Engel hielten angezündete Fackeln, ein Dritter trug, bedeckt mit einem rothsammetnen *) Tuche, den Gral, der Vierte die Lanze, welche stark blutete, und sie ließen das Blut in das heilige Gefäß tröpfeln. Joseph enthüllte das Gefäß, das auf einen Tisch gesetzt ward; er nahm eine geweihte Hostie heraus, und es ent-

*) Die Blutfarbe!

stieg ihm eine Figur in Kindes Gestalt, von feuriger Glorie umgeben, und setzte sich auf das Brod, das seine Gestalt anzunehmen pflegt. Joseph küßte Galaad und die Uebrigen, und begrüßte sie als Diener des Herrn und verschwand darauf, nachdem er sie Platz zu nehmen genöthigt. Der Gral bot ihnen nun ein reiches Mahl. Sodann erschien Christus selbst, und ermahnte sie, nach Sarras zum „palais spirituel" zu gehen. Galaad, Perceval und Boort begaben sich dahin. Der König Escorault von Sarras läßt sie jedoch ins Gefängniß werfen und hält sie ein Jahr lang darin fest. Inzwischen ernährte sie der Gral. Darauf ward Escorault todtkrank. Eine Stimme verkündete ihm: der Jüngste von diesen Helden werde ihn und Alle erretten. Deshalb wird Galaad zum König ausgerufen. Dieser betete fleißig zum Gral. Nach Ablauf eines Jahres sieht er plötzlich einen Bischof beim Gral stehen, der Messe liest und zu ihm spricht: er sey Joseph, Sohn des Joseph von Arimathia; er küßt Galaad, Perceval und Boort. Galaad fühlt sein Ende nahe. Bei seinem Verscheiden erschienen viele Engel, eine Hand aus den Wolken trug den Gral und die Lanze davon, sie wußten nicht wohin. Galaads Seele ward gleichfalls von den Engeln vor Gottes Thron getragen, sein Leib blieb zurück und ward vom trauernden Volke begraben. Perceval und Boort zogen als Eremiten in die Wüste. Dort lebten sie 14 Monate. Da starb Perceval, und Boort bestattete ihn neben Galaad im palais spirituel. Darauf kehrte Boort nach dem Königreich Logres (England) zurück, und findet Artus zu Komelot. Dieser versammelte sogleich alle Clercs, und ließ von ihnen

niederschreiben, was Boort berichtete. (San Marte, Leben Wolfr. v. Eschenbach II. S. 424).

Galaad haben wir oben als denjenigen kennen gelernt, dem es vorbehalten war, den leer gebliebenen Platz an Arthurs Tafelrunde einzunehmen. Diese Verwebung des Gralhelden in die Arthursage ist aber ein Produkt späterer Zeit, die den Volkshelden Artus in den Hintergrund drängte, von dessen Ruhm alle Helden zwar angelockt werden, der aber selbst nichts mehr thut, diesen Ruhm thätlich zu behaupten. Ebenso verliert sich seitdem das nationalwälische Element aus der Arthursage, und es tritt das ritterliche als vorherrschend ein. Das jüngere Alter der Gralssage deshalb behaupten zu wollen, wäre gewagt. Es darf eine ursprünglich von einander unabhängige Ausbildung der Arthursage wie der Gralssage — die ja Beide im Boden des Druidenthums wurzeln — angenommen werden. Die christliche Zeit suchte Beide zu verschmelzen, und zwar wurde die Gralssage von zwei entgegengesetzten Seiten ausgebaut, von den Provenzalen und den Nordfranzosen. So bemerkt Büsching treffend: Im Titurel (dem wichtigsten Bestandtheil der Gralssage) drängt sich Alles gegen den Süden hin, und hat immer eine überwiegende Neigung, in den Orient hinüber zu gehen, so daß man einen arabischen Ursprung annehmen möchte, worauf eine Stelle im Perceval deutet: „Flegetanis, ein Heide *), habe dieses Werk in den Ster-

*) Nur sein Vater war Heide, mütterlicher Seits gibt man ihm jüdische Abstammung. Der Provenzale Kiot, Eschenbachs Gewahrsmann, schildert ihn als Astrolog, und darauf spielt sein arabischer Name an, denn Felek Saneh bedeutet einen Himmelskundigen. Auch der Name Perceval soll arabisch seyn, und auf die anfangliche Bornirtheit des Helden anspielen, nämlich Parseh fal: der arme Dumme. So heißt derjenige, der den Gral suchte!

nen gelesen. Auch weiß man ja, daß die Muhamedaner Christum als einen Gottgesandten ehren. Die Geschichte des heiligen Napfes könnte daher auch ihnen kund geworden seyn, die denn doch im Titurel nur selten berührt wird, nur im Anfange und am Ende bedeutend vortritt, und sie hatten sie mit in eines ihrer großen Gedichte verflochten. Kiot (Guiot) ergriff diesen Stoff, und bearbeitete ihn christlich mehr aus, bis endlich Eschenbachs Geist das erhabene Epos schuf. Daher auch die mannigfachen Kämpfe in Asien, der orientalische Bilderschmuck, kurz Alles scheint aus der Einbildungskraft der Morgenländer entsprungen *). Spanien und Südfrankreich sind der Schauplatz für Percevals Thaten **), hingegen Nordfrankreich selten. Im

---

*) San Marte hält es für wahrscheinlich, daß der vielgepriesene schwarze Stein in der Kaaba zu Mekka mit dem Gral in Beziehung steht. Er soll ein Edelstein aus dem Paradiese und mit Adam auf die Erde herab gefallen seyn (wie nach dem Wartburgkrieg der lapis exillix der Krone Lucifers entfiel, und mit ihm auf die Erde stürzte, wo er zum Gral verarbeitet ward); und da er bei der Sündflut geborgen, so hat ihn der Engel Gabriel hernach dem Abraham zugestellt, als er die Kaaba erbaut (der Koran, übers. v. Arnold S. 148.), ähnlich wie der Engel den Titurel den Tempel für den Gral bauen hieß. — Eine Aehnlichkeit mit dem Gral, an welche San Marte nicht dachte, besteht darin, daß in der vormuhamedanischen Zeit dem in schwarzer Gestalt abgebildeten Gott Hobal, wie Moloch bei den Arabern hieß, von den schwarz gekleideten Priestern auf diesem schwarzen Stein an jedem siebenten Wochentag (dies Saturni) Kinder geopfert wurden. Dadurch erhalt eine Stelle in Eschenbachs Perceval ihr Licht, welcher zufolge des Amfortas Wunde am heftigsten schmerzte, wenn der Planet Saturn am hellsten strahlte, dieses „grave sidus in omne caput“ wie der römische Dichter singt.

**) Bekanntlich gibt es auch zu Toledo ein Manuscript von der Gralsage. Also möchten die Mauren in Spanien auch hier die Vermittler zwischen Orient und Occident gewesen seyn.
Die Sage weist deutlich auf Spanien hin. Katalonien, Arragonien, Toledo, Sevilla, die nordafrikanische Küste sind der Schauplatz der Begebenheiten. Daher konnte Mone (im

französischen Werke drängt sich aber alles nördlich. Wir erfahren die erste Heiligung des Grals, aber das

---

Anzeiger f. K. d. Mittelalt. 1833 S. 295) mit der Behauptung auftreten: die Sage vom Gral habe eine alte volksmäßige Grundlage, wenn sie auch nie lebendig ins Volk eingedrungen sey. Es sey namlich darin die Rettung des gothisch-spanischen Volkes von den Mauren enthalten. Die Berge der Rettung (montes salvationis, Monsalvaz bei Eschenbach) lägen in Asturien, nicht in den Pyrenaen, und sollen den Namen in Bezug auf die Rettung der Gothen haben (?). Es sey der Tempel des Gral die Marienkirche in der Schlucht Cavadonga, wohin sich Don Pelayo mit seinen Gothen zurückgezogen. Dies sey der heilige unzudringliche Ort, von dem die Rettung der Spanier ausgegangen; der Kelch des Heils das Zeichen des Christenthums, nicht die im Evangelium bedeutungslose Schüssel des Abendmahls, als Anknüpfung an die Bundeslade wäre der ursprüngliche Gral, der in Spanien durch den unaufhörlichen Kampf gegen den Islam eine große Wichtigkeit hatte" Diese Ansicht bestreitet San Marte: „weil das, was wir von der Sage wirklich wissen, dies geradehin widerlegt; der Gral ist den Heiden so gut wie den nicht erwählten Christen ein unzugängliches Gut. Der mont salvage ist nicht ein „Berg der Rettung", sondern der „unzugängliche" Berg. Wäre irgend ein so religiös-kriegerisches Element in der Sage anfanglich gewesen, so hatte es nicht so gänzlich darin untergehen können, daß ohne Anstand christliche Fürsten bei Heiden in Dienst traten, und umgekehrt; konnte Gamuret zu Bagdad vom Baruch kein christliches Begräbniß erlangen; konnte Kailet von Toledo mit Morholt von Irland und Fridebrand von Schotten mit Heiden verbündet, um einen Heiden Isenhart zu rächen, nicht gegen Zassamank fechten. Ohne Zweifel hätte die Sage den für das Volk weit wichtigern Punkt ergriffen, daß Pelayo (717) durch die Ueberwindung der Heiden den Grund zu den Königreichen Asturien, Leon und Oviedo legte. Die ganze Erzahlung im Titurel von der ersten Einführung und Ausbreitung des Christenthums in der Provence und dem nördlichen Spanien hat ganz dasselbe Gepräge, wie die ähnlichen legendenartigen Geschichten über das gleiche Ereigniß im nördlichen Frankreich, in Irland und England. Die Entstehung der Sage wird also eher in der Phantasie eines mönchischen Chronisten in Spanien, als in Traditionen des Morgenlandes zu suchen seyn. Gleichwohl ist die bedeutende Beimischung des Orientalischen nicht wegzuläugnen. Dieser Zutritt des Fremden zum ursprünglich Christlichen ist gerade in Spanien sehr erklarlich, wo arabische Wissenschaft und Poesie zu den Christen kam, wo die

ganze Werk hat ein Treiben nach dem Norden, nach England, dort soll er erst seine Verklärung erhalten, dort sollen die großen Kämpfe zu Ehren des Christenthums und des Grals vorfallen; darum ist auch der Schauplatz Klein- und Großbrittanien. Die Verknüpfung mit dem Artus ist beiden gemeinsam, denn er ist der Mittelpunkt aller jener erhabenen Gedichte, aber hinsichtlich der Familie der Hüter des Grals herrscht eine große Verschiedenheit. Im französischen Werke dringen mehrere wackere Ritter von der Tafelrunde wenigstens bis zum Gral vor, obgleich sie das Abenteuer nicht vollenden; im Titurel bleibt in höchster Heiligkeit der Gral von allen Menschen geschieden, und nur derjenige, den Gott dazu bestimmt, kann dahin gelan-

---

kleinen Fürsten der aufkeimenden Königreiche Spaniens, hauptsächlich Kataloniens und Arragoniens — in deren Mitte sich bis 1112 das muselmannische Königreich Saragossa erhielt — in persönliche Verbindung traten mit Philosophen und Troubadouren oder Erfindern von Erzählungen, die ihre erste Bildung in den Schulen Andalusiens erhalten hatten, und die ihre Fürsten mit Geschichten unterhielten, die sie aus der arabischen, also orientalischen Literatur entlehnten. Dieser Austausch der Ideen wurde dadurch sehr erleichtert, daß im ganzen Umfang des arabischen Spaniens spanisch und arabisch nebeneinander gesprochen ward, und Werke aus der einen Sprache in die andere übertragen wurden. Johann von Sevilla schrieb zur Bequemlichkeit der Christen, die besser Arabisch als Latein verstanden, eine Auslegung der Bibel in arabischer Sprache. Eben der gänzliche Mangel einer feindlichen Richtung des Christenthums als Religionsparthei, die ungemeine Toleranz, die beide Glaubensparthеien gegen einander übten, deuten nicht nur auf die Länder als Heimath der Sage, wo diese Toleranz im größten Umfang geübt ward (Spanien), sondern sie deuten zugleich auch auf die Zeit hin, da die erste einfache Ursage vom Gral eine bedeutend ausgedehnte poetische Gestaltung gewonnen hat." Die nähere Begründung dieser Sätze möge man in den „Mittheilungen" aus dem Gebiet hist. antiq. Forschungen des thür. sächs. Vereins III, 3. S. 11—14 nachlesen, wo der Zustand Spaniens und der Provence am Ende des 11. Jahrhunderts, und die Eroberung von Toledo (25. Mai 1085) geschildert werden.

gen, jedem andern ist er unzugangbar. Vergebens schwärmen die wackersten Ritter der Tafelrunde in der Welt umher, sie können den Gral nicht finden, sie können die Leiden des kranken und gemarterten Königs nicht enden. Die französischen Werke haben Manches mit eingemischt, wodurch mit andern Gedichten, welche die Thaten des Artus betreffen, eine Vermischung und Verwechslung leicht möglich war. Hierzu gehört die Erzählung, wie Joseph dem Gral eine runde Tafel seiner Hüter errichtet, welche vollkommen mit der Erzählung im Roman „Merlin" übereinstimmt, wie dieser zum Uter Pendragon kommt und ihm den Rath gibt, die runde Tafel zu errichten. Dieß scheint ein aus den Romanen des Artus entlehnter, späterer, dem Gedichte fremder Zusatz zu seyn, denn nach dieser Errichtung hören wir kein Wort weiter von dieser Tafel. Die Erzählung ist ganz gleich, selbst bis auf die Besetzung des gefährlichen Sessels durch einen Verwegenen, der in der Geschichte des Heiligen Grals Mois heißt, im Roman „Merlin" aber einer von den Großen des Reichs, der dem Merlin übel will *). Am

---

*) Als er mit keckem Muthe auf diesem Platz sich an die Tafel setzte, versank er augenblicklich unter die Erde, wie ein Stück Blei, das ins Wasser fallt. Entsetzt sieht der König und alles Volk dieses Wunder. Man durchsuchte jeden Fleck unter dem Tisch, aber man fand nicht die mindeste Spur weder vom Ritter noch von der Art, wie er untersank. Nach dem Prosaroman vom h. Gral ist es Galaad, Sohn Lancelots vom See, welchem der Sitz bestimmt war. Nach demselben Roman bedeutet der leere Platz an der Tafel den Ort, wo Christus bei der Feier des Abendmahls saß, und als Mois, einer von Josephs Rittern, es wagt, dort Platz zu nehmen, ohne auf die Warnung seines Meisters zu hören, fahren sieben Hande in Flammen vom Himmel herab und entführen den Tollkühnen durch die Lufte in einen Wald. Als nach langer Zeit einst Joseph mit Alain, Simeu (?) Vater des Mois und andern Rittern durch den Ardennerwald ritten, gelangten sie zu einem Pallast, in dessen Mitte ein so großes

meisten durcheinander gewürfelt ist die Geschichte des Perlevaux, der hinsichtlich seines, von seiner Schwester erzählten Jugendlebens, und des Kampfes mit dem rothen Ritter, ganz mit Eschenbachs Perceval übereinstimmt, und dennoch auch in Hinsicht seines Geschlechts*) ganz verschieden ist. Auch vollendet er nicht die Wunder des Gral, sondern Perceval und Galaad.

Auch San Marte macht darauf aufmerksam, daß schon ein flüchtiger Blick auf den Perceval und Titurel die Ueberzeugung gewähre, die Gralsage sey in der Gestalt, wie sie (durch Wolfram von Eschenbach) nach Deutschland gekommen, aus ursprünglich fremdartigen Elementen zu einem Ganzen verschmolzen worden. Artus mit seinen Rittern von der Tafelrunde steht weder mit dem heiligen Gral und den Templeisen*), noch mit Perceval und

---

Feuer loderte, als ob alle Wälder der Welt hier in Flammen aufgegangen wären; und eine Stimme rief aus dem Feuer den Joseph um Hülfe an: Wehe, ich habe mich auf den gefährlichen Sitz gesetzt, und die Diener der Hölle haben mich hieher geführt; denn als sie durch diesen Wald mit mir fuhren, kam ein heiliger Mann, ein Einsiedler, und beschwor sie, mich hier zu lassen; da setzten sie mich auf die Erde, aber nun brenne ich in dieser höllischen Flamme, und werde fortbrennen, bis der gute Ritter kommen wird, der in Großbrittanien von meinem Abentheuer hören und mich befreien wird. Staunend hörten Alle diese Stimme, sie erkannten den unglücklichen Mois. Joseph und seine Begleiter erflehten nun einen Platzregen, der die Flamme zur Hälfte löschte. Mois dankte für die Erleichterung, dennoch muß er verharren, bis Galaad einst auf seiner Fahrt nach Großbrittanien seine Geschichte vernehmen und ihn befreien wird. Der Angabe des Tressan (im Tristanroman) zufolge war es ein Sarazenischer Ritter gewesen.

*) Im Eschenbach'schen Perceval heißt der Vater dieses Helden: Gamurat, hier Iwain. Chretien gibt dem Perceval auch eine Schwester, Eschenbach weiß nichts von ihr.

**) Die Templeisen (die geistliche Ritterschaft der Gralhüter, welche den Gegensatz zur weltlichen Ritterschaft bilden sollte), bei Kiot und Eschenbach eine wichtige Rolle spielend, und in wel-

dessen Geschlechte in der geringsten innern nothwendigen Verbindung; und während die Localitäten des Gedichtes uns mit Artus, und was dem anhängig, nach England und Bretagne hinweisen, leitet der Gral nach Spanien*) und Perceval nach Südfrankreich. So bilden von vorn herein sich zwei große Gruppen, die nur durch ein loses Band verknüpft sind. Kiot, welchem Eschenbach folgte, suchte vergeblich in den Ländern des Arturschen Sagenkreises, Brittanien, Irland und Nordfrankreich, nach dem Stammbaum Percevals; hingegen erzählte ihm die Chronik von Anjou von Mazadans Geschlecht, Lassaließ, Addanz, Gandin, Gamuret und Perceval. In San Marte's zur Uebersetzung des Perceval beigefügten Stammtafel (S. 620) wird nachgewiesen, wie Percevals Geschlecht nur in seinem ersten Stammvater Mazadan mit dem Geschlecht des brittischen Artus zusammenhängt. Die Chronik enthielt aber auch andrer Seits die Geschichte des Geschlechts der Gralkönige. Daß diese Chronik existirt hat, ist gewiß, wenn auch ihr Inhalt nirgends bekannt ist. Die Frage nach der Zeit ihrer Abfassung ist nur indirect zu lösen. Als die provencalische Sprache noch Schriftsprache war (im ersten Drittel des 12ten Jahrhunderts), kann sie noch nicht geschrieben seyn. Allein: bis zum Jahre 1093 stand der Süden Frankreichs und Spaniens mit Nordfrankreich und England in keiner nahen politischen

---

chen man das Vorbild des Tempelherrenordens erkennen wollte, sind den brittischen Dichtern völlig unbekannt.

*) Dies hindert nicht, anzunehmen, daß bei der weitern Verbreitung der Gralsage man in Brittanien sich des Kessels der Ceridwen, wie bei den spanischen Mauren des schwarzen Steins in der Kaaba, erinnerte; denn die gleiche Bestimmung des Grals, die Gleichartigkeit des Mysteriums, forderte zu solchen Parallelen auf.

Beziehung. Durch Interessen, Handelsverbindungen, Sprache, Bildung und Sitten wesentlich geschieden, fand eine materielle und geistige Wechselwirkung unter diesen Ländern nicht statt. Auch der erste Kreuzzug (1095) berührte England wenig, weil Wilhelm II. nur auf seine nächsten Vortheile bedacht war. Lebhaftern Antheil nahm Nordfrankreich, aber noch war die Bewegung zu neu, als daß ein anderes Interesse, wie das des großen christlichen Kampfes, hätte stattfinden können. Es kehrten zwar schon damals morgenländische Sagen mit den Kreuzrittern nach dem Abendlande zurück, allein die Verbindung der Ritter der abendländischen Nationen untereinander war zu lose und zu kurz, um ihre verschiedenen Heimatsagen schon jetzt aufeinander zu übertragen und ineinander zu schlingen, wozu überhaupt ein längerer wechselseitiger Verkehr in den Ländern der Sagen selbst nothwendig ist. Wichtiger war ein anderes Ereigniß. Heinrich II. von England (1154 — 1189), zugleich Herzog der Normandie und Herr von Anjou, hatte sich mit Eleonore von Frankreich vermählt, welche auch die Oberherrschaft von Guienne, Poitou und Saintange an Heinrich brachte. Sie aber war eine Enkelin des als Dichter, wie als Krieger ausgezeichneten Wilhelm IX., Grafen von Poitou und Herzogs von Aquitanien (1071—1127). Diese Uebertragung der Britenherrschaft über einen beträchtlichen Theil der Länder der Sprache von Oc auf den König von England mußte auf Sitten und Meinungen der Troubadours und des Volkes entschieden einwirken, welche die Stämme vermischte und Dichter der verschiedenen Nationen am Hofe zusammenführte; auch das Nationalinteresse der Rivalität der Könige von England und Frankreich an

die Literatur knüpfte. Betrachtet man, wie seit länger als einem halben Jahrhundert Südfrankreich und das christliche und maurische Spanien in naher politischer und geistiger Verbindung gestanden, wie die Sprache von Oc und ihre Poesie den Gipfel bereits früher erreicht hatte, und nun schon wieder abwärts zu sinken begann, als die Schriftsprache sich allmählig verlor, und dem Lateinischen wieder Platz machte, wie ferner seit einem halben Jahrhundert die einfache Gralssage mit der Geschichte von Anjou u. s. w. ausgebildet, an Umfang erweitert und zu größerer Einheit abgerundet seyn konnte, und erwägen wir das allgemeine Interesse, welches an diesen sagenhaften Geschichten in den drei Nationen genommen ward, so sind hinreichende Gründe zu der Annahme vorhanden, daß um diese Zeit auch die von Kiot erwähnte lateinische Chronik, die es sichtlich auf eine Verherrlichung des Hauses Anjou anlegte, dem Heinrich II. angehörte, abgefaßt seyn mag, indem durch das Medium der lateinischen Sprache den Engländern und Nordfranzosen, die eine von den Provenzalen ganz verschiedene Sprache redeten, unsere Sage zu einem Gemeingut gemacht wurde, während sie vorher ihnen unzugänglich war, so lange sie nur in der Vulgarsprache existirte.

Oben ist an mehreren Stellen angedeutet worden, daß der Orden der Templer aus den Templeisen, die in Eschenbachs Titurel eine so wichtige Rolle spielen, hervorgegangen sey. San Marte gesteht dieß gerade zu: „Vom entschiedensten Einfluß auf die Ausbildung der Gralsage war die Stiftung des Tempelherrnordens." Die Sätze, welche diese Behauptung festigen sollen, mag man bei ihm selbst nachlesen (Leben Wolfr. v. Eschenbach II. S. 372 ff.). Unter andern Pa=

rallelen, die er zwischen den Templern (franz. Templiers) und den Templeisen vorfindet, hebe ich hier nur folgende aus: „Wie der miles templi zur Ehre des Kreuzes, so kämpfte der Templeise Tag und Nacht zur Verherrlichung des ihm vertrauten Heiligthums, zur Bewachung des Landes, worin er bewahrt wird. Der Orden wählte sich selbst seinen Großmeister, und der Entfernteste konnte plötzlich dazu berufen werden, keine menschliche Macht leitet die Wahl, denn sie geschieht durch Erleuchtung Gottes. So beruft die Schrift am Gral den König, und wäre er im fernsten Winkel der Erde. Der Großmeister der Templer steht nur unter dem Stellvertreter Christi unmittelbar und übt das Absolutionsrecht. Der König des Grals ist von allen Todsünden befreit, er lebt engelrein auf Erden. Der Eintritt in den Templerorden kann mit Gewalt nicht erzwungen werden, der Orden wählt selbst seine Brüder; so ist Montsalvatsch unzugänglich und unnahbar jedem Ungeweiheten. Die Pracht der Gralsburg, die feierlichen Aufzüge daselbst, bei Vortragung des Heiligthums, correspondiren dem Glanz des Gottesdienstes bei den Templern, dessen der letzte Großmeister Jakob Molay sich selbst rühmte. Der im Titurel geschilderte Graltempel ist eine Rotunde, und rund waren die Kapellen der Templer. Abweichend von der römischen Liturgie bedienten sich die Templer bei der Abendmahlsfeier der Anfangsworte des Evangelii Johannis, bei Darreichung der Hostie; auch im Perceval werden diese öfter wiederholt. Wer tiefer in die Mysterien des Ordens eingedrungen ist, wird wohl noch mehr dogmatische Verwandtschaftspunkte finden; gewiß ist, daß die Templer eine eigene Geheimlehre hatten.“ Die Ketzerei, deren dieser Orden angeschuldigt wurde, will Ham-

mer (Fundgruben d. Or. VI. S. 481 ff.) in gnostischen Elementen entdeckt haben. Er kommt auf das berüchtigte **Mysterium Baphometis** zu sprechen, ein Idol, aus welchem der Dichter des Werin von Lothringen sogar einen König **Beaufumés** gemacht hat (Mone Anz. f. K. d. Mittelalt. 1833 S. 253). Hammer bemerkt, daß die aus dem Prozeß gegen den Orden bekannten Baphometsköpfe noch unentzifferte arabische (wiewohl auch auf einigen griechische und lateinische) Inschriften enthalten, welche den Namen Mete (die Weisheit = die Sophia der Gnostiker), die Lehre derselben und besonders der Ophiten (Schlangebrüder), das Bild des Mannweibes (Symbol der in der Gottheit vereinigten zeugenden und gebärenden Kraft) mit den Attributen des abgestumpften Kreuzes (T), jenes ägyptischen Lebensschlüssels (vgl. S. 281), der Schlange, der Feuertaufe ꝛc. enthalten. Ueberdieß sieht man auf derselben alle die Bilder von Sonne, Mond, Signatstern, siebenarmiger Leuchter u. dgl., welche als Hieroglyphen der Maurerei bekannt sind. Daraus folgert Hammer weiter: der heilige Gral der alten Ritterromane war nicht der Kelch des Abendmahls, sondern jener der Gnostiker, das T — der Krückenstab des Titurel — die Figur des Phallus*) und Lebensinstrument, sowie der Gürtel der Templer, dieser Gegenstand ihrer Anklage — die Schlange der Ophiten, nämlich das von ihnen verehrte Zeugungsorgan. Die Ophiten hatten bekanntlich andere Tauf- und Abendmahlsceremonien, als die rechtgläubigen Christen. Sie unterhielten in einem Kasten eine lebendige Schlange.

---

*) Figura Phalli sub forma T erat character Baphomoti fronti ejusdem impressus. (Du Puy la condemn. des Tempel.)

Sollte das Abendmahl begangen werden, rückte man einen Tisch an diese Oeffnung und legte Brod auf denselben. Der Priester lockte die Schlange aus ihrem Behältnisse. Diese kroch auf den Tisch, umschlang das Brod, und beleckte dasselbe. Hernach wurde dieses unter diejenigen, welche der Handlung beiwohnten, ausgetheilt. Ein Jeder aß das empfangene Stück und küßte die Schlange. Hierauf begab sich die Schlange in ihr Behältniß zurück, welches der Priester verschloß.

San Marte verwirft diese Herleitung des Grals von den Ophiten, „weil weder in der provenzalischen, noch nordfranzösisch-englischen, noch deutschen Ausbildung der Sage auf Gnosis hingedeutet ist. „Nur Ein Punkt verdient Erwähnung, der allerdings mit der Gralsage im Zusammenhang zu stehen scheint. Von den Anklagepunkten gegen die Templer, welche Du Puy aus der Chronik von St. Denys mittheilt, lautet der dritte: **car tantót après ils alloient adorer une idole, et pour certain icelle idole était** ***une vieille peau,*** **ainsi comme toute embamé et comme toile polie,** ***et illecques certes le Templier mettoit sa tres vile foi et creance*** **et en lui tres fermement croiait, et en icelle avoit es fosses** ***des yeux escarboucles, reluisans comme clairté du ciel.*** Abraham Bzov in der Fortsetzung der Kirchengeschichte des Cardinals Baronius hat aus einer vaticanischen Handschrift die Punkte extrahirt, welche von den italienischen Bischöfen gegen die Templer behauptet wurden; deren zweiter lautet: ***Caput quoddam,*** **faciem albam** ***quasi hominis*** **prae se ferens, capillis nigris et crispantibus, et circa collum de auratis ornatum, quod quidem nullius sancti fuerat, cultu latriae adorabant,**

orationes coram eo faciebant, et cingulis quibusdam illud cingentes illis ipsis, quasi solutores forent, sese accingebant. Unter den besondern Fragen des Papstes beim Verhör der Angeklagten lautete eine: *An cranium* aut *simulacrum* quodpiam, et idolum hujus modi fictum et commenticium divina veneratione coluissent etc. Was war das nun für eine alte Haut? (vieille peau), was bedeutete das menschliche Haupt (caput hominis), das man andächtig vortrug? Was ist unter der piöse verehrten Hirnschale (cranium aut simulacrum) zu verstehen? San Marte denkt hier an ein Idol, an ein Mysterium des Ordens, enthält sich aber aller weitern Muthmaßung hierüber. Ich frage nun: Sollte die Schlange nicht an Arthurs Vater, das „Drachenhaupt" (Uther Pendragon) erinnern? Drachen, Schlangen waren namentlich bei den Kelten Heilszeichen. Und sollte die alte Haut, die menschliche Hirnschale, nicht das Haupt eines den stellvertretenden Opfertod Gestorbenen, eine Reliquie von Heil ausströmender Kraft gewesen seyn, wie ich schon oben vermuthete? Sollte nicht die Anklage gegen die Templer diesem blutigen Cultus gegolten haben? Ich lese im 4ten Jahrgang von Schreibers hist. Taschenbuch S. 183 ff. eine Stelle, die meiner Hypothese wichtige Stützpunkte zuführt. Mein Gewährsmann beruft sich in der Abhandlung „über ein altnationales Schildbild der Kelten" auf Livius (XXIII, 24), welcher von den (keltischen) Bojern berichtet, daß sie den abgehauenen Kopf eines Feindes in den heiligsten Tempel brachten, ihn dort säuberten und mit eingeweihtem Golde den Schädel zierten, der ihnen sodann zu einem heiligen Gefäße diente, woraus sie an Festtagen Trankopfer verrichte-

ten, und das zugleich das Trinkgefäß des Priesters und Tempelvorstehers war. Indem wir — fährt Schreiber weiter fort — zu den Nachweisungen eines solchen Bildes, von einem Kopfe im Todeskampfe mit ausgereckter Zunge auf keltischen Münzen übergehen, fangen wir am füglichsten damit in Großbrittanien an. In der **Revue numismatique 1840 Pl. 17.** begegnen wir einem goldenen Stater der Armoricaner in der Bretagne. Der Avers zeigt den Kopf einer Göttin (**Gallia celtica** oder **Armorica**? fragt Schreiber, warum dachte er nicht an Ceridwen, deren Stelle bei den Galliern die Isis vertrat?) mit dem Sinnbilde des Ebers (**Sus gallicus**, warum dachte er hier nicht an die Sau Ceridwen, deren Priester Ferkel hießen?) auf dem Scheitel. Als eigenthümlicher Schmuck schlingen sich rings um den Kopf Kettchen, woran die Häupter erschlagener Feinde als Siegeszeichen aufgehängt sind. Der Revers zeigt noch einen Theil der macedonischen Biga, das Pferd (die Stute Ceridwen? vgl. S. 733) hat jedoch das für die armoricanischen Münzen charakteristische „Menschengesicht." Außerdem wird S. 182 aus Diodor (**V**, **29**) angeführt, daß die Gallier die Köpfe ihrer Feinde mit Cedernöl bestrichen (um sie unverweslich zu machen), sie dann sorgfältig in einem Kasten aufhoben und sie auf ihre Nachkommen vererbten, sowie, daß dieselben um keinen Preis veräußert wurden, obschon man manchen solchen Kopf mit so viel Golde zu bezahlen sich erboten, als er schwer war.

Hier berücksichtige man, daß alle alten Völker, insbesondere Germanen und Kelten, den erschlagenen Feind als ein dem Kriegsgott für das eigene Leben gebrachte Sühnopfer betrachteten, daß die Kriegsgefangenen in

diesem Sinne geopfert wurden, und man aus den Zuckungen ihrer Glieder weissagte, kurz ihr Tod sollte Andern Heil bringen. Daraus erkläre ich mir den hohen Werth solcher Köpfe, nämlich als Heilszeichen für die Familie, welche sie besaß, daher ihre Unveräußerlichkeit; und wegen ihrer Beziehung zum Cultus kamen sie auf Schilder und Münzen. Konnte man keine Gefangenen opfern, wie z. B. in Friedenszeiten, wählte man andere Personen, die man entweder kaufte oder zu diesem Opfertod durch Vorspiegelung unmittelbar nachher erfolgender Seligkeit beredete. Von Priestern und unschuldigen Kindern, weil Beide die Freuden der Ehe nicht erfuhren, erwartete man ihrer Reinheit wegen eine besondere Sühnkraft. Begreiflicher Weise ließ man zu diesem Mysterium nur die „Auserwählten" zu; und nun wird plötzlich klar, warum allen Christen in hoher göttlicher Schöne und Heiligkeit der Gral sichtbar war, aber wunderbarer Weise sah Ferafis, der an demselben Tische saß, nichts als einen gewöhnlichen Edelstein. Dieß Wunder löste auf Befragen der greise Titurel, indem er sie belehrte, daß ein Heide den Gral nie sehen könne, sondern nur der, welchen die Taufe zum Christen (d. h. zum Eingeweihten) gereinigt. Ferafis ward nun nach seinem Begehren getauft" (Hagen, Mus. f. altt. Lit. I. S. 528). Und bei seiner Taufe wurden die Anfangsworte des Johannesevangeliums recitirt: „Und das Wort*) ward Fleisch!" denn nun erblickte er nicht mehr eine Hostie in der Schüssel, sondern ein — Kind.

*) Sc. Das Brod des Lebens.

II. Die Feen — unsere lieben Frauen. (Marien).

„Alle Frauen," belehrt uns der Roman Lancelot vom See, „welche der Zauberei kundig sind und sich auf Zaubersprüche verstehen, die magischen Kräfte gewisser Steine und Kräuter kennen, sind Feen." Eigentlich dürfen aber auf diesen Namen nur geistige Wesen Anspruch machen, wie die Peris des Orients, welche der Occident durch die Kreuzfahrer kennen lernte. Die Peris werden als gütig und schön beschrieben, als Wesen, die, obschon sie dem Schöpfer ungehorsam wurden, wegen ihrer Reue noch jetzt Beweise des göttlichen Wohlwollens empfangen, und somit von den bösen Diws oder Ghuls unterschieden werden, die nur Zwietracht und Unglück unter den Menschen aussäen. So kommen die Peris den Elfen nahe, die, Seelen Verstorbener, ruhelos umherstreifen und sich in der Luft aufhalten, weil sie zu schlecht für den Himmel, zu gut für die Hölle sind, und wie die Wasserniren auf den Tag der Erlösung harren (vergl. S. 82). Richardson in seiner Abhandlung „über Gebräuche morgenländischer Völker" sagt: Wir finden in vielen Stücken zwischen den Peris der Perser und Araber eine so auffallende Aehnlichkeit mit den Feen des Abendlandes, daß eine Entlehnung der Occidentalen von den Orientalen allein diese Uebereinstimmung zu erklären vermag. Man braucht sich hier nicht auf armoricanische (bretonische), spanische und andere europäische Romanzen, worin diese Aehnlichkeit bald mehr, bald weniger sichtbar ist, zu berufen; es genügt hier, auf Spencer und Ariost hinzuweisen, worin sich diese drolligen Wesen des persischen Fabelreiches häufig copirt finden. Der Hippogryph, auf dem Astolf in den Mond reist, Bra-

damante's Zauberring im „rasenden Roland" und der Schild Arthurs in der „Feenkönigin", die vielen Zauberstücke von Armida und Ismeno im „befreiten Jerusalem" lassen sich sämmtlich in morgenländischen Originalen nachweisen. Die Peri Mergian (spr. Merdschan) hat ganz das Ansehen der Fee Morgane, die den Arthur aus der Schlacht auf ihre Insel Avallon entführte, und wenn man alten brittischen Romanzen glauben darf, so lebt sie dort noch mit ihm in Herrlichkeit und Pracht." Noch näher scheinen die Feen mit den Gins (spr. Dschin) der Araber verwandt, weil diese nicht nur den Sterblichen wohlwollen, sondern zuweilen auch mit ihnen Ehen schließen.

Indeß könnte die orientalische Vorstellung erst durch die Kreuzfahrer oder auch noch früher durch die Araber in Spanien zu der ältern einheimischen, d. h. der keltischen hinzugetreten seyn, d. h. ursprünglich waren die Feen der romanischen Völkerschaften, folglich auch in der Bretagne, druidische Jungfrauen, worauf noch jetzt die Benennungen vieler Höhlen und Baudenkmale aus der Druidenzeit anspielen. „Als Wohnungen der Feen", sagt Schreiber (hist. Tschb. 1846 S. 39), werden in allen mündlichen Ueberlieferungen jene Monumente angegeben, welche der Franzose **Dolmen**, der Engländer **Cromlech**, der Portugiese **Anta** (Thor) nennt, nämlich rückwärts geschlossene Hallen aus unbehauenen Felsstücken, deren wagrechte Tafeln, eine Decke bildend, von senkrechten, auf die schmale Seite gestellten, als Wänden, getragen werden. Ist das Monument dieser Art größer, so heißt es Feenschloß (Chateau des Fées), ist es kleiner, so heißt es Feenhütte (Cabane des Fées). Bisweilen ist von solchen Wohnungen nur noch eine Vor=

der- oder Rückwand mit einem, von Menschenhand gemachten, ganz- oder länglich-runden Loche übrig; dann heißt ein solcher Stein, der auch die uralte Fensteröffnung der Wohnung wiedergibt, unterscheidend Lochstein (**Pierre percée**). Für Feenwohnungen weniger ausgezeichneter Art gelten die Feenhügel, eig. Grabstätten (**Tumuli**), vom Volke in Frankreich **Montjoie**, in England **Barrow** genannt. In Irland und Hochschottland stehen sie mit zuverläßig keltischen Denkmalen in unmittelbarer und reiner Verbindung. Ferner gehören hieher die Feenhöhlen in Bergwänden, wovon kürzlich aus dem einzigen Departement **de l'Ardéche** gegen 140 angezeigt wurden (**Mem. d. Antiquaires de France T. XVII. p. 6 sq.**), die Feenkammern (**Chambres de Fées**) und Feenöfen (**For de Fée**). Endlich sind auch die Trichtergruben (franz. **Mardelles**, engl. **Pennpits**) hieher zu rechnen, abgestumpfte Kegel, die gewöhnlich in größerer Anzahl beisammen an Bergabhängen, oft auch in der Nähe von Quellen und Bächen angetroffen werden (**Mem. d. Antiq. XIV. p. 144—163**). An die Wohnungen der Feen reihen sich deren Straßen und Gärten. Sie werden Druidenkreise genannt, wahrscheinlich ursprünglich religiöse Versammlungsstätten. Auch Spindeln (Kunkeln) und Schwungsteine werden den Feen zugeeignet. Diese Feenspindeln (**Quenuilles a la bonne femme**) bilden eine bedeutungsvolle Klasse. Dieser Obelisken sollen sich die Riesenfeen zum Spinnen bedient haben. Auch die Schwungsteine (**Pierres branlantes**, engl. **Rocking-stones**) gehören der ältesten Periode an. Die Volkssage hält sie für Spielzeuge der Feen. Diese Steine bestehen aus zwei Felsstücken, wovon das obere

so gleichgewichtig auf das untere gesetzt ist, daß es durch einen kleinen Stoß in zitternde Bewegung geräth.

Aus dem Vorhergehenden muß man nothwendig folgern, daß die Feen ursprünglich Druidinnen waren, daß ihre nächtlichen Tänze auf nächtlichen mysteriösen Cultus zurückgehen, daß die nach Feen benannten Schlösser, Felsen, Quellen rc. ehedem durch die Druiden geheiligte, im Cultus wichtige Stätten waren. Bevor ich also auf das Wesen und die Wirksamkeit der Feen näher eingehe, ist es nothwendig, die Bekanntschaft der Druidinnen zu machen.

Der Geschichte zufolge, machen sich die Feen als Vereine von Jungfrauen für religiöse Zwecke bemerkbar. Ein solcher Verein findet sich auf der Insel Sena, gegenüber von der äußerlichen Westküste von Armorica. Diese Insel war, wie Mela (**de situ orbis III, 6.**) berichtet, durch das Orakel einer walischen Gottheit ausgezeichnet, dessen jungfräuliche Vorsteherinnen neun an der Zahl waren. Man nennt sie **Barrigenas** und schreibt ihnen seltene Kräfte zu. Sie sollen das Meer durch ihre Zauberlieder aufregen, Stürme bewirken, sie verwandeln sich in beliebige Gestalten, heilen selbst Unheilbares, sehen in die Zukunft rc. Die Bezeichnung **Barrigenas** ist falsch, denn das keltische Wort für sie in der Bretagne lautet **Chorrigans** (v. **gwenn** Genius oder **gwynn** Weib und **korrig** Diminut. v. **korr** klein). Da auch dieß keinen befriedigenden Sinn gibt, so möchte eine Verstümmlung des Namens der Göttin, welcher diese Jungfrauen als Priesterinnen dienten, nämlich der Ceridwen anzunehmen seyn. Von dieser habe ich schon S. 662 angeführt, daß sie kundig der

Zauberkräuter und Heilkräfte, in die Zukunft blickt, und in allerlei Thiere sich verwandelt. Bei allen Völkern aber wurden die Eigenschaften einer Gottheit auf ihre Priester übertragen. Man darf sich daher nicht wundern, wenn auch die Feen bald als Göttinnen, bald nur als sterbliche Wesen, d. h. als Priesterinnen, weise Frauen, Zauberinnen erscheinen; den letztern Charakter nehmen sie gewöhnlich an, wenn sie als Personificationen Unheil bringender Naturkräfte erscheinen.

Von einem weiblichen Priestercollegium an der Mündung der Loire theilt Strabo (**IV**, 4. 6.) Folgendes mit: „Unweit von der Mündung des Ligerflusses im Ocean ist eine Insel, die von den Weibern der Namniten bewohnt wird. Bei ihren heiligen Weihen darf kein Mann zugegen seyn." Aber auch in der Nähe von Brittanien ist eine Insel, auf welcher die beiden Göttinnen Demeter und Kora (Ceridwen und ihre Schwester Creirdyladd), wie auf Samothrace, verehrt werden.

Die Gabe der Weissagung rühmen selbst die Römer an ihnen. Aurelian befragte sie, ob seine Nachkommen das Reich erben würden (**Vopisci Aurel. c. 44**). Julian ward zu Vienne als Wiederhersteller der Göttertempel von einer blinden Prophetin geweissagt (**Ammian. Marcell. XV**, 8). In Tongern prophezeite eine Druidin dem Diocletian, daß er einst Kaiser werde, obschon er damals noch auf einer sehr niedern Stufe stand (**Vopisci Numerian c. 13.**). Eine andere weissagte dem Kaiser Severus, daß er unter den Händen seiner eigenen Soldaten fallen werde (**Lamprid. Al. Sev. c. 60**).

Von dieser Gabe, das Schicksal (**fatum**) vorherzusagen (**fari**), hatte die Fee (**fatua, i. q. fatatrix,**

ital. fata, franz. fée) den Namen. Und weil die Orakelsprüche auch Rechtssprüche, indem die streitenden Partheien, wenn sie sich nicht einigen konnten, sich dem Ausspruch einer göttlich erleuchteten Person, einer weisen Frau unterwarfen, darum erzählt Plutarch von den Kelten in seinem Tractat „de mulierum virtute," daß sie die Frauen zu den Berathungen über Krieg und Frieden zuzogen, daß diese die Differenzen mit den Bundesgenossen schlichteten. Ebenso berichtet Polyän (Strateg. VII, 12). Es versteht sich von selbst, daß unter diesen Weibern Druidinnen gemeint sind.

Die Gabe der Weissagung wurde durch magische Mittel erlangt. Von den Cimbern sagt Strabo (VII, 2): „Unter den mit ins Feld gezogenen Weibern befanden sich auch altergraue wahrsagende Priesterinnen in weißen Gewändern, deren Oberkleid aus feinem Flachs, mit einer Schnalle befestigt war, mit ehernem Gürtel und barfuß. Diese gingen im Lager den Gefangenen entgegen und führten sie mit bloßem Schwert und bekränzt an einen ehernen Kessel. Die Priesterin trat auf eine daneben befindliche Erhöhung, zog dann Jeden über den Kessel herüber und schnitt ihm die Kehle ab. Aus dem in den Kessel fließenden Blute weissagte sie." Derselbe Schriftsteller berichtet (IV, 4) über die Art und Weise, wie die Druiden solche Opfer darbrachten: „Sie hauen den dazu bestimmten Menschen von hinten mit dem Schwerte durch, und weissagen aus seinen Zuckungen. Oder sie schießen den Unglücklichen mit Pfeilen nieder, oder auch heften sie ihn in den Tempeln ans Kreuz, zuweilen aber verbrennen sie Menschen und Thiere zugleich auf einem Scheiterhaufen. Cäsar (VI, 16) erwähnt der ungeheuern (menschenähnlichen) Bilder, de-

ren aus Weiden geflochtene Glieder, sie mit lebendigen Menschen anfüllen, die sie durch untergelegtes Feuer verbrennen.

Davon stammt gewiß die noch heute übliche mildere Sitte in Irland und Hochschottland am ersten Mai das Hausvieh durch zwei neben einander angezündete Feuer zu treiben. In Schottland heißt dieses Feuer **Bel-tein**, in Irland **Beiltine**. Aber schon die Druiden ließen das Vieh in der Absicht hindurchtreiben, um im nächsten Jahr von ihm die Seuchen entfernt zu halten; also ein symbolischer Feuertod zur Verhütung des wirklichen Todes, der Seuchen. Aber ganz ist die Vorstellung von einem wirklichen Feuertod noch nicht verschwunden, denn will der Irländer eine große Gefahr bezeichnen, so sagt er: zwischen zwei Feuern sitzen (**illir dha thine Bheli**). Der erste Mai heißt noch jetzt von diesem Feuer in Schottland **Bealteine**. Das Glossarium des Cormac Mac Cullenan (s. v. **Belltaine**) übersetzt dieses Wort: das blühende Feuer. Die Druiden pflegten es mit großer Incantation zu entzünden. Der erste Mai ist ein sehr bedeutsamer Tag, denn S. 683 wurde erwähnt, daß das in nächtlichen Mysterien bestehende Hauptfest der Göttin Ceridwen in der ersten Mainacht gefeiert wurde. Christliche Intoleranz ließ die Hexen in dieser Nacht ihren Sabbat halten. Unter Hexe versteht man ohnehin eine Fee, die sich in einer schädlichen Wirksamkeit gefällt. Die durch Zauberlieder Stürme erregende Druidin ist eine Wetterhexe, das Wort Hexe selbst bedeutete ja ursprünglich eine kluge Frau (v. **heg**: hegen, sinnen, erdenken). War die Mainacht der Ceridwen gefeiert, so hatten ihre Priesterinnen genug zu thun. Diese Mysterien des Kessels lassen voraussetzen, daß es

hier nicht ohne Menschenopfer abgegangen. Bei diesem Kessel fällt einem unwillkürlich die Hexenküche ein. Die männlichen Theilnehmer am Hexensabbat hießen darum Kesselträger. Im Kessel wurde das Opfer gekocht, und die Austheilung drr Stücke besorgte der Druide. Muthmaßlich war das Opfer eine der Priesterinnen selber, denn Strabo (a. a. O.) erzählt von den Druidinnen an der Loire: „Es ist heilige Sitte, daß jährlich einmal das Dach des Tempels weggenommen, und noch denselben Tag vor Sonnenaufgang wieder aufgesetzt werde, wobei Jede tragen müsse. Diejenige, die etwas fallen läßt, wird von den Uebrigen zerrissen. Diese tragen dann die Stücke von ihr unter Geschrei um den Tempel, und lassen nicht eher nach, bis auch ihre Raserei aufhört. Es trägt sich aber jedesmal zu, daß Eine dieses Loos erfährt."

Aber auch unblutige Opfer wurden in dieser Nacht der Göttin dargebracht, wie sich aus einem noch erhaltenen Gebrauche der schottischen Hochländer schließen läßt: „Am ersten Mai" liest man im **Dict. Scoto-Celticum s. v. Beal-tuine** „versammeln sich die jungen Bursche eines Fleckens auf der Heide. Daselbst ziehen sie in dem Rasen einen Kreis, der groß genug ist, um alle aufzunehmen. Inmitten desselben zünden sie ein Feuer an und bereiten zuerst einen Fladen (**Custard**) von Eiern und Milch (den fetten Kuchen). Sodann kneten sie einen Kuchen von Habermehl, den sie an einen Stein lehnen und auf der heißen Asche braten. Nachdem sie den Eierfladen aufgegessen, theilen sie den Haberkuchen in so viele Stücke, als Anwesende sind, von möglichst kleiner Form und Größe. Ein Stück färben sie mit Kohlen schwarz, und werfen dasselbe mit den übrigen in eine Mütze,

worauf allen Festgenossen die Augen verbunden werden, und Jeder sein Stück zieht. Wer die Mütze hält, bekommt das letzte; derjenige, welcher das schwarze zieht, erhält dadurch die Weihe, geopfert zu werden, damit das laufende Jahr fruchtbar werde für Menschen und Vieh. Jetzt wird die geweihte Person natürlich nicht mehr geopfert, jedoch gezwungen, dreimal durch die Flamme zu springen, und damit schließt die Ceremonie."

Dieser Opferkuchen ist kein anderer, als der süße Brei, welchen auf Verlangen der weißen Frau zu Neuhaus zu ihrem Gedächtnisse die Bewohner von Neuhaus, Krummau und Wittingau in Böhmen alljährlich am grünen Donnerstag verzehren müssen, und wofür die Kosten aus einem, angeblich von der gespenstischen Wittwe selbst gestifteten Fonde, bestritten werden. Die Unterlassung dieses Gedächtnißmahls bestraft sie an ihren Verächtern nicht weniger streng, als in Thüringen die wilde Berchta, welche denjenigen den Bauch aufschneidet, die in der Dreikönigsnacht keine Klöse essen. Wie die Eine bei angehendem Frühjahr, gleich der Göttin Ceridwen, ihren Opferkuchen fordert, die Andere aber um Mittewinter, so verlangt die Jungfrau Maria, welche um christlichen Cultus an die Stelle der alten Naturgöttin getreten ist, um Mittesommer ihren „Mondkuchen" (vgl. S. 495 496). Noch im Jahr 1788 wurde in der Schloßkirche der Maltheser zu Strakoniz in Böhmen, am Abend vor Mariä Himmelfahrt, unter mehr als tausend Arme ein Almosen ausgetheilt, das „Honigbrei" (medowa Kasche) hieß. Diese Gewohnheit stammte aus der Mitte des 13ten Jahrhunderts, und ist durch den Landgrafen Bawor I. von Rakoniz zugleich mit der Stiftung für die Malthefer eingeführt worden. Lange Zeit glaubte man, daß die

Leute im alten Schlosse von den Poltergeistern beunruhigt werden würden, wenn die Ausspendung dieses Almosens abgeschafft oder auch nur abgeändert werden sollte (Kaltenbäcks „Austria" 1848 S. 43). Vielleicht forderte Maria um diese Zeit jenen Honigbrei, weil der Himmelfahrtstag als ihr Todestag gedacht ward? Honigkuchen sind noch jetzt in Rußland die am Montag nach Ostern auf Gräbern zum Gedächtniß der Verstorbenen hingelegte Todtenspeise, die man entweder an der Stelle des Abgeschiedenen verzehrt, oder dem Geistlichen spendet (s. Kloster VII. S. 939). Honig wurde — weil er als gährende Substanz ein Sinnbild der Verwesung ist — schon von den Griechen und Römern den Manen und den Todtengottheiten geopfert. Die Königin der Schatten, Persephone, die unterirdische oder „schwarze" Aphrodite, hieß darum die „Honigreiche" (μελιτώδης). Daß es auch eine schwarze Maria gibt, werde ich bald nachher erweisen. Schwarz und Weiß sind abwechselnd als Todesfarbe gebraucht worden. So ist die weiße Frau durch den „Honigbrei" oder „süßen Brei" geehrt, an dem Tage, wo das Jahr stirbt (in der Nacht, die dem Dreikönigstag oder „großen Neujahr", wo die Tage wieder zu wachsen beginnen, vorhergeht), oder kurz bevor der Lenz die Natur aus ihrem Todesschlafe weckt, nämlich am grünen Donnerstag. Das Erscheinen der weißen Frau ist Todesbotschaft. Alle sterbenden Götter sind zugleich Todesgötter, die durch Blut gesühnt seyn wollen, wie die Manen der Alten. Die schwarze Kali in Indien ist die einzige Gottheit, welche dort Menschenopfer heischt, aber die 21 Schädel, die zu einem Halsband an einander gereiht, ihren Schmuck bilden, beziehen sich auf sie selbst, denn 21mal soll sie bereits gestor-

ben seyn. So bringt sich die ebenfalls weiß gekleidete Druidin ihrer Göttin zum Opfer dar, nachdem sie manches andere Opfer ihr geschlachtet. Das Erscheinen der Druidin im Kriege zeigte dem Gefangenen, wie der Anblick der weißen Frau im Volksglauben der Irländer (s. Grimm Ir. Elfenm. Einleitung S. XVII), seinen nahen Tod an, denn diese Funktion der Opferung war ihre einzige außerhalb der Heimath. Darum zogen die Druidinnen mit dem Heere, um gleich nach der Schlacht die Gefangenen abzuschlachten. Schreiber meint (a. a. O. p. 83): „Zum Oeffnen des Bauches und der Brust mögen sich die Druidinnen des ehernen Keils (Kelt, der zugleich als Waffe diente, und von den nationalen Denkmalen als Fundstück unzertrennlich ist), bedient haben." Da hätten wir also das Vorbild der Bauch aufschneidenden Berchta in Thüringen. Zwar ist ihr Instrument eine Pflugschar, aber nur um auf sie, als Beschützerin des Ackerbaus anzuspielen. Eine solche war auch Ceridwen, in deren Tempel Kornkammern waren; eine solche war auch Isis, deren Gatte Osiris den Pflug in der Hand hält, obschon Beide auch zu den Todtengottheiten gezählt werden. Endlich weiß man auch, daß Ceres sich in die Furie umwandelte. Uebrigens darf man nicht außer Acht lassen, daß der vorerwähnte Kelt als Schlachtwerkzeug, Streitkeil und Pflugschaar zugleich diente (Schreiber „über die ehernen Streitkeile in Deutschl.", Freiburg 1842 S. 12). Den „fetten Kuchen" (fuatscha grassa), wie die Italiener ihn nennen, fordert Berchta also nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Wälschland, in Frankreich, wo er „Königskuchen" (gateau de Rois), mit Anspielung auf die drei Könige, heißt, und in England (Cakes of the

twelf day). In Bayern droht man unartigen Kindern in der Dreikönigsnacht mit der eisernen Berchta, die den Bauch aufschneidet — worin Schreiber eine Erinnerung an ehemalige Kinderopfer findet — und in Italien, in Florenz namentlich, mit der Fee Befana, deren Namen aus Epiphania (Dreikönigsfest) verstümmelt ist. Die Volkssage bringt diese mit Karl dem Großen in Verbindung (s. Kloster VII. S. 335), obschon ihre Schwester Mezza Quaresima (Mittefasten) und ihr Bruder Calendi Maggio (erster Mai) heißt. Karl soll ihre Bekanntschaft in einem Feenloch (le bouche delle fate) gemacht haben. Dieselbe Fee, unter dem Namen „Bertha mit dem Gansfuß" (Reine Pédauque), welche wohl auch eine Kunkelfee, eine spinnende Parze war, weil das Sprüchwort tempo, dove Berta filava („zur Zeit, als noch die Bertha spann") von ihr hergeleitet wird — also Thüringens Berchta, welche in der Dreikönigsnacht allen Flachs abgesponnen verlangt — diese spinnende Fee war nach der verbreitetern Sage Karls Mutter, nämlich Pipins Gemahlin gewesen. Ihr Gansfuß wird von Grimm für einen Schwanfuß gehalten, weil sie ursprünglich eine Meerfee, und später wandelte sich ihr Fuß in einen Plattfuß um, den man aus dem Treten des Spinnrads erklärt. Ich aber glaube, daß der Gansfuß sich auf die Gans, als Zaubervogel — denn aus dem Gänsebein wurde geweissagt, s. Klost. VII. S. 566 Anm. 1. — oder Todtenvogel bezieht, denn die Gans war von den Alten der Göttin des Todtenreichs, Persephonen geweiht, daher sie häufig auf Grabmonumenten erscheint (Böttiger Kunstmyth. II. S. 442 Anm.). Vielleicht hatte die Symbolik der Gans, als Fettvogel, diese Be-

stimmung angewiesen, weil Fett und Finsterniß in der Idee*) eins sind?

In des Grafen Beaufort **Traditions populaires** p. 189 wird man belehrt, daß die „gansfüßige Königin" (la **Reine Pédauque, la reine aux pieds d'oison**) eine heidnische Jungfrau war, welche der h. Saturnin zum Christenthum bekehrt hatte, und darum von ihrem wüthenden Vater zur Märtyrerin gemacht wurde**). Einige schließen aus ihrem Gansfuß, daß die Königin das Bad liebte, und berufen sich auf Ueberreste von Bädern, die ihren Namen führen. Eine Wasserleitung, von der man nur noch Ruinen erblickt, heißt ebenfalls nach der Königin Gansfuß (**Pont de la Regine Pédauque**). Rabelais sagt von Personen, die breite Füße haben, daß sie seyen „**pattées comme des oies, et comme jadis a Toulouse portait les pieds la Reine Pédauque**" (plattfüßig wie die Gänse, und die Königin Gansfuß in Toulouse). In Toulouse schwur man einst bei der Kunkel der Königin Gansfuß, also Berchta, Bertha die Spinnerin (des Lebensfadens). Dennoch gibt es zweifelsüchtige Menschen, die der Negation keine Gren-

*) Das Sprichwort „pinguis Minerva" bezieht sich zwar nur auf geistige Finsterniß, auf die „dumme" Gans, aber die Sprache bezeugt, daß auch Grabesfinsterniß und Unsichtbarkeit mit Fett synonym sey, daher lardum (Speck) von lar (Spukgeist) abstammt. Die gemeinsame Wurzel ist λάρω, verbergen, daher λαρος feist, larva, Gespenst und Hülle, luridus dunkelfarbig, lorum Haut, Fell, Riemen (als Bedeckendes), lorica Panzer, lura Schlauch, laurus der (narkotisch wirkende) Lorbeer, de-lirium geistige Finsterniß u. a. m. In der Felsengrotte des Traumgotts Trophonius erblickte man die Bildsäule der Todtengöttin Demeter Hercyna (Orcina), und neben ihr die Gans. (Müller Orch. S. 149.)

**) Aber die Martyrologien berichten nichts von einer „heiligen" Gans.

zen setzen, und beklagen, daß die gänsefüßige Königin sey „peu connue dans l'histoire." Der gelehrte Chabanel, Pfarrer an der Notre-Dame-Kirche zu Toulouse rieth bei der gansfüßigen Königin auf Ranachilde Gemahlin Eurichs, Königs der Westgothen. Der Abbé Leboeuf hat eine Abhandlung über diese Streitfrage erscheinen lassen, unter dem leider allzukurzen Titel: **„Conjectures sur la reine Pédauque, ou l'on recherche quelle pourrait être cette reine, et à cette occasion ce qu'on doit penser de plusieurs figures anciennes prises jusqu'à present pour des figures de princes ou de princesses de France."** Mabillon wollte in der „Gansfüßigen" die h. Clotilde, Gemahlin Clovis I. erkennen, bekennt aber doch, daß die Geschichte von diesem körperlichen Gebrechen Clotildens nichts weiß. Vielleicht aber, setzt er sehr weise hinzu, wollte man mit dem Gänsefuß die Weisheit der Prinzessin versinnlichen, weil — die Gänse das Capitol gerettet hatten! Ein anderer Gelehrter behauptete hingegen: mit der gansfüßigen Königin sey Constanze, die Gemahlin des Grafen Raymond V. gemeint. Man sieht also, das Geschlecht der Geschichtsnarren stirbt nie aus.

Daß man in Frankreich bei dem Rocken der **Reine pédauque** schwört, beweist deutlich ihren ehemaligen göttlichen Charakter. Vielleicht bezieht sich ihre Kunkel auf die Geburtenförderin? (vgl. S. 453). Die kindermörderische Berchta, Bertha wandelte sich auch in eine Kinderfreundin um, wie umgekehrt die den Lebensfaden spinnende Parze in diejenige, welche ihn abschneidet. Bekanntlich sind die Feen geschickte Geburtshelferinnen, Ammen und Kinderwärterinnen. Hilfreich erscheinen sie der Gebärenden, legen sogar das Kind

an ihre Brust, und pflegen seiner während des Schlafes oder in Abwesenheit der Mutter. Daher bittet man sie zu Pathen, wie in christlicher Zeit die Maria (Grimm „Kinderm." **Nr.** 3., Abbjöresen Norw. Mähr. **Nr.** 8.). Die Fee Viviane oder Morgane hatte den verwaisten Lancelot in ihre Pflege genommen, obgleich sie als weiße Frau, die aus dem Leben führt, den in der Schlacht tödtlich verwundeten Artus nach der „Insel der Seligen" Avallon versetzte; denn diese war das Elysium der Druiden (**Alfred Maury les Fees du moyen age p. 42.**) Dieselbe Fee hatte auf derselben Insel ihrem Geliebten, Ogier dem Dänen, den Kranz der Vergessenheit aufgesetzt, damit ihm die Zeit in ihren Armen nicht zu lange vorkomme. Damit will die Fabel sagen: die Todten stehen ausserhalb der Zeit.

Die Fee Melusine haben wir schon S. 505 als eine durch ihr Erscheinen Tod anzeigende weiße Frau erkannt. Den Quellen stand sie vor (S. 506), wie die Fee Morgane, worauf schon ihr Name anspielt, dem Wasser überhaupt. Man muß hier an die Jungbrunnen denken, von denen S. 501 ausführlich gehandelt wurde. Maury (a. a. O. p. 19) führt viele ehemalige Feenquellen in Frankreich mit Namen auf, welche jetzt der Maria geweiht sind, aber keine hat einen so großen Ruf erlangt, als die Quelle von Berenton in der Bretagne, im Wald von Breceliande, wo Fee Viviane den Zauberer Merlin festgebannt hatte, nachdem sie seine Kunst ihm abgelernt. Noch im August 1835 (berichtet Villemarqué) gingen alle Einwohner der Pfarrei Kon-Kored (Feenthal) in Procession, Kreuz und Fahne an der Spitze, unter Gesang von Psalmen und Glockengeläute an diese uraltgeheiligte Stätte, um von der Jungfrau Maria Regen

zu erflehen. Angelangt an der Quelle, taucht der Vorsteher des Kantons den Fuß kreuzweis ins Wasser, und er ist des nun bald erfolgenden Regens gewiß. Ehedem stand die Quelle unter der Fee Viviane. Die Sage berichtet: wenn Jemand mit der an silberner Kette vom Aste einer benachbarten Linde herabhängenden goldenen Schale auf die marmorne Einfassung Wasser goß, dann zogen Gewitterwolken an den heitern Himmel herauf, und entluden sich in Hagel und Platzregen. Um das Jahr 1150 besang ein Normane, Meister Wace, in seinem Roman de Rou diese Quelle:

> Aus einem Hügel sprudelt hell
> Ans Licht von Berenton der Quell.
> Oft zog, wenn groß die Hitze war,
> Nach Berenton der Jäger Schaar;
> Im Horn Flut schöpfend aus der Quelle,
> Besprengten sie umher die Stelle
> Um Wolkengüsse zu erregen,
> Denn hiernach fiel sonst mächt'ger Regen
> Rings um den Wald im ganzen Land,
> Die Ursach' ist mir unbekannt.
> Dort kann man auch wohl noch die Feen —
> Wenn nicht Bretagner fabeln — sehen 2c.

Die Fee, welche hier waltete, scheint die Kinder ganz besonders in ihre Gunst genommen zu haben. Butor vom Berge wünschte bei der Geburt seines Sohnes, daß er den Segen einer Fee empfange. Er ging in seinem Gedächtnisse die berühmtesten Feenorte aller Länder durch. Endlich entscheidet er sich ihn zum Wohnort der Feen im Walde Berksillant (Breciliande) zu senden. Dort ward der kleine Brun auf den Rand der Feenquelle gesetzt. Alsbald erschienen die Holden. Das Kind ward von ihnen mit den auserlesensten Ga=

ben, die zu vergeben sie die Macht hatten, beschenkt. Eine der Feen aber, neidisch auf die glänzenden Aussichten, die sich dem Kinde durch die vorgespendeten Gaben eröffnen, schenkte ihm Mißgeschick und Täuschung in der Liebe. Darauf kehrte der Knabe zu seinen Eltern zurück, und eine der wohlwollenden Feen, die ein besonderes Wohlgefallen zu ihm gefaßt hatte, nahm eine andere Gestalt an und ward seine Amme.

Villemarqué (**Revue de Paris 7. Mai 1837 p. 47. sq.**) belehrt: Breceliande sey corrumpirt aus **Broch' allean (bois de la Solitaire)**. Diese Waldung, wohin die Tradition das Grabmal Merlins versetzt, ward einst von Druidinnen bewohnt. Noch jetzt glaubt man, daß hier am Rande der Wunderquelle die Feen den Kindern erscheinen; noch jetzt hält man ihr Wasser — welches mineralischen Gehaltes ist, denn es wirft Blasen, wenn man ein Stück Eisen oder Kupfer hineinwirft — für heilkräftig.

Auch Ogier der Däne, Sohn Gottfrieds von Dänemark und der Gloriande, der Tochter Danemonds, einer der Helden Karls des Großen, wurde bei seiner Geburt von den Feen beschenkt. Die Eine verlieh ihm Tapferkeit, die Andere Anmuth, die Dritte Glück im Kampfe und bei den Damen. Die Letzte, die Schönste von Allen, versprach ihm Liebesglück in ihren Armen, wenn er ihr Lager theilen wolle. Ogier wuchs heran, und die ihm von den Feen verliehenen Gaben machten ihn zum Halbgott. Unter Morganens Obhut, die sogleich für ihren Liebling wachte, war er Sieger in jeder Sarazenenschlacht. Dieselbe Fee zog ihn zuletzt mit Ruhm bedeckt, zauberisch auf ihre Insel (d. h. sie nahm den Sterbenden in ihre Obhut). Nach zweihundert selig verträumten Jahren kam er auf ein Jahr

unter Hugo Capeat nach Frankreich, um die Sarazenen vertreiben zu helfen (wie von Arthur gefabelt ward, er schlummre nur auf der Insel Avallon, und werde einst sein Volk von den Sachsen befreien), kehrte aber dann für immer in das Reich der Fee Morgane zurück.

Im Mährchen „la belle au bois dormant“ (Dornröschen) werden sechs Feen zu Pathen gebeten; eine Siebente verwünscht, weil sie sich zurückgesetzt fühlt, das Kind, daß es sich einst an einer Spindel *) todt stechen solle; die guten Feen wenden aber den Fluch zum Guten, ihr Schützling schläft einen hundertjährigen Schlaf, und kurz vor ihrem Erwachen besucht sie ein schöner Prinz, der sich in sie verliebt, und die eben Erwachende als Braut heimführt. In der deutschen Bearbeitung verwandelt sich die böse Sieben in die nicht weniger ominöse Zahl Dreizehn. So viele Feen gab es gerade in dem Reiche, über welches Dornröschens Vater König war. Weil er aber nur zwölf goldene Teller — im französischen Original hat er nur sechs silberne Schüsseln — hatte, konnte er die Dreizehnte nicht einladen. Die Geladenen kamen, und als das Fest vorbei war, beschenkten sie das Kind mit ihren Wundergaben; die Eine mit Tugend, die Andere mit Schönheit, die Dritte mit Reichthum u. s. w. Als Jene ihre Wünsche gethan hatten, trat plötzlich die Dreizehnte herein. Weil sie nicht eingeladen war, rächte sie sich mit einem Fluche: „Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahre an einer Spindel stechen und todt hinfallen.“ Nach diesen Worten verließ sie den Saal; da trat die Zwölfte

*) Grimm vermuthet hier den Schlafdorn, ob seine Deutung richtig sey, wird sich weiter unten zeigen.

hervor, die noch einen Wunsch übrig hatte, und weil sie den bösen Ausspruch nicht aufheben, nur mildern konnte, so sprach sie: es soll kein Tod seyn, nur ein hundertjähriger Schlaf. Umsonst suchte der König dieser Katastrophe dadurch vorzubeugen, daß er einen Befehl ausgehen ließ: alle Spindeln in seinem Reiche sollten abgeschafft werden; denn eines Tages — es war gerade Dornröschens fünfzehnter Geburtstag — als der König und die Königin abwesend waren, und die Prinzessin ganz allein im Schlosse zurückblieb, besah sie sich alle Gemächer, und kam endlich auch an einen alten Thurm. Sie stieg eine enge Treppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Thüre. Im Schlosse steckte ein verrosteter Schlüssel, und als sie ihn umdrehte, sprang die Thüre auf, und in einem kleinen Stübchen saß eine alte Frau, die spann emsig ihren Flachs. Dornröschen wollte auch spinnen, kaum aber hatte sie die Spindel angerührt, so stach sie sich damit, und der Zauberspruch ging in Erfüllung. Sie fiel in todtenähnlichen Schlaf. Rings um das Schloß begann eine Dornhecke zu wachsen — im französischen Original ist es ein Wald, dessen Bäume sich so ineinander flechten, daß nur der Prinzessin bestimmter Gemahl hindurch konnte — von welcher die noch im Schlafe wie eine Rose blühende Prinzessin, die ein abenteuernder Prinz in diesem Zustand fand, den Namen erhielt. Der Schluß stimmt mit dem Original.

Wie nutzbringend die Pathenschaft der Feen ist, bezeugt das allbekannte Mährchen **Cendrillon** (Aschenbrödel). Der König, ihr Vater, hatte die Vorsicht gebraucht, als er noch in guten Umständen war, bei der Geburt seines dritten Töchterchens — die beiden ältern hießen Liebesblümchen und Nachtschönchen,

die jüngste Feinöhrchen — die in einer seinem Schlosse benachbarten Grotte wohnende Fee, Merlusche, zur Pathe zu wählen. Durch schlechte Wirthschaft war der König so herabgekommen, daß alle Möbeln und Kleider ins Versatzamt wanderten; und da die Ernährung der Kinder ihm fernerhin unmöglich schien, so berieth sich die Königin mit ihrem Gemahl, wie sie sich ihrer Töchter entledigen könnten. Feinöhrchen behorchte sie am Schlüsselloch, und als sie den Entschluß ihres Vaters und ihrer Mutter hörte, lief sie, so schnell sie konnte, zu ihrer Pathe. Sie hatte Butter, Eier, Milch und Mehl mitgenommen, um ihrer Pathe einen Kuchen zu backen, und freundlich aufgenommen zu werden *). Durch Hülfe derselben erlangte sie ein Zauberpferd und schöne Kleider, um Bälle besuchen zu können. Auf einem solchen erwarb sie sich die Liebe eines Prinzen, verlor aber beim Nachhauseeilen — denn sie wollte ihre Schwestern, die gleichfalls auf dem Balle waren, und die prächtig gekleidete Dame, die Aller Augen auf sich gezogen, nicht erkannt hatten, nicht merken lassen, daß sie die Triumphe des Abends erhalten, und beabsichtigte daher bei der Nachhausekunft ihrer Schwestern von ihnen, wie gewöhnlich, am Herde angetroffen zu werden — einen ihrer sammtnen, mit Perlen gestickten Pantoffeln, und erlangte, da der Prinz bloß die Person heirathen will, der dieser Pantoffel angehörte, und er nur ihr allein paßt, den Prinzen zum Aerger ihrer neidischen Schwestern.

Im französischen Mährchen ist Feinöhrchen noch kein eigentliches Aschenbrödel. Nur dunkel wird auf den

---

*) Man erinnere sich hier der Opferkuchen als Todtenspeise (vgl. S. 193), denn die Feen galten, wie die Elfen für Seelen Verstorbener, die ihre Schützlinge bewachen — Schutzgeister.

Namen **Cendrillon** angespielt, wenn die beiden Schwestern, nachdem sie die von der Fee ihrem Schützling geschenkeen, kostbaren Kleider gestohlen, ausrufen: „Was für ein prächtiges Leben wollen wir jetzt führen, was für gute Mahlzeiten wird es geben! Wir werden an der königlichen Tafel speisen, Finette aber wird in der Küche die Teller waschen, denn gegen uns sieht sie aus, wie ein Aschenputtel.“ Ferner, wo sie mit ihren Schwestern in der Höhle des Waldmenschen sich befindet, welcher ein Menschenfresser von Profession, seine in der Kufe verborgenen heimlichen Gäste wittert, und von seiner Frau, sie zu verzehren, nur durch die Hoffnung abgehalten wird, Feinöhrchens Kenntniß im Kuchenbacken könne ihm noch zu manchem Leckerbissen verhelfen. Und als er sie examinirt: woran sie, wenn im Ofen Feuer angemacht sey, zu erkennen vermag, ob er heiß genug ist, bei der angestellten Probe durch eine von ihr angewandte List, selber hineingeschoben wird, und darin ein Aschenhaufen wird. Endlich erfährt man, wieder nur gelegentlich, daß während die Schwestern auf einem Balle waren, Feinöhrchen auf einem Aschenhaufen saß, und vor langer Weile in den Ritzen des Kamins suchte, und an einem goldenen Schlüssel einen herrlichen Fund machte. Denn dieser schloß ein Kästchen auf, in welchem sich die nöthige Garderobe befand, um den Ball zu besuchen, wo sie der Prinz kennen lernen sollte, der ihr Lebensglück gründete.

Im deutschen Mährchen hingegen ist die Küche ihr bestimmter Wirkungskreis. Sie ist die Stieftochter einer grausamen Stiefmutter, die mit ihren beiden Töchtern sie unterdrückt. Sie darf nie vom Herde kommen, damit der Rauch ihre Haut schwärze. Dennoch bleibt

sie schön, und wo sie gesehen wird, zieht sie aller Augen auf sich. Der Prinz erscheint nun auf die gewöhnliche Weise, und gibt einen glänzenden Ball, um sich eine Gemahlin zu wählen. Die Stiefmutter reist mit den beiden rechten Töchtern zum Ball, aber Aschenbrödel, so gern sie mit wollte, wird in eine Rauchkammer gesperrt und ihr befohlen: einen Scheffel Mohnkörner, der unter einen Scheffel Asche gemischt ist, herauszulesen. Weinend fängt sie ihr Geschäft an, aber ein Vogel von ungewöhnlicher Schönheit fliegt zu ihr ins Fenster, hilft ihr, und bringt das Werk in wenig Augenblicken zu Stande. Der Vogel war eine Fee *), die jetzt Aschenbrödel ihr künftiges Glück weissagt, sie mit sich nimmt, auf das Prächtigste kleidet und auf dem Ball erscheinen läßt. Nur hat die Fee keine Schuhe, welche klein genug sind, um für ihres Schützlings niedlichen Fuß zu passen, und sie muß daher dieselben Schuhe behalten, die sie zu Hause trug. Der Prinz sieht sie, verliebt sich, wählt sie, und sie nimmt erschrocken die Flucht und verliert den Schuh. Der Prinz macht nun bekannt: daß er nur das Fräulein heirathen werde, der dieser Schuh gehöre, und da der Schuh herumgezeigt wird, erkennt die Stiefmutter sogleich den Schuh ihrer Stieftochter, ergrimmt darüber und beschließt: bei ihrer Rückkunft Aschenbrödel zu ermorden, und ihre rechte Tochter dem Prinzen statt ihrer vorzustellen. Die Fee hat indeß schon Sorge getragen. Aschenbrödel verirrt sich auf der Flucht, kommt ins Gebirge, geht in eine Höhle, und ist plötzlich im Reich der Zwerge. Diese sind von der Fee schon für

*) Man übersehe hier nicht, daß Vögel die Seelen tugendhaft Verstorbener sind, und diese Schutzgeister (Genien, Feen) der Menschen vgl. S. 850 Anm.

sie gewonnen, nehmen sie als ihre Königin auf, führen sie zu einem goldenen Throne und bedienen sie mit der tiefsten Ehrfurcht. Während Aschenbrödel hier als Königin herrschte, wird sie von der boshaften Stiefmutter und dem verliebten Prinzen überall vergeblich gesucht. Endlich hält man sie für verloren, und die Stiefmutter will ihren, der Aschenbrödel feindlichen, Plan ausführen. Sie hat noch mehr Schuhe von Aschenbrödel, schickt einen davon nach Hofe und läßt dem Prinzen sagen: wenn dieser Schuh zu dem verlornen passe, so sey ihre Tochter die Dame, die er suche. Der Schuh hielt genau das Maaß, und der entzückte Prinz eilte, die Geliebte zu sehen; doch verlangte er, daß sie die Schuhe anziehen solle. Die Mutter ging mit der ältesten Tochter in die Kammer, und da die Füße durchaus nicht in die Schuhe passen wollten, schnitt sie von jeder Ferse ein Stück ab; nun paßten die Schuhe vortrefflich, der Prinz schloß das Fräulein entzückt in seine Arme und erklärte sie für seine Gemahlin. Während das Hochzeitmahl nun angerichtet wurde, stieg der Prinz mit ihr in den Garten herab, und da sie eben unter einem Apfelbaum waren, betheuerte der Prinz seiner Geliebten: daß sie die schönste Frau in der Welt sey. Plötzlich saß auf einem Aste des Apfelbaumes ein wunderschönes Vögelchen und sang mit heller Stimme der Braut entgegen:

Aschenbrödel unter Bergen
Unter hunderttausend Zwergen
Ist schöner wie Du!

Bei dem Namen ihrer Stiefschwester wurde das Fräulein ohnmächtig, und nun bemerkte der Prinz, wie aus beiden Schuhen Blut quoll. Zornig nahm er ihr jetzt den rechten Schuh und kehrte zur Stadt zurück.

Die ehrgeizige Mutter gab noch ihren Plan nicht auf. Sie ließ dem Prinzen sagen: Es sey das Alles Irrthum gewesen. Nicht ihre ältere Tochter, sondern die jüngere sey die, welche er suche. Der Prinz kam abermals; die Schuhe sollten wieder angezogen werden, und die schlaue Mutter schnitt jetzt ein Stück von den Zehen ab. Die Schuhe paßten herrlich, und da der Prinz an den Fersen nichts bemerkte, wurde er wieder getäuscht, schloß wieder das Fräulein in seine Arme und erklärte sie für seine Gemahlin. Aber wieder stieg er mit ihr in den Garten herab, und wiederholte unter demselben Apfelbaum die Betheuerung: daß das Fräulein die Schönste aller Frauen sey! Schnell saß das Vögelchen wieder auf den Ast des Baums und sang mit heller Stimme:

> Aschenbrödel unter Bergen,
> Unter hunderttausend Zwergen
> Ist schöner als du!

Der Gesang that dieselbe Wirkung. Das Fräulein sank in Ohnmacht, und der Prinz entdeckte abermals den Betrug. Aufgebracht, sprach er jetzt über die grausame Mutter und ihre Töchter ein strenges Urtheil. Mutter und Töchter hatten bald die verdiente Strafe empfangen. Die Fee erschien dem Prinzen, erzählte ihm den Zusammenhang der ganzen Geschichte und führte ihn zur Wohnung der Zwerge. Hier kam ihm nun Aschenbrödel in denselben prächtigen Kleidern entgegen, wie er sie auf dem Ball gesehen, aber nur mit Einem Schuh. Entzückt führte sie der Prinz als seine Gemahlin heim.

Wie in Frankreich Perrault und die gleichzeitig lebende Gräfin d'Aulnoy in unbedeutenden Abweichun-

gen *) das Mährchen von der Cendrillon erzählten, so hat auch das deutsche Aschenbrödel oder Aschenputtel manche Variationen von der ursprünglichen Erzählung aufzuweisen. In Büschings „wöch. Nachr. f. Freunde d. Mittelalt." I. S. 139 lese ich:

Aschenbrödel war eine Müllerstochter, aber von Stiefmutter und Stiefschwestern geplagt, zu den niedrigsten Arbeiten verdammt. Sie wollte gern (nicht auf den Ball sondern) mit in die Kirche gehen, bekam aber die Erlaubniß dazu nur unter der Bedingung ein gewisses Maß Linsen, was die Mutter erst auf den Dielen verstreute, aufzulesen. Sie machte sich an die Arbeit, die sie binnen kurzer Zeit beendigen sollte. Dies war ihr unmöglich. Ein Täubchen pickte ans Fenster, Aschenbrödel ließ es ein, und das Täubchen half ihr. Aschenbrödel fürchtete, es möchte davon fressen, und sagte zu ihm: „Lieb Täubchen, lies' ins Töpfchen, nicht aber ins Kröpfchen." Das Täubchen erbot sich die Arbeit allein zu verrichten, verschaffte der Aschenbrödel Kleider und schickte sie in die Kirche. Der Edelmann des Dorfes verliebte sich in sie, konnte ihrer aber nicht habhaft werden, weil sie allemal zeitig aus der Kirche ging, und mit Hülfe ihres Sprüchleins: „Hinter mir Nacht und vor mir Tag, daß mich auch Niemand sehen mag!" Aller Augen verschwand. Er ließ daher Pech vor die Kirchthüre gießen, darin blieb ihr ein Schuh stecken. Dadurch kam er ihr auf die Spur, denn der kleine Schuh paßte Niemandem als ihr. Eine Schwester, die sich den Schuh gern anpassen wollte, schnitt sich von der Ferse ab, die andere von der Zehe; ein Hund aber verrieth es und bellte: „Wu, wu, wu! Schuh voll Blut!" Als ihn Aschenbrödel anversuchte, bellte er: „Wu, wu, wu! Schuh paßt gut!"

Grimms „Kindermährchen" Nr. 21 weicht von der vorigen Erzählung in folgenden Umständen ab: der Vater der Aschenbrödel „ein reicher Mann" ist noch

---

*) Auch hinsichtlich des Titels. Bei Ersterm heißt es: „der glaserne Pantoffel", bei der Andern: „Finette Cendron."

am Leben. Als er einmal zur Messe reisen will, fragt er die beiden Stieftöchter, was er ihnen mitbringen sollte? „Schöne Kleider!" sagt die Eine, „Perlen und Edelsteine!" die Andere. „Und du Aschenputtel, was willst du haben?" — „Vater", antwortete diese, die diesen Namen daher erhalten hatte, daß die Stiefmutter sie als Küchenmagd Dienste thun ließ, und ihr nur einen grauen Kittel zum Anzug gegeben hatte, und Nachts kam sie in kein Bett, sondern mußte sich in die Asche legen — „Vater," sagte das bescheidene Kind, „ich bitte um das erste Reis, das Euch auf Euerm Heimweg an den Hut stößt; das brecht für mich ab." Der Vater erfüllte den Wunsch einer Jeden. Aschenputtel ging zu ihrer Mutter Grab und pflanzte das Reis darauf, und es wuchs zum schönen Baum heran; und täglich weinte und betete sie an dieser Stätte; und allemal kam ein Vöglein auf den Baum, und das Vöglein warf ihm ab, was es sich nur wünschte. — Hier ist es nicht der Edelmann des Dorfes, der in der Kirche Aschenputtel kennen lernt, sondern der Landesherr, welcher den Thronerben vermählen will, gibt einen Ball, den auch die beiden Stiefschwestern besuchen; Aschenbrödel aber nicht, erstlich weil es ihr an einem Festkleide fehlt; zweitens weil die böse Stiefmutter nur dann die Erlaubniß zum Mitgehen geben will, wenn sie eine in die Asche geschüttete Schüssel Linsen in zwei Stunden wieder ausgelesen hat. Das Mädchen ging durch die Hinterthüre nach dem Garten und rief die Tauben unter dem Himmel herbei, daß sie ihr lesen helfen. Aber die Stiefmutter hält ihr Versprechen nicht, und Aschenputtel, obschon sie ihre Aufgabe in bestimmter Frist löste, muß daheim bleiben. Als die Familie

auf den Ball gegangen war, begab sich Aschenputtel unter den Haselbaum und rief:

Bäumchen, rüttle dich und schüttle dich,
Wirf Gold und Silber über mich.

Da warf ihr der Vogel ein golden und ein silbern Kleid herunter, und mit Silber und Seide ausgestickte Pantoffeln. Da zog sie das Kleid an und ging auf den Ball. Die Schwestern erkannten sie nicht. Der Königssohn wollte nur mit ihr tanzen. Als er sie am Ende des Balls nach Hause begleiten wollte, entwischte sie ihm und sprang in das Taubenhaus, denn sie wollte noch vor ihren Schwestern zu Hause wieder eintreffen, um die Ankommenden am Herde zu empfangen, damit nicht gemerkt werde, sie sey auch auf dem Ball gewesen. Am folgenden und am dritten Tag erschien sie wieder im Festgewande auf dem Ball, wieder tanzte der Prinz nur mit ihr, wieder ensprang sie hm so geschwind, daß er ihr nicht folgen konnte. Er hatte aber eine List gebraucht, und die ganze Treppe mit Pech bestreichen lassen. Da war der linke Pantoffel des Mädchens hängen geblieben. Der Prinz nahm ihn weg, er war klein, zierlich und ganz golden. Die Stiefmutter, als sie vernahm, keine andere solle seine Gemahlin werden, als die, an deren Fuß dieser Schuh passe, gebraucht bei ihren Töchtern die bekannte List. Aber als der Prinz seine Braut aufs Pferd nahm, führte ihn sein Weg an dem Haselbaum vorbei. Da verriethen zwei auf seinen Zweigen sitzende Tauben den Betrug, indem sie riefen:

'rucke di guck, rucke di guck,
Blut ist im Schuck (Schuh),
Der Schuck ist gar zu klein,
Die rechte Braut sitzt noch daheim.

Da blickte er auf ihren Fuß, und sah, wie das Blut herausquoll. Nun schiebt die Stiefmutter dem Prinzen die andere Tochter zu, und als er mit ihr an dem Haselbaum vorbei ritt, verrathen die Tauben auch den zweiten Betrug, indem sie die vorhin erwähnten Worte ihm zuriefen. Er blickte der Braut auf den Fuß, und sah, wie das Blut aus dem Schuh quoll. Wieder kehrte er um. „Das ist auch nicht die rechte," sprach er, „habt ihr keine andere Tochter?" „Nein," sagte der Mann, „nur von meiner verstorbenen Frau ist noch ein kleines verbuttetes Aschenputtel da, das kann unmöglich die Braut seyn." Der Prinz verlangte, daß sie heraufkomme. Da wusch Aschenputtel sich erst Gesicht und Hände vom Küchenschmutz rein, der Königssohn reichte ihr den Schuh. Nun streifte sie den schweren Schuh vom linken Fuß ab, setzte diesen auf den goldenen Pantoffel und drückte ein wenig. So stand sie darin, als wäre er ihr angegossen. Und als sie sich aufbückte, erkannte sie der Prinz und sprach, „das ist die rechte Braut!" Er nahm sie auf sein Pferd, und als sie an dem Haselbaum vorbei kamen, riefen die zwei weißen Täubchen:

> 'rucke di guck, rucke di guck,
> Kein Blut im Schuck,
> Der Schuck ist nicht zu klein,
> Die rechte Braut, die führt er heim.

Das jüngere Alter der deutschen Bearbeitung ergibt sich schon daraus, daß an die Stelle der Pathe F e e eine T a u b e getreten ist; aber der Haselnußbaum, welchen ein noch aus dem Heidenthum stammender Aberglaube, als den Liebling der Geister und Dämonen kennt, und aus dessen Holz man die Wünschelruthe schnitzte, der Haselbaum, der auch Aschenbrödels Wünsche

erfüllt, zeigt noch die Spur der Fee, die hier gewaltet.
Aber auch die Italiener haben ihr Aschenbrödel (**Cenerentola**), auch diese erwähnen zwar nur einer Taube, jedoch das Pentamerone (**1, 6**) des Basile sagt deutlich, daß es eine Feentaube war.

Es war nämlich einmal ein Prinz, welcher seine Frau durch den Tod verloren hatte, seine Tochter aber so sehr liebte, daß er nur mit ihren Augen sah. Für diese hielt er eine Hofmeisterin, welche ihr alle möglichen Beweise von Zuneigung gab. Da aber ihr Vater sich wieder verheirathete, mußte sie von ihrer Stiefmutter viel Böses erdulden, so daß sie sich gegen ihre Hofmeisterin bitter beklagte, und sprach: „Hättest du nicht meine Mutter seyn können, die du mich immer mit so vielen Liebkosungen überhäufst?“ Sie wiederholte diese Reden so oft, daß die Hofmeisterin ihr einmal folgenden Rath gab: Wenn Papa ausgeht, so sage zur Mutter, du wünschest eines von den alten Kleidern zu haben, die sich in der Hinterstube im großen Kasten befinden, damit du das, welches du trägst, schonen könnest. Da sie dich nun gern nur in Lumpen sehen möchte, so wird sie auch sogleich den Kasten öffnen und sagen: „halte den Deckel“, du aber schlage ihn, während sie darin herumsucht, unvermuthet zu, und brich ihr auf diese Weise das Genick. Wenn nur erst dies geschehen ist, so weißt du wohl, daß dein Vater dir zu Liebe das Blaue vom Himmel holen würde, wenn er könnte, so bitte ihn, wenn er dich liebkost, daß er mich heirathe; denn dann freue dich, du sollst immer die Gebieterin meines Lebens seyn.“ Als Lucrezia dies hörte, schien ihr jede Stunde sich zu einem Jahrtausend auszudehnen, bis sie den Rath der Hofmeisterin befolgt, worauf sie nach der gehörigen Trauerzeit um die Stiefmutter in den Vater zu dringen begann, daß er sich doch mit der Hofmeisterin verheirathen möchte. Anfangs scherzte der Prinz darüber, das Töchterlein schoß jedoch so lange bei dem Ziele vorbei, bis sie es endlich traf; denn er gab zuletzt ihren Bitten nach, und veranstaltete bei seiner Verheirathung mit Carmosine, — so hieß die Hofmeisterin — ein prachtvolles

Hochzeitfest. Während aber das junge Volk beim Tanze war, und Lucrezia zufällig auf einem Balcon stand, kam ein Täubchen herbeigeflogen, setzte sich auf eine Mauer und sprach zu ihr: „Wenn Du nach irgend etwas Verlangen trägst, so lasse es nur die Feentaube auf der Insel Sardinien wissen; denn dann wirst du es gleich bekommen."

Eine Woche hindurch überhäufte die neue Stiefmutter Lucrezien mit Liebkosungen, ließ ihr bei Tische die besten Bissen zukommen, und beschenkte sie mit den schönsten Kleidern. Bald aber änderte sich ihr Betragen. Sie fing an die Töchter, die sie bisher verborgen gehalten, hervorzuziehen, und brachte es bei ihrem Manne so weit, daß er die Stieftöchter dem eigenen Kinde vorzog, und Lucrezia immer mehr vernachläßigte, bis sie zuletzt aus den Staatszimmern in die Küche, vom Thronhimmel an den Herd, von den Prachtgewändern zum Scheuerwisch kam, und nicht nur den Stand, sondern auch den Namen änderte. Sie hieß nun nicht mehr Lucrezia, sondern „Aschenkatze."

Als einst der Prinz ihr Vater in Staatsangelegenheiten nach Sardinien reisen mußte, fragte er von den sechs Stieftöchtern (Imperia, Calamita, Sciorella, Diamante, Colommina und Cascarella) jede einzeln, was er ihnen von der Reise mitbringen solle; worauf die Eine sich schöne Kleider, die Andere schönen Kopfschmuck, die Dritte Schminke, die Vierte Spielwerk zum Zeitvertreib, kurz die Eine Das, die Andere Jenes wünschte. „Und was möchtest Du denn haben?" fragte er, gleichsam wie zum Spott, seine eigene Tochter, worauf sie erwiderte: „Nichts Anderes als daß Du die Feentaube von mir grüßest, und ihr sagest, sie solle mir doch Etwas schicken, und daß, wenn Du dies vergißest, Du dich nicht mögest vom Flecke rühren können. Vergiß nicht, was ich Dir sage; denn wie Du thun wirst, so wird's Dir ergehen."

Der Prinz reiste darauf ab, besorgte die Aufträge seiner Stieftöchter, vergaß aber Lucrezia. Als er sich wieder zur Heimreise eingeschifft hatte, war das Fahrzeug nicht aus dem Hafen zu bringen. Der Patron des Schiffes wollte verzweifeln. Ein Traumgesicht in der folgenden

Nacht belehrte ihn über die Ursache des Hindernisses. Er erzählte bei seinem Erwachen dem Prinzen, wie im Traum ihm eine Fee erschienen sey, welche ihm gesagt, daß der Prinz, den er am Bord habe, seiner eigenen Tochter Versprechen gebrochen, obschon die Wünsche aller Andern nicht vergessen habe, und für sein Vergehen müsse nun die ganze Schiffsgesellschaft büßen. Beschämt verfügte sich der Prinz nach der Feengrotte, richtete den Gruß seiner Tochter aus, und fügte hinzu: Man möchte ihr doch etwas schicken, worauf unversehens eine wunderschöne Jungfrau aus der Höhle hervortrat, welche zu ihm sagte, daß sie seiner Tochter für das freundliche Angedenken, in welchem diese sie hielte, bestens danke, und sie bitte, sie solle nur ihr zu Liebe immer heiter seyn. Zugleich gab sie ihm einen Dattelzweig, eine Hacke, einen kleinen Eimer, Alles von Gold, und ein seidenes Handtuch, indem sie bemerkte, das Eine wäre zum Behacken, das Andere zum Begießen des Zweiges. Verwundert über dieses Geschenk kehrte der Prinz nach Hause. Seine Tochter war ausser sich vor Freude. Sie pflanzte den Dattelzweig in einen schönen Blumentopf, pflegte und behackte ihn, und trocknete ihn mit dem seidenen Handtuch Morgens und Abends, so daß er schon nach vier Tagen bis zur Höhe einer Frau empor gewachsen war, und eine Fee aus demselben hervortrat, welche Lucrezia fragte: „Was wünschest Du dir?“ worauf diese antwortete, daß sie gern manchmal ohne Wissen ihrer Schwestern aus dem Hause gehen möchte. „So komme denn“ erwiderte die Fee „jedesmal, wenn Du diesen Wunsch hegst, an den Blumentopf und sprich:

„O Dattelbaum du, du goldene Gabe,
Den stets ich mit goldenen Spaten umgrabe,
Mit Wasser aus goldenem Eimer auch labe,
Getrocknet mit seidenem Handtuch auch habe,
Zieh dich doch jetzt aus
Und mich putz heraus.“

Wenn Du dich aber ausziehen willst, so ändere die letzten Verse und sage:

„Zieh mich doch jetzt aus
Und dich putz' heraus.“

Als nun am nächsten Festtag die sechs Töchter der ehe-

maligen Hofmeisterin auf das Beste geputzt ausgegangen waren, eilte Lucrezia rasch zu dem Blumentopf, und nachdem sie die ihr von der Fee gelehrten Worte ausgesprochen, sah sie sich plötzlich wie eine Königin geschmückt, auf einem Zelter sitzend, dem zwölf schmucke, zierliche Pagen folgten, worauf sie sich eben dahin begab, wohin ihre Schwestern gegangen waren, deren Neid ihr Anzug sogleich erregte.

Der Zufall fügte es aber so, daß sich in derselben Gesellschaft auch der Landesherr befand, der sich sogleich in Lucrezien verliebte, und daher einem vertrauten Diener auftrug, über diese Dame Näheres zu erkunden. Dieser ging ihr, als sie sich wieder fort begab, auf dem Fuße nach. Sie aber, den Späher bemerkend, warf eine Hand voll Goldthaler, die sie sich vom Dattelbaum zu diesem Behuf hatte geben lassen, hinter sich. Jener steckte sich sogleich die Laterne an, und vergaß dem Zelter zu folgen, um sich mit Auflesung der Goldstücke zu beschäftigen, worauf Lucrezia geschwind in ihr Haus trat, und sich auskleidete. Bald darauf kamen auch ihre Schwestern heim und erzählten ihr, um sie zu ärgern, von den vielen schönen Sachen, die sie gesehen.

Indeß kehrte der Diener zu dem König zurück, und theilte ihm mit, wie es sich mit den Goldthalern zugetragen, erhielt aber einen scharfen Verweis, daß er seines Herrn Wunsch unerfüllt gelassen, und die Mahnung, im wiederkehrenden Fall sich klüger zu benehmen. Allein beim nächsten Feste, wo Lucrezia wieder erschien, warf sie, beim Weggehen aus dem Saale den Diener des Königs wieder hinter sich bemerkend, eine Hand voll Perlen und Edelsteine hinter sich, welche der Thörichte ebenfalls aufsammelte, wodurch sie Zeit gewann, unbemerkt nach Hause zu gelangen, und sich zu entkleiden. Diesmal wurde der unverbesserliche Diener bei fernerer Unfolgsamkeit mit Schlägen bedroht. Das nächste Fest erschien, die Schwestern gingen wieder aus, und Lucrezia trat, wie das erste und zweite Mal, vor ihren Dattelbaum, um nach Wiederholung des Zauberspruchs die nothwendige Ausstattung und Dienerschaft zum Balle zu erhalten. Wieder erregte sie

der Schwestern Neid, wieder folgte ihr des Königs Diener beim Weggehen. Als sie diesmal ihn rascher hinter sich herlaufen sah, jagte sie so sehr, daß ihr ein Pantoffel in der Eile entfiel. Diesen brachte der Diener, da er sie selbst nicht einzuholen vermochte, dem König, und dieser rief verwundert aus: „Wenn der Grundbau so schön ist, wie wird erst das Haus seyn!“ Nun ließ er öffentlich bekannt machen, daß alle Frauen des Landes sich bei einem gewissen Feste einfinden sollten. Am bestimmten Tage zeigten sich Frauen jedes Standes und Alters im schimmernden Putz, Allen ließ der König den Pantoffel anprobiren, um zu erkennen, was er suchte, aber Keiner wollte er passen als — Lucrezien, worauf der König sie sogleich zur Königin erklärte.

Im deutschen Mährchen (bei Grimm Nr. 21.) entwischt Aschenputtel dem in eigener Person ihr nachfolgenden Königssohn in ein Taubenhaus, das zweite Mal in ein Gartenhaus, und das dritte Mal siegt er durch List, indem er die Treppe mit Pech bestreichen läßt, wodurch der Eilenden der linke Pantoffel hängen blieb. Das Uebrige ist bekannt.

Auch die slawischen Völker kennen das Aschenbrödl, im Polnischen heißt es „Kopuszek“ (v. kopec, Ruß, Rauch), und bei den Serben will es Schottky aufgefunden haben (Büsching wöch. Nachr. IV. S. 61.) Im „Ausland“ 1832 Nr. 58. theilt ein Reisender dieses Mährchen mit, wie er es von den Neugriechen hörte:

Einst lebten drei Schwestern mit ihrer Mutter in drückender Armuth. Um ein Mal Fleisch zu essen, schlachten die ältern Schwestern die Mutter, braten sie, und halten fröhlichen Schmaus. Die jüngste Aschenputtel (Σταχτο-πουτα) ist durchaus nicht zum Mitessen zu bewegen. Sie sammelt die Knochen der Mutter, holt Priester, Weihrauch und Wachskerzen, und begräbt die Knochen unter einen

Baum. Da fingt ein wunderbarer Vogel herab, sie findet ganz goldene (ὁλόχρυσα) Gewänder und alle Arten von Putz, und erlangt ganz besondere Schönheit Sie hat nun viel von den Schwestern zu leiden, denen sie oft den Mord der Mutter vorwirft, und die sie sehr hart halten, und zu den niedrigsten Arbeiten zwingen. Einst gehen alle drei in die Kirche, und ein Prinz verliebt sich in Aschenputtel. Er läßt die Schwelle der Kirche mit Honig bestreichen. Beim Herausgehen bleiben allen Frauen die Schuhe im Honig stecken, der kleinste gehört Aschenputtel. Der Prinz nimmt ihn, und läßt nun den Aufruf ergehen, daß er die, welcher der Schuh passe, heirathen werde. Aschenputtel wird von den Schwestern streng bewacht. Der Prinz kommt, sie überall suchend, in das Haus der Schwestern, Aschenputtel ist in dem Hühnerstall eingesperrt. Der Prinz entdeckt sie dennoch und heirathet sie. Ein altes Weib kommt, von den Schwestern geschickt, zur Prinzessin, laust sie, indem sie ihr allerlei Geschichten erzählt. Ihre Haare werden Federn, und sie in einen kleinen Vogel verwandelt. Die Alte stellt ihm nach, kann ihn aber nicht erwischen. Der Vogel fliegt aufs Dach der Residenz und erzählt singend seine Geschichte. Der Prinz wird aufmerksam und läßt den Vogel fangen. Dieser wiederholt seinen Gesang, der Prinz versteht ihn, läßt die Alte ergreifen, und zwingt sie zur Entzauberung. Er muß diese selbst durch Ausrupfen der Federn vernichten. Nun erhält Aschenputtel die menschliche Gestalt wieder, und wird mit dem Prinzen vereinigt.

Hier ist nur der Schluß von der deutschen, französischen und italienischen Bearbeitung abweichend. Die Neugriechen sind bekanntlich, wie Fallmereyer nachgewiesen hat, ein Zweig des slawischen Volksstammes. Es wäre daher gewagt, ein ursprüngliches, aber mit andern Literaturschätzen verloren gegangenes g r i e c h i s c h e s Aschenbrödel anzunehmen, und nach Aegypten, als seiner Heimat, hinzuweisen, weil Aelian (**Var. Hist. L. XIII**.) von dem durch einen Adler entführ=

ten Schuh der Rhodope erzählt, der dem König Psammetich in den Schoos gefallen war, worauf der Monarch den Schuh durch ganz Aegypten schickte, um die Eigenthümerin des Schuhes aufzufinden und zu seiner Gemahlin zu erheben. Wäre aber der Orient oder Aegypten wirklich die Quelle, so müßte die italienische Bearbeitung — weil sie um ein halbes Jahrhundert früher als die älteste uns bekannte, französische erschien — als das Vorbild der übrigen betrachtet werden, zumal auch der unbekannte Verfasser der (in Paris 1826 erschienenen) **Lettres sur les Contes de Fées attribués a Perrault p. 179** hinsichtlich des „**Cendrillon**“ bekennt, daß „**ce conte** ***doive être rangé dans la classe des plus anciens;*** **mais plusieurs circonstances, qui retracent des moeurs modernes, prouvent, que ce soit cel** ***qui a subi le plus d'alterations,*** **soit, qu'il aie été** ***ainsi changé par la tradition,*** **soit qu'en effet Perrault y ait ajouté plus que dans les autres, des details de son invention.**“

Es ist schon oben bemerkt worden, daß der Schuh, wie der Mantel und der Hut, dem Besitzer die Gabe, sich unsichtbar zu machen, verleiht; daher Fausts „Mantel“, in den der Zauberer sich einhüllend, dem Blicke seiner Verfolger sich entzieht; daher der Name des Kobolds „Hütchen“ und Fortunat's Wünschhütlein, Laurins Nebelkappe, Elberichs unsichtbar machende Tarnkappe u. a. m. Der gestiefelte Kater ist ein unsichtbarer Kobold Heinzelmann. Wer aber so glücklich ist, eines dieser Effekten wegzuhaschen, wie der Schmied Wieland das Hemd der Schwanenjungfrau, der hat Macht über den Geist. Wäre mir nun eine Vermuthung auszusprechen gestattet, die in der, die Mytho-

logie aller Völker beherrschenden, Regel ihre Begründung findet, nämlich daß die Schützlinge einer Gottheit oder geistigen Wesens überhaupt, nur scheinbar von dieser verschieden sind, wie z. B. Iphigenie von Artemis, da die Mondgöttin ursprünglich selbst diesen Namen führte, so dürfte auch Aschenbrödel von der sie beschützenden Fee nicht getrennt werden; und der Prinz, welcher in den Besitz ihres Schuhs gekommen, hat ihr ferneres Unsichtbarwerden unmöglich gemacht. Seine Vermählung mit Aschenbrödel findet in den Ehebündnissen, welche so viele Feen mit Königen und Helden eingehen, zahlreiche Analogien. Die sieben Feen im Mährchen von der belle au bois dormant sind in Pentamerone sieben Schwestern, mit dem Unterschiede, daß dort die siebente Fee übelwollend, hier die siebente Tochter (Lucrezia) die edle Ausnahme ist; und wie sonst von drei Nornen die letzte, gleich der dritten Parze, die übelwollende (s. S. 871), so ist umgekehrt Aschenbrödel, die jüngste der drei Schwestern, die Tugendhafte. Sie selber ist die Taube, deren Gestalt die sie schützende Fee annimmt — wenn in einer andern Bearbeitung zwei dienstfertige Tauben erscheinen, so beweist dieß das jüngere Alter derselben, weil der Erzähler den Sinn des Mährchens nicht mehr gekannt hat — die Taube ist nämlich die Maske der tugendhaft verstorbenen Seele, die nach dem leiblichen Tode andern Tugendhaften als schützender Genius auf dem Lebenswege erscheint. Die Linsen oder Erbsen, welche Aschenbrödels Stiefmutter ausstreut, und die von den Tauben aufgelesen werden, erinnern an die altrömische Sitte, den Manen der Verstorbenen Hülsenfrüchte auszustreuen. Dazu findet sich eine Parallele im französischen Mährchen der Madame d'Aulnoy, wo Aschenbrödels Schwe-

stern Erbsen ausstreuen, um den Rückweg nach Hause zu finden, die aber von Tauben weggefressen werden. Der Name Aschenbrödel erinnert an die Dienstfertigkeit wohlwollender Hausgeister, die, wie das Hildesheimer „Hütchen", auch in der Küche Dienste leisten, was in Irland auch von Feen erzählt wird, die man dafür mit Milch abfindet. Auch die Vorstellung, daß die weiße Frau von Neuhaus sogar nach dem Tode sich noch der Hauswirthschaft annahm und über Küche und Speisekammer die Aufsicht führte, wird, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ihre Erklärung finden.

Die Eigenschaft einer Gottheit geht auf ihren Schützling über, weil — beide Wesen ursprünglich Eines waren. Die griechische Mythologie bietet hier die zahlreichsten Belege. In der Fabelwelt der neuern Völker sind die Feen an die Stelle weiblicher Gottheiten getreten. Oben haben wir erkannt, daß alle Personificationen der gebärenden Naturkraft Spinnerinnen waren. Ein Rocken gehörte zu den Attributen der Götterkönigin, die von kreißenden Frauen als Juno Lucina angerufen wurde. Ursprünglich gab es nur Eine Parze: Venus Urania, die Urheberin der Zeugung, aber auch des Todes (Libitina). In der Folge bestimmte die heilige Dreizahl drei Parzen als Personificationen des Entstehens, Seyns und Sterbens anzunehmen. Sie weben das Gewand des Leibes (s. Ps. 139, 13), und wenn das Gewebe fertig, d. h. wenn die höchste Reife vorüber ist, geht es auf das Ende zu, und der Lebensfaden wird abgeschnitten; und die badische Sage von der Jungfrau, welche aus Nesseln, die auf dem Grabe ihrer Mutter wachsen, sich ein Brauthemd, ihrem strengen Gebieter aber ein Todtenhemd webte, findet hier ihre Lösung, so wie Nr. 14

in den Grimm'schen Kindermährchen, wo drei Spinnerinnen einer Königstochter, die nicht spinnen, weben und nähen kann, von welchen Eigenschaften aber die Erwerbung des Geliebten abhängt, zum Besitze desselben durch stellvertretende Arbeit verhelfen, sich dafür aber ausbedingen, daß bei dem Hochzeitmahl auch ihnen ein Tisch gedeckt werde (also eine Opfergabe an geistige Wesen). Die eine der drei Alten, welche die Braut den Schwiegereltern für ihre Basen ausgibt, hat (wie Bertha au gran pié) einen breiten Plattfuß vom Treten des Fadens, die Andere eine herunterhängende Lippe vom Netzen und Lecken des Fadens, die Dritte einen breiten Daumen, vom Drehen des Fadens. Darob erschrack der Königssohn, und sprach: „So soll meine schöne Braut nie ein Spinnrad anrühren." Damit war sie das Flachsspinnen los. Im schwedischen Mährchen (Oberleitner Schwed. Volksſ. S. 215) spricht der Vater des Bräutigams diese Worte. Dort ist aber die Eine der drei, aus der Verlegenheit helfenden Großmütterchen, anstatt mit einer herunterhängenden Lippe, mit einem breiten Gesäße bedacht, das käme daher, weil sie so viel gewebt habe. Ebenso spricht sie im norwegischen Mährchen: „ich habe von meiner Jugend an auf dem Webstuhl gesessen und immer hin und her gehuppelt, davon ist mein Allerwerthester so angeschwollen." Hier ist wieder der breite Fuß der Andern gegen eine lange Nase ausgewechselt, was daher käme, weil sie beim Spinnen den Kopf beständig gerüttelt und geschüttelt, davon habe sich die Nase ausgedehnt. Die Dritte endlich hat den breiten Daumen gegen ein rothes Auge *) ausgetauscht, wel-

*) Das Kennzeichen der Hexen, diese aber werden mit den Feen häufig verwechselt.

ches sie vom immerwährenden Hinblicken auf das Nähzeug erhalten zu haben behauptete (Asbjörnsen und Moé Norw. Volksm. Nr. 13). In der oberlausizischen Erzählung (bei Pescheck in Büschings Wöch. Nachr. I. S. 355) ist das triefende Auge von den Unreinigkeiten des Flachses, die hineingefahren sind, entstanden. In der hessischen Relation sind die drei Spinnerinnen nicht Großmütterchen, sondern Jungfrauen, deren jede durch zu großen Fleiß sich einen der hier geschilderten Leibesfehler zugezogen. Grimm (Myth. S. 1215) führt auch eine schottische Fassung dieses Mährchens an, als dessen Sammler er Robert Chambers nennt. Zugleich weist er auf die holsteinische (bei Müllenhof IV. Nr. 8. S. 410) hin; auch gesteht er die Verwandtschaft von Basile's Dichtung „die drei Feen" (Pentamerone IV, 4) mit diesen „drei Spinnerinnen" zu, obschon dort „die Fate lange nicht so scharf gezeichnet sind" (Vorrede zu Liebrechts Uebers. des Pentamerone S. XVI).

Die vorhin aufgestellte Parallele zwischen der wechselnden Dreizahl und Siebenzahl der Feen, und der von ihnen beschützten dritten oder siebenten Tochter (s. S. 866), läßt sich hier, wo von drei Spinnerinnen die Rede war, wieder anknüpfen, um auf sieben Spinnerinnen in einer (im „Ausland" 1839 Nr. 278 mitgetheilten) lithauischen Sage aufmerksam zu machen, welche dort als Göttinnen (deiwes) bezeichnet sind. Die erste spann das Leben der Menschen aus einem Rocken, den ihr der höchste Gott gegeben; die Zweite zettelte den Faden; die Dritte wob, die Vierte erzählte Mährchen, um die Arbeitenden zum Unterbrechen zu locken, denn ließen sie vom Werke, so verdarb das Gewebe; die Fünfte ermahnte zum Fleiße

und bereitete dem Leben Länge, die Sechste schnitt den Faden ab, die Siebente wusch das Gewand und gab es dem obersten Gott. Es wurde dem Menschen zum Todtenhemd. Unter den Sieben spinnen und weben nur Drei. Man wird hier an Pindar (Olymp. 6. 42. Nem. 7, 1.) erinnert, bei welchem die Mören, die ihren Namen vom Austheilen der Schicksalslose an die Sterblichen erhielten*), es nur mit der Geburt zu thun haben, wie ja auch Pausanias (VIII, 21) drei Ilithyien (Geburtenförderinnen) kennt. Nur weil in der Geburtsstunde durch das Horoscop auch die Todesstunde bestimmt ward**), konnte die Geburtsgöttin Klotho (*Κλωθω*)***) — im Mährchen die beschenkende Fee — zur furchtbaren Ker (*Κὴρ*) sich verkehren. Wie die in Maria umgewandelte Norne in Asbjörnsens Norweg. Mährchen, Nr. 8), sich zur Pathenschaft anbietet, so bei Grimm (Kinderm. Nr. 44), die in den Tod verwandelte Parze Atropos †). Erst bietet sich Jesus dem Kindtaufvater an, der ihn aber verwirft, weil er dem Reichen gibt, den Armen hungern läßt. Der darauf sich anbietende Teufel wird auch abgewiesen, weil er die Menschen betrügt. Der Tod erhält den Vorzug, weil er zwischen Reich und

---

*) Parca stammt v. פרק = *μέρω* i. e. partior abscheiden, abgeleiteter Begriff: entscheiden (*κρινω* = *διακρινω*) sc. das Schicksal.

**) Auf einem Sargophag (Mus. Pio Clementinum IV, tab. 34.) blickt Atropos auf eine Sonnenuhr, als Sinnbild der Lebensdauer, Lachesis weist als Schicksalslenkerin das Horoscop mit einem Stabchen auf dem Globus nach. Klotho hält zwei Schicksalsbucher in den Handen, die künftigen Begebenheiten des neuen Weltbürgers bei seiner Geburt daraus abzusingen. Die Parze bestimmt also bei der Geburt das Schicksal.

***) Von *κλώθω* spinnen = kleiden.

†) Die, deren Beschlüsse unwandelbar sind, die Unerbittliche.

Arm keinen Unterschied macht. Das Alter der Volkssage vom „Gevatter Tod" läßt sich daraus errathen, daß es schon Jakob Ayrer in einem Faßnachtsspiel bearbeitet hat. Bei ihm wird der sich zum Pathen anbietende Jesus aus dem vorhin angegebenen Grunde abgewiesen, der Teufel aber, weil er vor dem heil. Kreuze weglaufe. Dieser schickt ihm nun den Tod auf den Hals, der ihn zum Arzt zu machen verspricht, woraus ihm überreicher Lohn entspringen werde. Daß Tod und Teufel Ein Wesen sind, haben wir schon S. 155 im Mährchen von Schmied erfahren. Wie die spinnende Berchta Augenlichter ausbläst (s. S. 464), so bläst im hessischen Mährchen Gevatter Tod, um sich an dem Arzt zu rächen, welcher die Kranken retten will, ihm selber das Lebenslicht aus. Wie in der griechischen Fabel Meleagers Leben an ein brennendes Scheit gebunden ist — daher es seine Mutter Althäa sogleich aus dem Feuer zog, als sie den Spruch der Atropos vernahm — so spricht in der nordischen Sage die dritte Norne, welche sich zurückgesetzt fühlt, über den eben gebornen Nornegast den Fluch aus, daß die von den beiden ersten Nornen ihm geschenkten Gaben dennoch nichts helfen würden, weil „ich schaffe, daß das Kind nicht länger leben soll, als die neben ihm angezündete Kerze brennt," daher auch die älteste Norne sogleich die Kerze löschte, und die Mutter des Kindes vermahnte, sie nicht eher anzuzünden, als an Nornegast's Sterbetag.

Als Spinnerin haben wir Maria schon S. 495 kennen gelernt. An ihrem Himmelfahrtstag will sie den Flachs abgesponnen, weil es ihr Sterbetag ist. Da aber die ihren Namen führende Spinnerin nicht darauf achtet, so nimmt sie die auf dem Kirchhof ihren ei-

genen Todtentanz haltende, in der verhängnißvollen Nacht zu sich in den Mond, den bekannten Aufenthalt der abgeschiedenen Geister. So ist Maria nicht nur die von Kreißenden Angerufene, welche in Osnabrück „die Kindbetterin" heißt, sondern auch die Tod bringende Parze oder Fee. Daumer (Gesch. d. chr. Alt. II. S. 13.) versteht unter dem im Mittelalter häufig vorkommenden Namen „Marienkind" ein der Maria zur Opferung geweihtes (d. h. dem frühen Tode verfallenes) Kind; selbst der Pathenschaft Maria's im obenerwähnten norwegischen Mährchen gibt er diese Deutung, weil Maria zu den Eltern des Kindes sagt: „sie müsse es aber ganz bekommen." Und weil sie es nach der Taufe gleich mit sich fort nahm, so schließt er auf eine Bluttaufe. Allein dort wird Maria als eine schöne Frau geschildert, welche sie als Todesgöttin, wofür er die schwarzen Marien hält, nicht ist.

Die schwarze Maria hat schon Grimm (Myth. S. 289 Anm.) mit der schwarzen Ceres zu Phigalia (Demeter μέλαινα Müllers Arch. S. 509.), mit der Proserpina furva (Censorin. de die natali c. 17.), mit der schwarzen Venus (Aphrodite μελανίς Pausan. II, 2. VIII, 6. IX, 27.) und der schwarzen Diana verglichen. Er erinnert dabei an die schwarzen Marienbilder — geschnitzte und gemalte — zu Loretto, Neapel, Marseille, Einsiedeln, Würzburg Prag*) u. a. m. In Theodor Mundt's „Völkerschau auf Reisen" I. S. 227 ff. erfährt man von der großen Verbreitung des Dienstes der schwarzen Maria in Polen und Schlesien. „Bilder von ihr befinden sich in Krakau, an mehrern Häusern in Nischen angebracht. Abends versammelt sich die Nachbarschaft, und Jeder bringt so viel Wachslichter mit, als er erschwingen konnte. Das

*) Im Kloster Evaus.

Bild der Maria wird ringsum mit Lichtern besetzt. Unter ihrem Bilde an der Erde erblickt man ein Tischchen, ebenfalls mit einem Wachslicht besetzt. Um dieses tritt das versammelte Volk in einen engen Kreis zusammen, und stimmt aus bangem Herzen seine Gesänge an, welche zur Jungfrau um Ablaß flehen." Das Kloster zu Czenstochow ist als Wallfahrtsort wegen seiner schwarzen Maria im Rufe. Auf den Straßen begegnet man häufig großen Schaaren von Landleuten, die des Ablasses wegen meilenweit mit Weib und Kind dahinströmen, um der Gnade Mariens dadurch theilhaftig zu werden, daß sie — auf den Knien durch die Kirchen rutschen oder mit plattem Leib über das Pflaster derselben hinweggeworfen liegen. Mundt vermuthet einen byzantinischen (!) Ursprung dieser Maria, weil ihr Originalbild in Czenstochow, der Sage zufolge, in Constantinopel sich befunden, und im Besitz der heil. Helena, der Mutter des Kaisers Constantin, gewesen sey. In Byzanz, folgert er weiter, konnten allerhand ägyptische und äthiopische Elemente dazu mitgewirkt haben, der Jungfrau Maria dies Colorit zu geben. Es stimmt überhaupt diese farbige Darstellung mit dem byzantinischen Kunstgeschmack überein, der dem Gesicht des Heilands selbst häufig ein Mohrencolorit verliehen hat, wie auf dem Bilde der h. Veronica in der Boisserée'schen Sammlung. Die braune Maria verrichtete aber in Constantinopel schon früh Wunder aller Art, und war damals die kostbarste Reliquie. Die Sage erzählt, daß sie darauf von Constantinopel nach Aachen gebracht worden. Dort habe ein slawischer Herzog, der unter Carl dem Großen gedient, das Mirakelbild gesehen, und es auf sein Bitten zum Geschenk erhalten, worauf es in der Kirche von

Belz, das jetzt zu Galizien gehört, aufgestellt worden. Von dort sey es im Jahr 1382 durch Wladislaw, Herzog von Oppeln, nach Schlesien geführt worden, um es vor den einbrechenden Tartaren zu schützen. Als die Pferde, welche das Bild fortführten, vor dem Berge bei Czenstochow angelangt waren, hielten sie plötzlich still, und ließen sich, aller Antreibungen ungeachtet, nicht weiter von der Stelle bringen. Da besann sich Wladislaw noch dazu auf einen Traum, der ihm in der letztvergangenen Nacht die ganze Geschichte geweissagt, und so beschloß er, hier eine Kirche zu bauen, die das Wunderbild aufbewahren und nur dem Dienst der schwarzbraunen Jungfrau geweiht seyn sollte. Für das Bild ließ Wladislaw Jagello, der Gemahl der frommen Hedwig, eine besondere Kapelle errichten. Und dort thront sie noch heute, und vergibt die Sünden weit und breit, indem sie die liebste Ablaßertheilerin der Polen geworden."

Gegen Mundt's Hypothese ließe sich nun einwenden, daß in Indien die schwarze Todesgöttin Kali die Sündenvergeberin ist. Zwar findet sie sich zur Milde nur durch Empfang von Menschenopfern bewogen; allein auch die schwarze Maria verlangt von ihren Verehrern eine körperliche Marterung, bevor sie sich zum Sündenablaß entschließt. Kali ist aber keine Aegypterin, und dennoch ist ihr Bild schwarz; wie erklärt Herr Mundt dieses Zusammentreffen? Er könnte sich zwar zu Gunsten seiner Hypothese auf ein von ihm nicht gekanntes, in Büschings wöch. Nachrichten II. S. 312—333 beschriebenes schwarzes Bild der Maria und des Jesuskindes berufen, in dessen Besitz die Stuhlherrenkirche zu Puy in Frankreich ist, und dessen Geschichte P. Ado de Gißny, wie folgt, erzählt:

„Ich lege hier Französisch nieder, was ich in lateinischen Nachrichten gefunden. Das erlauchte Haus von Frankreich unternahm einige Zeit nach dem Bau dieser Kirche die Reise in das heilige Land. Ehe aber der Monarch seine Pilgerschaft antrat, besuchte er diese Kirche. Er nahm den Weg nach Jerusalem, wo er während seines Aufenthalts von einer der begünstigten Frauen des Sultans erfuhr, daß im Schatze desselben sich das Bild der Mutter Gottes befinde, welches der Prophet Jeremias geschnitzt. Er erbat es von dem Sultan „von Babylon" zum Geschenke, indem er ihm die Versicherung gab, es solle an einen Ort aufgestellt werden, wo man es stets verehren werde. Bereichert mit diesem kostbarsten Kleinod der Erde landete der König glücklich in seinem Reiche an. Eine der ersten Städte, wo er durchging, war die von Puy, wo er unter Lobgesängen mit frommem Gemüthe, das Bild der Mutter Gottes hinstellte."

Auffallend ist hier, daß der französische König nicht genannt ist, daß er in Jerusalem die Bekanntschaft nicht nur eines Sultans von Babylon (!) sondern auch, was sonst sehr schwer hält, seiner Favorite macht; daß er mit ihr über christliche Heiligenbilder conversirt, die für eine Bekennerin des Islams unmöglich von Interesse seyn können; ferner, daß der Sultan ein solches, in seinen Augen werthloses Möbel zu seinen kostbarsten Schätzen zählt, und daß er nur durch das Versprechen, es solle an einem heiligen Orte zur Verehrung aufgestellt werden, bewogen werden kann, sich von dem Heiligthum zu trennen. Als wären noch nicht genug Lügen hier zusammengetragen, will uns der fromme Vater, der, nebenbei gesagt, Jesuit war, überreden, daß ein Prophet des alten Bundes das Bild

der h. Jungfrau per anticipationem gemalt habe; während doch nichts dazu berechtigt, den Sänger der Klagelieder auch für einen Maler zu halten.

Zu Gunsten der Mundt'schen Hypothese stimmt das ägyptische Costüm dieses Bildes. Auch befindet es sich, wie die meisten ägyptischen Gottheiten, in sitzender Stellung. Das ganze Bild ist vom Kopf bis zum Fuß mit mehrern Banden einer feinen Leinwand, nach Art der Aegypter, sorgfältig und dicht auf dem Holze — es ist von der Ceder — umwickelt. Das Gesicht der Mutter und des Kindes, das sie auf ihrem Schooße hält, gleicht dem Glanze des Ebenholzes. Die Augen bestehen aus hohl geschliffenem Glase, welches den Augapfel nachahmt, und sind inwendig auf der hohlen Seite gemalt. Sie machen eine stechende Wirkung auf dem schwarzen Gesichte, daß man ihren starren Blick nicht abläugnen kann, welcher Staunen und Schrecken zugleich bewirkt. Die Krone, welche wie ein durchbrochener Helm gebildet ist, an dem zwei Bänder sich bis unter die Ohren verlängern, schmücken mehrere antike Gemmen, darunter eine von Thalergröße, welche den Kopf und die vordern Theile eines Pferdes vorstellt. An der Seite desselben erblickt man einen nackten Mann mit einem leichten Mantel um die nackten Schultern, eine spitze Mütze auf dem Kopfe. Dieser reicht einem auf dieselbe Art gebildeten Mann ein sehr junges Kind. Er sitzt auf einem antiken Stuhl, an dessen Fuß sich ein Eber befindet, welcher nach dem Kinde zu schnappen scheint. Das Gewand der Bildsäule ist grob in Holz geschnitzt. Die Kleidung ist eine Art Tunica, die sich vorn schließen soll, und vom Halse bis zu den Füßen herabhängt. Der Theil des Kleides

vom Hals bis an den Gürtel ist ein in Blau übergehendes Dunkelgrün. Der Rock ist mit rothem Oker angestrichen, die Borten, sowie die Franzen am untern Theil des Rockes gelb. Man entdeckt durchaus keine Erhöhung, wo der Busen seyn soll, auch nicht eine Spur von Brust. Das Kleid des Kindes, wie eine Tunica gemacht, und festgehalten durch einen Gürtel, ist dunkelroth. Man findet an demselben eine große Anzahl griechischer Kreuze als Zierrathen. Diese können aber nicht für christliche Zeichen gelten, denn die Tafel der Isis, der Hieroglyphen-Obelisk zu Rom, haben ganz ähnliche Kreuze, sie kommen mit den Nilmessern überein. Die verschiedenen, auf das Holz festgewickelten, und mit Deckfarben angestrichenen Zeuge kündigen einen ägyptischen Gebrauch an. Der Tempel der Diana am Fuße des Felsen St. Michael von Puy kann zu der Muthmaßung berechtigen, daß es nur die ägyptische Isis sey, welche man in der Römerzeit auch in Puy verehrt hat*). Das Kind in ihrem Schooße dürfte Horus seyn. Was sollen aber das Roß und das Schwein auf den Gemmen, welche einen Theil des Kopfputzes bilden? Beide Thiere waren die Gestalten der Göttin Ceridwen (s. S. 733. 673), deren Cultus durch die Druiden auch in Frankreich eingebürgert wurde. So konnte die wälische Göttin auch eine gälische (gallische) seyn. Und noch jetzt ist der ihr heilige Eber das (talismanische) Wappen Frankreichs; nicht der Hahn, wie eine falsche Etymologie des Namens Gallus glauben ließ. Der Kessel der Ceridwen — deren blutiger Cultus an den der schweinszahnigen Kali in Indien erinnert — forderte Menschen-

*) Vrgl. hier S. 473.

Blut, und darum schnappt der Eber nach dem Kinde, das ein Druide — darauf läßt der oben beschriebene Anzug schließen — dem andern überreicht. Daher also die Blutfarbe des Gewandes (vgl. S. 877), und die gelbe Farbe der Borten möchte ich auf die Leichenblässe des Opfers beziehen. Nur Blut tilgt die Sünden, darum möchte Daumer wohl das Rechte getroffen haben, wenn er die schwarze Maria nicht umsonst Ablaß ertheilen läßt. Ihre ganze Erscheinung weist auf Nacht und Tod hin, darum fehlt ihr die Brust, das Bild der Ernährung, und ihr Tempel in St. Puy befindet sich am Felsen St. Michael. Dieser Erzengel erschien einst einem Papst in Rom an der Stelle, wo jetzt die Engelsburg sich befindet, und wischte Blut von seinem Schwerte, zum Zeichen, daß die Pest nun aufhören werde. Also war auch er ein Würgengel, und auf dem Bilde im 7ten Band. des Klosters S. 563 wägt er, die Wage des Gerichtes haltend, eine Seele; die eine Schale der Wage ergreift — wahrscheinlich zu Gunsten des verstorbenen Sünders — das Jesuskindlein, das auf dem Schooße seiner Mutter sitzt, und das auf dem Bilde der Madonna von Puy, wegen seines gleichfalls schwarzen Teints und seines gleichfalls rothen Kleides, nicht immer Gnadenspendend gedacht werden mochte. Das der Ceridwen bestimmte Opfer schleuderten die Druiden zuweilen von einem Felsen herab*). Somit dürfte der Michaelsfelsen in heidnischer Zeit, wo die Madonna von St. Puy noch eine Isis war, einen andern Namen gehabt haben, welcher ebenfalls einer Todesgottheit angehörte. Daß es auch zu Würzburg, wo der Todestag Mariens als das Hauptfest des Jahres begangen wird, ein schwarzes Marienbild gibt, dürfte am ein-

*) Daumer findet darin die Veranlassung zu den vielen Sagen vom „Mädchensprung."

sachsten beweisen, daß ihr Cultus ehedem ein blutiger war, und daß erst in neuerer Zeit der Ablaß um geringere Opfer zu erhalten ist.

Auch in Alt-Oettingen, eine Tagreise von Salzburg, lockt ein wunderthätiges Marienbild in einer düstern Kapelle die Pilger von allen Seiten herbei. Der ganze Platz umher und die äußern Mauern sind mit Votivtafeln gedeckt (welche von Unglücklichen aller Art herbeigebracht wurden, denen sich diese Gottheit hülfreich bewährt hatte, denn durch Opfer und Erfüllung von Gelübden hofft man ihren Zorn in Milde umzuwandeln). Jeden Tag im Jahre ist hier ein beständiges Ein- und Ausströmen der Wallfahrer vom Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Das Innere der Kapelle ist ganz mit schwarzem Sammt überzogen, auch selbst das Gewölbe, und mehr vom Kerzenlicht als vom Tag erleuchtet. An den Wänden hängen silberne Glieder und Gebeine. „Wie sonderbar — ruft Frau von Arnim aus, aus deren Briefwechsel mit Göthe II. S. 184 diese Zeilen entlehnt sind — wie sonderbar ist der Mensch! er bringt seine Schmerzen als Opfer der Gottheit! „Max von Baiern kniet, auch von Silber, hier in Lebensgröße auf den schwarzen Stufen des Altars, vor dem kohlrabenschwarzen Muttergottesbilde, das ganz in Diamanten gekleidet ist. Zwei Männerstimmen, von der dumpfen Orgel begleitet, singen ihr Hymnen; das stille Messelesen, die Menschen, die mit Thränen die Stufen des Altars küssen, viele tausend Seufzer aus allen Ecken —".

In der Regel findet sich, wo eine schwarze Maria residirt, auch ein schwarzes Christkind. So im Neumünster zu Würzburg. Jenes in der Peterskirche zu Löwen hat, weil man seine braune Farbe sich nicht

mehr zu erklären weiß, folgende Sage veranlaßt: Ehedem war es schneeweiß, erhielt aber seine jetzige Farbe dadurch, daß die Magistrate der Stadt, welche bei ihrem Amtsantritt den Dienstleid vor dem Christusbilde leisten mußten, so viele Meineide unter seiner Anrufung schwuren. Wie jetzt noch, so hingen stets reiche Gaben von Silber und Gold, welches die Gläubigen als Danksagung für empfangene Hülfe verehrten (Wolf Niederl. Sagen p. 428). Also auch hier Votivgegenstände, um den schwarzen, d. h. den zürnenden Christus zu versöhnen.

Mundts Herleitung der schwarzen Marienbilder — die fast in allen katholischen Ländern anzutreffen sind — aus Byzanz muß schon darum verworfen werden, weil in Orleans eine *schwarze* Madonna, die auch einen schwarzen Knaben im Arme hat, und eine *weiße* nebeneinander in Einer Kirche verehrt werden. (Arn. Ruge „zwei Jahre in Paris" I. S. 357 ff.) Und dieses Beispiel ist kein vereinzeltes, denn Emma von Nindorf (Reisescenen aus Baiern S. 43.) hat auch in Mariaeck „*zwei* lebensgroße hölzerne *Marienbilder*, grell costumirt, *das Eine weiß, das Andere schwarz, einander gegenüberstehend*" gesehen. Hier muß man unwillkürlich an die im Tartarus hausende Erinnys oder Furie denken, die schwarz, aber auch halbweiß und halbschwarz gebildet wird. Dies bestimmte Grimm (a. a. O.), auch in der heiligen Jungfrau, wenn sie schwarz costümirt erscheint, die trauernde Erd- oder Nachtgöttin zu erkennen. Sie wird also auch die schwarze Jungfrau gewesen seyn, von welcher Grimm (Kinderm. III. S. 7.) folgende Sage mittheilt:

„Ein armer Mann, der seine Kinder nicht ernähren konnte, ging in den Wald und wollte sich erhenken, da

kam ein schwarzer Wagen mit vier Rappen, und eine schöne schwarz gekleidete Jungfrau saß darin. Die stieg aus, und sagte ihm: er werde in einem Busch vor seinem Hause einen Sack mit Geld finden, dafür solle er ihr geben, was im Hause verborgen sey. Der Mann willigte ein, fand das Geld, das Verborgene aber war das Kind im Mutterleib; und wie das geboren war, kam die Jungfrau und wollte es abholen, doch weil die Mutter so sehr bat, ließ sie ihr es noch bis zum zwölften Jahr. Da aber führte sie es fort in ein schwarzes Schloß. Darin war Alles prächtig. Es durfte an alle Orte hin, nur nicht in Eine Kammer. Nach vier Jahren mußte der Gehorsam des Kindes der Neugier unterliegen. Es guckte durch einen Ritz hinein. Es sah vier schwarze Jungfrauen, die im Bücherlesen vertieft, in dem Augenblick zu erschrecken schienen. Die Pflegemutter aber kam heraus und sagte: „ich muß dich verstoßen, was willst Du am liebsten verlieren?“ „Die Sprache“ antwortete das Märchen. Da schlägt sie ihm auf den Mund, daß das Blut hervor quillt, und treibt es fort. Es mußte unter einem Baum übernachten. Am andern Morgen fand es ein Königssohn, der es mit sich fort führte, und gegen seiner Mutter Willen es zur Ehe nahm. Als das erste Kind zur Welt kam, nahm es die böse Schwiegermutter, warf es ins Wasser, besprützte die Königin mit Blut, und gab vor, sie habe ihr eigenes Kind gegessen. So ging es noch zweimal, da sollte die Unschuldige, die der Sprache beraubt, sich nicht vertheidigen konnte, verbrennt werden. Schon stand sie im Feuer, da kam die schwarze Jungfrau herbei, und ging durch die Flammen, die sogleich verlöschten, zu der Königin, schlug ihr auf den Mund, und gab ihr damit die Sprache wieder. Die drei andern Jungfrauen brachten die drei Kinder aus dem Wasser gerettet. Der Verrath kam an Tag, und die böse Schwiegermutter ward in einem Fasse, das mit giftigen Nattern ausgeschlagen war, einen Berg hinabgerollt.

Die schwarze Jungfrau ist, wie aus einer nachfolgenden Erzählung (Grimm Kinderm. Nr. 3.) analogisch

geschlossen werden darf, die Kinderopfer heischende schwarze Maria. Die Beziehung auf das Idol, dem die Opfer fielen, hat das Mährchen vergessen, aber einzelne Züge verrathen die ursprüngliche Farbe, welche im Laufe der Zeit durch mancherlei absichtliche oder zufällige Umgestaltungen der Ursage unkenntlich geworden ist, z. B. daß dem armen Mann sein Kind abgekauft wird, was auch bei den Gründungs- und Einweihungsopfern von Kirchen, Brücken, Häusern rc. vorzukommen pflegte*), obschon zu diesem Zwecke die Kinder häufiger gestohlen und geraubt wurden. Ferner läßt die von dem Kinde geforderte Bezähmung seiner Neugier vermuthen, daß es bis zum mannbaren Alter von der Kirche erhalten wurde, wie ja sonst oft Beispiele vorkommen, daß zur Opferung erkaufte Personen mehrere Jahre aufgefüttert wurden. Wahrscheinlich war ein Kloster der interimistische Aufenthaltsort, nur die Krypte, in welcher das blutige Mysterium Statt zu haben pflegte, mochte, aus begreiflichen Gründen, dem Kinde zu erforschen verboten gewesen seyn. Als es dennoch durch Zufall in diese Todeskammer blickte, wurde ihr strenges Schweigen abgefordert, wenn ihr das Leben lieb sey, und vielleicht gestattete man ihr den Austritt aus dem Kloster unter der Bedingung, daß sie die erste Frucht ihrer Ehe an ihrer Statt zum Opfer darbringe. Daher also ihr Verstummen, daher wirft die Schwiegermutter ihr vor, sie habe ihr eigen Kind gefressen. Sie weiht auch ihre beiden folgenden Kinder dem Idol, und die Behörde dringt — wie in jenem von Hottinger (Helv. Kirchgesch. II. S. 553—66) erzählten Fall — auf gerichtliche Ahndung. Die Geist-

*) Die Belege s. bei Daumer „Gesch. d. chr. Alterth." I. Cap. 15.

lichkeit ist nun gezwungen sämmtliche Kinder, die sie zu ihrem blutigen Zwecke auffütterte, wieder herauszugeben, denn deren Mutter hat die Sprache wieder erhalten — was man einem Wunder der h. Jungfrau zuschreibt — d. h. sie hat, um dem Feuertod zu entgehen, das geheime Treiben der Mönche verrathen, und deren mögliche Bestrafung läßt das auf den Ruf der Geistlichkeit Rücksicht nehmende Mährchen die „böse" Schwiegermutter, anstatt die unnatürliche Mutter erleiden. Der schwarze mit Rappen bespannte Wagen, aus dem die schwarze Jungfrau stieg, dürfte der von Daumer (II. S. 199) erklärte „Opferwagen" seyn, der „zur Einsammlung und zum Transporte die zum Opfer dienenden Menschen oder der ihre Stelle vertretenden Thiere gebraucht wurde." Unter den Ruinen des Klosters und der Kirche zu Eldena ist ein tiefes und großes Gemach, wozu ein finsterer Gang führt, den man nicht mehr kennt, und in dem Gemach eine große schwarze Kutsche. (Temme Volksf. v. Pommern S. 237.) Die drei schwarzen Jungfrauen sind von der vierten, der Hauptfigur des Mährchens nicht verschieden, und dürfte diese Vervielfachung des Marienidols in der Zahl der hier zu opfernden Kinder zu suchen seyn. Daß wirklich nur Maria die schwarze Jungfrau war, ersehen wir aus der ausdrücklichen Namhaftmachung in derselben Sage, wie sie in Hessen mit nur geringen Abänderungen erzählt wird:

Ein Holzhacker war so arm, daß er für seine Frau und sein dreijähriges Kind kaum noch das tägliche Brod schaffen konnte. Als er eines Tages wieder in den Wald ging, stand eine schöne große Frau vor ihm, die hatte eine Krone von leuchtenden Sternen auf dem Haupt, und sprach zu ihm: ich bin die Jungfrau Maria, die Mutter des

Christkindleins, du bist dürftig, bring mir dein Kind, ich will es mitnehmen, und für dasselbe sorgen. Der Holzhacker brachte also sein Töchterchen, und übergab es der Jungfrau Maria, und sie nahm es mit sich hinauf in den Himmel. Da ging es ihm wohl, denn seine Kleider waren voll Gold, und die Engel spielten mit ihm. Als es vierzehn Jahre alt geworden, rief es die Jungfrau Maria zu sich, und sprach: „Kind ich habe eine Reise vor; da nimm die Schlüssel zu den 13 Thüren des Himmelreichs in Verwahrung, 12 davon darfst Du aufschließen, und die Herrlichkeit betrachten, aber die 13., die dieser kleine Schlüssel öffnet, ist dir verboten." Das Mädchen versprach Gehorsam. Es fing nun an die Wohnungen des Himmelreichs zu besehen, jeden Tag schloß es eine auf. In jeder saß ein Apostel von vielem Glanz umgeben, und die Engelein begleiteten es überall hin. Nun war nur noch die verbotene Thüre übrig. Die Neugier quälte gar zu sehr. Sie sprach zu den Engeln: Ganz aufmachen will ich sie nicht, aber ein wenig aufschließen, damit wir durch den Ritz sehen. Die Engel mahnten sie ab, denn es könnte ihr Unglück werden. Da schwieg das Mädchen still, nicht aber die Lust nach dem Verbotenen. Und als die Engel einmal weggegangen waren, holte sie den Schlüssel, steckte ihn ins Schlüsselloch, und drehte um, da sprang die Thüre auf, und sie sah die — Dreieinigkeit in ihrem Glanze sitzen. Sie rührte mit dem Finger an den Glanz, da ward er ganz golden. Da ward ihr Angst, sie schlug die Thüre heftig zu, und lief fort. Die Angst wollte nicht wieder weichen, sie mochte anfangen was sie wollte. Auch ließ sich das Gold von dem Finger nicht abwaschen. Als die Jungfrau Maria von der Reise zurückkam und ihr die Himmelsschlüssel abforderند, sie fragte: Hast du auch die 13te Thüre geöffnet? da läugnete sie. Maria sagte aber: du hast mich belogen, und bist des Himmels unwürdig geworden. Da versank das Mädchen in tiefen Schlaf, und als es erwachte, lag es unten auf der Erde in einer Wildniß. Da hatte es mit Frost und Hunger zu kämpfen. Ein hohler

Baum diente zur Wohnung, und die Kleider nützten ab, so daß die Unglückliche sich in Blätter hüllen mußte, und die langen Haare deckten den nackten Leib statt eines Mantels. In diesem Zustande traf sie der König des Landes, als er in diesem Walde jagte. Er setzte sie auf sein Pferd, versah sie in seinem Schlosse mit allem Ueberflusse, und obgleich sie jetzt der Sprache beraubt war, vermählte er sich dennoch mit ihr.

Nach einem Jahr, als die Königin ein Söhnlein zur Welt gebracht, erschien ihr in der darauf folgenden Nacht Maria im Traume, und sprach: Willst du gestehen, daß du die verbotene Thüre aufgeschlossen, so will ich dir die Sprache wiedergeben, gestehst du aber nicht, so nehme ich dein neugebornes Kind mit mir. Da war der Schuldigen verliehen zu antworten, sie aber läugnete wieder. Da nahm ihr die Jungfrau Maria das Kind aus dem Arme, und verschwand damit. Am andern Morgen ging ein Gemurmel unter den Leuten: die Königin habe ihr eigenes Kind gegessen. Sie konnte, da sie der Sprache beraubt war, sich nicht vertheidigen. Aber der König hatte sie zu lieb, um die Anklage zu beachten. Nach einem Jahr genas sie wieder eines Sohnes, wieder erschien ihr Maria, wieder läugnete die Königin, und so nahm Maria auch dieses Kind mit in den Himmel. Als aber auch das dritte Kind verschwunden, konnte der König die Ermahnungen seiner Räthe nicht mehr zurückweisen. Es wurde ein Gericht gehalten, und die Königin zum Scheiterhaufen verurtheilt. Als sie denselben schon bestiegen hatte, befiel sie die Reue. Sie dachte: Könnte ich doch vor meinem Tode noch gestehen, daß ich die Thüre geöffnet. Und wie der Gedanke in ihr Herz kam, löschte ein Platzregen die Flamme, und die Jungfrau Maria erschien, die beiden Knaben zu ihren Seiten, das neu geborne Töchterlein auf dem Arm. Sie sprach freundlich zur Königin: Wer bereut, dem ist vergeben, reichte ihr die Kinder, löste ihr den Mund, und gab ihr Glück für das ganze Leben.

Der Schluß gehört der Dichtung an, denn die geopferten Kinder werden wohl nicht aus dem Himmel,

wohin das Mährchen sie versetzt, wieder gekommen seyn. Hingegen der Himmel, worin die unnatürliche Mutter ihre Kindheit verlebte, war gewiß ein Kloster, die Engel, welche dort mit ihr spielten, Mönche (s. S. 692), die dreizehnte Kammer in welcher man zum Schauen der Dreieinigkeit gelangt, die Opferhöhle. Dahin wollten die Engel das Mädchen zu blicken verhindern, und weil sie aus diesem Himmel begreiflicher Weise zu entkommen strebte, so löste sie sich mit der stellvertretenden Weihung der Kinder, die sie gebären werde, und mit Angelobung des Stillschweigens. Darum konnte sie sich gegen die erhobene Anklage des Kindermordes nicht vertheidigen. Was in der dreizehnten Kammer für Handlungen vorgenommen wurden, läßt die ominöse Bedeutung der Zahl Dreizehn (vergl. S. 848) errathen. Daß in den zwölf erstern die Apostel einquartirt waren, gehört wieder der Dichtung an, dazu verleitete die Zwölfzahl und die Nachbarschaft der — Dreieinigkeit.

In folgender Sage aus den Niederlanden wird eine Mutter geschildert, welche der natürlichen Gefühle sich nicht entäußert hat:

In der Kapelle des Schlosses Veldense findet sich ein altes Bild der Mutter Gottes, die das Jesuskind im Arme hält; es ist nicht schön *) von Gestalt, doch mit großer Wunderkraft begabt. Eine Frau des Schlosses, Namens Jutta, hatte ihr Töchterchen einem Weibe im nahen Dorfe in die Kost gegeben. Eines Tages spielte das Kind, das eben drei Jahre zählte, auf der Straße, als plötzlich ein Wolf herbeistürzte, es bei dem Halse griff, auf seinen Rücken warf, und in den Wald mit ihm lief. Wohl folgten mehrere Leute dem Thiere, doch vergebens; sie mußten zurückkehren, ohne das Kind retten zu können. Einer von ih-

*) Vermuthlich schwarzbraun.

nen lief ins Schloß und erzählte das Unglück der Frau, welche eben am Mahle saß: „Frau," rief er, „der Wolf hat euer Kind gefressen." In größter Herzensangst sprang die Frau auf und rief: „Nein, das ist nicht wahr, der Wolf fraß mein Kind nicht." Ihr erster Gang war zur Kapelle, da lief sie in der Bitterkeit ihres Herzens auf das Gnadenbild zu und entriß ihm das Jesuskind, indem sie sprach: „Du bekommst deinen Sohn nicht wieder, Maria, wenn du mir mein Töchterchen nicht wieder schaffest." Anstund gebot Maria dem Wolfe, das Kind loszulassen und ihm kein Leides zu thun.

Mehrere Leute hatten inzwischen die Spuren des Unthiers verfolgt, um wenigstens die zerrissenen Glieder des Kindes aufzusammeln und zu begraben, doch sie fanden das Kind noch unversehrt. „Wo warst du Kind?" frugen sie, und das Kind antwortete: „Mummart hat mich gebissen." Als sie es näher beschauten, sahen sie an seinem Halse noch die Zeichen der Wolfszähne in der Haut. Erfreut trugen sie das Töchterchen der Mutter zurück, welche außer sich vor Freude in die Kapelle lief, und dem Gnadenbilde das Jesuskind zurückgebend, rief: „Da, du hast mir mein Töchterchen wieder geschenkt, nun nimm auch deinen Sohn zurück."

Dieß hat der Abt Herrmann von Heisterbach häufig erzählt, er sah das Kind mit eigenen Augen und hörte die Geschichte aus dem Munde der Mutter (Wolf, Deutsche Sag. Nr. 190).

Der Herr Abt mochte wohl über diese Geschichte die beste Auskunft zu geben im Stande seyn. Daß er das Kind mit eigenen Augen gesehen, zweifeln wir nicht im Geringsten. Woher wußte die Mutter des Kindes, daß die Jungfrau Maria am Verschwinden ihres Kindes Schuld trage? Also ahnte sie, daß der Wolf ein vermummter Mönch gewesen (vgl. Daumer I. S. 162 165). Sagte doch das Kind selbst aus: „ein

Mummart hat mich gebissen" (soll wohl heißen: angefaßt?) Indeß war auch das bloße Geweihtseyn oder Erwähltwerden zum Opfer — wenn es auch nicht vollzogen wurde — im Volksglauben heilbringend wie der — Wolfsbiß, vgl. S. 481.

Es liegt hier die Vermuthung nahe, daß auch die Sagen von Kinder stehlenden Feen aus ähnlichen Handlungen der Druiden sich erzeugten. Dieser Glaube an die stellvertretende Sühnkraft geopferter Kinder, die Andern zu Gute komme, ist ursprünglich heidnisch, und ist, wie so viele heidnische Cultgebräuche ins Christenthum herüber genommen worden. Es ist schon oben erinnert worden, wie Maria an die Stelle der Frigg oder Freia getreten war, deren Rocken (Orions Gestirn) jetzt Mariens Spindel heißt, und wie Venusgras (Adianthum capillus Veneris) zum Mariengras wurde; diese Parallelen ließen sich noch weiter fortsetzen, z. B. heißt die Blume Venusschuh (*Cypri*-pedium calceolus) jetzt Marienpantoffel, die Frauenthräne (Orchis mascula): Marienthräne, die Schlüsselblume: Maria's Schlüsselbund; eine wohlriechende Blume mit goldgelben Blüthenbüscheln nennt man Maria's Bettstroh, eine hellgrüne Grasart, deren Blumen von schönerem Blau, als die des Flachses sind, Maria's Flachs. In den Ebenen Schwedens findet man eine Feldblume von hellrother Farbe: Maria's Hand genannt. Die grünen Samenkapseln des Pfennigkrauts heißen Maria's Nadelkissen, und der Löwenfuß mit den nierenförmigen gezackten Blättern: Liebfrauenmantel, die Frauenkäfer (Coccinella septem punctata) Marienkäfer u. s. w. Grimm (Myth. S. XXXII) sagt: Maria ist die Spinnerin und erscheint als

hilfreiche Jungfrau (**Vierge secourable**) allen Gebärenden), die sie anrufen, und die drei spinnenden Feen (Nornen, Parzen) werden im schweizerischen Kinderreim:

> rite, rite rösli
> ze Bade stot e schlößli
> ze Bade stot e güldi hus,
> es lüeged drei Mareie drus.
> die eint spinnt side,
> die andere schnützelt chride,
> die dritt schnit haberstrau.
> bhüet mer Gott mis chindlt au!

zu drei Marien.

Diese drei Marien kennt man aber auch in der Niederlande:

Bei Löwen liegen drei Gräber, in denen die Körper dreier frommer Schwestern ruhen. Vor den Gräbern quillen drei klare Brünnlein, und dazu wallfahren gar Viele, besonders Frauen, die vom weißen Flusse geheilt seyn wollen. Jedoch muß man fleißig dabei beten, und ein Opfer bringen, welches besteht aus einer erbettelten Nadel, einen erbettelten Faden Garn und etwas Korn. (Wolf N. S. Nr. 338.)

Die Nadel steht zu den Brünnlein in Beziehung, denn sie wird auch in Flüsse geworfen, wenn man mit den Nixen in Verkehr treten will; das Korn bezieht sich auf den Opferkuchen, der zuweilen auch den Stromgeistern in die Flut geworfen ward; und der Faden Garn mahnt an die drei Schicksal spinnenden Nornen am Urdharbrunnen im scandinavischen Mythus. Dreibrunn (**Trois fontaines**) heißt ein sehr besuchter Wallfahrtsort in Belgien. Eine Kirche der drei Marien fand sich vordem bei Lüttich. Der vielen Feenquellen, die jetzt in Frankreich der Maria geweiht sind, wurde schon oben gedacht. Hier sey noch daran er-

innert, daß die Hochländer der Auvergne die Mineralquellen von **Murat-le-Quaire** unter den Schutz von Feen stellen. Die Einwohner von Gloucester behaupten: neun Feen hüteten die Warmbrunnen dieser Stadt; man müsse diese vorerst besiegen, ehe man sich der Bäder mit Erfolg bedienen könne. (Schreiber hist. Taschenb. V, S. 99). Auch diese Function ist auf Maria übergegangen.

Die Aachner Chronik berichtet über die Gründung dieser Stadt:

Eines Tages jagte Karl der Große in der Gegend von Aachen, da erschaute er einen Hirsch. Sein Roß trat mit einem Fuße in den Bach einer Quelle, welche unfern entsprang. Das Wasser war heiß, darum erhob es den Fuß, eilte zurück von dem Wasser und stieß ihn in den Staub, denn das Wasser *) war sehr heiß. Als der König es merkte, stieg er ab, und wie er sein Pferd hinken sah, fühlte er mit der Hand an den Huf. Er fand ihn sehr heiß, tauchte seine Hand sodann ins Wasser und fand es heiß. Darauf ging er dem Laufe des Baches aufwärts nach, zwei Hufen Landes lang, und da fand er die Quelle, welcher der Bach entsprang, aber diese war voll von Feuer. Nachdem er das Wasser mit der rechten Hand gefühlt, fand er, zur Linken sich umsehend, eine andere Quelle, diese war klar, kalt und heilsam. Da bat Karl Gott den Herrn, daß er ihm rathe, was er an dem Orte zu thun habe. Da sagte ihm eine Erscheinung, daß er der heiligen Jungfrau Maria hier eine Kapelle bauen solle. Und der König vergaß es nicht. Die Kapelle wurde in runder Form nach dem Hufe seines Pferdes **) aufgeführt, welches das Wasser drunten heiß gefunden (Wolf, Deutsche Sagen Nr. 272).

Herzog Bernhard von Kärnthen gelobte der seligsten

*) Im Altd. bedeutet Ach s. v. a. aqua: Wasser, daher der Name der von ihren heißen Quellen benannten Stadt.

**) Ueber Hufeisen als Heilszeichen vgl. S. 88.

Jungfrau zu Ehren auch in Krain, wie seine Vorfahren in Kärnthen gethan, ein Cisterzienserkloster zu bauen, wenn er im Kriege gegen den Bischof von Bamberg Sieger bleiben würde. Als sein Gebet erhört worden, war er noch uneinig über die Stelle, auf welcher das Gotteshaus zu Ehren der Himmelskönigin emporsteigen sollte. Da ging er eines Tages auf die Jagd, verirrte sich und schlief ermüdet unter einem Baume ein. Im Traum erschien ihm die Gebenedeite in einem blendend weißen Kleide und ermahnte ihn, einige Schritte abwärts zu steigen: „Da wirst du," fuhr sie fort, „eine Quelle sehen und bei derselben einen alten Mann, welcher dir die geeignete Stlle füs das neue Kloster anzeigen wird. „Der Traum bewährte sich, als aber der Greis den Ort gezeigt hatte, verschwand er. Nun zweifelte der Herzog nicht länger über die Stelle, erfüllte sein Gelübde, nannte die neue Stiftung „Marienbrunn" und gab ihr einen alten Mann in das Siegel (Kaltenbäcks „Mariensagen" Nr. 19).

Die Belege, daß Maria, wie sonst die Feen, den Quellen vorsteht, ließen sich ins Unendliche vermehren; ihr Wirkungskreis ist aber auch eben so vielseitig als jener der Feen. Oben (S. 861) haben wir die, das Aschenbrödel beschützende, Fee aus einem Dattelbaume hervorkommen sehen. Die Therme, welche unsern Domremy, unter dem sogenannten Feenbaume (arbre des Fées) hervorquillt, unter welchem die Jungfrau von Orleans in Visionen mit der heil. Jungfrau conversirte, soll der Wünschelruthe der guten Feen (baguette des bonnes fees) ihren Ursprung verdanken. Hier also ein Feenbaum an einer Feenquelle, wo seit der Einführung des Christenthums Maria waltet. Man wird hier an die Najaden und Dryaden der Hellenen erinnert. Auch das europäische Heidenthum dachte nicht anders. Unter den Völkern slawischen Stammes trifft man auf die Sage,

daß Krok mit einer Baumfee, die an Quellen weissagende Libussa gezeugt habe. Im scandinavischen Mythus begegnen wir den Elfen, denen gewisse Bäume heilig sind. In Norwegen hütet man sich ihretwegen hohle Bäume umzuhauen, und in Dänemark halten sie sich gern unter Linden und Hollunderbäumen auf. „In einer entlegenen Gegend von Kopenhagen, innerhalb der Wälle, bewohnen die Matrosen der dänischen Marine ein Quartier, welches fast eine eigene Stadt bildet. In einem jeden Hof ihrer kleinen Häuser sieht man über die Planken hervorragend, einen mächtigen Hollunderbaum, der mit religiösem Eifer gepflegt wird. Der Geist dieses Baumes ist der Schutzgeist des Hauses, hilft in Krankheiten, steht den Frauen in Kindsnöthen bei, verschwindet aber auch, wenn der Baum abstirbt. Die nordischen Landleute glauben, in oder unter dem Hollunderbaum wohne ein Wesen, Namens Hyldemoer. Wollte Jemand von einem solchen Baume etwas brechen, so mußte er vorher dreimal sagen: O Hyldemoer, laß mich etwas von deiner Erle nehmen, und du kannst auch von meiner nehmen." Zu Stochedding in Seeland auf dem Kirchhofe stehen einige alte Bäume; das sollen Elfen seyn, die zur Nachtzeit das Baumgewand abstreifen und Geister werden. In einem altschwedischen Buche liest man von einem Manne, der im Walde einen Baum fällen wollte, aber plötzlich vernahm er eine Stimme: Lieber, haue mich nicht! Der Bauer hieb dennoch; als er aber aus den Wurzeln Blut hervorquillen sah, erschrack er, und wurde siech bis zum Tode (Büttmann Nord. Elfenm. S. 68). Daß der, der Holle oder Holde geheiligte, Hollunderbaum, als die Göttin in die christliche Maria sich umwandelte, seine Heiligkeit durch diese Veränderung nicht

eingebüßt haben wird, läßt sich wohl nicht bezweifeln. In Maria's besonderer Gunst stehen die Linde, die Eiche, der Ahorn und die Haselstaude.

Auf der nach Basel führenden Landstraße, nicht weit vom Hubbade und der Burg Windeck, liegt die Wallfahrtskirche „zur Linde." Diesen Namen hat sie von einem uralten Baume, der unfern von ihr steht. In grauen Zeiten soll das Muttergottesbild, welches jetzt auf dem Hauptaltar der Kirche aufgestellt ist, in einer Blende des Baumstammes gestanden haben. Es geschah nun, daß Kriegsvolk die Gegend überschwemmte, und die Kirchen nebst ihren Bildern zerstörte, da wuchs die Rinde der Linde über die Blende des Madonnenbildes, so daß es dicht in den Baumstamm eingeschlossen und jedem Auge verborgen blieb, bis der Friede im Lande wieder hergestellt war. Ein Hirtenmädchen, das in der Nähe der Linde ihre Heerde hütete, vernahm Abends einen lieblichen Gesang aus dem Baume. Dieß wiederholte sich am zweiten und dritten Tage darauf. Nun erzählte sie das Wunder von dem singenden Baume ihrem Vater. Dieser schloß, es müsse ein Zauberwerk seyn und von einem bösen Geist herrühren. Er nahm also die Holzart auf die Schulter, und ging hinaus, um die Linde zu fällen. Aber als er kaum die Rinde berührte, fiel der Theil derselben ab, welcher die Blende überwachsen und verborgen hatte, und das Muttergottesbild lächelte ihm daraus entgegen. Die Wundermähre verbreitete sich in der Umgegend, und alles Volk strömte herbei, dem Bilde seine Gebete darzubringen. Die Edlen von Windeck erbauten auf diesen Anlaß hin neben der Linde eine Kapelle, in welcher das Bild aufgestellt wurde (Schnezler Bad. Sag. II. S. 239).

In Ronsse findet man unter vielen andern Kapellen auch das unserer lieben Frau vom weißen Zweige. Wo es nun steht, stand vor Jahrhunderten eine uralte Eiche, zwischen deren dichten Zweigen ein hölzern Marienbild hing. Dieß hatte Wunderkraft und viele Kranke fanden bei ihm Genesung. Bald strömten aus allen Städten und Dörfern Pilger herbei. Was die Pil-

ger am meisten wunderte, war, daß der Zweig, an dem es hing, ganz schneeweiße Blätter trug. Von ihm hieß das Bild: Marie zum weißen Zweige. Den Satan ärgerte die Andacht zu dem Bilde, und so trieb er einige Böswichter an, den weißen Zweig abzuhauen und ihn in einem tiefen Pfuhl zu verbergen. Doch damit gewann er nichts, denn zu gleicher Zeit fühlte die Wittwe des Grafen Johann von Nassau sich gedrungen, über dem Bilde eine Kapelle zu bauen, welche der Bischof von Gent am Tage des heil. Lucas 1639 einweihte. Dadurch nahmen die Wallfahrten zur Eiche noch mehr zu, und bis jetzt ist die Kapelle eine der besuchtesteu in Flandern (Wolf, Deutsche Sagen Nr. 261).

Im Dorfe Ahorn (unweit Coburg) hatte einst eine Hexe einen gewaltigen Sturm losgelassen, welcher so heftig wüthete, daß der Thurm der Kirche unserer lieben Frauen davon krumm gebogen wurde. Darüber wurden die Einwohner des Dorfes sehr verspottet von ihren Nachbarn, und mußten sichs gefallen lassen, bis sich ein Schäfer fand, welcher dem Uebel abzuhelfen versprach. Er nahm ein langes und zwei Zoll dickes hanfenes Seil, befestigte es an einer Fichte, die noch am Bergesrande steht, und zog mittelst desselben und eines Bindnagels den Thurm unter dem Murmeln magischer Formeln wieder gerade. Im Kirchenbuche zu Ahorn soll diese Mähre aufgeschrieben stehen, und auch der Strick wird dort auf dem Kirchboden noch gezeigt.

Bechstein, aus dessen „Sagen des Grabfeldes" Nr. 72 diese Mähre entlehnt ist, fügt hinzu, daß noch viele Ortschaften des Frankenlandes nach Bäumen heißen, als: Eiche, Birnbaum, Birken, Lind, Buch, Erl, Fichten, Eschen, Tann, Weiden u. A., lauter fränkische Ortsnamen. Noch gibts ein „Kirch-Ahorn" in Oberfranken. Auch ward der Ahornbaum hochgehalten bei den alten Deutschen. „Die Ahornböm hett man hievor gor wert, daz man sie zohe in der künig höf und win zu in goß" (Letzterer Umstand bezeichnet sie

am deutlichsten, als altheidnische Cultusstätte). „Das Dorf Ahorn" — schließt Bechstein — „hat auch eine berühmte Wallfahrt zu unsrer lieben Frauen."

Diese Uebertragung, der vom Heidenthum erklärten Heiligkeit eines Ortes in den christlichen Cultus, berichtet folgende Sage weniger versteckt, als die andern in diesen Kreis gehörenden:

Die heilige Linde, welche nahe bei der Stadt Rastenburg steht, war schon als Wallfahrtsort berühmt. In der Heidenzeit stand hier eine übergroße Linde, unter welcher kleine unterirdische Männlein, Perstucken geheißen, ihre Wohnung hatten. Dieselben erschienen den Kranken in mondhellen Nächten*) und heilten sie. Um sie zu verehren, wurde ihnen Abends ein Tisch mit Speisen und Getränk unter den Baum gestellt. War am nächsten Morgen nichts mehr auf dem Tische gefunden, so war es ein gutes Zeichen; blieben sie unberührt, so deutete man es als den Zorn der Götter, die nun von dem Hause des Opfernden gewichen seyen. Späterhin ist Heiligenlinde ein christlicher Wallfahrtsort geworden, und ist daselbst die Mutter Gottes verehrt. Als Veranlassung wird folgende Mähre erzählt:

Vor vielen hundert Jahren war zu Rastenburg ein Uebelthäter ins Gefängniß gesetzt, der den Tod verwirkt hatte. Am Tage vorher, da er gerichtet werden sollte, war ihm die heilige Jungfrau im Gefängnisse erschienen und hatte ihn mit tröstlichen Worten angeredet, ihm auch ein Stück Holz und ein Messer gegeben, mit dem Befehle, aus dem Holze zu schnitzeln, was er wolle. Dieses that er. Wie nun der Morgen herankam, und der arme Sünder vor das Gericht gestellt ward, da zeigte er das Stückchen Holz vor, an dem er in der Nacht geschnitzelt. Und siehe, auf demselben zeigte sich ein künstliches Marienbild, in dem Arme das Jesuskindlein haltend. Als der Missethäter nun erzählte, wie ihm die heilige Jungfrau erschienen, da erkannte man das Wunderwerk, und ließ das Ge-

*) Wo auch Elfen und Feen geschäftig sind.

richt den armen Sünder los. Darauf ging dieser, wie ihm die heil. Jungfrau befohlen, von Rastenburg gen Rößel, um das Bild auf die erste Linde zu setzen, die er auf seinem Wege antreffen würde. Er ging vier Tage in der Irre, bis er endlich unweit Roßel eine Linde fand. Auf diese setzte er sein Bild, welches nun große Wunder that. Es blieb nämlich von Stunde an die Linde grün, im Winter wie im Sommer. Bald darauf kam ein Blinder an die Linde, und sah plötzlich ein hellglänzend Licht. Er faßte nach demselben mit den Händen, das Licht aber kam von dem Bilde, und so wie er das Letztere berührt hatte, wurde er sehend. Darauf erhielt das Bild allgemeine Verehrung; selbst das Vieh, wenn es unter dem Baume hergetrieben wurde, hat vor ihm die Kniee gebogen. Als solches die Rastenburger hörten, gingen sie in großer Procession an den Ort, nahmen das Bild von seinem Orte und brachten es in die Stadt. Allein in der Nacht war das Bild aus der Stadt verschwunden, und hatte sich von selbst wieder zur Linde begeben. Alsbald sind die Rastenburger mit einer größern Procession nochmals hingegangen, und haben das Bild geholt und in die Stadtkirche gesetzt. Aber am andern Morgen war es wieder verschwunden und zu seinem alten Orte zurückgekehrt. Da hat man es nicht wieder geholt, sondern an dem Platz eine Kapelle gebaut. Noch jetzt geschehen viele Wunder an der Heiligenlinde, und es ist merkwürdig, daß alle Bäume in derselben Gegend ihre Wipfel nach der Kapelle zu neigen, als wenn selbst die Pflanzen ihre Verehrung für den heiligen Platz zu erkennen geben wollten (Tettau und Temme Ostpreuß. Volksf. Nr. 114).

Rastenburg scheint seinen Namen von dem Rasten des Marienbildes nach viertägigem Umhertragen erhalten zu haben. So heißt Waldrast auf dem Serlesberg südlich vom Badeort Minders im Tyrol von der Rast eines Holzhauers im Walde, wo er einschlummernd den Ton zweier Glöckchen vernahm, darüber erwachte, und vor sich auf dem Fleck, wo jetzt

die Kirche steht, eine Frau in weißen Kleidern, mit einem Kind im Arm erblickte, und die ihn ermahnte hier ihr eine Kapelle zu erbauen. Ich gebe die Sage vollständig, wie die von der Ode des Jesuiten Balde — der im 17. Jahrhundert dieses Gnadenbild besang — sich sehr unterscheidende ältere Relation sie erzählt:

Im Jahre 1392 sandte die große Frau im Himmel einen Engel aus nach Tyrol auf den Serlesberg. Der trat vor einen hohlen Lerchenstock und sprach zu ihm im Namen der Gottesmutter: „Du Stock sollst der Frauen im Himmel Bild fruchten!“ Das Bild wuchs nun im Stock, und zwei fromme Hirtenknaben gewahrten sein zuerst (i. J. 1407). Verwundert liefen sie hinab zu den Bauern, und erzählten, was sie gesehen. Das heilige Bild wurde nun erkannt, mit einer Säge aus dem Stocke geschnitten, und einstweilen nach Matrey gebracht. Da stand es, bis ihm eine eigene Kirche zur Waldrast gebaut wurde. Dazu bediente sich U. L. F. eines Holzhackers, Namens Lusch, aus Matrey, den sie im Traum zur Erbauung einer Kapelle aufforderte (s. oben).

Wie oben Maria, aus einer Linde singend, sich bemerkbar machte, so spricht sie in folgender Mähre aus der Fichte:

Um das Jahr 1297 ist der Anfang des Nonnenklosters Michelstätten in Krain gemacht worden. Die Dokumente dieses Klosters zum Jahre 1300 zeichneten auf, daß ein Pfarrer des genannten Dorfes auf der Jagd einen Schall aus dem nächstgelegenen Walde vernommen, und als er demselben nachgegangen, sey er zu einer Fichte gelangt, von welcher die Stimme herausgehallt. Als die Fichte gefällt war, hat man ein ellenlanges Bildniß der Jungfrau Maria gefunden, so das Jesuskind auf den Armen gehalten. Hiervon ist dieser Ort „unserer lieben Frauen Thal“ benannt und eine Kirche der Jungfrau Maria allda aufgerichtet worden (Kaltenbäck Marienſ. Nr. 29).

Auch der Nußbaum ist Marien geheiligt. Die Kirche Sta. Maria del Popolo in Rom, welche außer andern Reliquien auch den Nabel von Christus besitzt, ist an einer Stelle erbaut, wo ein alter Nußbaum seine dickbelaubten Aeste ausbreitete, auf welchen aber Tausende von Teufeln herumschwärmten. Paschalis II. that den Baum in Bann, und das dankbare Volk ließ dafür die Kirche erbauen, daher der Name der Kirche del popolo. Die Teufel, die auf dem Baume ihren Aufenthalt hatten, waren gewiß Elfen oder Feen. Auch in Deutschland war dieser Glaube verbreitet, daher der Haß der Eiche — welche dem Blitz- und Lichtgott geheiligt war — gegen den, die Nacht (nox) verbildlichenden Nußbaum (nux), beide Bäume können nicht neben einander stehen, ohne zu verderben, gleichwie Weißdorn und Schwarzdorn (Grimm, Mythol. S. CLII).

Daß die Haselstaude, welche zumeist im Rufe der Wunderthätigkeit *) stand, und die im Mährchen von Aschenbrödel (s. S. 861), als Feenbaum eine Rolle spielt, auch der Maria nicht gleichgültig gewesen seyn könne, ließe sich auch dann voraussetzen, wenn kein Beleg aus dem Bereiche der Volkssagen aufzufinden wäre. Glücklicher Weise finde ich aber einen solchen (in Kaltenbäcks Sammlung Nr. 36) vor:

Die böhmischen Grenzgebirge gegen das Voigtland hin, tragen eine Kirche und eine Kapelle, genannt: Maria im Haselstrauche oder auch „Maria Kulm." Darunter liegt das Städtchen Kulm gegründet von Bergleuten. Die Kirche wurde 1383 gestiftet. Die Entdeckung des in jener Kirche verehrten Marienbildes war einem Metzger

*) Mit Haselruthen bezwingt man die Hexen (Prätorius Blocksberg S. 115.)

vorbehalten, der nach Vieh ausging, und ermattet von der Mittagshitze unter einem Haselstrauch entschlummerte. Da hörte er im Schlafe sich dreimal rufen. Aufwachend bemerkte er im Strauch ein Marienbild. „Was ist das?“ fragte er sich, und sank nieder, ergriffen von der wunderbaren Erscheinung. Freundlich nickte das Bild ihm zu, und er, gestärkt und ermuntert, nahm das Bild in seine Arme und trug es nach Falkenau, wo er es in seinem Hause in einer schönen Kammer gar wohl verwahrte. Bald war aber das Bild aus seiner Wohnung wieder verschwunden; bestürzt ging er zum Haselstrauch und fand das Bild dort wieder. Da merkte er wohl, es wolle dasselbe nicht von der Stelle weichen, und habe seinen Sitz erwählt, wo er es fand. Also ließ er eine Hütte bauen und darüber ein Dach, so daß das Bild von Jedermann verehrt werden konnte. Als der Metzger gestorben war, stürzte das Dach zusammen und das Bild kam in Vergessenheit. Da begab es sich, daß ein wandernder Faßbindergesell sich gleichfalls an einem heißen Sommertag unter dem Haselstrauch niederlegte und entschlief. Da erschien ihm Maria die Himmelskönigin, und entdeckte ihm, daß während seiner Wanderschaft seine Eltern verstorben wären, und verpflichtete ihn zugleich, von seiner Erbschaft ihr eine Kapelle zu bauen. Er gehorchte. Seitdem erhielt das Bild den Namen Maria Kulm, weil die Kapelle auf einem Gipfel (in *culmine* montis) erbaut wurde. Diese Kapelle stand allen Andächtigen offen. Rings um dieselbe erwuchs wildes Gesträuch, und allenthalben gaben tiefe Kluften vielen Büßenden Aufenthalt. Bald aber wurden diese Höhlen Schlupfwinkel von Räubern. Diese wurden von einem Ritter von Katzengrün aus Falkenau in ihren Bergschluchten überfallen, und von den hier vorgefundenen, durch Raub zusammengescharrten Kostbarkeiten, deren Eigenthümer nicht ausfündig gemacht werden konnten, eine Kirche über das Marienbild erbaut. Die Menge der Andächtigen, die jetzt hinströmten, faßte der kleine Raum nicht mehr, und so wurde 1499 eine neue Kapelle gebaut. Das Bild der h. Jungfrau ist aus Lindenholz geschnitzt, sitzend auf einem Sessel, das Jesuskind auf ihrem Schooß hält in der rechten

Hand einen Apfel (als Symbol der Weltkugel). Noch jetzt wird hieher zahlreich gewallfahrtet.

Unter den Blumen waren Rosen und Lilien die gewöhnlichen Sinnbilder der Feen. Die drei Lilien im französischen Wappen gehörten ursprünglich der von den Galliern verehrten Isis, welcher schon die Aegypter das Symbol des Geburtsorgans (vgl. S. 752), nämlich die Lilie — diese Geburtsstätte und Hochzeitbett von Isis und Osiris, die schon im Mutterleib sich begatteten, und noch sollen Staubfäden und Pistill dieser Blume *) an die einstige Vereinigung jenes Götterpaars erinnern — geweiht hatten, wie die Griechen der Aphrodite (Athen. XV, 681) und der Ehengöttin Here (Clem. Alex. Paedas II, 8. p. 213 ed. Potter) — daher Homer Beiden das Prädicat „lilienarmig" verlieh — und die Inder der Lakschmi, von der alle Fruchtbarkeit ausgeht (Bohlen's Ind. I. S. 194). Damit steht ebenso wenig im Widerspruch die indische Sage: die Lotusblume habe die Eigenschaft, daß man mit ihr die Tugend der Frauen prüfen könne (Katha Sarit Sagara Lpz. 1839 p. 56 sq), als jene spanische Sage: in den Thälern des Eichwaldberges bei Alcoya im Königreich Valencia sey das Bild der unbefleckten Empfängniß Mariä in einer Lilienzwiebel aufgefunden worden, mit der Vorstellung von der Jungfräulichkeit der Gnadenmutter, die ja ebenso, wie einst Juno Lucina, von kreißenden Frauen angerufen wird. Wenn in der Schamhöhle der weiblichen Mumien Aegyptens die Lilien- oder Lotuszwiebel angetroffen wurde, so erklärt diesen Brauch eine Grabschrift, in welcher Osiris eine

---

*) Der Kelch das Geburtsorgan, der Staubfaden das Zeugeglied.

verstorbene Frau, Namens Thebe *) mit der Formel tröstet: „Deine Blume wird sich wieder aufrichten" (Creuzer Symb. I. S. 288), d. h. aus dem Tode entsteht neues Leben. Zu demselben Zwecke wurden auch Phallusbilder den Todten mitgegeben (s. S. 281). Aus diesem Gesichtspunkte will die bekannte Sage **) von jenem Ritter erklärt seyn, welcher dem ununterbrochenen „Ave Maria" Beten es zu verdanken hatte, daß aus seinem Grabe eine Lilie hervorsproßte, deren Stengel man beim Aufgraben der Leiche im Munde des ritterlichen Marienverehrers gefunden haben wollte. Aber auch von der Rose geht eine ähnliche Sage:

Im Kloster Doel lebte ein Mönch, der alle Tage fünf Psalmen sang, die mit den Anfangsbuchstaben des Namens der heil. Jungfrau begannen. Es geschah nun im Jahr 1186 am Feste des h. Andreas, als die Mönche zur Nachtvigilie sich in der Klosterkirche versammelt hatten, daß der Subprior die Runde machte, um zu sehen, ob Alle da wären. Er fand Alle zugegen, seinen Bruder Josbert, jenen frommen Marienverehrer ausgenommen. Das wunderte ihn; er ging zur Schlafkammer und zu Josberts Bette, denn er dachte ihn noch schlafend zu finden. Aber er fand ihn kalt und todt, und sah zugleich ein unerhörtes Wunder, nämlich fünf Rosen, die aus des Hingeschiedenen Mund, Augen und Ohren hervorblühten, und auf denen die ersten Verse der fünf Psalmen standen, die Josbert zur Ehre Marias zu beten gewohnt war. Bald verbreitete sich das Gerücht von diesem Wunder, und der Bischof kam und nahm die Rose aus dem Munde, legte sie in ein krystallnes Kästchen und befahl dies auf dem Altare aufzustellen. In dem Augenblicke aber, wo er die Rose genommen, sanken die andern vier hin und verloren alle ihre Zierde. (Wolf deutsche Sagen Nr. 59.)

*) Thebe war das Prädicat der im ägyptischen Theben verehrten Isis φαρια.

**) Pfeiffers Marien-Legenden No. 15.

Schon die Alten setzten die Rose auf Grabsteine (Winkelmanns Werke II, S. 561), und im homerischen Hymnus auf die Todtenfrau Demeter, wird als Gespielin ihrer Tochter der Todtengöttin Persephone die Nymphe Rhodope genannt, welche, s. v. a. die Rosenäugige bedeutet. Als Todtenblume war die Rose auch dem unterirdischen Dionysus (Zagreus) geweiht, demselben Gott, der vor die Thore des Schattenreichs einen Phallus hingepflanzt.

Aber nur deßhalb waren Rosen und Lilien Todesvorzeichen, nicht nur in Deutschland (vgl. S. 888), sondern auch bei den scandinavischen Völkern — denn in Schweden reicht Maria sterbenden Kindern eine Lilie oder Rose dar (Afzelius Schwed. Volksf. III) — weil sie als Geburtssymbole tröstende Sinnbilder der Auferstehung nach dem Tode seyn sollten.

Wie die Lilie ist auch die Rose als Symbol der Empfängniß Attribut der Maria geworden, welche obschon Königin der Jungfrauen, dennoch — seitdem sie an die Stelle der Mondgöttin rc. getreten, — die Niederkunft der Frauen beschützt und die Geburt erleichtert. An die gewöhnliche Rose darf man, um das Symbol natürlich zu finden, freilich nicht denken, sondern an die, wegen ihrer Eigenthümlichkeit von Linné „Auferstehungsblume" (Anastatica hierocuntica) benannte „Rose von Jericho." Sie ist in Arabien und Palästina zu Hause, wo sie in sandigen Ebenen und vegetationsarmen dürren Gegenden wächst. Ein Samenkorn mitten in einem solchen Striche keimt und schlägt Wurzeln zu einer Zeit, wo der Wind ruhig ist, somit auch der Sand nicht hin und her gejagt wird. Sie zieht aus der Atmosphäre alle darin befindliche Feuchtigkeit an sich, treibt Blätter und Zweige

und setzt sich im Boden fest. Endlich aber stirbt die Pflanze ab, denn sie ist jährig und zieht alle Zweige und Wurzeln zu einem Knoten zusammen, hat jedoch damit noch nicht, wie andere Pflanzen, ihre Laufbahn geschlossen. Im August, wo die erste Vegetationsperiode zu Ende ist, beginnen die Winde und treiben den Sand fort. Eine so leicht ausgetrocknete Pflanze, wie der geschilderte Knollen, wird mit fortgerissen und läßt auf ihrem Wege die Körner fallen, die wieder einer ihr ähnlichen Pflanze das Daseyn geben. Aber dieser Lauf durch die Lüfte nimmt ein Ende, das lange umhergeworfene Gewächs bleibt endlich liegen, und merkwürdiger Weise immer an feuchten Orten, deßhalb findet man so viele an den Ufern des Jordan. Hier scheint sie von der langen Reise auszuruhen, sie athmet auf, Stengel, Wurzeln und Zweige werden wieder weich, dehnen sich aus und schwellen auf, die Saugröhren erwachen wieder zum Leben und ein neuer Saft durchdringt den Stengel, die Blüthen entwickeln sich und die Pflanze gelangt zum zweiten Mal zur Reife. Es ist dieß eine wahre Wiedergeburt, und darum heißt diese Pflanze: „Auferstehungsblume (Anastatica)." Die Eigenschaft der Pflanze, sich aufs Neue zu beleben, wenn sie ins Wasser kommt, machte frühzeitig Eindruck auf die Völker des Landes, wo sie heimisch ist, und sie glaubten: wenn man diese Pflanze in ausgetrocknetem Zustande ins Wasser lege, zur Zeit, wo eine Frau die ersten Geburtsschmerzen empfinde, so müsse sie sich wieder belebt haben bei der Geburt des Kindes. Darauf hat sich seit uralter Zeit ein abergläu-

bischer Gebrauch gegründet, da allerdings die Entwicklung der Pflanze und die Geburt des Kindes oft gleichzeitig erfolgen, und das Volk des Landes nennt die Pflanze „Hand Maria's" (**Chaf Mariam**) weil Maria die Gebärenden in ihren Schutz nimmt und ihre Hand die Niederkunft erleichtert. In Europa hatte aber ihr Gaspard Baudin i. J. 1560, mit Rücksicht auf ihr Heimatsland, den Namen „Rose von Jericho" gegeben (**Echo du Monde savant 1841 Nr. 667. 670. 673**).

Wie nun die Sinnbilder der Geburt als Todesvorzeichen dienen, weil der Tod dem neuen, oder im geistlichen Sinne: dem wahren Leben — als Gegensatz zum Scheinleben des Erdendaseyns — vorhergeht, so hat die mystische Sprache in anderer Beziehung die Vereinigung des Geopferten mit der Gottheit unter dem Bilde einer Hochzeit aufgefaßt. Ein Beispiel dieser Art theilt Daumer (a. a. O. II. S. 18) mit: Ein in der Kirche wohnender und verpflegter Knabe war von einem Muttergottesbilde auf den kommenden Sonntag zur Hochzeit geladen, und starb am Sonntag beim Empfang des Abendmahls am Altare. Ein anderes Beispiel wird dort aus Bovius „marianischem Gnadenschatz" (Buch III. Er. 26. S. 94 ff. Augsb. 1737) angeführt. „Ein sehr junger Mönch stand in einer Kapelle seines Klosters, und glaubte zu vernehmen, daß das vor ihm befindliche Marienbild, auf das in seinem Schooße ruhende Jesuskind hinweisend, ihn anredete: „Das Kind, das du so innig liebst, ladet dich zu seiner Hochzeit ein." Der Abt, dem er davon Mittheilung machte, trug ihm auf, dem Bilde zu sagen, daß auch er gern mit zur Hochzeit ginge. Das Bild entgegnete: auch der Abt solle kommen, und zwar näch=

stens am h. Pfingsttag, wenn man in der Terz den Hymnus: **Veni creator spiritus!** intonirt haben würde. Hierauf legte der Abt eine Generalbeichte ab, und ließ den Knaben dasselbe thun. Am bestimmten Tage las er die Messe, communicirte jenen, verfügte sich mit ihm und andern Mönchen in den Chor zum Officium, und gab beim Intoniren des genannten Gesanges zugleich mit dem jungen Mönche (wiewohl sie Beide frisch und gesund waren), den Geist auf." Man müßte völlig blind seyn, setzt Daumer hinzu, um nicht zu sehen, daß hier von der Opferung eines im Kloster gehaltenen und in die Gemeinschaft der Mönche aufgenommenen Knaben, mit dem sich zugleich der Abt in den Tod gibt, die Rede sey.

Also der Pfingsttag war der Opferungstag. Aber eben um Pfingsten wirft man gewissen Flußgeistern, wie in Rußland den Russalkys, Opferspeisen in die Flut, damit sie die Schwimmenden verschonen. Von den Nixen sind vielfache Sagen verbreitet, daß sie schmucke Jünglinge verführen und durch ihre Reize in das Wellengrab locken. Von den Elfen und Feen erzählt man sich ähnliche Verbindungen mit Menschen. Eigentlich sind ja die Feen auch See- und Quellgeister und erscheinen daher auch oft als Schwanjungfrauen, oder sie haben, wie Bertha, die fabelhafte Mutter Pipins von Frankreich, noch den Gänsefuß, als Abzeichen behalten *). Zu dieser Klasse gehörten die drei S c h w a n j u n g f r a u e n, welche Grimm (Myth. S. 398 ff.)

*) Daß die Bildsäule der reine Pedoque d. h. der regina pede aucae an verschiedenen alten Kirchen in Dijon, Nesle, Nevers rc. angebracht ist, beweist eben, wie Bertha eine aus dem heidnischen Cultus überkommene Gottheit sey, die von der christlichen Geistlichkeit, um tolerirt zu werden, anthropisirt wurde.

mit den drei Schicksalsnornen (Parzen, spinnende Feen) zusammenstellt. Brunhilde, die wir oben als die Walkyre Hilde kennen lernten, wird (Fornald Sög. I, 186) mit dem „Schwan auf der Welle" verglichen. Solche Schwanjungfrauen sind auch die weisen Meerweiber, denen Hagen ihr „wunderlich gewant" wegnimmt, und nicht eher wiedergibt, bis sie ihm geweissagt *). Das eine Meerweib heißt Sigliet; Sigeline ist auch der Name einer Walkyre. Ebenso ist der Vogel, welcher zu der trauernden Gudrun (1166 ff.), als sie in der Gefangenschaft am Strande wäscht, heranschwimmt und ihr ihre Befreiung verkündet, eine Schwanjungfrau **). Die Sage von Wieland und den drei Walkyren kehrt noch im spätern Gedichte von Friedrich von Schwaben wieder. Der Held sucht unter dem Namen Wieland seine geliebte Angelburg. Als er an dem Orte angekommen ist, wo sein Wunsch erfüllt werden soll, sieht er drei Tauben zu einer Quelle fliegen, die sich darin baden wollen ***). Indem sie die Erde berühren, werden sie zu Jungfrauen. Sie werfen ihre Gewänder ab und springen ins Wasser. Wieland, durch Hilfe einer Wurzel unsichtbar, nimmt ihnen die Kleider weg (deutsche Heldens. 401), und bekömmt sie dadurch in seine Gewalt, wie man sich

---

*) In einer jüdischen Sage paßt ein Kabbalist dem mitternächtlichen Tanz der Leichen auf den Grabern ab; wahrend dessen diese ihre Todtenhemde abgeworfen haben, entwendet er ein solches, und will es dem Bestohlnen, der es nach der Geisterstunde wieder anlegen will, nicht eher wiedergeben, bis er ihm die Ursache der herrschenden Seuche anzeigt.

**) Die Ueberarbeitung macht die Schwanjungfrau zu einem Engel, der des Vogels Gestalt annahm.

***) Die Taube (πελεία, columba) heißt nach dem Schwimmen (πλέω = κολυμβάω).

sonst der Elfen, Kobolde ꝛc. bemächtigt, wenn man ihnen ein Kleidungsstück, den Schleier, die Mütze, den Schuh ꝛc. entwendet.

Wenn Arthur tödtlich verwundet aus der Schlacht von der Fee Morgane auf ihre Insel Avallon entrückt wird, was heißt dieß anders, als: er ist auf die Insel der Seligen versetzt worden? Dieß ergibt sich schon aus der mährchenhaften Schilderung jenes Eilands. Man muß nämlich wissen, daß die Mauern des Schlosses zu Avallon — wie jene des himmlischen Jerusalems — aus purem Gold und Edelsteinen zusammengesetzt sind, daß ihr Glanz den der Sonne verdunkelt u. dgl. m. Hier vernimmt das Ohr die lieblichsten Melodien. Die Feen, welche diese Insel zu ihrem Aufenthalte erwählten — also die abgeschiedenen Geister — heilen alle Schmerzen des Leibes und der Seele. Dieß soll wohl heißen: sie sind durch Befreiung von der gebrechlichen Materie und durch seliges Vergessen (Lethe) ihres Zustandes auf der Erde, selber von allen diesen Leiden befreit? Dieß deutet die Sage von Ogier dem Dänen an, dem seine Geliebte, die Fee Morgane, die Krone der Vergessenheit aufgesetzt hatte. Auf ihrer Insel herrscht ewiger Friede, weder Hitze noch Kälte empfindet man hier, denn stets wehen nur liebliche Zephyre. Jahrhunderte verfließen hier wie Secunden, und nie übersättigen die Herrlichkeiten und Vergnügungen, an welchen man sich daselbst weidet. Kurz, Avallon ist, wie der Hesperidengarten mit seinen goldenen Aepfeln, das Land der ewigen Jugend, darum heißt es auch die Apfelinsel, denn Iduna's Aepfel belehren uns durch ihre verjüngende Eigenschaft, was man unter den 147 Aepfelbäumen der Druiden auf Avallon sich zu denken habe, nämlich die Wiedergeburt der Seelen;

denn das irdische Seyn ist in der mystischen Sprache ein fortwährendes Sterben; schon Plato nannte den Leib den Sarg der Seele, und der christliche Kalender feiert den Sterbetag jedes Heiligen als dessen Geburtstag.

Aus dem Vorhergehenden darf man also folgern, daß wenn ein von einer Fee geliebter Sterblicher nach längerm Unsichtbarseyn wieder auf einige Zeit zur Oberwelt zurückkehrte, er schwerlich den Leib mitbrachte; oder wenn seine Handlungen auf ein körperliches Wesen schließen lassen, ist mit Sicherheit ein jüngeres Alter des Mährchens vorauszusetzen, dessen Erzähler in einer dem Alterthum ganz fernen Zeit lebend, den eigentlichen Sinn der Tradition nicht mehr verstand. Von dieser Art ist folgende französische Sage:

Ein Edelmann von Argouges, bei Bayeux, begegnete einstmals auf der Jagd einer Gesellschaft von zwanzig Frauen, alle waren von ungewöhnlicher Schönheit, und ritten auf weißen Zeltern. Eine schien ihre Königin zu seyn. In diese verliebte er sich, und beschloß ihr seine Hand anzutragen. Er erhielt keinen Korb, denn die Fee — eine solche war die Dame — hatte ihn schon längst zu ihrem Schützling erwählt, ihm auch zu einem Sieg über einen gewaltigen Riesen verholfen. Sie liebte ihn dermaßen, daß sie sich sogar von ihm bereden ließ, auch seinen Glauben anzunehmen. Aber sie stellte die eine Bedingung auf, daß er in ihrer Gegenwart nie das Wort „Tod" über die Lippen bringe. Der Liebhaber ließ sich diese Klausel gerne gefallen, und bald vermehrten liebliche Kinder das Glück seiner Ehe. So verflossen mehrere glückliche Jahre, als ein trivialer Zufall das unselige Wort über seine Lippen brachte, und ihn vom Gipfel seines Glückes stürzte. Dies hatte sich, wie folgt ereignet. Die beiden Gatten hatten eines Tages einem Turnier beiwohnen wollen. Die Dame beschäftigte sich allzulange mit ihrem Anputz, worüber der Herr Gemahl unwillig wurde.

Als sie endlich aus ihrem Zimmer heraustrat, konnte er seinen Zorn nicht besiegen, und rief ihr entgegen: „Schöne Frau, habt doch die Güte den Tod aufzusuchen, denn Ihr braucht viel Zeit zu Euern Geschäften*)". Kaum war das verhängnißvolle Wort ausgesprochen, als die Fee mit einem herzzerreißenden Schrei verschwand. Seitdem erscheint sie allnächtlich in weißem Gewande, und macht ihre Wanderungen um das Schloß. Zuweilen will man unter ihren Klagetönen, die sie ausstößt, ganz deutlich das Wort: „der Tod! der Tod!" vernommen haben**).

Offenbar hat man hier eine der vielen Sagen von der weißen Frau vor sich, deren Erscheinen, wie bei der Fee Melusine — die ja auch durch einen Wortbruch ihres Gatten zum Gespenste wurde — den Tod eines Familiengliedes anzeigen soll. Daß sie Tod! Tod! gerufen, ist der Zusatz des Erzählers, veranlaßt durch die Tod verkündende Erscheinung. Endlich erfuhr die kurze Gespenstergeschichte selber noch eine Deutung und diese bestand darin, daß die Fee das Wort „Tod" nicht hören mag; nur unter dem ihr geleisteten Versprechen, es nie vernehmen zu lassen, erhält der Geliebte ihre Hand, und sein Wortbruch entreißt sie ihm wieder. Darauf sollen nun die Worte des Gespenstes: der Tod! der Tod! gleichsam hinweisend auf die Ursache ihres Unglücks, anspielen.

So lagert sich um den Kern noch vieler andern Sagen eine Rinde über die andere, bis die ursprüngliche Gestaltung gar nicht mehr sich herausfinden läßt. Wie die Geschichtsnarren stets bei der Hand sind, um auch der handgreiflichsten Fabel einen historischen Ueberwurf zu geben, so zeigte sich ein solches Individuum auch

---

*) Belle dame, seriez bonne à aller chercher la mort, car vous étes bien longue en vos besoignes.

**) Bosquet, la Normandie p. 98.

hier geschäftig. Herr Pluquet erwarb sich das Verdienst, die Entstehungsgeschichte dieses Märchens auszuarbeiten. Ihm zufolge hieß jener Edelmann mit dem Vornamen Robert; der Riese, welchen er durch den Beistand der Fee besiegte, war ein Deutscher, Namens Bruno. Dies geschah im Jahr 1106 bei der Belagerung von Bayeux durch Heinrich I. Wie aber mischte sich eine Fee in diesen Kampf? Auch jetzt ist der wackere Ausleger um eine Antwort nicht verlegen. Man findet nämlich auf dem Wappenschild des Hauses Argouges die Religion unter dem Bilde einer Frau, die bis zum Nabel in einem Schiffe steht und darunter die Devise: à la fé (statt à la foi!) was das Volk: à la fée! verstand.

Wer aber aus den oben vorgetragenen Sätzen die Ueberzeugung gewonnen hat, daß alle Feen d. h. alle weiblichen Geister weiße Frauen sind, und daß das Erscheinen eines Familiengespenstes (Ahnfrau) einem Gliede der Familie den nahen Tod anzeige, der wird leicht abmerken, daß die fortbildende Sage es war, welche der Erscheinung die Worte: Tod! Tod! in den Mund legte; bis man endlich das Märchen, noch zu dürftig findend, die seltsame Klausel in dem Ehekontrakt erfand, aus welcher man entnimmt, daß die Feen das Wort „Tod" ebenso ungern hören als der Teufel, wenn man ihn bei seinem eigentlichen Namen ruft.

Weil nicht alle abgeschiedenen Geister während ihres Erdenwallens einen tugendhaften Lebenswandel führten, so haben die Bewohner von Wales zwei Gattungen von Feen angenommen, als: 1) die Tylwith-Teg (die schöne Familie), diese sind wohlwollend, sie erzeugten das Sprichwort in Frankreich: schön wie eine

Fee *), und die gansfüßige Bertha, Blanca (s. S. 843 u. 905), sowie die Schwanjungfrau Sigunne, welche „die schönste über alle Lande" heißt, gehört zu ihnen. Diese Feenart belohnt gastfreie Hausfrauen, treue Diener und gehorsame Kinder. 2) Die Ellylon hingegen — mit denen man in Frankreich die Lutins, in Deutschland die Kobolde vergleichen dürfte — sind muthwillig und boshaft. Was nun die Erstern betrifft, so läßt die wälsche Sage sie in einem Felsen am Seegestade wohnen. Und in der ersten Mainacht, wo die alten Römer die Manen losgelassen dachten, wo Ceridwens blutige Mysterien gefeiert wurden, wo die Heren auf den Blocksberg ziehen, da öffnete sich sonst eine Thüre. Wer hineintrat, kam auf eine Insel im See — die Geisterinsel — wo man die schönsten Blumen und Früchte antraf. Doch durfte nichts von der Insel weggetragen werden (wenn man nicht die Naschhaftigkeit, wie einst Proserpine, büßen wollte, die durch den Genuß eines Granatapfels sich den Rückweg aus der Unterwelt versperrt hatte). Einer Sage zufolge hatte ein Gast sein Gelüste nicht unterdrücken können. Am Ausgang des dunkeln Ganges verschwand ihm die gepflückte Blume. Seitdem ist die Thüre geschlossen, und die Insel wird vom Ufer aus nicht mehr gesehen. Nur einen starken Nebel bemerkt man auf der Mitte des Wassers. („Ausl." 1841 Nr. 76.)

Maury sagt in seinem gehaltvollen Schriftchen „les Fées du moyen-age," daß der Glaube an Feen die einzige Spur sey, welche das Druidenthum von seiner ehemaligen Existenz zurückgelassen. Die Feen

---

*) Um etwas Nichteristirendes zu bezeichnen, sagte man: schöner als eine Fee.

bilden gleichsam den Vereinigungspunkt für alle Erinnerungen an die alte Religion der Gallier. Die Tombelles (Grabstätten), Menhirs und bedeckten Alleen hat das Volk unter ihren Schutz gestellt. Bei Vihiers (Departement Maine und Loire) heißt ein solcher Grabhügel der alten Gallier: „la Motte aux fées;“ auf der Insel Corcoury bei Saintes heißt ein solcher le Terrier de la fade (Fee). Zu Esse (Dep. Ille und Vilaine) zeigt man den berühmten Feenfelsen; bei Vienne gibt es einen Feenborn; zu Langeac in der Auvergne besitzt man „Peyrres de las fades,“ bei Noailles (Dep. Oise) einen „Feenstein“ (pierre aux fees); in Ste. Helene (Lozére Dep.) zeigt man „lou Bertel de las fadas“ (die Feenspindel, ital. berticello, hat vielleicht davon die spinnende Königin Bertha ihren Namen?) Die Dolmens von St. Moriz hat das Volk „Oustals de la fadas“ (Feenhäuschen) genannt. Auf der Straße von Dijon nach Plombieres gibt es Druidenhöhlen, die jetzt Feenlöcher (Tours des fées) heißen. Eine Feengrotte zeigt man auch bei den Ruinen des Schlosses Urfé. An der Grenze der Auvergne befindet sich am linken Ufer der Borne bei dem Dorfe gleichen Namens in der Seitenwand des Felsens eine Höhle, welche von den dortigen Einwohnern „die Feenkammer“ genannt wird, sämmtlich Spuren keltischer Zeit. Die Steine, welche zu Pinols, fünf Meilen von St. Flour, angetroffen werden, läßt der Volksglaube von Feen dahingetragen seyn *). Jener Druidenstein, welcher 6 Meilen süd=

---

*) Diese Beschäftigung verschmäht auch Maria nicht. Ihr wurde da eine Kapelle erbaut, wo sie Erde niedergelegt hatte, die sie in ihrer Schürze weit hergeholt. (Schreiber hist. Taschb. 1839 S. 119.)

östlich von Blois, zwischen den Gemeinden Pont-Leroy und Thenay angetroffen wird, heißt „Mitternachtsstein" (**Pierre de minuit**), weil er in der Mitternachtsstunde der Christnacht sich im Kreise drehen soll. Man hält diesen Zauber für ein Werk der Feen. In der Nähe von Tours zeigt man einen ähnlichen Stein, von welchem die Sage geht, daß die Feen ihn auf ihren Fingerspitzen dahin getragen.

Auch diese Sage wurde in andern Gegenden Frankreichs auf die heilige Jungfrau übertragen. In der Charentégegend, im Bezirke Cognac, und der Gemeinde St. Fort am Flüßchen Ney liegt ein ungeheurer Stein. Diesen hat Maria auf ihrem Kopf dahin getragen und zugleich vier Pfeiler in ihrer Schürze; als sie aber über den Fluß ging, entfiel ihr ein Pfeiler in den Sumpf von St. Fort *). Dabei wird man an jene attische Mythe erinnert, welcher zufolge Athene zur Befestigung der Akropolis einen Berg von Pallene herbeiholen wollte, aber unterwegs, erschrocken über die Verkündigung einer Krähe, ihn hinfallen ließ, wo er auch liegen blieb **).

Wenn man den Landleuten in Nieder-Bretagne glauben darf, so halten die Corrigans (Feen) allnächtlich um die Dolmens und Menhirs von Carnak und Locmariaker ihre Rundtänze, also an denselben Stätten, wo einst die Druidinnen ihre mysteriösen Zusammenkünfte hielten. Maury ist der Meinung, daß die Feen Personificationen der in den ersten christlichen Jahrhunderten noch fortbestandenen Anhänglichkeit an den untergegangenen Druidenglauben wären. Der Zweifel

*) Mem. des antiquaires VII, 31.

**) Antigoni Carystii hist. mirabil. c. 12 Lips. 1791.

an die Aufrichtigkeit des neuen Bekenntnisses bei manchen zum Christenthum Bekehrten veranlaßte vielleicht zur Bekämpfung dieses Mißtrauens, den Feen folgende Versicherungen ihrer Rechtgläubigkeit in den Mund zu legen. So betheuert Melusine ihrem Raymund, daß sie eine fromme Christin sey (!) und die Fee Meliore legt ihr christliches Glaubensbekenntniß ihrem Geliebten, Parthenoper von Blois, im Brautbett ab (!). Die Landleute der Nieder-Bretagne lassen sich dadurch dennoch nicht von der vorgefaßten Meinung abbringen, daß das Christenthum den Feen ein Stein des Anstoßes sey. So viel soll ausgemacht seyn, daß die Feen auf die Geistlichkeit nicht gut zu sprechen sind. Auf die heilige Jungfrau aber haben sie einen besondern Haß *). Diese Abneigung geht so weit, daß der Samstag, weil er Marien geheiligt, für die Feen ein Unglückstag ist; wie die Geschichte Melusinens belehrt, die am Sonnabend von ihrem Gemahl im Bade belauscht wurde, was für Beide so üble Folgen hatte.

Noch im 17. Jahrhundert wurde in der Kirche zu Poissy eine Messe gelesen, um das Land vor den bösen Einflüssen zu schützen. (**Walkenaer, preface des Contes de Perrault.**) In Lothringen herrschte der Glaube: die Feen würden ihre frühere Macht wieder gewinnen, wenn das Johannes-Evangelium nicht fleißig abgelesen würde. (**Beaulieu, Archaeol. de la Lorraine I, p. 167.**) Aus dem von Laverdy (**Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothéque royale t. 3**) veröffentlichten Proceß der Jungfrau von Orleans ist bekannt, daß alljährlich der Pfarrer von Domremy bei dem Feenbaum, unter wel-

*) Begreiflich, weil sie in alle ihre Rechte eintrat.

chem Johanna ihre Visionen hatte, das Johannes-Evangelium ablas.

Das Mißtrauen, welches die Geistlichkeit gegen die Feen zu verbreiten sich bemühte, konnte dem Glauben an ihre wunderbare Schönheit keinen Abbruch thun; man suchte also auf anderm Wege das Volk von der Verehrung dieser Wesen abzubringen. Man dichtete ihnen irgend ein häßliches Attribut an, wie z. B. der Melusine den Schlangenschweif, den man jeden Samstag an ihr bemerken könne. Endlich ging man noch weiter. Da man ihre Unsterblichkeit nicht wohl abläugnen konnte, so legte man diesen Vorzug, den sie vor dem Menschengeschlechte besitzen, als eine Strafe aus, wie Bojardo im „verliebten Roland" (26ster Ges. 15. Stanze) singt:

„Die Fee kann nicht ersterben,
Sie harret bis zum jüngsten Tage"

wo nämlich das Gericht über die Dämonen beginnen soll. Diese Unsterblichkeit ist nun so wenig beneidenswerth wie jene des Tithon; sie ist eigentlich nur ein langes Greisenalter, begleitet von allen Uebeln, die dasselbe zur Folge hat, aber ohne Hoffnung, durch den Tod von denselben befreit zu werden. Darauf zielt Ariost, wenn er im „rasenden Roland" (Ges. 43, Stanze 98) die Manto sagen läßt:

Von allen Uebeln dieses Lebens
Dringt nur der Tod auf uns nicht ein;
Wir wünschen ihn herbei vergebens,
Damit noch herber unsre Pein.



Sechsunddreißigste Zelle.

Sagenbildungen,

welche

aus dem Bestreben: **Naturphänomene**, **Local-Eigenthümlichkeiten**, **Orts- und Personennamen**, **monumentale Bilder**, **Wahrzeichen u. s. w.** zu deuten, entstanden sind.



I. Himmelserscheinungen.

Sonne und Mond wurden bei allen Völkern, bald als Mann und Frau, bald als Bruder und Schwester personificirt. In der nordischen Mythe heißen sie Sol und Mani, ihr Vater Mundilfari, d. i. der drehende Firsternhimmel *). Die Asen versetzten Sonne und Mond an den Himmel, und gaben ihnen Wagen und Rosse, um am Himmelsbogen herumzufahren **). Die Rosse der Sonne heißen Arvakr (der Frühwache), und Alswidhr (der Allkluge, vielleicht weil dem Blick der Sonne sich nichts zu entziehen vermag?). An ihren Bugen sind Blasebälge angebracht, um die Glut abzukühlen, welche sonst alle Wesen und Pflanzen verkohlen würde; Andere deuten sie auf die frischen Morgenwinde.

*) Nach Thorkelin zur ältern Edda I. 15. von fara, fahren oder führen, und mandul: Achse, Rolle, Mandel, Mangel; (μάγγανον, Maschine, μάνδαλος Ringel, lat. mangonium, Lat. med. aevi: manganum. Wurfmaschine, altd. Mange. Ob man dabei an den indischen Weltberg Mandar (mundus) denken dürfte, den Riesen (Elemente) im Milchmeer an der (Zeit-) Schlange Ananda (Unendlich) umquirlten?

**) Ps. 19, 6. geht die (bei den Orientalen männlich gefaßte) Sonne „wie ein Bräutigam aus seiner Kammer (im Meere, wo sie Abends einkehrt), und freut sich wie ein Held zu laufen den Weg." Die Griechen ehrten die Sonne an ihren Festen durch nachahmende Wettläufe, zu Fuße und zu Wagen, denn auch sie ließen Sonne und Mond auf Wagen fahren. (Iliad. 5, 720 sq.)

Die Letten erzählen, wie Saule (Sonne) mit ihrem Manne Mehnes (Mond) die ersten Sterne (**Swaigones**) gezeugt, von welchen die übrigen Himmelslichter herkamen. Um diese kleine Sonnenmaid (**Saules mailas**) freiten die Göttersöhne (**Dewa dehli**) und erhielten eine kleine Mitgabe. Ihren Mann aber, weil er treulos dem Morgenstern die Braut entführte, zerhieb die Frau Sonne mit scharfem Schwert in vier Viertel (Hagen's „Germania" I. S. 28).

Dieselbe Sage findet sich in einer geringen Abweichung in Stenders keltischer Sprachlehre S. 662. Dort ist es der Blitzgott Perkun, der die Sonne an ihrem ungetreuen Gatten rächt; und nicht in vier Theile, sondern in zwei Hälften spaltet sein Schwert (der Blitz) den Mond, diese sind in den beiden Mondvierteln zu sehen.

Die Schiffsleute hegen die Meinung, daß der Mond eine schwammige Natur habe, denn er saugt, besonders im Vollichte, oft in unglaublicher Kürze ganze Wolkenmeere in sich, und entschleiert den blauen Himmel. Der Mond ist durstig, sagen sie, und säuft das Gewölke. Dieses Phänomen zeigt sich auch wirklich am häufigsten zur Zeit des Vollmonds im Zwielicht, und die Meteorologen sind mit der Erklärung dieser Erscheinung auch noch nicht ins Reine gekommen.

Das Mährchen vom „Mann im Monde" scheint ein e t y m o l o g i s c h e s zu seyn. In der indischen Mythe heißt der Mann (**Manu**), als erstgeschaffener Mensch (**manusha**), nach seiner Herkunft aus dem Monde (**ma**, *μῆν*). Jener Manu ist der ägyptische Menes und kretische Stiervater Minos, mit Anspielung auf die Hörner des Mondes *). Die Germanen leiten

*) Auch Manu nahm, als er sich zum Erstenmal begattete, Stiergestalt an. Als Gesetzgebender Stier Dherma (der wie Mi-

sich von Mannus, dem Sohn des Thuisco, des Luftgottes Thys ab, wie Manu ein Sohn Brahma's war. Die Verschmelzung beider Bedeutungen (Mann und Mond) in den so nahe verwandten Wörtern zeigt auch der nordische **Mana-garmr**, wie der Alles verschlingende Hund heißt, welcher vom Tod aller Menschen lebt, und als Wolf auch den Mond verschlingen will. Hagen vergleicht auch das altd. **Mane**, Mond mit **maenish, monisch**, Mensch, und fügt hinzu: Erwägt man, daß der nordische Mani vielmehr der Führer des Monds (**tungl**), als der Mond selber ist, so wird die weit verbreitete Vorstellung vom Mann im Monde wohl einen andern Sinn und Ursprung haben, als aus den Flecken im Monde, in welchen er doch eben so wenig zu erkennen ist, als das, was die Schweden noch darin sehen, nämlich zwei Männer, die einen großen Eimer an einer Stange tragen (**Ling Eddornas Sinnebildslära I, 78**). Die Edda nennt Beide **Bil** und **Hiuki**, Söhne Vidhfinns, und berichtet: Mani habe die Knaben der Erde entrückt, als sie vom Brunnen Byrgir den Eimer Sägr an der Stange Simul auf den Schultern trugen (**Sn. Edda 12**). Diese dunkeln Namen beziehen sich vermuthlich auf die wechselnden Lichtgestalten des Mondes, dessen Ab- und Zunahme — denn **bila** bedeutet verringern, und **hjuka**, pflegen, **Saegr**: Fülle, s. Finn Magnusens **Lex. Myth. 507** — der aus dem verborgenen Lichtborn schöpfende Eimer ausdrückt. Nicht deutlicher als diesen Eimer und Stange sieht man das Zubehör unseres Männleins im Monde, den Dornstrauch und

---

nos — im Neumonde d. h. im Schattenreiche — die Todten richtet), durchschreitet er alle 4 Weltalter (Mondphasen?)

seinen Hund, welcher letztere wieder auf die wilde Jagd (der Diana, Holle rc. oder auf die hundsköpfige Hekate) zu deuten wäre (Hagen a. a. O. S. 360). In der deutschen Sage ist der Mann im Monde ein Kohldieb, deshalb zur Strafe in den Mond versetzt. Den Sinn dieser Fabel lese man oben S. 496 nach. In der Mark, in der Umgegend von Benzendorf, sagt man: es sey kein Mann, den man im Mond erblicke, sondern eine Frau, die am Sonntag gesponnen, und nun zur Strafe mit der Spindel dort oben sitze (Kuhn M. S. Nr. 26). Das wird wohl die S. 494 erwähnte Maria gewesen seyn, die an Mariä Himmelfahrtstag mit ihrem Gespinnst noch nicht zu Ende war, und zur Strafe in den Mond versetzt wurde; wahrscheinlich Maria selber, welche Offenb. Joh., auf dem Monde stehend, geschildert wird, und der Legende zufolge dort wirklich ihren Wohnsitz hat (vgl. Naubert neue Volksm. Bd. I.).

In Ditmarschen sagt man, daß die Einwohner von Bösum in ihrem Kirchthurm sitzen und die Sonne am Tau haben. Sie bewahren sie darin die Nacht über, und müssen sie des Morgens wieder in die Höhe stoßen. Man sagt auch so: Wenn sie des Abends in ihre Nähe kommt, so binden die Straßenjungen des Orts ihre Taschenmesser an Bindfaden, und werfen damit in die Sonne hinein, und tucksen sie dann herunter. Andere aber behaupten, daß es in der Nähe von Hamburg ein Dorf gebe, dessen Einwohner dasselbe beim Monde thun. Auch sie ziehen auf und nieder, schneiden ihn oft zurecht, und von ihren Messern hat er die großen Löcher und schwarzen Flecke. (Müllenhof Schleswig-Holstein Nr. 351.)

Die Inder erklären die Flecken im Monde auf folgende Art:

Als der Beherrscher des Luftkreises, Indra, die Ahalya (d. i. die Nichtdunkle v. hal oder kal, dunkel und a pri-

vativ.) zu seinem Willen verleiten wollte, machte er den „leuchtenden“ Candra (verw. mit dem lat. candor) zum Vertrauten seiner List. Dieser wußte, daß ihr Gatte jedesmal beim Hahnenkrähen zum Gebet aufstehe, seine Hütte verlasse, und sich im Ganges wasche. Beide begaben sich also in die Nähe seiner Wohnung. Candra nahm die Gestalt eines Hahnes an und krähte noch vor Mitternacht. Sogleich stand der heilige Mann auf und ging zum Strom, eine frommen Gebräuche zu verrichten. Indeß besuchte Indra die Ahalya unter der Gestalt ihres Gatten. Die Stromgöttin Ganga empfing aber den Mann sehr übel, der sie vor Tagesanbruch störte. Er berief sich auf den Hahnenruf, schöpfte aber Verdacht, als er hörte, wie früh es noch sey, und eilte zu seiner Wohnung zurück. Hier fand er nun die beiden Götter, prügelte sie ganz unbarmherzig, und belegte sie noch mit dem Fluch, daß sie die Merkmale dieser Schläge immer behalten sollten. Der Mond (Candra) ist daher noch immer voll dunkler Flecken. (Polier Myth. des Ind. II. p. 194—231.)

Nach der Lehre der Mongolen zeigen die Mondschatten des Hasen Gestalt:

Bogdo Schigamuni, der oberste Regent des Himmels, hatte sich einst in einen Hasen verwandelt, um einem verhungernden Wandersmann zur Speise zu dienen. Wegen dieser aufopfernden Handlungsweise setzte Churmusta (der Ormuzd der Mongolen), welchem die Tängari (die guten Geister) als ihren Obersten verehren, die Figur eines Hasen in den Mond, damit jene edle That stets in Erinnerung bleibe. (Bergmanns nom. Streifereien III. S. 40.)

Der vorerwähnte Dornstrauch wird in einer von Kuhn erzählten märkischen Sage (Nr. 26) zum Reisholzbündel (Dornwelle) in der Hand des Mannes im Monde, der auch eine Axt auf dem Rücken trägt. In den Axtstiel mochte sich die Wasserstange des heidnischen Mährchens, der getragene Eimer in den Dornbusch verwandelt haben, die Idee des Diebstahls wurde beibehalten. Fischart (Gargant. 130b) gedenkt des „Männ-

leins im Monde", das Holz gestohlen. Chaucer (Testam. of Crescide) weiß, daß der Dornbuschträger seines Diebstahls wegen nicht in den Himmel gelassen wurde, sondern im Mond bleiben mußte. Ritsons ancient songs enthalten ein Lied auf den Mann im Monde, welches beginnt: Auf einer Traggabel schleppt er, zitternd vor Kälte, eine Last Dörner, die ihm das Gewand zerreißen. Er hat sie gehauen, und ist vom Flurhüter gepfändet worden. Das Lied stellt ihn als faulen Alten dar, der bald still steht (d. h. rückwärts schreitet), bald fortschreitet, überdieß betrunken ist. Shakesspeare gedenkt des Mannes im Mond, seines Hundes und seines Dornbusches (Tempest II, 2, 1.). Was das Dornenbündel für einen Sinn birgt, ist schwer zu errathen, man müßte denn die hellen Parthien im Monde als Gegensatz zu den Flecken darunter verstehen, wenigstens bedeutet Dorn in der orientalischen Bildersprache s. v. a. Feuer, daher brennt der Dornbusch auf dem Berge Horeb, ohne sich zu verzehren.

Das kalte Licht des Mondes mochte die Hellenen auf den wunderlichen Gedanken gerathen lassen, den Mond als frierend, folglich unbekleidet sich zu denken. Plutarch erzählt nämlich im Gastmahl der sieben Weisen:

Der Mond sprach einmal zu seiner Mutter (?): „die Nächte sind so kalt, ich friere, mach' mir doch ein warmes Kleid!" Sie nahm das Maß, und er lief fort. Wie er aber wieder kam, war er so groß geworden, daß das Röckchen nirgends passen wollte. Da trennte die Mutter die Nähte und ließ aus; allein die Zeit währte dem Mond zu lange, und er ging wieder fort. Emsig nähte die Mutter am Kleide, und saß manche Nacht auf bei Sternenschein. Der Mond kam zurück, hatte viel gelaufen, und darum sehr abgenommen, war schmächtig und bleich ge-

worden, das Kleid war ihm also viel zu weit, und die Aermel schlotterten über die Knie. Da war die Mutter bös, daß er sie so zum Narren habe, und verbot ihm, je wieder ins Haus zu kommen. Deßwegen muß nun der Mond nackt und bloß am Himmel laufen, bis Jemand kommt und ihm ein Röcklein kauft.

Muthmaßlich dachte der Hellene hier an Hermes, den männlichen Mondgott, den Sohn der Weberin Maja, die in der Tiefe des Meeres Scheingewänder webt. Ihr Name ist unverändert der indische für die Mondgöttin, die wir auch in deutschen Mythen als Spinnerin kennen lernten.

Noch drolliger ist die Verkleidung der Sonne als — Schneider in einem östreichischen Volksmährchen, das Ziska in Büschings wöch. Nachr. IV. S. 124 ff. mittheilt, und das mit einigen Abänderungen in Nr. 20. der Grimmschen Kindermährchen wiedererzählt ist.

Ein Schneider ging auf die Wanderschaft, da begegnete ihm ein Riese, der ihn in seine Dienste nehmen wollte. „Was ist meine Besoldung?" — Der Riese antwortete: Dreihundert fünfundsechszig Tage jährlich, und ist es Schaltjahr, noch einen darüber. „Bist du damit zufrieden?" — „Meinetwegen!" antwortete der Schneider, dachte aber bei sich: ich will mich von ihm bald wieder los machen. Da befahl ihm der Riese, einen Krug Wasser zu holen. „Warum nicht lieber gleich den Brunnen sammt der Quelle?" fragte der Schneider, welcher sich vor dem Riesen aufschneiden wollte, damit dieser Furcht bekäme und ihn nicht zu verschlingen Lust bezeuge. „Was? den Brunnen sammt der Quelle?" murmelte der leichtgläubige Recke in den Bart hinein, und bekam Respect vor dem Schneider. — Wie der Schneider Wasser gebracht, befahl ihm der Riese, einige Scheite Holz im Walde abzuhauen und heimzutragen. „Warum nicht lieber gleich den ganzen Wald mit Einem Streich?" fragte der Schneider. Der Riese fürchtete sich jetzt noch mehr. Diesmal befahl er ihm, ein

Wildschwein für das Abendmahl zu schießen. „Warum nicht lieber gleich tausend mit Einem Schuß und dich dazu?“ fragte der Prahler. „Lassen wir das heute gut seyn“ rief der Riese erschrocken aus. In der folgenden Nacht konnte er vor Angst nicht schlafen. Er dachte auf ein Mittel, je eher je lieber, sich dieses Dieners zu entledigen. Am andern Morgen in der Frühe gingen Beide zu einem Sumpfe, der stark mit Weidengebüsch bewachsen war. Da sagte der Riese: „Setze dich auf so eine Gerte, ich möchte doch sehen, ob du sie zu biegen vermagst.“ Gleich setzte sich der Schneider auf eine, hielt den Athem an sich, und machte sich schwer, daß sich die Gerte bog, aber wie er wieder Athem schöpfen mußte, schnellte sie ihn, da er unglücklicher Weise sein Bügeleisen nicht bei sich hatte, zum Vergnügen des Riesen so hoch in die Luft, daß er nicht mehr zu sehen war.

Vielleicht stammt daher das Sprichwort: „Ein Schneider ist nicht schwer?“ Der Schluß der Erzählung scheint ursprünglich ein anderer gewesen zu seyn, etwa daß der Schneider ins Wasser gefallen. Da aber die Absicht des Erzählers, welcher den eigentlichen Sinn der Fabel nicht mehr kannte, darauf hinaus ging, nur den Riesen lächerlich zu machen, so mußte er den Schneider, wenn er nicht mit dessen Triumph über den Riesen schließen konnte, mindestens vor dem Ausgelachtwerden zu schützen suchen. Das Wildschwein, das er zum Abendmahl herbeischaffen soll, ist Freir's Sonneneber mit den Goldborsten (Strahlen), welcher allnächtlich für die Helden der Walhalla in einem mächtigen Kessel gekocht wird, und am nächsten Morgen zu neuem Leben erwacht, gerade wie die Sonne, welche Abends im Ocean (Aegirs Braukessel) verschwindet, um am folgenden Tage in neuem Glanze wieder aufzusteigen. Die Sonne ist auch der Schneider selber, der, wie ein Sonnenstrahl, sich auf dem Weidenzweige

wiegt und hierauf in dem Bache untergeht, in unserm Mährchen unsichtbar wird. Was ist leichter als das Licht? Die englische Sprache drückt daher beide Begriffe mit Einem Worte (light) aus. Der Wald, den der Schneider zu fällen verspricht, bezieht sich auf die durch allzustarke Glut entstehenden Waldbrände, und die Quelle, die er ausschöpfen will, spielt auf das Austrocknen derselben in der Sommerhitze an. Der Riese ist als ein Wesen bezeichnet, auf welches die Sonnenstrahlen nur verderblich wirken, als das Princip der Finsterniß und Kälte, er ist aus dem Geschlechte der nordischen Reif- und Frostriesen. Wenn die Nachtriesen sich vom Sonnenstrahl betreffen lassen, werden sie zu Stein. Anfänglich (um Mittewinter) spottet er des kraftlos scheinenden Schneiderleins, als er aber ihn genauer kennen lernt (im Frühjahr), bekömmt er eine andere Meinung von seiner Kraft. Im Mährchen muß freilich der Schneider als Prahler erscheinen, weil er nur für einen — Schneider gelten will, in der Wirklichkeit aber, d. h. als Sonnenpersonification, vermöchte er allerdings sein Versprechen zu halten, wenn ihn der Riese — was aber zu des Letztern Schaden ausfiele — beim Wort nehmen wollte.

Wie allen Asen, sind insonderheit der Sonnengöttin, die vom Weltriesen Ymer abstammenden und den Asen gegenüberstehenden (Elementar-) Riesen feindselig, und sie wird nebst dem Monde stets von zwei Wölfen — bei den Indern sind es zwei Drachen, und vielleicht auch sonst im Orient, vgl. Offb. Joh. 11, 19, wo der Drache das Sonnenweib zu verschlingen droht; bei den Hellenen ein Meerungeheuer (die Seeschlange), aus dessen Rachen der Sonnenheld Hercules, nach drei Tagen bei Joppe, wie Jonas, wieder ausgespieen

wurde, aber das Haar (die Strahlen) versengt hatte — aus dem Riesengeschlechte bedroht, indem Hati (Hader, Haß) vor ihr den Mond, und Sköll *) sie selber verfolgt. Darunter sind die Eklipsen (Götterdämmerungen) gemeint. Bei diesen verliert die Sonne ihren Schein, der Wolf ereilt und verschlingt sie, muß aber seinen Raub (wie Cerberus in Cumäa) wieder ausspeien, denn die Finsternisse währen nur kurze Zeit. Laut des Verzeichnisses der heidnischen Gebräuche zur Zeit des h. Bonifaz, rief man dem Monde bei Verfinsterungen zu: Siege Mond! weil man vermuthlich ihn in Gefahr wähnte; wie solches allgemeine Vorstellung im Heidenthum war und noch ist, wonach auch der Mond bald aufs Blut gepeitscht, bald von einem Drachen verfolgt, und ihm durch Geschrei, Trommeln und Blasen Hülfe geleistet wird; was selbst die Römer durch die Tuba **) thaten, und sowohl in den germanischen als romanischen Ländern noch in christlicher Zeit geschah (**Eccard. Franc. Or. I. 427**). Die Indier glauben, die Dämonen Ragu und Kadu wollen zur Zeit der Eklipsen Sonne oder Mond verschlingen, die Chinesen halten jenen für einen Drachen, der die beiden Himmelslichter fressen wolle. Die Mongolen erzählen: die Götter wollten den Aracho für seine Unthaten strafen, er hatte sich aber so gut versteckt, daß Niemand seinen Schlupfwinkel ausfindig machen konnte. Man fragte daher die Sonne. Sie gab unbefriedigende Antwort. Als man den Mond fragte, entdeckte er Aracho's Aufenthalt. Aracho wurde nun hervorgezogen und gezüchtigt. Zur Rache dafür ver-

*) Isländ. Skolli, Fuchs (und Teufel), σκύλαξ = Schakal, Fuchswolf.

) **Juvenal. 6, 442. Tacit. Annal. 1, 28.

folgt er Sonne und Mond; und so oft er mit dem einen oder der andern in Handgemenge geräth, entstehen Verfinsterungen. Um die Himmelslichter aus ihrer Noth zu retten, wird mit musikalischen Instrumenten lärmendes Getöse gemacht, wodurch sich Aracho zurückschrecken läßt (Bergmann, nomad. Streifer. III, 41). Nach Georgii (Alph. Tibetan. p. 189) sind es Ungeheuer, oben wie Menschen, unten wie Schlangen gestaltet, die Sonne und Mond nachstellend, ihre Verfinsterung veranlassen. Die Finnen in Europa glauben Aehnliches. Bei den Esthen heißt es: „Sonne und Mond wird gefressen." Die Litthauer lassen einen Dämon (Tiklis) den Sonnenwagen anfallen, dann entsteht Finsterniß, und allen Geschöpfen bangt, daß die Sonne unterliege. Bei Mondfinsternissen tragen die Grönländer Kisten und Kessel auf die Hausdächer und schlagen darauf. Die Mauren in Afrika feuern bei einer Eklipse Flinten nach der Sonne, um das ihr nachstellende Ungeheuer zu schrecken, daß es sie nicht verzehre. In den Ebenen und auf den Höhen von Tripolis schlagen die Weiber Kupfergeräth aneinander, und machen einen Lärm, der Meilen weit gehört wird. Abweichend von den andern Völkern, denkt man am Nigerstrom. Dort wird zwar auch bei Mondfinsternissen geblasen, aber nicht um einen Drachen zu verscheuchen, sondern: weil der Mond aus Verdruß über seinen dornigen Weg den verbotenen Pfad der Sonne betreten, diese ihn aber entdeckte, und ihn nun am Himmel hin und her jage und durch Verfinsterung strafe, soll jener Lärm sie abschrecken.

Nach der Edda waren alle Gestirne Feuerfunken aus Muspelheim, die in dem Luftraum herumflogen, bis ihnen die Götter ihren Ort und Lauf anwiesen

(Sn. 9). Entzündete Dünste, die bei gestirntem Himmel, feurigen Faden gleich, schnell durch die Luft niederfallen (lat. stella transvolans, ital. stella cadente, span. estrella vaga, franz. étoile filante) werden dem Reinigen des Sternlichts zugeschrieben. Man sagt: „ein Stern schnäuzt sich". Der litthauische Mythus vereinigt die fallenden Sterne mit der Sage vom Schicksal: die Spinnerin beginnt den Faden der neugebornen Menschen am Himmel zu spinnen und jeder Faden endet in einen Stern. Naht nun der Tod des Menschen, so reißt sein Faden, und der Stern fällt erbleichend nieder. Diese Spinnerin sitzt auf einer solchen Höhe am Firmament, daß mit dem täglich gesponnenen Faden die Welt der Länge nach gemessen werden könnte, obschon der Stern stets in seiner gewöhnlichen Höhe sich zeigt, und der erst nach Verlauf vieler Jahre (bei schwächer werdendem Auge) um etwas schwächer erscheint. Daher sind die niedern Sterne die Endpunkte von dem Lebensfaden junger Leute. (Ausl. 1839, Nr. 279.) Ueber die Entstehung der Sterne belehren uns die guten Holsteiner eines Andern als die Edda: Der liebe Gott gebraucht die alten Jungfern nach ihrem Tode zu einem wunderlichen Geschäft. Sobald nämlich die Sonne am westlichen Himmelsrand untergegangen ist, müssen die alten Jungfern aus den abgenutzten alten Sonnen die Sterne zuschneiden; die verstorbenen alten Junggesellen aber müssen diese während der Nacht im Osten allezeit hinaufblasen, indem sie beständig an einer Leiter auf- und absteigen. (Müllenhof a. a. O. Nr. 482). Im litthauischen Mythus sind die Sterne Kinder des Mondes und der Sonne, und werden, wie in den Myt-

hen des Orients und der Hellenen als Heerden (sanskr. greha, Stern, lat. greges, Heerden) dargestellt.

Von der Milchstraße und ihrer Beziehung auf Irwin und Erich habe ich S. 64 gehandelt, bemerke also hier nur nachträglich, daß das christliche Mittelalter sie auch die „Jacobsstraße" (lat. galaxias via sancti Jacobi, franz. chemin de St. Jacques) nannte, weil die Pilgerfahrten zum angeblichen Grabe des San Jago di Compostella in Spanien zum Himmel führen sollten. Die Litthauer nannten sie die „Vogelstraße", weil man, die Seelen der Verstorbenen als Vögel auf derselben herumflatternd, sich vorstellte.

Dem Regenbogen, ebenfalls die „Geisterbrücke" genannt (s. S. 272 ff.), schrieben die Serben die Macht zu, das Geschlecht des unter ihm Durchgehenden zu ändern, wahrscheinlich, weil die Geister geschlechtlos (sündlos) sind, denn im Himmel, sagt der Evangelist, freit man nicht.

Vom Ursprung des Siebengestirns (Plejaden) wird erzählt: Christus ging an einem Bäckerladen vorüber, wo frisches Brod duftete, und sandte seine Jünger hin, um Brod zu erbitten. Der Bäcker schlug es ab, doch von fern stand die Bäckersfrau mit ihren sechs Töchtern und gab das Brod heimlich; dafür sind sie unter die Sterne versetzt, der Bäcker aber ist zum Kuckuk geworden (vgl. S. 385), und so lange er im Frühjahr ruft, von Tiburtii bis Johannis, ist das Siebengestirn am Himmel sichtbar. (Grimm S. 692.) Ueber die Gestirne „der Bär", „der Fuhrmann" und „Orion" s. S. 61. 71.

In Norwegen erzählt man sich vom Nordlicht, daß im höchsten Norden ein ungeheurer Eispallast stehe,

in welchem der böse Nebelkönig, ein Sohn der Nacht und des Oceans, sein Wesen treibt. Er freut sich, die Menschen zu Wasser und zu Lande zu verwirren, die Schiffe an Klippen zu treiben, die Jäger in Wäldern zu äffen &c. So alt er ist, so liebt er doch die schönen Weiber. Darum zog er einmal gegen Süden und entführte eine Tochter des Lichts, machte sie zu seiner Gemahlin und läßt sie an seiner Statt herrschen, wenn er schläft — und diese Tochter des Südens ist das Nordlicht. Einmal wird der Nebelkönig von seinem langen Winterschlaf gar nicht mehr erwachen, dann wird das Nordlicht einen Fürsten aus Süden zum Manne nehmen, ihre Vermählung wird des Nordens Eis- und Schneewasser aufthauen, und Norwegen wird das schönste Land der Welt werden.

Wenn es donnert, so sagt man auf Silt, der liebe Gott führt seine Kiesen, die Feuerung nämlich, die auf den Inseln Frieslands aus dürrem Mist bereitet wird. In Ditmarschen sagt man: die Engel kegeln mit großen Steinen. Ist es ein starkes Gewitter, so heißt es: „Nun fährt der Alte wider die Bäume und haut mit der Art ein Rad." Denn aus den Funken, die dann herausfliegen, entsteht der Blitz. Aber nur gottlose Jungen sagen das. Ein Bauer hat einmal seinen Knecht sogleich aus dem Dienst gejagt, als er bei einem Gewitter sagte: „Der liebe Gott schmeißt mit der Brodkruste." . Man meint auch sonst, daß der liebe Gott beim Gewitter erzürnt sey und mit Steinen um sich werfe. Findet man einen solchen Donnerstein, so hebe man ihn sorgfältig auf, denn in dem Hause, wo sich ein solcher Stein befindet, richtet der Donner nie Schaden an. (Müllenhof a. a. O. Nr. 480.)

II. Das Leuchten des Meeres

gehört zu den prachtvollen Naturerscheinungen, die Bewunderung erregen, wenn man sie auch Monate lang allnächtlich wiederkehren sieht. Das Meer phosphorescirt unter allen Zonen, aber in der Südsee zeigt sich dieses Schauspiel am prachtvollsten. So oft die entblößte Seite eines die schäumende Fluth durchschneidenden Schiffes sich umlegt, scheinen röthliche Flammen blitzähnlich vom Kiel aufwärts zu schießen. Diese Erscheinung erklärten Forster (Reise um die Welt S. 57) und Le Gentil (**Voy. aux Index I, p. 685—698**) durch elektrische Reibung des Wassers am fortgleitenden Fahrzeuge. Humboldt fand sich in seinen „Ansichten der Natur" I, S. 221 veranlaßt, diesen Irrthum, wie folgt, zu berichtigen: „Was man über das Leuchten des Meerwassers mit Bestimmtheit weiß, reducirt sich auf folgende Thatsachen: Es gibt mehrere leuchtende Mollusken, welche bei ihrem Leben nach Willkür ein schwaches Phosphorlicht verbreiten, ein Licht, das meist ins Bläuliche fällt. Dahin gehört auch das mikroskopische Thier, welches Forster in Menge beim Vorgebirge der guten Hoffnung auf dem Meere schwimmen sah. Das Leuchten des Meeres wird bisweilen durch diese lebendigen Lichtträger bewirkt; denn mehrentheils erkennt man selbst durch starke Vergrößerung keine Thiere im leuchtenden Wasser. Und doch überall, wo die Welle an einen harten Körper anschlägt und sich schäumend bricht, überall, wo das Wasser erschüttert wird, glimmt ein blitzähnliches Licht auf. Der Grund dieser Erscheinung liegt in faulenden Fäserchen abgestorbener Mollusken, die in zahlloser Menge im Wasser zerstreut sind. Wenn man leuch-

tendes Wasser durch enggewebte Tücher gießt, so werden diese Fäserchen oft als leuchtende Punkte abgesondert; aber bei der ungeheuern Menge von Mollusken, die sich in allen Tropen-Meeren finden, leuchtet das Seewasser selbst da, wo man keine Fäserchen absondern kann."

Der alte Willy aber, der nun bereits mehr als vierzig Mal über den Tropicus hinaussegelte und jetzt mit klugem Blicke vom Steuerruder aus über die Fläche hinschaut, weiß es besser, und gibt über das Leuchten des Meeres folgenden Aufschluß:

Als noch kein Schiff diese Gewässer durchschnitt, da hatten die Dinge ringsumher eine andere Gestalt als jetzt. In diesem Augenblick heben sich am äußersten Horizont die Wellen gleich stattlichen Hügeln empor, und dann stürzen sie in sich zusammen. Das geschah aber vormals nicht, sondern sie blieben aufrecht stehen, und waren nichts, als wunderliche Inseln, die aus dem Ocean auftauchten und mit ihrem Grün das Auge ergötzten. Im weiten Halbkreis standen sie in unabsehbarer Reihe neben einander, und leichtgebaute Fahrzeuge unterhielten eine gegenseitige Verbindung. Da fand sich Ueberfluß an Früchten und Blumen, und die ihre Zweige zur Erde neigenden Bäume bildeten natürliche Lauben. Die Bewohner dieser glücklichen Inseln hatten also wenige Bedürfnisse. Eine gütige Fee beherrschte diese Unschuldswelt, und sorgte, daß keinem ihrer geliebten Unterthanen Kunde werde von dem Elend, was jenseits dieser Inseln die Menschheit drückt. Unfern von diesem Paradiese erhob sich eine finstere Gebirgsmasse, welche die wohlthätige Fee durch einen lichten Nebelschleier dem Auge der Sterblichen verhüllte. Hier herrschte ein Zauberer, der das Glück jener Insulaner mißgünstig anschaute. Er verließ also in dunkler Nacht seine Gebirge, und erregte einen Sturm, der das Meer in solche Bewegung brachte, daß die Wellen, bis zu den Wolken sich aufthürmend, sich auf die zarten Hügelreihen stürzten. Da tauchte die Fee aus den Wogen auf, und ihr eilender Blick

besänftigte die Elemente. Ergrimmt nahm der Zauberer durch die Luft seinen Weg nach Spaniens Gebirgen. Er kehrte nun nicht wieder nach seinem Wohnsitz zurück. Dieser ward immer kleiner, und versank endlich spurlos in die Tiefe des Meeres. Darüber ward die gute Fee froh, und ward deshalb noch sorgloser als vorher, aber zu ihrem eigenen Verderben.

Eine lange Zeit war seit jener Nacht verstrichen, die Fee war zu ihren Schwestern in den Orient verreist; da sah man eines Morgens die Bewohner der Hügel verwundert an ihren Ufern stehen und eine stattliche Insel anstaunen, die über Nacht aus dem Meere aufgetaucht war. Sie war größer und höher als die übrigen, das Grün, mit dem sie bedeckt war, blendender. Lange staunten die Insulaner diese Erscheinung an; endlich entschlossen sie sich, ihre Boote zu besteigen und dem neuentstandenen Eiland zuzuschiffen. Je tiefer sie in das Land hinein gingen, desto weiter dehnte es sich vor ihnen aus, so daß sie schon die Besorgniß hegten, sie würden den Landungsort nicht wieder finden. Mehrere riethen zur Umkehr, als sie einen Mann, auf dem Rasen sitzend, gewahrten, der ganz so gebildet war, als sie, nur daß er sich durch seine ansehnliche Körperlänge von ihnen unterschied. Freundlich winkte er ihnen zu. „Ich wollte euch wohl von den Früchten, die meine Insel hervorbringt, Einiges zur Stärkung anbieten," sprach er schlau, „aber ich weiß nicht, wie es damit aussieht, denn ich bekümmere mich nicht darum; ich bedarf dieser Nahrung nicht, da mir Besseres bleibt, als jene Früchte, deren Benutzung auch jedem Thiere frei steht." Jetzt griff er in den Rasen hinein und brachte viele glänzende Dinge hervor, mit denen er um sich warf, so daß die Insulaner sich nicht genug verwundern konnten über das, was sie sahen. „Ihr Thoren!" redete sie nach einer Weile der Mann an, „das habt ihr nun davon, daß ihr den Befehlen einer geizigen Frau gehorchtet, die euch jene Herrlichkeiten nicht gönnt, welche die Tiefe birgt; das habt ihr davon, daß ihr stets auf der Oberfläche euerer Fluren einhergeht, und nicht eindringt in das Geheimniß euerer Berge, die eben solche Herrlichkeiten verschließen, als die

meinigen. Jetzt aber verlaßt mich, denn euere Gegenwart ist meinem weitern Beginnen zuwider.“ Damit wandte er ihnen den Rücken, und die Insulaner, welche sich im Nu an den Strand und zu ihren Booten versetzt sahen, schifften gedankenvoll zu ihren Inseln zurück. Dort angelangt, gingen sie stumm neben einander her, und starrten freudlos nach jener Insel, wo sie Alle den fremden Mann zu erblicken glaubten, wie er mit jenen unterirdischen Schätzen spielte. Endlich wagte es einer von ihnen, das seltsame Spiel des Fremden in seiner Heimat zu beginnen, er wühlte den Rasen auf und brachte jubelnd einen Haufen jenes glänzenden Spielwerks hervor. Die Andern machten es ihm nach, und bald war der grüne Hügel aufgewühlt, die Blumen wurden als unnütz weggeworfen, die Bäume, als dem Nachsuchen hinderlich, aus dem Wege geräumt, und Jeder suchte so viel Gold, Perlen und Edelsteine an sich zu bringen, als er im Stande war. Jetzt war der Geist der Zufriedenheit von dem glücklichen Volke geflohen, Einer beneidete den Andern, glaubend, er besitze noch lange nicht so viel, als sein Nachbar, während dieser mit gierigen Blicken nach dem Haufen seiner zusammenscharrenden Genossen schielte. Nun hielten sie sich mit ihren Reichthümern in den Hütten, welche ihnen die Natur erbaut hatte, nicht mehr sicher genug, und suchten daher festere Wohnungen herzustellen. Dennoch war Einer vor dem Andern nicht sicher, ein Krieg brach aus — und auch ein geheimer, denn wem es nicht gelang, sich mit Gewalt fremder Schätze zu bemächtigen, der versuchte es durch List und Betrug.

Als die Fee wiedergekehrt war und die neu aufgetauchte Insel entdeckt hatte, erstaunte sie sehr; aber bald verwandelte sich ihr Erstaunen in Schrecken, als ihr alter Erbfeind, der Zauberer, auf einem Wallfisch herbeischwamm, und sagte: „Nun wirst du sehen, ob ich in der Zeit deiner Abwesenheit die Wirthschaft so gut bestellt habe, und ob ich hoffen darf, daß du mit meiner Aussaat zufrieden bist. Sie ist bereits zum Verwundern gut aufgegangen, und ich wünsche nur, daß ihre Früchte dir so gut bekommen, als deinen Schützlingen.“ Als er dieß gesagt, ver-

sank er laut auflachend mit sammt seiner Insel, die nur ein Trugbild gewesen, in die Tiefe.

Außer sich vor Kummer, begab sich die Fee nach ihren Inseln, sah die hier vorgefallene Zerstörung, und berief die Insulaner zusammen, welche nur läßig im Gehorchen waren, denn sie konnten es nicht über sich gewinnen, so lange sich von ihren Gütern zu trennen, bis sie erfahren hätten, was ihre Gebieterin ihnen zu sagen habe. Diese hielt ihnen ihr Unrecht vor, und suchte sie zu bewegen, auf den alten Weg der Mäßigung zurückzukehren, erhielt aber nur Vorwürfe, daß sie, ihrer eigenen Habsucht zu fröhnen, das Geheimniß der Berge vor ihnen so lange verborgen gehalten. Die Fee beschloß die Verwegenen zu bestrafen, und sagte daher mit hohem Ernste: „Ihr Undankbaren habt es verscherzt, daß ich euch ferner beschirme. Behaltet das Loos, das ihr euch gewählt. Aber die Schätze der Finsterniß gehören nicht an das Licht der Sonne. Darum mögen sie versinken in die Nacht des Meeres, und gelüstet euch nach ihnen, so folget ihnen nach." Kaum hatte sie dieß gesprochen, als alle Edelsteine, Perlen und Gold in die Tiefe des Meeres hinabrollten. Die Insulaner sahen den entschwundenen Schätzen mit stieren Blicken nach, und stürzten sich mit lautem Geheule in die Flut. Da warf die Fee, überwältigt vom tiefen Schmerz, den Talisman, mit dem sie bisher diese glückliche Gegend beherrscht hatte, weit von sich, und entschwebte in Gestalt einer Taube zum Himmel. Die Hügel aber gingen auseinander, floßen rechts und links hinab, und mischten sich mit den Wellen. Die Insulaner raffen gierig die versunkenen Schätze auf dem Boden des Meeres zusammen, und wenn sie sich genugsam beladen, dann streben sie nach dem Sonnenlicht Aber den festen Boden vermissend, lassen sie die blinkende Last fallen und tauchen aufs Neue bis auf den Grund, das trügerische Spiel zu wiederholen. — Das ist das Leuchten des Meeres.

An diesem einen Beispiel von der Erfindung eines modernen Dichters (Heinrich Smidt) sollte gezeigt werden, wie Volkssagen als Producte einer durch Natur=

anschauung befruchteten Einbildungskraft zu entstehen pflegen. Ehedem, wo Schriftkunde noch nicht Gemeingut des Volkes war, sprach der Poet selbst zum Kreise der ihm Horchenden, dann setzte er seinen Wanderstab weiter fort, pilgernd von Ort zu Ort. Und das geflügelte Wort verbreitete sich rascher und wirksamer, wo eine ganze Versammlung dem Erzähler horchte, als jetzt, wo der Einzelne, überdies ohne kindlichen Glauben an das, was er liest, das Gelesene nach Befriedigung seiner Wißbegier schweigend in die Ecke seines Zimmers legt und — vergißt. Die Begeisterung vermag hier nicht, sich von einem Hörer auf den Andern fortzupflanzen, wie wir ähnliche Wirkungen noch im Schauspielhause erleben, woraus erklärlich, warum dramatische Dichter am schnellsten Popularität erlangen. Jeder Zuhörer eines Mährchens pflanzte es mit eigenen Zuthaten und Abänderungen, je nach seinem individuellen Geschmacke, weiter fort, daher die vielen Variationen, in welchen ein und derselbe Sagenstoff auf die Nachwelt kam, weil er in jeder Gegend, wo er Verbreitung fand, eine locale Färbung annahm. Sagen von ursprünglich religiösem Gehalte konnten sich diesen Einwirkungen am wenigsten entziehen; zumal wenn ihre Entstehungsperiode in eine sehr frühe Zeit fällt, so daß deren Beziehungen zu dem untergegangenen Cultus dem christlichen Zeitalter unverständlich wurden. Da konnte es nicht ausbleiben, daß oft das Wesentliche, was leicht den Schlüssel zum Verständnisse der Erzählung dargeboten haben würde — denn die Vorwelt liebte es, ihre Lehren in Räthsel und Bild zu kleiden — ausgeschieden wurde. Und eben, weil die meisten Volkssagen aus religiösen Elementen hervorgegangen sind, begreift es sich leicht, warum sich von Schiffermähr=

chen und Seemannssagen fast gar nichts erhalten hat, so daß moderne Dichter mit den Zeugungen ihrer eigenen Phantasie dieses Gebiet der Mährchenwelt zu bevölkern in neuerer Zeit sich angeregt fanden.

III. Van Evert oder Ursprung der Matrosensage vom „fliegenden Holländer."

(Nach einer alten Handschrift, mitgetheilt im „Mrgbl." 1824, N. 45.)

Während wir vom Platastrom nach Spanien segelten, hörte ich eines Nachts den Ruf: ein Segel! Ich war sogleich auf dem Verdeck, sah aber nichts. Der Mann, welcher die Wache hatte, sah sehr erschrocken aus. Auf mein Zureden erzählte er die Ursache seines Zustandes. Er habe, in die Höhe aufblickend, eine schwarze Fregatte so nahe vorbei segeln sehen, daß er das Bild an dem Schnabel bemerken konnte, welches ein Todtengerippe mit einem Speer in der rechten Hand vorstellte. Auch sah er die Mannschaft auf dem Verdecke, welche dem Bilde ähnlich, nur daß die Knochen mit Haut bedeckt waren. Die Augen lagen tief im Kopfe und waren starr, wie bei Leichen. Dennoch handhabten diese Phantome die Segel, welche so leicht und dünn waren, daß man die Sterne mit einem ungewissen Licht hindurchschimmern sah. Auch machten die Spuhlen und Taue kein Geräusch, Alles war stumm, wie das Grab, außer daß zuweilen mit schwacher Stimme das Wort „Wasser!" hervorgeächzt wurde. Alles dieß sah mein Mann bei einem schwach schimmernden Lichte, das aus dem Schiffe selbst hervorbrach. Aber als er „Segel!" gerufen, verschwand das Schiff plötzlich, und er sah nichts mehr, als die See und die Sterne. — Als wir nach ziemlich glücklicher Fahrt in dem spanischen Hafen angelangt waren, erzählte ich die Geschichte in einer Gesellschaft und lachte darüber, als über das Hirngespinnst der kranken Einbildungskraft des Matrosen, der von dem Augenblick an in Trauer versunken war, und so abzehrte, daß er starb. Wie groß war mein Erstaunen, als jetzt

einer der Zuhörer erblassend ausrief: „So bist du denn gerochen, Sandovalle!“ Nach vielen Bitten erklärte sich derselbe folgender Maßen: „Es sind nun 40 Jahre, als mein Bruder Don Lopez d'Aranda, aus Kummer über seinen Sohn, Don Sandovalle, welcher, wie er selbst gemeldet, sich mit seinen in Peru erworbenen Reichthümern und seiner schönen Braut, Lorenza, nach Spanien eingeschifft hatte, starb. Aber als der Vater eines Nachts schlief, hatte er folgenden Traum. Es dünkte ihm, er sähe Sandovalle mit einer tiefen Wunde im Kopfe, wie er blaß und entstellt nach einer Jungfrau hinzeigte, die an den Mast eines schwarzen Schiffes gebunden war, und bald gen Himmel blickte, als flehe sie um Beistand von oben, bald auf die blutende Wunde Sandovalle's hinstarrte, bald ihr Auge schmerzhaft auf einen vor ihr stehenden Becher heftete, den sie aber nicht erreichen konnte, und die wilden Männer umher um einen Tropfen Wasser bat. Als sie ihr dieß verweigerten, rief sie mit fester Stimme auf das Haupt eines gewissen Evert einen Fluch herab, bis sie den Geist aufgab. Evert schien der Kapitain zu seyn. In diesem Augenblick verschwand auch das Gesicht, und mein Bruder vernahm eine Stimme, die da rief: „Sandovalle und Lorenza, ihr sollt gerochen werden!“ So endigte der Spanier, der gar nicht zweifelte, das von dem Matrosen gesehene Phantom wäre Everts Schiff, welches verdammt worden, ewig das Meer zu durchkreuzen. Von dem Schiffe, in welchem der junge Edelmann abgesegelt war, hatte man nie wieder gehört, und ungefähr um dieselbe Zeit hörte auch ein berüchtigter holländischer Seeräuber auf, das Meer zwischen dem Platastrom und dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu beunruhigen.

Wer nun glauben wollte, den Ursprung von der Sage des auch von Marryat zu einem Roman verarbeiteten „Gespensterschiffes“ erfahren zu haben, würde sich jedoch sehr irren, denn in der Zeitschrift „Ausland“ 1841, **Nr. 237**, findet sich wieder ein anders lautendes Zeugniß, daß „diese Sage nicht, wie so manche

andere, ihren Ursprung blos in der Phantasie der See-
leute hat, sondern wirklich einigermaßen historisch
begründet ist (!), und daß der jetzige „fliegende"
seiner Zeit ein „leibhaftiger" Holländer war, der sich
als Seefahrer unter seinen Zeitgenossen einen großen
Namen erwarb, und denselben in dem erwähnten Mähr-
chen auf die Nachwelt gebracht hat. Dieser Mann
hieß Bernard Fokke und lebte zu Anfang des 17. Jahr-
hunderts. Er war ein unternehmender Seemann, der,
ohne sich an Wind und Wetter zu kehren, immer mit
vollen Segeln durchfuhr. Er hatte eiserne Stangen
auf den Masten, damit dieselben bei starkem Winde
nicht über Bord wehen könnten, und legte bereits da-
mals die Reise von Batavia nach Holland in 90 Ta-
gen zurück, während er innerhalb acht Monaten die
Hin- und Zurückreise machte. Zu seiner Zeit, wo die
Schiffer den Weg nach Ostindien und die auf dem
Weltmeer herrschenden Winde und Strömungen noch
nicht so genau kannten, als jetzt, — wo der vorsich-
tige Steuermann, sobald der Abend zu dunkeln anfing,
die Segel einzog, und wo daher die Dauer einer ge-
wöhnlichen Reise von Holland nach Java auf mehr
als gegenwärtig die Hin- und Zurückreise geschätzt wurde
— zu jener Zeit kann es nicht befremden, daß so un-
glaublich schnelle Reisen, wie die vom Schiffer Fokke,
übernatürlichen Ursachen zugeschrieben wurden. Die Ei-
nen nannten ihn einen Zauberer, Andere sprachen von
einem Bund mit dem Bösen u. dgl. Dieser Glaube
wurde noch gestärkt durch Fokke's ganz ungewöhnliche
Größe und Körperkraft, durch ein höchst abschreckendes
Aeußere und ein rohes zurückstoßendes Benehmen, so
wie seine Gewohnheit, bei den geringsten Hindernissen
fürchterlich zu fluchen. Als er nun zum letzten Mal

den Hafen verlassen hatte und man nichts mehr von ihm hörte, so hieß es: er sey des Teufels Beute geworden, welcher ihn zur Strafe für seine Sünden verurtheilt habe, auf ewig mit seinem Schiffe zwischen dem Cap der guten Hoffnung und der Südspitze von Amerika herumzukreuzen, ohne jemals einen Hafen besuchen zu dürfen. Von diesem irrenden Schiffe wußten im vorigen Jahrhunderte fast alle Seefahrer der indischen Meere zu erzählen. Mancher Schiffer war des Nachts von dem verzauberten holländischen Schiff angerufen worden und hatte es deutlich gesehen; die Mannschaft am Bord desselben bestand nur aus dem Capitain, dem Bootsmann, dem Koch und einem einzigen Matrosen, alle steinalt und mit langen Bärten. Jede an sie gerichtete Frage blieb unbeantwortet, indem sie zur Folge hatte, daß das Schiff augenblicklich verschwand. Bisweilen wurde das Gespensterschiff auch am Tage gesehen und öfter hatten Waghälse sich erkühnt, mit einer Schaluppe an Bord desselben zu gehen; allein sobald sie es erreicht hatten, entschwand es wieder den Blicken. Der Steuermann des Schiffes soll ebenso roh wie der Capitain gewesen sein, denn man erzählt von ihm, daß als einst das Schiff nach einer sehr kurzen Reise in der Sundastraße angekommen war, aber des Südwestwinds wegen an der Insel Crocktoa nicht vorbeikommen konnte, und daher noch ein paar Gänge laviren mußte, er im Aerger über diesen Aufenthalt unter Flüchen den Wunsch äußerte: der Teufel möge ihn nach seinem Tode bestimmen, um die Inseln Crocktoa und Bessy aneinander zu hissen, damit das Fahrwasser für die Schiffe breiter werden möchte. Daß der Teufel ihn beim Worte genommen versteht sich, und man kann noch heute an der Nordostspitze der Insel Crocktoa den Steuermann

bei jener Arbeit, nach Art der Matrosen, wenn sie an der Zugwinde stehen, singen hören. Wirklich vernimmt man an jener Stelle wunderliche Klänge, welche jedoch von dem Sausen des Windes in den daselbst befindlichen Felsenhöhlen herrühren. Das Andenken des Schiffers Fokke wurde lange nach seinem Verschwinden durch eine eherne Bildsäule bewahrt, welche ihm auf der Insel Kuiper errichtet wurde, an einer Stelle, wo sie allen Schiffen, welche von der Rhede von Batavia segelten, ins Auge fallen mußte. Dieses Monument wurde von den Engländern, als sie im Jahre 1811 Java erobert hatten, von der Kuiperinsel weggenommen."

Luftspiegelungen

erklären das Schiffermährchen vom „fliegenden Holländer."

Capitain Owen *) erzählt in seinen „Fahrten an den Küsten von Afrika": „Am Abend des 6. April, als wir auf der Höhe von Port Danger den Barracouta ungefähr zwei Meilen seewärts von uns erblickten, kam es uns so seltsam vor, daß er schon so nahe bei uns seyn sollte, daß wir anfänglich uns zu täuschen glaubten. Allein seine ganz eigenthümliche Ausrüstung und noch andere besondere Kennzeichen überführten uns bald, daß wir ihn in der That vor uns sahen. Ja wir erblickten sogar auf dem Verdeck manches bekannte Gesicht, das nach unserm Schiff herüber sah. Nachdem wir ihn eine Zeit lang betrachtet hatten, wunderten wir uns doch, daß er, statt sich uns

*) Captain Owen's Narrative of Voyages to explore the shores of Africa etc., by command of the Lords Commissioners of the Admirality 2 Vls. 8. London 1833.

zu nähern, sich vielmehr entfernte; da wir uns aber dem Hafen so nahe befanden, nach dem wir beide bestimmt waren, so achteten wir weiter nicht darauf und setzten unsere Fahrt fort. Bei Sonnenuntergang wurde beobachtet, daß der Barracouta lavirte und ein Boot aussetzte, wahrscheinlich um einen über Bord gefallenen Mann aufzunehmen; während der Nacht konnten wir indeß kein Licht gewahr werden, das uns seine Entfernung verrathen hätte. Am nächsten Morgen gingen wir in der Simonsbay vor Anker, wo wir eine ganze Woche seiner Ankunft harrten, später aber erfuhren, daß der Barracouta zu jener Zeit wenigstens dreihundert Meilen von uns entfernt und auch kein anderes Schiff dieser Art am Cap gesehen worden war. Ich erwähne diesen Vorfall nicht als Bestätigung der Sage vom „fliegenden Holländer", welche er uns ins Gedächtniß zurückrief, sondern als eine unerklärliche, wahrscheinlich durch ganz natürliche Ursachen veranlaßte Erscheinung, deren Erklärung der Zufall herbeiführen wird." (Sollte es nicht die Abspiegelung des eigenen Schiffes auf einer vorüberstreichenden Dunstwolke seyn?)

IV. Warum das Seewasser gesalzen ist?

Es waren einmal zwei Brüder, der Eine war reich, der Andere arm. Als nun das Weihnachtsfest herankam, hatte der Arme kein Brod im Hause, ging daher zu seinem Bruder und bat um eine Kleinigkeit. Dieser war eben nicht sonderlich froh, denn es war nicht das Erstemal, daß seine Milde von Jenem in Anspruch genommen wurde. „Willst du thun, was ich dir sage" sprach er, „so sollst du einen ganzen Schinken haben, so wie er im Rauch hängt." Das wollte der Arme gern und bedankte sich. „Da hast du ihn!" sagte der Reiche, indem er ihm den Schinken zuwarf, „nun geh zur Hölle!" —

„Hab' ich es versprochen, so muß ich es thun" sagte der Arme, nahm den Schinken und ging fort. Er wanderte den ganzen Tag; als es dunkel wurde, erblickte er vor sich einen hellen Lichtschimmer. „Hier muß es seyn!" dachte er. Etwas weiter hin im Walde aber stand ein alter Mann mit einem langen weißen Bart und hackte Holz. „Guten Abend!" sagte der mit dem Rauchschinken. „Wo willst du hin?" fragte der Greis. „O ich wollte nur zur Hölle, aber ich weiß nicht, ob ich recht gegangen bin" versetzte der Arme. „Ja, Du bist auf dem rechten Wege", sagte der Alte „das hier ist die Hölle." Und weiter sagte er: „Wenn Du nun hineinkommst, dann werden sie dir wohl alle deinen Schinken abkaufen wollen, denn Schweinefleisch ist ein seltenes Gericht in der Hölle, aber Du sollst ihn für kein Geld verkaufen, sondern verlange dafür die alte Handmühle, die hinter der Thüre steht. Wenn Du dann wieder herauskommst, will ich dir auch lehren, wie Du sie stellen mußt, denn die Mühle ist zu Etwas gut, mußt Du wissen." Der Mann mit dem Schinken dankte für den guten Bescheid und klopfte beim Teufel an.

Als er hineintrat, geschah es, wie der Alte ihm gesagt, alle Teufel kamen um ihn herum, und der Eine überbot den Andern auf den Rauchschinken. „Es war freilich meine Absicht, ihn zum Weihnachtsabend mit meinem Weibe zu verschmausen" sagte der Mann, „aber, weil ihr alle so erpicht darauf seyd, will ich ihn Euch wohl überlassen, doch verkaufe ich ihn für keinen andern Preis, als für die alte Handmühle, die da hinter der Thüre steht." Damit wollte der Teufel nicht herausrücken, und dung und feilschte mit dem Mann, aber der war unbesiegbar, und so mußte der Teufel endlich ihm die Mühle überlassen. Als der neue Besitzer der Mühle aus der Hölle herausgekommen war, fragte er den alten Holzhauer, wie er die Mühle stellen müsse, und als der es ihm gesagt hatte, bedankte er sich und machte sich wieder auf den Heimweg. Aber wie sehr er auch ausholte, so kam er doch nicht eher, als Nachts um zwölf Uhr zu Hause an.

„Wo bist Du gewesen?" fragte ihn seine Frau, als er

in die Stube trat, „Du weißt doch, daß ich nicht einmal zwei Holzsplitter habe unter den Grützkessel zu legen, um uns eine Weihnachtssuppe zu kochen.“ — „O“, sagte der Mann, „ich konnte nicht eher kommen, denn ich hatte ein Geschäft zu besorgen, und mußte deßhalb einen weiten Weg machen, aber nun sollst Du sehen, was ich mitgebracht.“ Nun stellte er die Mühle auf den Tisch hin und ließ sich mahlen, erst Lichter, dann ein Tischtuch, darnach Essen und Bier und Alles, was zu einem guten Schmaus gehört, und so wie er es der Mühle befahl, so mahlte sie. Seine Frau wollte durchaus wissen, wo er die Mühle herbekommen, aber er antwortete bloß: „Das kann Dir ganz gleich seyn, woher ich sie habe, Frau, Du siehst, daß sie gut ist, und daß das Mahlwasser nicht ausgeht, und das ist gut.“ So mahlte er Alles, was gut schmeckt für das ganze Weihnachtsfest, und am dritten Tag bat er seine Freunde zu sich, denn er wollte ihnen einen Gastschmaus geben. Als der reiche Bruder sah, was da Alles zum Schmaus bereit stand, lief es ihm heiß und kalt über die Haut, weil er seinem armen Bruder durchaus nichts gönnte. „Wo hast Du den Reichthum herbekommen?“ „Hinter der Thür“ war die Antwort, denn er hatte keine Lust zu beichten. Aber gegen Abend, als er einen leichten Rausch bekommen hatte, konnte er sich nicht länger halten, sondern kam mit der Mühle zum Vorschein. „Da siehst Du die Gans, die mir all den Reichthum gebracht hat“ sagte er, und ließ die Mühle bald dies, bald jenes mahlen. Als der Bruder das sah, wollte er ihm die Mühle durchaus abkaufen; aber der Andere wollte sich Anfangs gar nicht dazu verstehen. Endlich aber, wie der Bruder so sehr darum anhielt, sollte er sie für 300 Thlr. haben, aber bis zum Juli bedung er sich aus, wolle er sie noch behalten, denn — dachte er — habe ich sie noch so lange, kann ich mir Essen mahlen für viele Jahre. In dieser Zeit wurde die Mühle, wie man sich denken kann, nicht rostig, und als der Heumonat herankam, erhielt sie der Bruder, aber der frühere Eigenthümer hatte sich wohl gehütet, ihm zu sagen, wie er sie stellen müßte. Es war am Abend, als der Reiche die Mühle nach Hause brachte,

und am Morgen sagte er zu seiner Frau, sie sollte mit den Schnittern ins Feld gehen und Heu hinter ihnen kehren, er wolle indeß das Mittagsmahl bereiten. Als es nun so gegen Mittag war, stellte er die Mühle auf den Küchentisch hin. „Mahle Häring und Milchsuppe!“ sprach er, und die Mühle mahlte was er verlangte, erst alle Schüsseln voll, und nachher so viel, daß die ganze Küche schwamm. Der Mann stellte und drehte die Mühle; aber wie er auch sie handthieren mochte, so hörte die Mühle nicht auf zu mahlen, und zuletzt stand die Milchsuppe schon so hoch, daß der Mann nahe daran war zu ertrinken. Nun riß er die Stubenthüre auf; aber es dauerte nicht lange, so hatte die Mühle auch die Stube voll gemahlt, und nur mit genauer Noth konnte der Mann noch die Thürklinke in der Milchsuppenfluth erfassen. Wie er nun die Thüre aufgemacht hatte, stürzte er hinaus ins Freie, und Häring und Milchsuppe immer hinter ihm drein, so daß der ganze Hof und das Feld davon strömten.

Indessen däuchte es der Frau, die das Heu auf dem Felde kehrte, es daure ziemlich lange, ehe der Mann käme und sie zum Mittag abriefe. „Wir wollen nur nach Hause gehen“ sagte sie zu den Schnittern, „denn ich kann mir es wohl denken, er kann mit der Milchsuppe nicht allein fertig werden, und da muß ich ihm helfen.“ Sie machten sich also auf und gingen nach Hause. Wie sie aber hinter den Berg kamen, schwamm ihnen Häring und Milchsuppe und Brod entgegen, Alles durcheinander, und der Mann lief immer voran. „Gott gebe, daß Jeder von euch hundert Bäuche hätte, um in sich zu schlingen!“ rief er, „nehmt euch aber in Acht, daß ihr nicht in meinem Mittagessen ersauft!“ und damit rannte er an ihnen vorbei, als wäre ihm der Teufel auf den Fersen, und hinüber zu seinem Bruder; den bat er um Gottes Willen, er möchte doch sogleich die Mühle wieder nehmen; „denn mahlt sie noch eine Stunde dazu“ sprach er, „so vergeht das ganze Dorf in lauter Häring und Milchsuppe.“ Der Bruder aber wollte die Mühle nicht wieder nehmen, wenn der Andere ihm nicht noch 300 Thlr. dazu bezahlte. Weil nun durchaus kein anderer Rath war, so mußte der Reiche

mit dem Gelde heraus. Nun hatte der Arme sowohl Geld als die Mühle, und da dauerte es nicht lange, so hatte er sich ein Haus gebaut, noch prächtiger als das, worin der Bruder wohnte. Mit der Mühle mahlte er so viel Gold zusammen, daß er die Wände mit lauter Goldplatten bekleiden konnte, und das Haus lag so nah am Strande, daß man den Glanz davon schon von Weitem auf dem Meer sah. Alle, die da vorbeisegelten, hielten dort an, um den reichen Mann in dem goldenen Hause zu besuchen, und die Wundermühle zu sehen, denn es ging davon der Ruf in alle Lande.

Einmal kam auch ein Schiffer dort vorbei, er wollte ebenfalls die Mühle sehen, und als er sie gesehen, fragte er, ob sie auch wohl Salz mahlen könne? „Ja, Salz kann sie auch mahlen" sagte der Mann; nun wollte der Schiffer sie ihm durchaus abkaufen, sie möchte kosten, was sie wolle, „denn habe ich die", dachte er, „dann brauche ich nicht immer so weit übers Meer zu segeln, um Salz zu holen, sondern kann mich zu Hause pflegen." Anfangs aber wollte der Eigenthümer sie durchaus nicht losschlagen, jedoch der Schiffer bat ihn so lange und so flehend, bis er sie ihm endlich für viele tausend Thaler verkaufte. Als nun der Schiffer die Mühle bekommen hatte, blieb er nicht lange in der Gegend, denn er dachte, dem Mann könne der Handel nachher wieder leid werden. Er ließ sich auch nicht einmal so viel Zeit, daß er ihn fragte, wie er die Mühle stellen müßte, sondern ging schnell auf sein Schiff und stieß vom Land. Als er ein Stück hinausgekommen war in die große See, nahm er seine Mühle hervor. „Mahle Salz!" rief er, und die Mühle mahlte Salz, daß es knisterte und sprühte. Als der Schiffer sein Schiff voll hatte, wollte er die Mühle stopfen, aber wie er's auch anfing und sie stellen und drehen mochte, die Mühle mahlte immer fort, und der Salzhaufen wuchs höher und immer höher, und zuletzt versank das ganze Schiff ins Meer. Da steht nun die Mühle auf dem Meergrunde und mahlt noch den heutigen Tag, und daher kommt es, daß das Meerwasser salzig ist. (Asbjörnsen und Moe Norw. Volksm. II. Nr. 20.)

V. Naturgeschichtliche Mythen.

Die europäischen Völker, die Germanen und Scandinavier insbesondere, sind nicht weniger reich an Sagenstoffen solcher Art, wie sie Ovid und Antonius Liberalis mittelbar durch griechische Sammler aus dem Orient erhalten hatten. Auch hier ist eine Beziehung zur Volksreligion nicht zu verkennen, wie bereits S. 409 in der Erklärung der abnormalen Bildung des Lachsschwanzes S. 408 der Verehrung des Mistkäfers in Schweden, und S. 385 in Beziehung auf den Kukuk und den Schwarzspecht 532, ebenso S. 411 über die Entstehung der Hagebutte gezeigt worden ist. Da die beiden Erstern aus einer heidnisch-geistlichen Quelle fließen, so durfte daraus mit Recht gefolgert werden, daß sie, und mehrere andere uns unbekannt gebliebene Beispiele, der christlichen Geistlichkeit als Vorbilder in der Behandlung ähnlicher Stoffe dienen mochten.

Zu der erstern Gattung gehören noch folgende:

Von dem bei Linneryd in Smaland gefundenen Meteorstein geht folgende Sage: Als Thor mit seinem Diener hier einst vorbeiging, begegnete er einem Riesen, den er fragte, wohin er wolle? „Nach Walhalla, um mit Thor zu streiten, weil er durch seinen Blitz mein Viehhaus angezündet hat," gab der Riese zur Antwort. „Es ist nicht der Mühe werth, daß du dich mit ihm missest," versetzte Thor; „ich traue dir nicht einmal so viel Stärke zu, um diesen kleinen Stein auf den großen da zu heben." Den Riesen verdroß diese Aeußerung, und er packte den Stein mit seiner ganzen Kraft, vermochte ihn aber nicht vom Boden aufzuheben, eine solche Schwere hatte Thor dem Steine beigelegt. Da versuchte es Thors Diener, und

dieser hob ihn mit einer Leichtigkeit, als wäre es ein Handschuh gewesen. Jetzt schlug der Riese auf Thor dermaßen ein, daß er in die Knie sank, aber sofort erschlug ihn der Gott mit dem Hammer. (Afzelius, Schwed. Sagen 1, S. 28.)

Ein in Schweden aus der Heidenzeit herrührender Aberglaube ist der, daß man dem Vogelbeerbaum geheime Kräfte zuschreibt. Einen Stab von seinem Holz hielt man für ein Mittel gegen Zauberkünste. In alten Zeiten pflegte man gewisse Theile im Schiffe von solchem Holz zu machen, und erblickte darin ein Schutzmittel gegen Stürme und Wellen. Veranlassung zu diesem Volksglauben gab folgendes Ereigniß. Thor wurde einst, als er über einen breiten Bergstrom nach Jütunheim gehen wollte, um wider die Berggeister zu streiten, von einem durch deren Künste erregten Sturm überfallen, so daß er bedroht war, von den Fluthen mit fortgerissen zu werden. Da erblickte er am andern Ufer einen Vogelbeerbaum, dieser wurde sein Retter, denn als er ihn erfaßte, kam er wohlbehalten an's Land. Deshalb hieß in heidnischer Zeit dieser Baum „Thors Hülfe", und abergläubische Christen benützen ihn noch jetzt zu vorgeblichen geheimen Künsten. (Ebendas. S. 44.)

Als Entstehungsgrund dieser religiösen Wichtigkeit des Vogelbeerbaums denke ich mir die auf demselben wachsende Mistel (vgl. S. 325 Anm. 1.), welche, da sie selbst im Winter ihr Grün nicht verliert, also der Macht der Berggeister, d. h. der Frost- und Eisriesen, trotzt, im Cultus des Sommergottes (des Donnerers Thor) begreiflicher Weise eine besondere Wichtigkeit erlangen konnte.

Zur andern Gattung von Sagen, von welchen

Einige im Boden des Christenthums selber ihre Wurzel haben, gehören die nachstehend angeführten:

Als Christus einst über Berg und Thal reiste und die Kranken heilte, kam er durch einen Wald, da erkannten ihn die Bäume und neigten sich vor ihm zu Boden. Nur die Espe blieb aufrecht stehen. Da sprach Christus: du sollst dich von nun an ewig mit allen deinen Zweigen bewegen, und auch im lindesten Winter sollen deine Blätter nicht ruhig bleiben! — Seitdem hat dieser Baum nicht Ruhe, und seine Blätter flüstern und zittern bis zum jüngsten Tag.

In Devonshire in England hält man jetzt noch die Nessel für ein Universalheilmittel. Die weißen Flecke auf den Blättern derselben sollen nämlich von der Jungfrau Maria herrühren, welche auf der Flucht nach Aegypten ihre Milch darauf sprengte. (Hagen's „Germania" VII, S. 429.)

Auf der Insel Man in Schottland jagt man am Weihnachtstag die Zaunkönige. Als Grund dafür wird angegeben: eine wunderschöne Elfe habe einmal auf der Insel gewohnt und bald diesen, bald jenen zu sich gelockt, ihn dann an's Meer geführt, wo er jämmerlich umgekommen. Das habe die Einwohner erzürnt, und sie seyen auf die Elfe losgegangen, die in der Gestalt eines Zaunkönigs entflohen sey. Da war nun der Fluch über sie ausgesprochen worden, daß sie alljährlich an demselben Tage, und das war der Neujahrstag, als Zaunkönig wiederkehren solle, bis sie von menschlicher Hand umkäme. Seit der Zeit jagt man die Zaunkönige an diesem Tage vom Morgen bis Abend, und jede Feder, die sie auf der Flucht verlieren, wird sorgfältig bewahrt, da sie das wirksamste Mittel gegen Schiffbruch während des folgenden Jahres ist. Hal-

liwall gibt als den Tag des Gebrauchs den Weihnachts- oder Stephanstag an. (Hagen's „Germania" VII, S. 434.) Den Namen dieses Vogels sucht folgende Tradition zu erklären: Die Vögel beschlossen, denjenigen zum König zu wählen, der am höchsten fliegen könne. Während des Wettflugs schlüpfte der Zaunkönig, von allen ungesehen, in die Federn des Storchs. Alle Vögel ermüdeten, nur Adler und Storch nicht. Beide stritten lange um die Ehre mit einander. Endlich ermüdete auch der Storch. Flugs verließ der Zaunkönig sein Versteck, und mit noch ungeschwächter Kraft wagte er es, mit dem Adler sich zu messen. Auch dieser erlag bald seinem rüstigen Gegner, er sank, und Zaunkönig wurde König. Die Vögel, entrüstet über den Betrug, eilten, sich seines Königthums zu entledigen und ihn zu tödten. Da versteckte er sich in ein Mäuseloch. Jetzt wähnten sie ihn zu fangen, sobald er wieder zum Vorschein käme. Um seiner desto sicherer habhaft zu werden, sollte die Eule, weil sie die größten Augen hat, das Versteck bewachen, aber sie verschlief ihren Posten und der Gefangene entschlüpfte. Seitdem mußten die Vögel den Zaunkönig als ihren König behalten, aber sie sind nun gegen ihn und die Eule so erbittert, daß Jener sich fortwährend in Hecken und Dornsträuchen verkriechen muß, um ihrer Rache zu entgehen, und die Eule nur Nachts, wenn andere Vögel schlafen, aus ihrem Versteck sich hervorwagt. (Mone's Anz. f. K. d. Mittelalt. 1835, S. 313.)

Die Schwalbe ist in Schwedens Volkssagen mit dem Kreuze und den Leiden Christi in Verbindung gesetzt worden, und zwar auf folgende Weise: Als der Heiland am Kreuze hing, kam eine Schwalbe geflogen und setzte sich auf das Kreuz, sah die Qualen des Lei-

denden und zwitscherte: **Hugswala, swala, swala honom**, d. i.: tröste, kühle, kühle ihn! Deshalb bekam sie den Namen **swala** (Schwalbe).

Von der Turteltaube geht eine ähnliche Sage. Auch sie kam in die Nähe des Kreuzes und setzte sich traurig auf einen benachbarten Baum und seufzte: Kurrie, Kurrie, Kurrie! was soviel bedeutet, als **Kyrie** (Herr, das bekannte Anfangswort im Gebete: **Kyrie eleison**, Herr erbarme dich Unser!).

Dann kam ein Storch und rief theilnehmend: „Stärke, stärke, stärke ihn!" Deshalb bekam er den Namen Storch.

Ebenso ist es auch mit dem Kiebiz. Dieser Vogel soll ein Dienstfräulein der Jungfrau Maria gewesen seyn und ihr eine Scheere gestohlen haben, welchen Diebstahl sie verläugnete, und deshalb in einen Vogel verwandelt wurde. Jetzt ruft er: „Stipitzt, stipitzt!" (gestohlen, gestohlen!), und mit Beziehung auf seine gestohlene Scheere trägt er einen gespaltenen Schwanz. (Afzelius, Schwed. Volksf. III, S. 243.)

Die Biene, welche bei den Hellenen, weil sie alles Unreine meidet und nur vom Duft der Blumen lebt, das „priesterliche" Thier hieß — umgekehrt hießen Priester des Zeus und der Demeter nach der Biene (Melisseus, Melissa) — galt auch im Abendlande für das Sinnbild der Reinheit. Dem Volksglauben zufolge sterben die Bienen ab, wenn in der Nähe des Stockes eine Leiche ist, ja sogar zu unterscheiden wissen sie, welche von den ihnen sich nähernden Personen einen unzüchtigen Wandel führe. Dieß wußte schon Plutarch (**praec. conjug.**) ihnen nachzurühmen. Indeß hat in neuerer Zeit der Naturforscher Abt Nollet, der einem venerischen Mann die Pflege seiner Bienen anvertraute, sich die Ueberzeugung verschafft, daß sie durch

seine schmutzige Ausdünstung — welche der Jesuit Cotton Jedem unmittelbar nach Uebertretung des Keuschheitsgesetzes zuschreibt — sich nicht irre machen ließen. In Grimms Kindermährchen (Nr. 62) setzt sich die Bienenkönigin auf den Mund ihres Günstlings, was wohl eine Metapher ist, um die ihm verliehene B e r e d s a m k e i t anzudeuten (Sedere in ore infantis tum etiam Platonis, suavitatem illam *praedulcis eloquii* portendentes. Plin. 11, 27). Darum heißen die Bienen auch Vögel der Musen (Musarum volucres, Varro R. R. 3, 16), und der Dichter Pindar wurde im Schlafe von ihnen mit Honig genährt (Paus. IX, 23, 2.) sämmtlich bildliche Vorstellungen.

Ein Edelmann ließ sich von einem Metzger das ganze Jahr hindurch Fleisch liefern. Als nun das Jahr um war und Jener seine Rechnung brachte, wog ihm der Edelmann alle Knochen wieder zu und sagte: „Ich habe nur Fleisch verlangt und keine Knochen, du mußt dir nun für so und so viel Pfund abziehen lassen.“ Das wollte der Fleischer natürlich nicht gelten lassen, und verklagte den Edelmann, konnte aber gegen ihn kein Recht bekommen. Das folgende Jahr über ließ sich der Edelmann von einem andern Schlächter sein Fleisch liefern, und machte es am Ende ebenso, wie mit dem ersten. Zuletzt hatte er alle Fleischer der ganzen Gegend auf diese Weise angeführt. Da haben die armen betrogenen Leute den Edelmann endlich unter die Erde zu einem Thiere verwünscht, das sich nur Fleisch ohne Knochen suchen muß. Das ist der M a u l w u r f, der nur Regenwürmer frißt (Müllenhof Schl. Holst. Nr. 478).

Eine Zauberin raubte neun Prinzessinnen, floh mit

ihnen auf eine unbewohnte Insel und verwandelte sie in weiße Rehe. Als nun die Römer nach Brittanien kamen, und der Zufall einige Krieger auf dieses Eiland führte, begegneten ihnen die neun Rehe, sie gingen ihnen entgegen, liebkosten sie, und gewannen alle, doch besonders zwei der schönsten so lieb, daß sie bei ihrem Abschied sich nicht von ihnen trennen konnten. Gern wären die Rehe mit ihnen gegangen, nur das Leid, ihre Unglücksschwestern zu verlassen, hielt sie zurück. Traurig standen die Krieger und die Rehe bei einander, und über ihr Unglück vergossen sie häufige Thränen, dann starben sie eines plötzlichen Todes. Seit dieser Zeit haben Hirsche und Rehe die Gabe beibehalten, menschlich zu weinen (Lothar Volksf. S. 160).

Warum der Bär einen Stumpfschwanz hat, erklärt eine norwegische Fabel: Dem Bären begegnete einst der Fuchs, der mit einem Bündel gestohlner Fische angeschlichen kam. „Wo hast du diese her?" fragte Petz. „Ich habe mir sie geangelt," versetzte Reinecke. Da bekam Ersterer auch Lust, das Angeln zu lernen, und bat den Schalk um Unterweisung darin. „Das ist sehr bald gelernt," erwiderte der Fuchs, „du mußt nur aufs Eis gehen, dir ein Loch hauen und den Schwanz hineinstecken. Dann mußt du ihn recht lange drein halten, und es nicht achten, wenn es etwas schmerzt, denn das ist ein Zeichen, daß Fische dran beißen. Und je länger du es aushalten kannst, desto mehr Fische bekommst Du, aber wenn es zuletzt recht tüchtig kneift, dann mußt Du aufziehen." Der Bär befolgte pünktlich diesen Rath, und hielt den Schwanz so lange ins Loch, bis er darin fest gefroren war. Da zog er auf — den Schwanz ab, und nun

geht er noch heutigen Tages mit einem Stumpfschwanz (Asbjörnsen a. a. O. I. Nr. 17).

Warum hat der Fuchs einen weißen Schwanzzipfel? Darauf antwortet ein norwegisches Mährchen, wie folgt:

Es war einmal eine Frau, die ging aus und wollte sich einen Hirten miethen. Da begegnete ihr der Bär. „Wo willst du hin?“ fragte er. „O ich wollte mir nur einen Hirten miethen,“ antwortete die Frau. „Willst du mich zum Hirten haben?“ fragte Petz. „Kannst du hübsch locken?“ „Hö—i!“ brummte der Bär. „Nein!“ antwortete die Frau. Jetzt begegnete ihr der Wolf. „Wo willst du hin?“ fragte Isegrim. „Ich will mir einen Hirten miethen.“ „Willst du mich zum Hirten?“ „Kannst du hübsch locken?“ Uh—uh! heulte der Wolf. „Nein!“ sagte die Frau. Ein Ende weiter begegnete ihr der Fuchs. „Wo willst du hin?“ Ich will mir einen Hirten miethen.“ — „Willst du mich zum Hirten?“ — „Kannst du hübsch locken?“ Dil—dal, sagte er sehr süß. „Ja!“

Am ersten Tage, als er das Vieh auf die Weide trieb, fraß er alle Ziegen auf, den zweiten Tag ließ er sich die Schafe schmecken, den dritten Tag mußten die Kühe daran. Als er Abends nach Hause kam, fragte ihn die Frau, wo er das Vieh gelassen? „Der Kopf ist im Bach, der Rumpf im Busch,“ sagte der Fuchs. Die Frau stand eben bei ihrem Butterfaß und butterte; aber sie wollte doch selbst zusehen. Während sie nun zusah, steckte der Fuchs den Kopf ins Butterfaß und fraß allen Rahm auf. Als die Frau zurückkam und das gewahr ward, ärgerte sie sich so sehr, daß sie einen Rahmklumpen nahm, der noch im Butterfasse saß, und damit nach dem Fuchs warf, so daß er einen Klatsch am Schwanz bekam (Abjörnsen I. Nr. 20).

Der Mammuth, sagen die Sibirier, hat seinen Aufenthalt in Höhlen unter der Erde, die er nie verlassen darf *). Uebertritt es dieses Naturgesetz und

*) Diese Sage mochte die Wahrnehmung veranlaßt haben, daß die Mammuthhöhlen sich meist in der Nähe von Flüssen befinden.

kommt aus Vorwitz ans Tageslicht, so sinkt die gehobene Decke wieder ein, das Thier aber fällt todt auf dieselbe nieder und verwest (**Isbrand Ides Voyage de Moskou à la Chine**).

Keine Thiergattung spielt in der Mährchen- und Zauberwelt eine wichtigere Rolle, als die **Schlange**, welche mit dem talismanischen Drachen (s. w. u.) auf diesem Gebiete so oft verwechselt wird. Des mystisch bedeutsamen Schlangeneies (**ovum anguinum**) ist schon oben, wenn auch nur flüchtig, gedacht worden. Im druidischen Gallien fabelte man davon: Unzählige Schlangen wickeln sich im hohen Sommer in der Begattungszeit zusammen. Durch den aus ihren Schlünden fließenden Geifer und den leimartigen Schleim ihrer Haut zusammengehalten, bilden sie einen unauflöslichen Knoten, das „Schlangenei" genannt. Wer sich den Besitz desselben zu verschaffen weiß, herrscht über alle Herzen, gewinnt alle Prozesse ꝛc. Dieses Schlangenei war ein Insignium des Druidenordens, und der Act der Zusammenschürzung der Schlangen selber galt für ein Resultat des Nachdenkens und der Weisheit der Druiden (**Plin. 29. 3**). Dieses Schlangenei galt ferner als Lebenssymbol. Auf einem Grabmal hat man zwei Schlangen abgebildet gefunden, die Eine mit dem Ei im Schlunde, die Andere mit ihrem Geifer bemüht, das Ei auszubilden. Eine geflügelte Schlange mit diamantenem Auge kennt das Juragebirge (**Mem. des antiq. VI, 217**). Am 13. Mai, welcher Tag als der eigentliche Scheidepunkt des Winters und des Sommers gilt — denn am weinmörderischen Pancratiustage (12. Mai) nimmt der Frost seinen Abschied, und darum ist der 13. dem h. Servatius, d. i. dem Erhalter und Retter, dem Wiederbringer der Wärme ge-

weiht — an diesem Tage also, glaubt man in Frankreich, vereinigen sich Schlangen, Vipern und Nattern zu einem einzigen Stück, in der Weise, daß die Masse ein Band bildet, größer als eine Sichel. Wenn sie sich nun an den Ufern eines zwischen Jouy und Ardon gelegenen Teiches versammelt haben, so arbeiten sie gemeinschaftlich an der Bildung eines großen Diamanten. Jedes dieser Thiere speit eine Art Flüssigkeit aus, welche sehr glänzend ist, und die es unter der Zunge trägt. Die beiden Geschicktesten, welche bei den Schlangen allgemeine Anerkennung gefunden, empfangen diese Flüssigkeit, die nun erstarrt. Sie kneten sie aus, und wenn die Arbeit geschehen ist, so schleppt sich jedes Thier über den Diamanten, welchen es durch die Reibung seines Körpers polirt, und zieht sich dann in den Teich zurück. Das Letzte dieser Thiere wirft den Diamanten in den Teich, wo er liegen bleibt, bis einmal Jemand fischt und ihn findet. Der Vorsicht, ihn ins Wasser zu werfen, bedienen sie sich deshalb, damit ein Heber ihn nicht in sein Nest trage und sein Gefieder mit demselben schmücke. Wollte man suchen, so würde man solche Diamanten in den alten Hehernestern finden, denn nur mit diesem Diamanten hat der erste dieser Vögel sich schmücken können, seine Nachkommenschaft hat dann diese geborgte Pracht geerbt, welche sie der Weisheit der Schlangen verdankt. Darum ist auch d i e S c h l a n g e S y m b o l d e r W e i s h e i t (**Mem. de l'acad. Celt. IV, 95** bei Eckermann Religionsgesch. III, 1. S. 73). Dieser in Frankreich herrschende Glaube von der Schlange wird mit geringer Verschiedenheit auch in Schweden angetroffen. Afzelius (II, S. 364) gedenkt einer weißen Schlange, die nur in jedem Jahrhundert sich einmal zeigt, und zwar

nur in Wildnissen. Die Zauberinnen spürten ihr begierig nach und kochten sie mit ihrer Kräutermischung, um Zaubertränke und tiefe Weisheit zur Erkentniß der geheimen Naturkräfte zu erlangen. Man glaubte nämlich, daß, da sie sich vor dem Tageslicht in Erdlöchern, in Bergen, in der Nähe von Metalladern, neben den Wurzeln der Bäume und Pflanzen verborgen halte, so sauge sie auch alle geheimen Kräfte der drei Naturreiche in sich, und theile sie denen mit, von denen sie sich auffinden lasse. Wenn Jemand eine weiße Schlange antraf, so mußte er sie sogleich um die Mitte des Leibes fassen, worauf sie ihre Haut fahren ließ. Diese brauchte man nur zu belecken, und sogleich öffnete sich das innere Gesicht des Menschen. Man lernte alle Kräfte der Kräuter, Erd- und Steinarten kennen, und lernte die Kunst, Wunden und Krankheiten zu heilen. Mit Einem Worte: man ward jetzt klug.

Ein armer Hirtenknabe hatte sich im Walde verirrt, und kam endlich zu einer Hütte, wo eine solche kluge Frau und Schlangenkocherin wohnte. Sie war ausgegangen, als er in die Hütte trat; aber über dem Feuer stand ein großer siedender Kessel, in welchem das Schlangenkochen vor sich ging. Der Knabe war hungrig, und da er Brod auf dem Tische und im Kessel Fett schwimmen sah, was ihm ein Zeichen zu seyn schien, daß gerade Speck gekocht werde, nahm er das Brod, tauchte es in den Kessel und verzehrte es. Als die Alte wieder heim kam, bemerkte sie sogleich, was vorgefallen, da sie aber wußte, daß, wenn auch der Knabe nunmehr weiser als andere Menschen geworden war, er ihr doch weder Schaden zufügen werde, noch könne, so ließ sie ihn ungehindert fortgehen, und gab ihm, sogar eine Strecke geleitend, um ihm den Weg zu

zeigen, Anleitung, wie er die Wundergabe, in deren Besitz er sich jetzt befand, anzuwenden habe*).

Ein Bauer, der bei Luzern mit Mähen beschäftigt war, sah plötzlich einen Drachen über sich. Unterem Fliegen enttröpfelte dem Ungeheuer eine Feuchtigkeit, die gleich frischem Blut auf dem schwarzen Boden anzusehen war, und in der Feuchtigkeit fand der Bauer einen vielfarbigen Stein, der noch zu Luzern bewahrt wird, und ein kräftig Heilmittel ist gegen pestartige Krankheiten. Die Wahrheit dessen bezeugen die Stadtbücher, worin es beschrieben ist. (Wolf D. S. Nr. 368.)

Wem es gelingt, der Krone des Schlangenkönigs sich zu bemächtigen, der wird unsichtbar und steinreich.

Zu einem Viehhirten in Immeneich bei St. Blasien kam jeden Morgen und Abend zur Melkzeit eine große Schlange in den Stall, welche auf dem Kopfe eine goldene Krone trug. Das Mädchen gab ihr jedesmal warme Kuhmilch zu saufen. Als es wegen eines Verdrusses plötzlich aus dem Dienste gekommen, und die neue Viehmagd das erste Mal melken wollte, fand sie auf dem Melkstuhl die goldene Krone liegen, worin die Worte eingegraben standen: „Aus Dankbarkeit." Sie brachte die Krone ihrer Herrschaft, welche dieselbe dem verabschiedeten Dienstmädchen gab, für das sie auch bestimmt war. Seit dessen Verabschiedung ist die Schlange nicht wieder gesehen worden. (Schnezler Badische Sagen I. S. 134.)

Einer goldgekrönten Schlange gedenkt auch Bechstein (Fränk. Sagensch. S. 158). Sie trug auch einen Schlüsselbund im Maul, der wie Silber glitzerte. Vermuthlich wollte sie den ihr begegnenden Weinbergsmann reich machen, der aber verstand ihre gute Absicht

---

*) Diese Erzahlung erinnert auffallend an den Knaben, der mit dem Finger die Brühe aus Ceridwens Zauberkessel leckte, und weise ward s. S. 662. In Grimms Kindermahrchen Nr. 17. erwirbt sich Jemand durch den Genuß einer weißen Schlange die Kenntniß der Vögelsprache. Sigurd versteht sie, sobald des Drachen Fafnirs Herzblut auf seine Zunge kommt.

nicht, und hob seinen Karst, um sie zu schlagen, da verschwand sie spurlos in die Erde. Ebendaselbst S. 290 lesen wir von einem Otterkönig, der einem Knecht es sehr übel nahm, daß er ihm seine Krone, die er, als er in den Bach steigen wollte, am Ufer ins Gras hingelegt hatte, entwenden wollte. Als der Otterkönig, aus dem Bade kommend, seinen Verlust gewahrte, that er einen gellenden Pfiff, und sogleich kamen alle Schlangen und Ottern im Umkreis herbei, raschelten heran, zischten, spieen Gift, und krochen auf den Kornwagen des Räubers, zerbissen alle Säcke, so daß die Frucht auf die Erde fiel. Da warf der Knecht die Krone hin, die er in seinen Busen gesteckt hatte, flugs setzte der Otterkönig sie wieder auf, kroch voraus, und die übrigen Schlangen und Ottern krochen hinterdrein, so daß in einigen Augenblicken alle fort waren, als hätte sie der Wind weggeweht.

Einst fanden Mädchen auf dem Felde einen Knäuel von 14 bis 15 Schlangen, die alle durcheinander zischten, eine aber trug eine goldene Krone. Da band ein Mädchen ihre weiße Schürze ab und legte sie neben den Knäuel auf den Boden. Alsbald kam die größte von den Schlangen, welche deren König war, und legte ihre Krone auf die Schürze, die war von lauterm Golde mit vielen grünen Edelsteinen. Nun sprang das Mädchen schnell hinzu und raffte die Krone an sich. Als es der Schlangenkönig bemerkte, schrie er so entsetzlich, daß das Mädchen davon ganz taub ward. Die Krone verkaufte sie hernach für vieles Geld (Müllenhof a. a. O. Nr. 474.)

Vom B a s i l i s k erzählt das Volk, daß er aus dem Ei hervorkomme, welches ein Hahn gelegt, der sieben Jahre alt geworden, und eine Kröte oder die Sonnenwärme ausgebrütet hat. Alles Lebende, das sein Blick trifft, muß sterben, und sogar Steine zerspringen da=

von. Es hat Leute gegeben, die ein solches Thier in einem dunkeln Keller Jahre lang hatten. Man durfte die Keller nicht öffnen, damit kein Licht hinein kam. Wenn man aber dem Basilisken einen Spiegel vorhält, und er sich selbst zu sehen bekommt, muß er sterben, wie ein anderes Wesen. Plinius (8, 21) gibt diesem Fabelthier die Provinz Cyrenaica zur Heimat; diese Schlangenart soll nur 12 Finger groß seyn, und ein weißer Fleck auf ihrem Kopfe nimmt sich wie ein Diadem aus *). Durch sein Zischen verjagt der Basilisk alle andern Schlangen, auch bringt er nicht mit vielfacher Wendung den Körper fort, wie andere Schlangen **), sondern gerade aufgerichtet schreitet er daher. Er tödtet die Gesträuche nicht nur durch Berührung, sondern schon durch seinen Anhauch, er versengt das Gras. Man glaubte sonst, daß, wenn er von einem zu Pferde Sitzenden mit einer Lanze durchstochen wird, von der durch die Lanze zuckenden Kraft des Giftes Reuter und Pferd umkommen.

Vom **Einhorn**, diesem pferdegestalteten Thiere, weiß die Sage ebenfalls, daß sein Blick tödtet. Plinius (8, 21) gibt ihm den Leib des Rosses, den Kopf des Hirsches, den Fuß des Elephanten, den Rüssel des Wildschweins. Aus der Stirne ragt ein zwei Ellen

---

*) Trägt der Basilisk etwa von diesem Hauptschmuck seinen Namen? (Βασιλισκος, regulus.)

**) Johanneau hält daher das Schlangenei für ein Hahnenei oeuf coquille). Seine Farbe ist weiß, man kennt es an dem gelben Punkt. Es birgt eine Schlange. Ist diese ausgebrutet, so verbirgt sie sich in einer Mauerspalte, und wer sie sieht, stirbt, wird sie aber früher erblickt, stirbt sie selbst. Ein solches Ei barg im Jahr 1796 der Kirchhof von Ardon, und alle Leute mußten sterben, welche nur zur Kirche gingen. Darum verbrannte man alle Gebeine des Kirchhofs, um sich von dem Unglück zu befreien. (Mem. de l'acad. celt. IV, 93.)

langes, schwarzes Horn. Unter diesem soll ein Karfunkel wachsen, der alle mit ihm bestrichenen Wunden heilt. Auch das Herz dieses Thieres ist ein Heilmittel. Auf welche Art das Thier sich fangen läßt, ist schon S. 811 Anmerkung mitgetheilt worden. Auf alten Gemälden ist es der h. Jungfrau beigesellt. Die wirkliche Existenz dieses Thieres hat zuerst in neuerer Zeit der berühmte Reisende Carl Ritter (Erdk. v. As. III, S. 99) zu erweisen gesucht. Im Märzheft des asiatischen Journals 1844 hat der französische Consularagent zu Dschidda eine vollständige Beschreibung dieses im Lande Barku heimischen Thieres gegeben:

Die Pferdegestalt, die man ihm in Europa andichtete, kommt daher, weil es in Nubien eine Gazellenart gibt, welche nur Ein Horn haben soll. Das Einhorn ist aber massenhafter als der Büffel, namentlich Brust und Schultern breiter; es ist kürzer und gedrungener als irgend ein Wiederkäuer, 6 Fuß lang, 5 Fuß hoch und 4 Fuß dick, die Füße nur 1½ Fuß lang. Für die Leibesdicke vom Rücken bis zum Bauche bleiben also 3½ Fuß. Die kurzen massiven Beine ähneln denen des Elephanten. Die Fußspur im Boden läßt glauben, ein Esel und ein Schaf seyen denselben Weg gegangen, das Schaf vorn, der Esel zur Seite einige Zoll entfernt gegen hinten, worauf dann das Einhorn seinen Kreis von 6 Zoll Durchmesser zwischen den Spuren des Schafes und des Esels setzte. Der Schweif ist kurz, nur an den Seiten behaart, aber die Haare sind weit stärker als beim Pferde, obgleich kürzer. Die Haut fast nackt, ein Haarstreifen ausgenommen, der vom Nacken nach der Mitte des Rückens läuft. Die Haut ist dicker als die des Rhinoceros. Was aber das Einhorn von allen Thieren, mit denen man es vergleichen könnte, auszeichnet, ist das bewegliche Horn, das seinen Sitz an dem untern Theil der Mittelstirne hat, nicht am Ende der Nase, wie beim Rhinoceros, sondern oben an der Nase und zwischen den Augen. Dies Horn ist auf zwei Dritteln seiner Länge aschgrau, wie das Thier selbst, das obere

Drittheil scharlachroth, und endigt in einer ausserordentlich scharfen Spitze. Es ist 18 Zoll lang. Wenn das Thier nicht beunruhigt ist, so wieget es im Gehen das Horn rechts und links hin und her. Das Einhorn greift seinen Feind mit gesenktem Haupt an, durchstößt ihn mit dem mächtigen Horn, schleudert ihn in die Luft, kommt dann wieder, gleich einem wüthenden Stier, bis es seinen Feind in Fetzen zerstoßen hat. Der Kopf zeigt zwei Erhöhungen hinten über den Ohren, die einen blutgierigen Instinct andeuten. Der Rüssel erinnert an den des Wildschweins. Die Ohren sind klein, das Gehör schärfer als das Gesicht. Beim Ausstoßen der Excremente bildet sich eine Erhöhung von 2 Fuß, und jeder Bollen Excremente hat die Größe einer Melone. Das Einhorn hat nur Ein Junges. Man jagt das Thier zu Pferde mit Lanzen, die man ihm in den After stößt, denn anderswo ist die Haut undurchdringlich. Es tödtet den Menschen auch ungereizt, durchbohrt ihn beim ersten Anblick, frißt ihn aber nicht, da es kein Fleischfresser ist.

Daß das Einhorn auch in Europa heimisch war, suchte schon in früherer Zeit der Magdeburger Bürgermeister, Otto von Guerike (Experim. Magdeb. lib. V, c. 3, fol. 155), zu erweisen, indem er sich auf das Factum berief, daß man im Jahr 1663 im Zeumiler Berge bei Quedlinburg, wo Kalkstein gebrochen wurde, ein ganzes Einhorn fand, welches vor der Stirne ein lang ausgestrecktes Horn, so dick wie ein menschliches Schienbein hatte, und der damaligen Aebtissin von Quedlinburg geschenkt wurde. In der Höhle bei Schwarzfeld im Harz hat man ein ähnliches Gerippe ausgegraben (abgebildet in Leibnizens Protogea, Göttingen 1749, 4.), die davon den Namen Einhornloch erhalten hat.

Wenn von Basilisken und Einhörnern die Rede ist, erwartet jedermann, auch ein Wort über Greife zu vernehmen. Ob sie, wie Pausanias vorgibt, löwen=

ähnliche Unthiere mit Adlerflügeln und Adlerschnäbeln seyen und des Pardels fleckige Haut haben? oder ob sie, wie Philostrat (vit. Appollon.) wissen will, ganz federlos mit rothhäutigen Fittigen umherflattern? läßt sich heute schwer beantworten. Was Plinius (VII, 2.) den fabelhaften Arimaspen nacherzählt, die mit den Greifen Krieg führten, läßt sich hier auch nicht berücksichtigen, da die Arimaspen, seiner Aussage zufolge, nur ein Stirnauge hatten, daher als Einäugige leicht falsch gesehen haben mochten. In dem schlesischen Sagenschatz erfährt man, daß vor vielen Jahrhunderten auch in der Gegend von Friedland ein Greif gehaust, und daß ein Schäfer, Namens Gottsche Schof, das Glück gehabt, das Nest seiner Jungen anzuzünden, daher ihn Herzog Bolko in den Ritterstand erhob; seine Burg erhielt zum Andenken an den Sieg über den Greif — der sehr wohlfeil gewesen seyn muß, weil die Chronik berichtet, daß der zurückkehrende Greifenvater, als er die Flammen aus dem Neste aufsteigen sah, seine Schwungfedern, (durch den Schlag seiner Flügel noch mehr die Flammen anfachend), versengte, und kraftlos zur Erde taumelte, worauf ihm der Schäfer mit einem Beile den Kopf abhieb — den Namen Greifenstein, nach welcher noch das heutige Städtchen benannt ist. Dieser Greifenbesieger ist, beiläufig bemerkt, der Ahnherr der Grafen Schaffgotsch. Muthmaßlich waren die Greife ganz gewöhnliche Geier, welchen nur die Furcht eine abenteuerliche Gestalt lieh. In Schweden hatte in der Heidenzeit ein Berggeist des Geiers Figur angenommen und in der Gegend von Blekingen die Leute sehr beunruhigt, bis man endlich einen wilden Stier ins Freie ließ, auf den der Geier sich herabstürzte, ihn mit seinen Klauen zum Berge hinauftrug und dort mit Haut

und Haaren verzehrte. Davon erhielt die Anhöhe den Namen Geierhügel. Aber noch hatte man keine Ruhe, bis man auf den Gedanken kam, eine Kirche an dieser Stätte zu bauen: das Glockengeläute vertrieb ihn. (Afzelius III, S. 194 ff.)

Die Reihe der wirklich oder scheinbar fabelhaften Geschöpfe soll die oft in Frage gestellte, obschon in der Mährchenwelt der alten und neuern Völker eine so große Rolle spielende Seejungfer beschließen. Gewöhnlich wird sie zu den Nixen gezählt, mit denen sie auch das lange, die Brüste zum Theil bedeckende, Haar gemeinschaftlich hat. Das Vorhandenseyn dieser Meerweibchen bestätigt der hier folgende Auszug eines Briefes des Dr. Philipp, Bevollmächtigter der Londoner Missionsgesellschaft in Capstadt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung vom 26. April 1822:

„Heute sah ich ein Meerweibchen, welches so eben in dieser Stadt gezeigt wird. — Ich habe stets die Existenz eines solchen Geschöpfes als fabelhaft betrachtet; aber mein völliger Zweifel ist nun aus dem Weg geräumt. Da es wahrscheinlich ist, daß noch keine Beschreibung dieses ausserordentlichen Geschöpfs nach England gekommen, so werden folgende Bemerkungen Ihre Neugierde befriedigen.

Der Kopf ist ungefähr von der Größe des eines großen Affen; derselbe ist spärlich mit schwarzen Haaren bedeckt, die glatt herabhängen, an der Oberlippe und dem Kinn befinden sich auch einige Haare, denen des Kopfes ähnlich, die Backenknochen (ossa malarum) sind hervorstehend, die Stirne ist gedrückt, aber, dieß ausgenommen, sind die Züge in regelmäßigem Verhältniß, und gleichen mehr denen eines Menschen, als dieses bei irgend einem Geschlecht der Affen der Fall ist. Der Kopf war zur Seite gewendet, und das Gesicht drückte Schmerz aus, aber ich denke, daß beides durch die Umstände, unter welchen dieses Thier den Tod empfing, herrührt, da es ganz den Anschein hat, daß es unter großer Qual gestorben ist.

Die Ohren, Nase, Lippen, Kinn, Brüste, Finger und Nägel gleichen ganz denen einer menschlichen Figur — das Rückgraht ist sehr hervorstehend, und scheinbar ganz so geformt, wie am menschlichen Körper.

Nach der Lage der Arme zu urtheilen, und zufolge solcher Untersuchung, wie die Umstände erlaubten, als ich das Thier sah, muß ich glauben, daß es Brustbeine (claviolis) habe, mit denen blos der Mensch begabt ist, und welche dem Affengeschlecht fehlen.

Die Zähne beweisen, daß es gehörig ausgewachsen war — die Schneidezähne (incisores) waren oben etwas abgenuzt — es fanden sich deren acht, vier Hundezähne (canines), und acht Backenzähne (molares) vor — die Hundzähne glichen denen eines ausgewachsenen Hundes, alle andern denen eines Menschen.

Die Länge des Thiers beträgt drei Fuß; da es aber nicht zum besten aufbewahrt und erhalten war, so scheint es bedeutend zusammengeschrumpft zu seyn, und war im Leben gewiß dicker und länger, als nun. Seine Aehnlichkeit mit dem menschlichen Geschlecht hört sogleich unter den Brüsten auf. Gerade unterhalb und zwischen den Brüsten befinden sich zwei Floßfedern. Von dem Punkt, von wo die menschenähnliche Gestalt aufhört, welches ungefähr 12 Zoll von dem Scheitel des Kopfs ist, gleicht es einem großen Fische von der Salmen-Gattung, und ist ganz mit Schuppen bedeckt, an dem untern Theil des Körpers gleichen die Schuppen ganz denen eines Fisches, aber an jenem Theile, der dem Menschen ähnlich sieht, sind deren sehr wenige, kaum bemerkbar, und nur bei ganz naher Besichtigung. An dem untern Theil des Körpers hat es sechs Floßfedern, eine am Rücken, zwei am Bauch, zwei unter der Brust und am Schwanz. Diejenigen an der Brust sind besonders merkwürdig; sie stehen horizontal und sind unstreitig bestimmt, das Thier zu tragen, wenn es in aufrechter Stellung ist, so wie man manchmal Zeichnungen davon findet, auch ist der Schwanz eben so geformt, als bei Abbildungen von Meerweibchen.

Der Eigenthümer dieses sonderbaren Thieres ist Kapi-

tän Eades von Boston in Amerika. Während dem ich dieses schreibe, erhalte ich einen Besuch von ihm, und er theilte mir Nachfolgendes mit: Das Meerweibchen wurde nämlich an der nördlichen Küste von China von einem Fischer gefangen, der es um eine Kleinigkeit verkaufte; nachher kam es nach Batavia, wo es von Kapitän Eades um 500 spanische Thaler erkauft wurde; man hat ihm seitdem vergebens 10,000 spanische Thaler dafür geboten. Kapitän Eades ist Passagier auf dem amerikanischen Schiffe Lion, gegenwärtig in der Tafel-Bay vor Anker — in ungefähr vierzehn Tagen gehet das Schiff nach der Themse ab, so daß wahrscheinlich auch in London eine Ausstellung dieses Thieres statt finden wird. —"

VI. Localsagen.

Diese unterscheiden sich 1) in solche, welche aus der Beschaffenheit der Gegend, in welcher sie ihren Ursprung haben, sich erklären lassen, wie die persischen Sagen von den riesigen Gins (spr. Dschins); denn wenn man in der „Tausend und Einen Nacht" von ihnen liest, daß sie in einem Wirbelwinde von Sand und Staub sich nähern, so denkt man gleich an den Wirbelwind, der den Sand in Form einer ungeheuern Säule emportreibt, und den man so oft über die Wüste dahinstreichen sieht; ebenso kann die deutsche Sage von der Windsbraut als wilden Jägerin nur in Flachländern entstanden seyn; Fels-, Berg- und Waldgegenden erzeugen hingegen ganz andere Sagen; 2) in solche, welche der Beschäftigungsweise der Bewohner ihre Entstehung verdanken, wie z. B. das „Glasmännlein" und der „Holländer-Michel" auf dem Schwarzwald. Ersterer, ein gutmüthiger Geist von $3\frac{1}{2}$ Fuß Länge, erscheint im spitzen großrandigen Hütlein, in Wamms, Pluderhose und rothen Strümpfen.

Dieser, der auf der andern Seite des Waldes umgeht, ist riesenhaft, breitschultrig, trägt die Kleidung der Flößer und ungeheure Stiefel. Nun muß man wissen, daß im badischen Schwarzwald sich die Leute gewöhnlich mit Glasmachen beschäftigen; die auf der andern Seite des Waldes hingegen sich von Holzfällen nähren, und Flößer sind, die bis nach Holland hinunterkommen und sehr große Stiefel tragen. Auf dem Harz, wo die rauhe Gebirgsluft den Branntweingenuß mindestens entschuldigt, träumt die Phantasie von diesem Lebenswasser (wie die Franzosen dieses Gesundheit zerstörende Getränk nennen), und erzeugt das Mährchen vom alten Schmidte-Sömme (Schmieds Simon) in Steinbach, der allerdings einmal der Wirklichkeit angehörte, und das sehr prosaische Handwerk eines Wilddiebs trieb, aber die Volksdichtung hängt ihm ein romantisches Mäntelchen um, indem sie berichtet: „Eines Nachts saß er am Frauenberg und lauerte auf ein Wild; da sah er plötzlich den Teufel auf einem Fasse durch die Luft reiten nach Steinbach zu. Hurtig schoß der Kerl nach dem Reiter und traf ihn ins Bein, daß er das Faß fallen lassen mußte, welches entzwei brach — es war Branntwein darin."

Proben dortiger Bergmannssagen sind folgende:

Ein Häuer, der im Reginaschacht bei Glücksbrunn schärfte, glaubte an einer in seiner Nähe stattfindenden Bewegung, ein Steiger käme zu ihm gefahren. Da aber Niemand kam, drehte er sich auf dem Sitzstock und erblickte einen Berggeist in Menschengestalt, der das Gesicht starr nach ihm gewandt hielt. Die Gestalt hatte das Aeußere eines Bergobern, und war mit einem schwarzen Hut, grünem Oberkleid mit Manschetten, schwarzen Beinkleidern, Schuhen und weißen Strümpfen bekleidet. Uebrigens hatte sie ein schönes Antlitz, helle Augen und stieß in der Fust an, wo

das Ort 5 Schuh hoch war. Der Häuer wagte aus Furcht nicht den Geist anzureden, und arbeitete emsig weiter. Als die Erscheinung einige Zeit still gestanden, fuhr sie mit einem hell flammenden Grubenlicht wieder von dannen. Hätte der Bergmann sie mit „Glück auf!“ begrüßt, so wäre er gewiß sehr glücklich gewesen.

Einige Bursche, die auf dem Schacht am Acker neben dem „Segen Gottes“ einfuhren, gewahrten plötzlich einen ungewöhnlich hellen Schimmer, und gleich darauf eine Gestalt, welche die Strecke daher gefahren kam, so groß, daß sie, gebückt, wie sie ging, mit dem Rücken in der Firſt anſtrich. Sie hielten dieselbe für einen Bergofficianten. Als aber die Erscheinung näher kam, sahen die Bursche mit Entsetzen, daß es ein Berggeist, der Grubenkittel, Kniebügel an den Beinen, schwarzen Schiefhut auf dem Kopfe, glänzende Augen, und ein Grubenlicht in der Hand hatte. Hals über Kopf eilten sie wieder aus dem Schacht, der vom Lichte des Geistes fast zur Hälfte aufwärts erhellt war.

Ein junger Bergknapp aus Steinbach wollte eines Morgens seinen Schacht auf der Windleite befahren. Als er in die Nähe kam, sah er eine Menge winziger Bergmännchen an der Winde Gestein aufziehen, das andere geschäftig zerklopften. Er trat hinzu und die Geistchen stürzten sich vor seinen Augen in den Schacht, der krachend hinter ihnen zusammenbrach. Voll Grausen über das Gesehene ging der Bursche in die Ruhl, und that sich dort zu einem Messerschmidt in die Lehre, denn er wollte nicht mehr ein Bergmann bleiben. Durch ihn wurde das Handwerk der Messermacher nach Steinbach verpflanzt, und der Bergbau nahm allmählig ab.

Am Löge oberhalb Steinbach ging ein goldener Hirsch, der plötzlich erschien und plötzlich verschwand. Viele Leute haben ihn gesehen. Der Hirsch zeigt eine starke Goldader an. Die Herren Trier ließen dort einschlagen, aber die aufgethane Grube bald wieder zum Erliegen kommen, weil die Ausbeute sich nicht bald zeigte. Damals ließ sich der Hirsch alle Abende sehen und lief ängstlich hin und her. Hätten die Herren Trier nur noch eine kleine Strecke gegraben, so würden sie die Goldader gefunden und un-

ermeßliche Schätze ausgegraben haben. (Thüringen und der Harz II. S. 44.)

Man wird hier unwillkürlich an Steffens treffliche Worte gemahnt, die er seinen „Gebirgssagen" (Breslau 1837) vorausschickt. „Mir, als Naturforscher," sagt er, „war von jeher die Physiognomie der Mährchen der verschiedenen gebirgigen, waldigen Gegenden unendlich werth. Denn aus einer bestimmten Natur entsprungen, blieben sie in solchen verborgenen Zufluchtsörtern, wo sie, aus unserer Mitte verscheucht, sich Jahrhunderte lang erhielten, noch immer ihrer ursprünglichen Heimath getreu; deuteten auf sie, ja schienen ihre innersten Geheimnisse wunderbar zu bewahren. Es ist bekannt, daß die verschiedenen Gebirgsarten eigene Pflanzen ernähren, und daß ein leiser Unterschied sich auf diese Weise wohl erkennen läßt. Aber entschiedener ist der Einfluß auf die Gestaltung im Großen. Granit-, Schiefer- Kalkgebirge erzeugen eine andere Gestalt der Höhen, Schluchten, Thäler und Weitungen; anders bilden sich daher nach der Verschiedenheit der Gebirgsart die Baumpartieen; Schatten und Licht nehmen in Abend- und Morgendämmerung einen andern Charakter an; die Gewässer scheinen, ewig strömend in jenen so verschiedenen Gegenden, einen andern Ton, einen andern Glanz zu haben. Aber hiermit hängt die Gestaltung der Mährchen genau zusammen, so daß diese Verschiedenheit des Mährchenwuchses nach der Natur der Gegend in den leisesten Abänderungen wahrgenommen wird. Wunderbarer ergreift diese Erscheinung nirgends, als auf dem Nordabhang des Harzes. Denn wie ganz anders lauten die Granit-, als die Schiefermährchen, die Sagen zwischen der Ilse und der Ocker, an der Harzburg, als die des Budethals, des Selkethals. Ist

nicht das Mährchen von Hans Heiling*) in Böhmen ein nothwendiges Granitgewächs?

Wenn die Mährchen aus dem Riesengebirge nicht jene tragische Naturtiefe der Harzmährchen zeigen, so haben sie doch etwas Merkwürdiges, was, wie bei allen Mährchen, auch hier auf die Natur und Bildung der Gegend deutet. In den meisten mächtigen Gebirgen zeigt sich der höchste Gipfel, der über die übrigen hervorragt, von unzugänglichen Felsen umgeben, tiefe Thäler, wilde Schluchten trennen das verschlossene, von wenigen wilden Thieren bewohnte Innere von den mildern Gegenden, die von Menschen beherrscht werden. Nur wenige Kühnere wagen es einzeln, mit den Gebirgsgeistern vertraut, jene verschlossenen Gegenden zu besuchen. Diese erhalten, wie das Gebirge selbst, ein geheimnißvolles Gepräge, und die verborgene Natur blickt räthselhaft, wild und drohend in die entfernten bewohnten Flächen hinein. Das Riesengebirge hat in dieser Rücksicht eine sehr abweichende Bildung. Eine bewohnte, milde, weitläufige Ebene drängt sich bis unmittelbar an den Fuß des höchsten Gebirges hinan. Die Schneekuppe entbehrt jener mystischen Umgebung,

---

*) An der Eger, dem Dorfe Aich gegenüber, ragen seltsame Felsen empor, die das Volk „Hans Heilings Felsen" nennt. Dieser Heiling stand mit dem Bösen im Bunde. Einst soll er sich in ein Madchen verliebt haben, die ihm zugesagt, dann aber wieder verweigert worden war. Auf ihrer Hochzeit erschien Mitternachts zwölf Uhr Heiling plötzlich unter ihnen, und rief: „Teufel, ich lösche dir deine Dienstzeit, wenn Du mir diese vernichtest". Der Teufel antwortete: „So bist Du mein", und verwandelte alle Hochzeitleute in Felsensteine. Braut und Brautigam stehen da, wie sie sich umarmen, die übrigen mit gefalteten Handen. Heiling stürzte vom Felsen in die Eger hinab, die ihn zischend verschlang. Noch jetzt zeigt man die Steinbilder, die Liebenden, den Brautvater und die Gäste; auch die Stelle, wo Heiling hinabstürzte. (Grimm D. S. Nr. 328.)

und die düstersten Gebirgsseen, die schroffsten Felsen, die wildesten Wasserstürze liegen den freundlichen Dörfern ganz nahe. Dadurch tritt das Geheimnißreiche selbst in vertraulichere Nähe, und was in andern Gebirgen als furchtbare, zerstörende Gewalt in das gewohnte Daseyn mit vernichtender Kraft tief tragisch hineingreift, das erscheint hier wie ein leichter Traum; die Drohungen der gewaltigen Geister lösen sich in Neckereien mancherlei Art auf, und ein vorübergehender Schauder tritt an die Stelle der verzehrenden Furcht. Das Riesengebirge zeigt sich aber auch in anderer Hinsicht sehr verschieden von den meisten übrigen Gebirgen. Gewöhnlich hangen bedeutende Gebirgsketten mit andern kleinern in mehrern Richtungen zusammen. So der Harz mit der gebirgigen Flötzgegend in Westphalen gegen Westen, mit den hessischen Gebirgen und Thüringen gegen Süden und Südost; so Thüringen mit dem gebirgigen Franken, das Erzgebirge mit dem böhmischen Fichtelgebirge. Kein Gebirge in Europa ist aber so mächtig und hoch wie das Riesengebirge, und so schnell gegen Norden, wie gegen Süden begrenzt; die Verbindung mit andern Gebirgen findet nur gegen Westen mit den Lausitzer-, gegen Südost mit den Glatzergebirgen statt; nach Nord und Süd äußerst schmal gegen seine Länge, verliert es sich, hier in die schlesischen, dort in die böhmischen Ebenen. Dadurch bildet es eine höchst bedeutende Wetterscheide. Zwei stark entgegengesetzte, klimatisch höchst verschiedene Gegenden finden an diesem Gebirge ihre gemeinschaftliche Grenze. Das Wetter bricht sich an diesen ungeheuern Massen, die den Unterschied zugleich begründen, begrenzen und unterhalten. Kälte und Wärme, diese von Süden, jene von Norden, treten ohne Abstufungen sich

ganz nahe und zerstören das Gleichgewicht der Luft. Plötzlich ziehen Wolken zusammen und vertheilen sich wieder, einen leichten, bald zerrissenen, bald zusammenhangenden Schleier um das Riesenhaupt des Gebirges bildend. Schnell entstehen im hohen Gebirge Windstöße von Nord nach Süd, und umgekehrt; unerwartet ergießen sich die heftigsten Regen, und im schnellen Wechsel erheitert und trübt sich das Wetter, erheben sich Stürme und beruhigen sich wieder. Diese Launen der Gegend sind Aeußerungen des geistigen Herrschers. Obgleich aber fast alle Mährchen von Rübezahl ein mehr launenhaftes*) als tragisches Gepräge haben, so fehlt dennoch das Letzte nicht ganz."

Ganz anders ist die Gestalt der Mährchen in flachen Ländern. So erzählt man sich in den Ebenen Polens von dem Luftritt in Folge bösen Zauberspruchs. In der Ukraine weiß man, daß Menschen, die auf offenem Felde vom Wirbelwinde ergriffen wurden, für immer verschwunden sind. Ein ander Mal hatte Jemand ein geweihtes Messer in den Wirbel hineingeworfen, und es fiel mit Blut bespritzt zu Boden. Dreht der Sturmwind sich im Kreise und fegt den trockenen Flugsand, so verschließe man die Fenster, denn das Böse kann in die Knochen fahren (Woicizky Poln. Volksf. S. 41. 63). Hirten- und Jägersagen haben meist auf Wüstungen und Waldwiesen versetzte Schätze zum Gegenstande (vgl. S. 217); die rohe Begierde des gemeinen Mannes nach Gold wird in der Sage poetisch verklärt, und die Fülle des glänzenden Goldes der Phantasie entschädigt den Armen für die Entbehrung des wirklichen.

*) Begründet ist Büschings Klage über die Familienphysiognomie sämmtlicher Rübezahliaden. Alle sind von Einem Schlage und Zuschnitt.

Localsagen,

welche aus dem Bestreben hervorgingen, eine auszeichnende Eigenthümlichkeit des Ortes oder Naturspiele zu erklären.

Bohlen hat in seinem Commentar zur Genesis bis zur Evidenz erwiesen, daß der Untergang von Sodom und Gomorrha und die Verwandlung der Frau Lot's in die Salzsäule nur ein mythisch eingekleideter Erklärungsversuch der Entstehung und Beschaffenheit des Salzmeers und seiner Umgegend sey. Den Untergang der Stadt Mahabalipura (d. i. Stadt des großen Bali oder Baal), welche im indischen Epos Maha Bharata (der große Krieg), als Residenz des Yudhistira beschrieben wird, und von welcher man jetzt nur noch die auf drei Meilen sich ausdehnenden Ruinen am Meeresufer erblickt, findet die brahmanische Legende in folgender Ursache: Malatscheren, Beherrscher dieser Stadt, lustwandelte eines Tages verkleidet in einem Garten der Vorstadt und bemerkte in einer benachbarten Quelle zwei badende Nymphen. Er verliebte sich in die Eine und fand keine Spröde. Sie und ihre Schwester kamen nun öfter mit dem Rajah (Regent) zusammen. Einst brachten sie einen männlichen Bewohner der ätherischen Regionen mit und stellten ihn dem Herrscher vor, worauf Jener mit, diesem ein Freundschaftsbündniß schloß. Das höhere Wesen, durch anhaltende Bitten des Rajah zuletzt überwunden, versprach, ihn verkleidet den Hof Indras (des indischen Zeus) schauen zu lassen, eine Gunst, die noch keinem Sterblichen zu Theile geworden. Des Rajah Wunsch ging in Erfüllung. Mit neuen Ideen von Pracht und Glanz zurückkehrend, beschloß er, seine Residenz nach diesem Muster zu ver-

schönern, und machte sie zur schönsten Stadt der Erde. Der Neid bemächtigte sich nun der Götter; jetzt erhielt der Meergott Veruna Befehl, die Fluten des Oceans loszulassen, und die Stätte, wo Mahabalipura stand, ward nicht mehr gesehen.

Nach demselben Zuschnitte haben Griechen und Römer locale und etymologische Mythen zu Dutzenden fabrizirt, und neuere Völker haben denselben Weg eingeschlagen.

Das Journ. Asiatique vom Oktober 1840 theilt aus den noch ungedruckten Contes et traditions du Maghreb die maurische Sage über die oft erwähnten heißen Bäder zwischen Mdschez-el-Hammams und Ghelma auf dem Wege nach Constantine mit. Bekanntlich setzen diese fast siedheißen (76° R.) Quellen bei ihrem Ausströmen und darauf folgendem Erkalten einen Niederschlag ab, woraus Kalkfelsen entstehen, die meist konische Massen bilden. Der Ort war, wie man aus den Ueberresten von Gebäuden sieht, ein römisches Bad, die Landeseingebornen aber halten sich fern von diesen „verfluchten Bädern", und erzählen Folgendes:

„Hassan, der Verfluchte (meskut), lebte in der Nähe von Mdschez-el-Hammam. Er war der Sohn eines Mauren und einer Türkin, verlor aber seinen Vater bald, und erhielt wegen seines bösen Betragens obigen Beinamen, denn er verwandte seine vielen Schätze, nur um Böses zu thun; umgab sich mit einer Rotte Bösewichter und verübte alle möglichen Greuel. Seine Mutter ging mit seiner noch ganz jungen Schwester nach Stambul, um ihre Verwandten zu besuchen, starb aber dort bald, und die Verwandten, unbekannt mit der schändlichen Lebensweise des Bruders, schickten ihm die durch Schönheit ausgezeichnete Schwester Yamina. Hassan entbrannte in Liebe zu ihr, aber weil sie sich weigerte, seine Gattin zu werden, sperrte er sie bei Wasser und Brod in einen Thurm. Nach zwei Jahren gab sie nach, und Hassan brachte nun den Kadi und den Mufti, theils durch Drohungen, theils durch

Geld dahin, daß sie den Heirathscontrakt aufsetzten. Alles von Nah und Fern ward zum Feste eingeladen, das mit Pomp gefeiert wurde. Allein Gott verhinderte die Vollziehung des Verbrechens, und strafte nicht bloß die verbrecherischen Gatten, sondern auch alle Theilnehmer des Festes, Priester, Kadi, Mufti, Tänzerinnen, und die vornehmsten Gäste wurden in Stein verwandelt, selbst die Kessel, die zum Kochen des Festmahls gedient, wurden verdammt, ewig zu kochen, und das höllische Feuer, das sie erhitzt, verursacht den von hier ausgehenden Schwefelgeruch.

Hr. Iwanoffsky erzählt in der „nord. Biene" vom 2. Dez. 1841: Im Gouvernement Pskoff, 30 Werste von der Stadt Noworscheff, auf der Straße nach dem Distrikt Arenowa, zieht sich ein Fichtenwald hin, daselbst befinden sich viele Hügel, welche das Volk für Grabhügel erschlagener Feinde hielt. Hier soll eine Stadt „Smykoff" gestanden haben. Wer dieser Feind war? woher er kam? weiß Niemand mehr. In demselben Walde, eine Werst weiter entfernt von den Smykoffschen Kurganen (Hügeln), ist eine andere Merkwürdigkeit, an der sich der Volksglaube geübt hat, die „Teufelsstadt." Die Bewohner der umliegenden Dörfer berichten von ihr: „Bald nach Erschaffung der Welt prahlte Satan, er wolle ganz allein mitten unter Sümpfen in Einer Nacht eine steinerne Stadt erbauen. Schneller, als man es erzählen kann, hatte er einen Haufen Steine zusammengebracht, rasch ging die Arbeit, in einem Augenblick fügte er die Mauern zusammen und machte sich nun an die Gewölbe. Da krähte der Hahn dreimal, und die Steine stürzten über den Baumeister, der sich zusammen krümmte, als er das Gewölbe schließen wollte, herein. Er tröstete sich, in der nächsten Nacht die Sache zu vollenden. Am folgenden Morgen zogen Arbeiter vorbei und wunderten sich, die gestern noch flache Erde mit dieser Steinmasse bedeckt zu sehen. Sie bekreuzigten sich, staunten das Wunder an, und blieben, wie zur Wache, Tag und Nacht stehen, und fragten sich: was rumort da drinnen? Vielleicht wäre Satan in der

zweiten oder dritten Nacht wirklich fertig geworden, da er aber sah, daß das Volk unermüdlich Wache hielt, zog er mit Schmach ab.“ Die sogenannte Teufelsstadt ist aber nichts anders als eine Befestigung aus rohen Steinen, mit der Hauptfaçade gegen Norden, aus welcher Richtung zu vermuthen, daß die von Süden heraufgedrungenen Slawen sich gegen einen Angriff von Norden her zu schützen suchten. Die Länge der Veste ist nordwärts 12 Klafter, auf der West- und Ostseite nur vier. Aus den auf beiden Seiten liegenden Steinmassen schließt man, daß der Bau nie vollendet ward, denn sonst wäre er im Rücken und auf beiden Seiten gar nicht vertheidigt gewesen. Das frische Aussehen vieler im Innern gefundenen Steine, und die noch an einigen Stellen hervorstehenden Pfähle beweisen, daß die Zerstörung erst in neuerer Zeit, etwa von Schatzgräbern, bewirkt wurde. Die Ueberreste des Fundaments und die Steine, welche die Außenseite der Mauern bilden, zeugen für das hohe Alter des Baues, denn sie sind mit dickem, grünem Moose bedeckt. Aus dem Fundament und einigen losgelösten Steinen ersieht man, daß sie bei der Erbauung der Mauern nicht mit Kalk verbunden waren, sondern durch Erde und Moos, Letzteres konnte sich auch mit der Zeit gebildet haben. Viele der Steine, die übrigens, da hier nur Sandboden ist, weit hergeschafft werden mußten, haben 40 bis 80 Ctr. Gewicht. Es mußten also Hunderte von Arbeitern und Tausende von Fuhren dazu nöthig seyn. Warum wurde die Stadt nicht aus Erde erbaut? warum zog man ein schweres, so viele Zeit und Anstrengung erforderndes Material vor? wer waren die Erbauer dieser Stadt? In welche Zeit fällt die Erbauung? Auf alle diese Fragen schweigt Geschichte und Sage.

Zu Stavoren in Friesland war eine geizige Wittwe, die trug einem Danzigfahrer auf, das Beste, was er laden könne, für ihre Rechnung mitzubringen. Der Schiffer wußte nichts Besseres als Getreide, davon nahm er einige tausend Last, denn zur Zeit der Abreise hatte die Frucht gar hoch gestanden in Friesland. Unterwegs litt er viel von Sturm und Unwetter. Er war also genöthigt

in Bornholm zu überwintern. Als er im Frühjahr daheim anlangte, war das Korn gänzlich im Preise gefallen, und die Wittwe ließ zornig die ganze Ladung vor der Stadt in die See werfen. An derselben Stelle that sich seit der Zeit eine mächtige Sandbank empor, geheißen der Frauensand, darauf nichts als taubes Korn (arundo arenaria) wuchs, und die Sandbank lag vor dem Hafen, den sie sperrte, so daß er zu Grunde ging. So wuchs an der Sünde der alten Frau die Buße für die ganze Stadt auf. (Grimm D. S. Nr. 238).

Die nordfriesischen Seefahrer erzählen von einem Schiffe, Mannigfual, dessen Größe so fabelhaft ist, daß der Commandant, um seine Befehle zu ertheilen, auf dem Verdecke desselben zu Pferde herumreisen muß. Die gewaltigen Maste heben ihre Spitzen wie Berggipfel in den Himmel empor, und die Takellage ist so weitläufig, daß die Matrosen, wenn sie jung hinaufklettern, mit grauem Bart und weißem Haare wieder herunterkommen. Unterwegs fristen sie ihr Leben dadurch, daß sie fleißig in die Blöcke des Tauwerks, welche Wirthsstuben enthalten, einkehren, um sich zu restauriren. Einmal kam das Schiff in ein enges, flaches Binnenwasser, wo es zu stranden Gefahr lief. Um sich zu retten, mußte die ganze Schiffsmannschaft ihren Ballast auswerfen, und dessen war so viel, daß daraus eine große Insel entstand. Da dieß aber nicht völlig half, so mußte man auch noch die Asche und die Schlacken aus der Schiffsküche hinauswerfen, und daraus entstand eine kleine Insel, die neben jener großen liegt. Ein andermal segelte der Mannigfual aus dem atlantischen Meere in den Kanal zwischen Dover und Calais, und konnte des engen Fahrwassers wegen nicht durchkommen. Da ließ der Capitain die ganze Backbordseite des Schiffes, die gegen die Ufer von Dover stieß, mit weißer Seife bestreichen. Das Mittel half. Das Schiff drängte sich glücklich durch und gelangte in die Nordsee. Seitdem behielten die Felsen von Dover von der abgeschmierten Seife und dem Schaume ihre Seifenfarbe *).

*) Kohl, die Marschen und Inseln von Schleswig und Holstein, nebst Bemerkungen über das Küstenland zwischen Belgien und Jütland.

So verdankt die Sage vom Pilatusberg bei Luzern, von welchem Pontius Pilatus — nachdem er vom Kaiser Tiberius nach Gallien *) verbannt worden — von Gewissensbissen gefoltert, sich in den oben befindlichen See gestürzt haben soll, folgender Localbeschaffenheit ihre Entstehung. Die Lage des Berges, als Avantgarde der großen Alpenkette, bedingt es, daß alle Wolken, die von Westen und Norden über die Flächen hinziehen, sich über demselben sammeln, und es ist beobachtet worden, daß die meisten Unwetter, die auf dem Vierwaldstädter See wüthen, sich auf der Spitze des Pilatus zusammenziehen. Dieß wird dem ruhelosen Geiste des Pilatus zugeschrieben. Damit die Ruhe des Geistes nicht gestört werde, hat der Luzerner Rath vor nicht zu langer Zeit verboten, den Berg zu besteigen, so allgemein war der Glaube verbreitet, und der Naturforscher Geßner hat um specielle Erlaubniß bitten müssen, seine Forschungen auf dem Berge anzustellen. Der See oben, welcher Grund zu allen diesen Schrecknissen gegeben, ist eigentlich nur ein Teich, liegt während des größern Theils des Jahres trocken, und wird nur durch das Schmelzen des Schnees mit Wasser gefüllt.

---

*) Zu Vienne an der Rhone zeigt man noch den Thurm, worin er gesessen haben soll. Auch sieht man hier den Abgrund, wo er sich durch ein Loch hinabgestürzt hat (ob früher oder später als bei Luzern: darüber läßt uns die Sage in Ungewißheit). Es ist dieser Pilatusabgrund jetzt (nicht vor der Zeit des Pilatus?) von Wolken und häßlichen Dünsten umgeben. Was aber zumeist überraschen muß, ist, daß Pilatus, welcher die Gefälligkeit hatte, zweimal sich umzubringen, einmal in Frankreich, das andere Mal in der Schweiz, von Geburt ein — Baier. Forchheim ist seine Vaterstadt. Wer es bezweifelt, den machen folgende Verse verstummen:

Forchheimii natus est Pontius ille Pilatus
Teutonicae gentis crucefixor omnipotentis.

Unter einem Berg des Visperthales in Oberwallis soll ein ganzes Dorf mit der Kirche vergraben liegen. Die Ursache dieses Unglücks war folgende: Eine Bäuerin stand an ihrem Herde und hatte einen Kessel mit Butter, die sie auslassen wollte, über dem Feuer hangen, der Kessel war gerade halb voll Sud. Da kam ein Mann des Weges vorbei und sprach sie an, daß sie ihm etwas von der Butter zur Speise gebe. Die hartherzige Frau entgegnete: ich brauche Alles für mich selber. Da sprach der Fremde: „Hättest du mir ein Weniges gegeben, so würde ich deinen Kessel so begabt haben, daß er stets bis zum Rande voll gewesen wäre.“ Dieser Mann war Christus selber. Das Dorf aber war seitdem verflucht, und wurde von einem Bergsturz ganz überschüttet, so daß nichts mehr davon zu sehen ist, als die Fläche des Kirchenaltars, der ehedem im Ort gestanden; über den fließt nämlich jetzt der Bach, der ehedem unter ihm hingeflossen, und sich nun durch die Felsenschlucht windet (Grimm D. S. Nr. 344).

Am Ufer der Insel Bunsala in Finnland, 1/2 Meile von Abo, ist ein ungeheurer losgerissener Fels, der bei den Umwohnern Kukkarokivi (v. kukkalo, Sack u. kivi. Stein) heißt und den Seefahrern als Landmarke dient. Man erklärt diesen Namen von einem Stein, den ein Riese in einem Ledersack mit sich herumtrug, um ihn auf die Bewohner des Kirchspiels Reso in der Nähe von Abo zu schleudern, weil er ihnen allein eine Kirche gebaut, und wegen der versprochenen Zahlung von ihrem Priester überlistet worden war. Aber auch die beschlossene Rache des Bösen hatte der Pfarrer durch eine neue List vereitelt, welche den Riesen, als er schon ganz nahe dem Ziele seiner Wanderung, glauben machte, als befände er sich noch durch viele Berge und Seen von Reso entfernt; daher er beschloß, den Stein nicht weiter zu tragen und ihn ans Ufer zu werfen. (Wer die doppelte List des Pfarrers wissen will, findet seine Neugier im „Morgenblatt“ 1841 Nr. 56. 57. befriedigt).

In Norwegen am Tindsee sieht man einen Berg, der sich durch eine mächtige tiefe Spalte auszeichnet. Die Sage erklärt dieß auf folgende Weise: „Hier im Tindfjeld

wohnt ein Jutul (Jette, Riese) der größten Art. Einst hatte er große Eile, also nicht Zeit genug, den See bis ans Ende hinauf zu gehen, er dachte, es ließe sich auch thun, über das bischen Wasser zu schreiten, setzte dazu seinen Fuß hoch oben in den westlichen Strand, hatte aber das Unglück auszugleiten, und machte dadurch die große Schramme im Berge. Als er so glitt, gerieth er mit dem andern Fuß ins Wasser, aber so tief es auch ist, ging es ihm doch nicht höher, als bis zum Gürtel, und mit dem nächsten Schritt stand er oben in Ostfjeld (Ausland 1841 Nr. 253, S. 1012).

Zahlreich sind die Sagen von versteinerten Broden, an jedem Orte weiß man einen andern Grund dafür anzugeben.

Im Jahre 1579 hatte ein Bäcker in Dortmund viel Korn aufgekauft, um in der damals herrschenden Hungersnoth zu speculiren. Da ward ihm eines Tages sein ganzer Vorrath zu Stein, und wie er einen Laib ergriffen und mit dem Messer aufschneiden wollen, war Blut daraus geflossen.

In der Castuluskirche zu Landshut hängt mit silberner Einfassung ein runder Stein in Gestalt eines Brodes, in dessen Oberfläche sich vier kleine Höhlungen befinden. Davon geht folgende Sage: Kurz vor seinem Tode kam der heilige Castulus als ein armer Mann zu einer Wittwe in der Stadt und bat um ein Almosen. Die Frau hieß ihre Tochter das einzige Brod, das sie noch übrig hatten, dem Dürftigen reichen. Die Tochter, die es ungern weggab, wollte vorher noch eilig einige Stücke abbrechen, aber sogleich verwandelte sich das dem Heiligen schon eigene Brod in Stein, und man erblickt noch jetzt darin die eingedrückten Finger.

Zur Zeit einer großen Theuerung ging ein armes Weib, ein Kind auf dem Arme, eines neben ihr herlaufend und nach Brod schreiend, durch eine Straße der Stadt Danzig. Da begegnete ihr ein Mönch aus dem Kloster Oliva, den sie flehentlich um ein Bischen Brod für ihre Kinder bat. Der Mönch aber sagte: „ich habe Keines.“ Die

Frau sprach: „ach ich sehe, daß ihr in euerm Busen Brod stecken habt.“ „Ei, das ist nur ein Stein, die Hunde damit zu werfen,“ antwortete der Mönch und ging fort. Nach einer Weile wollte er sein Brod holen und essen, aber er fand, daß es sich wirklich in Stein verwandelt hatte. Er erschrack, bekannte seine Sünde, und gab den Stein ab, der noch jetzt in der Klosterkirche dort hängt (Grimm D. S. Nr. 240).

Zu Leyden in Holland ist es geschehen, daß eine Frau, die großen Hunger litt, von ihrer reichen Schwester Brod begehrte. Aber diese behauptete, selber kein ganzes Brod im Hause zu haben, worauf die andere sprach: „Herzallerliebste Schwester, ich weiß ja, daß du Brod hast.“ Diese aber antwortete: „Wenn irgend Brod in meinem Hause ist, so mache es Gott, daß es zu Stein werde.“ Und es geschah, wie sie gesprochen, und alles Brod im Hause wurde in Steine verwandelt, deren einer noch zu Leyden in der Peterskirche in einem Kästchen an der Nordseite liegt, wo ihn Jeder noch heute sehen kann (Wolf N. S. Nr. 363).

Neben der Stadt Bartenstein erhebt sich am Flusse ein jäher Hügel, der zwischen Ueberresten einer Burg einen kolossalen Granitblock auf seinem Scheitel trägt, welcher mit einer menschlichen Figur einige Aehnlichkeit zeigt. Die Sage berichtet, daß das Schloß versunken, das Felsstück aber der ehemalige Beherrscher des Landes, Barto (!) sey, der hier gehaust, und beim Untergang seiner Burg in einen Stein verwandelt wurde (Warum?). Noch jetzt nennt das Volk diesen Stein den Bartel.

In Bartenstein wird noch ein anderer großer Stein in menschenähnlicher Gestalt aufbewahrt, der früher in der Johanniskirche, dann auf dem Markte aufgestellt war, sich aber gegenwärtig im Garten des Rectors der Schule befindet. Es wird erzählt, daß ein Mädchen, Guste Balde genannt, in ihn verwandelt worden sey. Diese beklagte sich, als sie einst zur Messe ging, gegen ihre Mutter, daß sie in so schlechten Kleidern erscheinen müsse, während geringerer Leute Töchter weit geputzter einher gingen. Die Mutter, erzürnt hierüber, rief ihr zu: „daß du Stein wer-

den möchtest, du Unverschämte.“ Und alsbald ging diese Verwünschung in Erfüllung.

Zu Reinswein im Ortelsburgischen wird auch ein Stein gezeigt, der einem Menschen gleicht, und von dem eine ähnliche Sage im Umlauf ist (Bock, Naturgesch. von Preußen, Thl. II. S. 369).

In Meißen, unweit der Festung Königstein, liegt der Jungfernstein. Einst verfluchte eine Mutter ihre Tochter, welche Sonntags nicht in die Kirche, sondern in die Heidelbeeren gegangen war. Da wurde die Tochter zu Stein, und ist ihr Bild gegen Mittag noch zu sehen (Grimm D. S. Nr. 228).

In Deutschböhmen thürmt sich ein Felsen, dessen Spitze in zwei Theile getheilt, gleichsam ein Lager und Bett oben bildet. Davon hört man sagen: es habe sonst da ein Schloß gestanden, worin eine Edelfrau mit ihrer einzigen Tochter lebte. Diese liebte wider den Willen der Mutter einen jungen Herrn aus der Nachbarschaft. Sie versprach sich heimlich ihrem Liebhaber, mit der Bedingung, daß sie auf den Tod der Mutter mit ihrer Vermählung warten wolle. Allein die Mutter erfuhr noch vor ihrem Tode das Verlöbniß, und bat Gott inbrünstig, daß er ihren über die Tochter ausgesprochenen Fluch erhören, und der Tochter Brautbett in einen Stein verwandeln möge. Die Mutter starb; die ungehorsame Tochter reichte dem Bräutigam die Hand, und die Hochzeit wurde mit großer Pracht auf dem Felsenschloß gefeiert. Um Mitternacht, als sie in die Brautkammer gingen, hörte die Nachbarschaft ringsumher einen fürchterlichen Donnerschlag. Am Morgen war das Schloß verschwunden, kein Weg und Steg führte zum Felsen, und auf dem Gipfel saß die Braut in dem steinernen Bett, welches man jetzt noch sieht. Kein Mensch konnte sie erretten, und jeder, der versuchen wollte, die Steile zu erklettern, stürzte herab. So mußte sie verschmachten, ihren Leichnam fraßen die Raben (Ebds. Nr. 229).

Auf dem Schlosse zu Marienburg zeigte man sonst zwei Steine, von denen erzählt wird, daß zwei Liebende in solche verwandelt worden, und daß sie aus Betrübniß

nach der Verwandlung noch häufige Thränen vergößen (Ebds. S. 368).

Auf der Kolborner Heide, unfern dem Städtchen Lüchow, ragt ein rothbesprengter Granit etwa 4 Fuß über den Boden hervor. Davon erzählt die Sage: Eine Jungfrau gelobte ihrem in den Krieg ziehenden Ritter ewige Treue. „Ehe soll dieser Fels sich von seiner Stelle bewegen und mich lebendig begraben, ehe ich einem Andern meine Hand reiche.“ Sie ward aber meineidig, und als sie mit ihrem Buhlen auf dem Steine saß, regte er sich plötzlich, hob sich riesengroß aus der Erde und bedeckte die vergeblich Fliehende. Ihr Blut hatte den Felsen und die weißen Blumen der Heide geröthet. Als der heimkehrende Ritter sah, daß der Fels aufrecht stand und auch die Heide mit rothen Blumen bedeckt war, ahnte er das Geschehene. Er schlug mit seinem Schwert an den Stein, ein Blutstrahl sprang daraus und ein Klageton erschall aus der Tiefe. Dieß wiederholte sich, so oft er mit dem Schwert an den Stein schlug. Da erkannte er, daß er betrogen sey. Dieser Stein wird der Brautstein genannt, die rothe Heide: Brautheide (Harrys Niedersächs. Sagen I. S. 60).

Bei Landstuhl in der Pfalz, am Fuße der Burg Franz von Sickingens, liegen sieben würfelförmig gehauene Steine, jeder etwa von zwei Fuß Höhe, also wenigstens zwei bis drei Centner schwer. Fragt man den daneben pflügenden Landmann, was jene Steine bedeuten? so antwortet er mit scheuem Blick: Sickingen habe dieselben mit dem Teufel um seine Seele gewürfelt (Halling, Gesch. d. Deutsch. I. S. 22).

Im Elbinger Gebiet des Danziger Regierungsbezirks liegt bei dem Bauerhof Koggenhöfen ein Felsstück von 5 Fuß Länge und 1½ Fuß Höhe, seine Farbe ist röthlich mit Adern, welche in die Länge und in die Quere laufen, und wie Riemen, mit denen der Stein umschnürt ist, aussehen. Zwischen innen sieht man unförmliche Quadrate, die von der Witterung etwas in den Stein vertieft worden sind. Davon erzählt die Sage, daß an einem Sonntag während der Predigt Pferdehirten auf diesem Steine

Karten gespielt hätten. Dabei habe sich auch der Teufel eingefunden und mitgespielt. Weil er aber immer verlor, ward er so ärgerlich, daß er die Karten mit Gewalt gegen den Stein warf, wovon die Vertiefungen in demselben herrühren (Ziehnerts Preuß. Volksf. II. Nr. 75).

Eine naturhistorische Merkwürdigkeit des Plattensee's im westlichen Theil Ungarns sind die vielen versteinerten Ziegenklauen, welche vornehmlich bei der Halbinsel Tihany in großer Anzahl gefunden, nicht selten aber auch vom Wasser ausgeworfen werden. Ueber den Ursprung dieses Petrefacts geht im Munde des Volks eine Sage, die ich hier kürzlich mittheilen will: Andreas, Vetter des Königs Stephan von Ungarn, war, als Prinz aus dem gelobten Lande heimkehrend, in der drückendsten Armuth gewesen. Am Plattensee, im Szalader Comitat angelangt, traf er einen Hirten an, von welchem er eine Summe Geldes verlangte. Auf dieses Begehren rief der Hirt entrüstet aus: „Gott weiß, daß ich arm bin und kein Geld habe!“ Hierauf versetzte Andreas: „Wenn es Gott weiß, daß du Geld hast, so strafe er dich und deine Heerde.“ Durch diese Antwort getroffen, stürzte sich der Hirt sammt seiner Heerde in den See. Daher sollen nun die Klauen der Ziegen versteinert wieder zum Vorschein gekommen seyn. Der Gestalt nach hat dieses Petrefact allerdings viel Aehnlichkeit mit den Ziegenklauen und könnte Unwissende leicht auf diesen Irrthum führen. Das Kennerauge jedoch erkennt sie für eine Art versteinerter Muscheln, deren Original, wie die Originale vieler andern Petrefacten, gänzlich unbekannt ist (Ausland 1836 Nr. 268 S. 1069).

Anderthalb Meilen vom Orte Bronn im Hannöverschen, nicht weit von der märkischen Grenze, liegt eine große Anzahl Steine, die sind so dahin gekommen: Ein Bauer fuhr eines Sonntags nach einer benachbarten Mühle, und hatte, da er ziemlich schwer geladen, vor seinen Wagen sechs Ochsen gespannt, allein trotz Zuruf und Peitschenhieb gingen sie bald rechts, bald links, immer von der Straße ab, in den Roggen hinein. Da wurde der Bauer zornig und stieß einen argen Fluch aus, zugleich sagend: „Ei, so

wollte ich, daß ihr zur Stelle in Steine verwandelt würdet.“ Das hatte er aber kaum gesprochen, da waren auch Ochsen und Wagen schon mächtige Steinblöcke, und die liegen noch bis auf den heutigen Tag da. (Kuhn M. S. Nr. 20).

Im Jahre 1012 war ein Bauer im Dorfe Kolbeck bei Halberstadt, der tanzte in der Christnacht mit fünfzehn andern Bauern während der Messe auf dem Kirchhofe, und waren drei Weibsbilder unter ihnen. Und da der Pfarrer herausstrat und sie darum strafte, sprach Jener: „Du singst drinnen deine Leisen, so laß uns auch unsere Reihen singen.“ Sprach der Pfarrherr: „so wolle Gott und St. Magnus, daß ihr ein ganzes Jahr also tanzen müsset.“ Das geschah, und Gott gab den Worten Kraft, daß sie fort tanzten, ohne Frost und Hitze, oder Hunger und Durst zu empfinden, auch ihre Schuhe zerschlissen sie nicht. Da lief der Küster zu und wollte seine Schwester aus dem Tanze ziehen, da blieben ihre Arme ihm in der Hand. Als das Jahr vorüber war, kam der Bischof von Cöln, Heribert, und erlöste sie aus dem Bann; da starben ihrer vier so bald, die andern wurden sehr krank, und man sagt, daß sie sich in die Erde bis an den Gürtel getanzt haben sollen. So wurde ein tiefer Graben in dem Grund ausgehöhlt, der noch zu sehen ist. Der Landesherr ließ zum Zeichen so viele Steine darum setzen, als Menschen mitgetanzt hatten (Grimm D. S. Nr. 231).

Unweit des Dorfes Wirchow steht eine große Menge von Steinen beisammen, die sich ordentlich zu einem Kreise zusammengethan zu haben scheinen. Es sind deren achtzehn. Vierzehn, 2 bis 2½ Fuß hoch, stehen jedesmal paarweise in einem großen Kreise um zwei, welche in der Mitte des Kreises stehen. Diese zwei sind über zwei Ellen hoch. Zwei andere, noch etwas höher, stehen außerhalb des Kreises in einiger Entfernung. Von der Entstehung dieser Steine erzählt man, daß an dieser Stelle vor einigen hundert Jahren mehrere Menschen am Pfingsttag einen nackten Tanz aufgeführt haben, und zur Strafe für ihren Frevel in Steine verwandelt worden sind. Daher heißen die Steine der Adamstanz. Die 14 Steine

im Kreise sind die Tanzpaare gewesen, die zwei in der Mitte die Bierschänker, die zwei außerhalb des Kreises die Spielleute. An den beiden Letztern erkennt man noch im Stein die Violinen (Beckmann, hist. Beschr. v. Brandenburg I. S. 362).

Eine halbe Meile von Bergelau im Flathower Kreise in Westpreußen sieht man im Walde einen Kreis von 40 großen Steinen. Sie sind schon tief in die Erde gesunken, aber sie ragen doch vier Fuß hoch aus derselben hervor, sie sind zwei bis vier Fuß breit und stehen in einem großen Kreise, ein jeder zehn Fuß von dem andern. In der Mitte des Kreises sind zwei Steine, die noch größer sind, als die andern, denn sie sind an zehn Fuß hoch und fünf Fuß breit. Vor Zeiten wohnten Riesen in dieser Gegend, die ihre Götter selber verhöhnten. Und obgleich diese ihnen verboten hatten, am Sonnabend zu tanzen, so geschah es dennoch. Als sich wieder einmal an diesem Tage 40 solcher Riesen zum Tanze in den Kreis gestellt hatten, und als die Spielleute, welche in der Mitte standen, anfangen wollten, aufzuspielen, wurden diese mit Jenen in Steine verwandelt, die man jetzt noch sieht. (Dritter Jahresbericht der Gesellschaft für Pommersche Gesch. und Alterth. S. 84).

In der Gegend, wo jetzt Gützkow liegt, war früher eine Stadt, die sehr in Sünden lebte, so daß Gott ihren Untergang beschloß. Es erbarmte ihn aber der Einwohner, und er sandte ihnen daher einen Engel, der sie vor dem Unglück warnen und aus der Stadt hinausführen mußte. Der Engel gebot ihnen auch dabei, daß sie sich nicht umsehen sollten. Wie nun die Stadt mit schrecklichem Geräusch in die Erde versank, da konnte eine Frau ihre Neugier nicht bezähmen. Um nicht das Schicksal von Lots Frau zu haben, bückte sie sich und sah zwischen den Beinen zurück. Augenblicklich wurde sie in Stein verwandelt, ebenso ihr Hund, der sich gleichfalls umgesehen. Die beiden Steine sieht man noch jetzt; an dem größern, in welchen die Frau verwandelt ist, kann man noch deutlich den menschlichen Kopf erkennen. Unweit davon ist der See, in den die Stadt versunken ist. Die Stadt hat mehrere Thürme ge-

habt, die noch aufrecht im Wasser stehen, denn es begegnet den Fischern oft, daß sie mit ihren Netzen auf die Thurmspitzen gerathen (Temme, Volkssag. von Pommern Nr. 165).

Auf der Feldmark des Dorfes Pumlow unweit Belgard liegen mehrere große Steine in einem länglichen Viereck, in dessen Mitte früher auch ein einzelner Stein gelegen hat, größer als die andern. Vor einigen Jahren war dieser noch da; seitdem ist er aber mit den meisten der herumstehenden von den Leuten aus der Umgegend weggeholt. Von diesen Steinen erzählt man sich, daß vor langer Zeit auf dem Platze ein Schweinhirt mitten zwischen seiner Heerde gestanden, als ein Priester mit dem heiligen Abendmahl vorbeigezogen ist. Den hat der Hirt verspottet, und er ist zur Strafe sammt seiner Heerde in jenen Steinhaufen verwandelt worden (Ebds. Nr. 188).

Diese Versteinerungssagen, deren Zahl sich noch um ein Ansehnliches hätte vermehren lassen können, wenn nicht die nothwendige Raumersparniß uns diese Beschränkung auf wenige Beispiele geböte, bedürfen zur nähern Verständniß Einzelner noch einiger nachträglichen Worte über ihre Entstehungsgeschichte. Insbesondere sind es die Weihnachts- und Pfingsttänzer (S. 987), welche eine Deutung ihres Verbrechens beanspruchen. Man muß nämlich wissen, daß an den alten Götterfesten, deren Stelle die gleichzeitig gefeierten hohen Feste der christlichen Kirche gegenwärtig einnehmen, Opfertänze gehalten wurden. Die Geistlichkeit, welche die Abschaffung der Thieropfer vor allem andern durchzusetzen strebte, damit dadurch die Wichtigkeit des von Christus gebrachten großen allgemeinen Versöhnungsopfers dem Neubekehrten um so klarer einleuchte — was auch der einzige Grund war, weßhalb der Deutschen Apostel, Bonifaz, gegen das (mit den Opfern obligate) Pferdefleischessen eiferte — mußte darauf be=

dacht seyn, Alles zu beseitigen, was, wie die Tänze, mit jenen Opfern in Beziehung stand, um jeden Rückfall ins Heidenthum zu verhüten. Wie nun jenes Mädchen versteinert wurde, weil sie, anstatt in die Kirche, in die Heidelbeeren ging, und jener Schweinhirt, weil er des mit dem Abendmahl vorbeiziehenden Priesters gespottet, so muß auch die Weihnachts= und Pfingsttänzer die gleiche Strafe ereilen, weil sie die Vorschriften der Kirche übertraten. Jene in Stein verwandelten Riesen, welche auf diese Art den Zorn der Götter erfuhren, denen — man weiß nicht, aus welchem Grunde — Samstagstänze mißliebig waren, liefern gleichsam den Beleg zu dieser Behauptung, daß eine Vorstellung im Volke verbreitet gewesen seyn müsse: es sey an gewissen Tagen die Tanzbelustigung eine Sünde. Der Weihnachtstanz war sträflich, weil er in der Christnacht während der Predigt Statt hatte; da aber am Pfingstfest zu tanzen auch jetzt noch nicht verboten ist, so mußte sich der Erzähler nach einer befriedigendern Erklärung umsehen, darum beschuldigt er die Versteinerten, daß sie in Adams Costüm ihren Tanz gehalten. Der Pfingsttanz galt an sich selber für so unerläßlich, daß noch in neuerer Zeit zu Langenburg bei Gera von der Obrigkeit auf den Fortbestand dieser Sitte gewacht wurde. Er hieß deshalb der „Frohntanz“. Es muß um die Dorflinde auf dem Marktplatze getanzt werden, das Wetter sey noch so schlecht und die Umstände im Orte noch so ungünstig. Als Einsetzungsgrund — denn den heidnischen Ursprung verschwieg man in den ersten christlichen Zeiten, und jetzt ist er im Volke vergessen — wird angegeben, daß am Pfingsttage Heinrich der Vogelsteller, durch den Ort gereist, und von den Einwohnern wegen des steilen

Berges, der von Langenburg nach Leipzig sich ausdehnt, Vorspann verlangte, die Bauern hätten sich aber in ihrer Kurzweil nicht unterbrechen lassen wollen, und hierauf hätte nun Heinrich, als Kaiser und Oberherr, verordnet, daß sie alljährlich an diesem Tage zur Strafe und Frohne tanzen müßten.

Wie schwer es den Neubekehrten geworden seyn müsse, auf ihre Festtänze zu verzichten, erhellt am deutlichsten daraus, daß die Geistlichkeit selber sie nicht missen zu können glaubte, und sogar die Kirchen zum Tanzplatz wählte. In allen diesen war ein erhöhter Ort, dem man den Namen des Chors gab, abgesondert von dem übrigen Theil der Kirche. Die Bischöfe, Canonici und übrigen Geistlichen tanzten auf demselben an jedem hohen Festtage. Nach Scaliger hießen die Bischöfe **Praesules**, d. i. Vortänzer, weil sie den Tanz an den Festtagen anfingen. Die eifrigsten und tugendhaftesten Christen versammelten sich Nachts vor den Kirchthüren in den Vigilien der großen Feste, sangen Lieder und tanzten. Die Kirchenväter legten dem Tanze tausend Lobsprüche bei. Der heilige Basilius sagt: die vornehmste Beschäftigung der Engel sey der Tanz, und muntert alle Christen auf, ihrem Beispiel nachzuahmen. Weil aber diese geistlichen Lustbarkeiten auch in der Christnacht angestellt wurden, so veranlaßten sie Ausschweifungen. Daher gab Papst Zacharias ein Decret dagegen heraus, welches Verbot oft, obwohl immer vergeblich, erneuert wurde. Besonders erhielt sich der sogenannte Fackeltanz am ersten Sonntag in der Fasten, und der Tanz unter den Vigilien des Johannisfestes sehr lange.

VII. Etymologische Sagen.

Diese tragen das Gepräge ihrer Unzuverläßigkeit an der Stirne, indem die meisten, wie die biblische Erklärung des Namens Jacob, eine doppelte, oft mehrfache Herleitung geben, so daß sich die Frage aufdringt, welche von den vielen ist die richtige? Als nächstes Beispiel bietet sich der Name der Grafen

Mannsfeld.

Dieser wird von Mannus, dem Sohn Thuisco's, dem Stammvater der deutschen Völkerschaften, hergeleitet. Er soll in der Gegend von Aschersleben eine Strecke Waldes urbar gemacht haben, welche des „Mannus Feld" geheißen wurde, obschon das Gedächtniß an die Thaten des Gründers erloschen ist. (Leibrock, Harzsagen I, S. 15.) Andere wieder sagen: der Stammherr der Grafen Mannsfeld bat sich von Kaiser Heinrich, wegen ihm geleisteter Dienste, in Thüringen ein Stück Feld zum Eigenthum aus, das so groß wäre, daß er es mit einem Scheffel Gerste umsäen könne. Dieser, so er seinen Wunsch gewährt fand, hieß seinen Kutscher langsam fahren, und zettelte eine Handvoll Gerste nach der andern dünn über das Feld. Sie fuhren im Kreise um 202 Dörfer, und so entstand die jetzige Grafschaft Mannsfeld. Der kaiserliche Rath aber glaubte, der Kaiser sey betrogen und klagte über Mißbrauch der kaiserlichen Gnade. Der Kaiser aber sprach lachend: „Gesagt ist gesagt, kaiserlich Wort muß bleiben, wie man es auch deutet. Das ist des Mannes Feld!" Darum heißt die Grafschaft bis auf den heutigen Tag Mannsfeld, und die Grafen führen Gerstenkörner im Wappen.

Gegen die Glaubwürdigkeit auch dieser Relation erheben sich Zweifel. Zuerst fragt sich: ist Heinrich IV. oder V. gemeint? denn beide Kaiser hatten sich oft in Thüringen aufgehalten; zweitens fällt es auf, daß der Name des so fürstlich beschenkten Ritters dem Chronisten selber nicht mehr bekannt war, weil er ihn sonst gewiß nicht unerwähnt gelassen haben würde. Der Wahrheit näher ist die Annahme, der Graf hätte den Namen Mannsfeld von seiner Besitzung, nicht diese von ihm erhalten. In der Heidenzeit mochte sie eine Cultusstätte gewesen seyn, und die spätern Christen nannten sie nach dem hier gestandenen Bilde eines Gottes: „Des Mannes Feld" *). So hatte Mannheim, das man auch vom Mannus herleiten wollte, früher „Mann im Hain" geheißen. Daß der Kaiser sein Wort gehalten, auch nachdem er sich überlistet sah, erinnert an den ähnlichen Schwank, der den Inhalt des Mährchens

*) War der gedachte Kaiser: Heinrich V, so hieß der Graf von Mansfeld Hoyer, derselbe, den Wiprecht von Groitsch erschlug. Zu seinen Ehren, da er, ob zwar in der Schlacht fallend, doch den Kaiserlichen gegen die Sachsen den Sieg verschaffte, hatten die Sachsen — weil sie von ihm geschlagen wurden? — die Bildsäule eines gehelmten Mannes mit einem eisernen Streitkolben in der Rechten aufgerichtet, und dem sächsischen Wappen in der Linken. Diese Denksäule nannte man Jodute, die Landleute gingen fleißig zu beten hin, auch die Priesterschaft ehrte dieses Bild als ein heiliges. Kaiser Rudolph aber, als er 1289 zu Erfurt Reichstag hielt, ließ sie wegnehmen, weil man Abgötterei damit trieb, und eine Kapelle an der Stelle bauen. Allein das Volk verehrte noch einen Weidenstock in dieser Kapelle, von dem die Priester sagten: er habe in jener Schlacht Jodute gerufen, und den Sieg dadurch bewirkt. (Grimm D. S. Nr. 487.) Also der Weidenstock, und nicht der Graf, hatte den Sieg veranlaßt, folglich war der behelmte Mann der Kriegsgott der Sachsen, und eine Verwechslung desselben mit dem spätern Grafen Mansfeld, der nicht den Sachsen, sondern dem Kaiser diente, brachte diese Irrung hervor.

die Weiber von Weinsberg

bildet; ich sage wohlbedacht „Mährchen", denn Niemand wird im Ernste glauben, daß alle Frauen des Ortes, auch die Kranken und Alten, sich mit ihrer Last aus dem Städtchen schleppen konnten. Die Begebenheit soll sich im Jahr 1140 unter König Conrad III. ereignet haben, Wie, wenn nun der Ort ehedem nach einer weißen Frau — in der Nähe ist ja ohnehin Heilbronn, d. i. Heiliger Born, und die klugen Frauen hatten, wie die Heidelberger Jetta, stets an Quellen Orakel ertheilt — Weibsberg geheißen hätte? Denn Weinsberg, wohl s. v. a. Weinberg? wurde zu keiner Zeit ein Rebenhügel genannt. Als das Orakel längst verschwunden, ersann man das Mährchen von der „Weibertreue", um den Namen Weibsberg zu erklären, den ein späterer Dialect in Weinsberg umänderte. Schon durch die häufigen Wiederholungen dieser Begebenheit in andern Ländern (vgl. die nachstehend folgenden Belege) wird die Wahrhaftigkeit dieses Factums verdächtigt.

Es war zu Ende des 15ten Jahrhunderts, als die Eidgenossen auch am Schwabenlande ihr Müthchen kühlen wollten. Das zunächst liegende Hegau war der Hauptummelplatz ihrer Ausgelassenheit; 12000 Eidgenossen zogen durch dasselbe sengend und brennend, so daß binnen einer Woche zehn Dörfer, Flecken und Schlösser im Schutt lagen. Dieses Loos sollte auch das Städtlein Blumenfeld treffen, und die Schweizer rückten vor dessen Mauern. Die Einwohner mußten der Uebermacht weichen und sich zur Uebergabe verstehen. Vor Allem war es den Schweizern um den Freiherrn von Thangen zu thun, der im Schlosse daselbst mit seiner Gemahlin, einer Gebornen von Roseneck, Hof hielt. Zufolge der Uebergabs-Bedingungen sollte gerade dieser in ihre Hände geliefert werden, während den Bürgern erlaubt wurde, frei abzuziehen. Auch der Burg-

herrin wurde freier Abzug bewilligt, und ihr überdieß noch gestattet, ihre besten Kleinodien mit sich zu nehmen. Siehe da, während die Schweizer der Ausziehenden harrten, erschien die Burgfrau am Thore, angethan mit ihrem festlichsten Schmucke, und auf dem Rücken tragend ihren — Ehegemahl. Das gefiel den Schweizer Hauptleuten so wohl, daß sie der edlen Schwabenfrau lautes Lob zollten und sie mit ihrem Schatze ungefährdet abziehen ließen, ja sogar, als ein gemeiner Soldat die Hand nach ihrer Halszierde ausstreckte, um sie abzureißen, nahe daran waren, ihm das Haupt um dieses Frevels willen abzuschlagen (Schnezlers Bad. Sagenb. I. S. 108).

Muthmaßlich hat diese Begebenheit, die nichts Unwahrscheinliches berichtet, der Fabel von den „Weibern von Weinsberg" die Entstehung gegeben, die dort an den Namen „Weibsberg" oder „Weibersberg" einen Anknüpfungspunkt fand.

König Johann der Luxemburger und Kaiser Carl IV. ließen nichts unversucht, die vielen schlesischen Fürstenthümer der böhmischen Krone zu unterwerfen. Ueberredung, List und Gewalt wurden abwechselnd zur Erreichung dieses Zweckes angewendet. Am abgeneigtesten zu solcher Unterwerfung bezeigte sich Boleslaw, Herzog zu Münsterberg, Herr auf Frankenstein. Da weder Zureden noch List fruchteten, so nahm der Markgraf Mährens, der nachmalige Kaiser Carl IV., auf den Befehl seines Vaters zu den Waffen Zuflucht. Der Herzog erhielt einen Fehdebrief und wurde im Jahre 1341 selbst zu Frankenstein belagert, wehrte sich aber auf das Tapferste. In einer dunkeln Nacht machte er einen Ausfall ins feindliche Lager, und bemächtigte sich durch eine früher wohlbedachte und dann klug ausgeführte Einleitung der vornehmsten Herren Böhmens und Mährens, die sofort in Frankenstein in enge Haft gebracht wurden. — Dieser Unfall betrübte Carl sehr, doch ließ ihn Boleslaws bekannte Milde nichts für seine Ritter fürchten. Carl berief nun schleunigst die Frauen und Töchter der Gefangenen zu sich ins Lager und wies

ihnen ihre Rolle an; indeß hatte er auch ein stattliches Banket anrichten und den Herzog freundlich dazu einladen lassen. Boleslaw hegte so viel Vertrauen zu seinem Feinde, daß er diese Einladung nicht ablehnte, und bloß von zwei Dienern begleitet, im böhmischen Lager ankam. Beide Fürsten umarmten sich herzlich und ließen bei der Tafel den Becher fröhlich kreisen. Die Mahlzeit war bereits vorüber, als die miteingeladenen Frauen, die den Herzog durch muntere Gespräche für sich eingenommen hatten, ihm einen Fußfall machten, und mit Thränen um die Freiheit ihrer Gatten und Väter baten. Diesem konnte Boleslaw nicht widerstehen. Er forderte die Hauptleute der Besatzung zu sich in das feindliche Lager, befahl ihnen alle Gefangenen ohne Lösegeld zu entlassen, und während diese sein Gebot zu erfüllen zurückkehrten, schloß er mit dem Markgrafen Carl Frieden. Er unterwarf sich der böhmischen Krone, wurde aber dafür sofort mit der Grafschaft Glatz belehnt. Indeß kamen die Befreiten zurück und stürzten in die Arme der Ihrigen; das Bankett begann von Neuem, und in die Becher perlenden Weines fielen Thränen der Rührung und Freude (Hormayr, hist. Taschenbuch 1836 S. 324).

An der geschichtlichen Wahrheit dieses Factums zu zweifeln, ist kein Grund vorhanden; die Aehnlichkeit mit der Weinsberger Weibertreue ist nur eine entfernte; hingegen verräth sich die folgende, welche nur das Land, nicht aber die Stadt, in welcher die Begebenheit sich ereignet haben soll, namhaft macht, als unecht.

Der „Koppel-Maandag“ in Nordbrabant verdankt seinen Ursprung folgendem Ereigniß: Es wurde einmal (wann?) eine Stadt (welche?) belagert, und der Hunger zwang die Einwohner nach langem Widerstande zur Uebergabe. Der Feind war so wüthend gegen die Belagerten, daß er alle sammt und sonders ermorden wollte. Da gingen die Frauen vor das Thor ins feindliche Lager, und erwarben sich durch inständiges Bitten die Gunst, ihre theuersten

Pfänder auf dem Rücken mit sich nehmen zu dürfen. Zur Stadt zurückgekommen, faßte eine der Frauen alsbald ihren Mann auf den Rücken, und die übrigen*) folgten erfreut dem schönen Beispiel. So gelangten die Bewohner Koppel bei Koppel (Paar an Paar) aus der Stadt und waren gerettet. Zur dankbaren Erinnerung beschlossen die Männer, ihren Frauen jährlich an dem Tage alle häusliche Autorität zuzugestehen, und nannten ihn zum ewigen Gedächtniß Koppel-Montag (Wolf, N. S. Nr. 543).

Wer kennt nicht das Mährchen vom

Grafen von Gleichen und seiner Doppelehe,

durch die Popularität, welche ihm Musäus verschaffte? Bei Grimm (D. S. Nr. 575) findet es sich in Kürze erzählt:

Graf Ludwig von Gleichen zog im Jahr 1227 mit gegen die Ungläubigen, kam in Gefangenschaft, mußte gleich den übrigen Sclaven schwere Arbeiten verrichten, erregte aber die Aufmerksamkeit der Sultanstochter, die ihm die Freiheit und große Schätze anbot, wenn er sie zur Ehe nehmen wollte. Er aber hatte eine Gemahlin mit zwei Kindern zu Hause gelassen. Doch siegte die Liebe zur Freiheit, er sagte ihr Alles zu, indem er des Papstes und seiner ersten Gemahlin Einwilligung zu erwirken hoffte. Sie entflohen glücklich, und der Papst willfahrte der gewünschten Vermählung, indem sich die schöne Heidin taufen ließ. Beide reisten nach Thüringen, wo sie im Jahr 1249 ankamen. Der Ort bei Gleichen, wo die beiden Gemahlinnen zuerst zusammentrafen, wurde (aus dieser Veranlassung? vgl. dagegen S. 448) „Freudenthal" benannt, und noch steht dabei ein Haus dieses Namens. Man zeigt noch das dreischläfrige Bett mit rundgewölbtem Himmel, grün angestrichen; auch zu Tonna den türkischen Bund und das goldene Kreuz der Sarazenin. Der Weg, den

*) Diese mußten wohl ihre Absicht im Voraus gemerkt haben und ihr entgegen gezogen seyn.

sie zur Burg pflastern ließ, heißt noch: der Türkenweg*). Die Burggrafen von Kirchberg besitzen auf Farrenrode, ihrer Burg bei Eisenach, alte Tapeten**), worauf die Geschichte eingewirkt ist. Auf dem Petersberg zu Erfurt liegen „die drei Gemahel"***) begraben, und ihre Bilder sind auf dem Grabstein ausgehauen.

---

*) Wollte man aus den Benennungen Freudenthal und Türkenweg ein Zeugniß für die Wahrhaftigkeit dieser Sage entlehnen, so müßten sie in echten, seit der Zeit, in welcher die Begebenheit vorgefallen seyn soll, ausgefertigen Urkunden angetroffen werden. So aber ist es glaublich, daß sie ihre Entstehung erst dem Erfinder, oder wenigstens den Ueberlieferern dieser Sage verdanken. Hellbach nennt in seiner handschriftlichen Anmerkung zu S. 119 Zeile 4 seiner Bergschlösser noch sieben andere Freudenthale, die diesen Namen gewiß aus andern Ursachen erhielten. Daß der auf die Burg Gleichen führende Fahrweg deßwegen Türkenweg heiße, weil ihn die Sarazenin, „aus Erbarmen, da sie bemerkt, daß ihre Leute auf dem vorher daselbst befindlichen tiefen und gefährlichen Wege sich zu sehr hätten plagen müssen," habe anlegen lassen, trägt zu sehr das Gepräge eines Romans, als daß man sich dabei aufhalten sollte. Auch hat Hellbach (a. a. O. S. 117) das Unstatthafte dieser Bezeichnung für das Jahrhundert, in welches jene Begebenheit versetzt zu werden pflegt, zur Genüge dargethan. (Jen. Lit. Ztg. 1837 Nr. 140.)

**) Das Bettgestelle, in welchem der Graf mit seinen beiden Frauen geruht haben soll, ist ein plumpes Machwerk, das bei dem französischen Rückzug im October 1813 nebst den Treppen, Thüren und anderm Holz der Burg Gleichen in den Bivouacs zur Feuerung benuzt wurde, und so seinen Untergang fand. Da das erwähnte Schloß noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in wohnlichem Stand erhalten wurde, so durfte es darin auch nicht an Betten fehlen. Wie leicht war es für den mit unserer Sage Vertrauten, einem derselben, der sich durch Form und Größe von den übrigen auszeichnete, eine solche Bestimmung anzudichten? Doch auch mehrere andere Orte, unter diesen auch manche, welche damals noch gar nicht der Herrschaft dieser Grafen unterworfen waren, z. B. Pyrmont (Zeit. f. die eleg. Welt 1827 Nr. 63 S. 498.) rühmten sich des Besitzes von dreischläfrigen Bettstellen (s. Hellbachs Bergschl. S. 107 ff.)

***) Sagittarius (in der Gleichischen Gesch. S. 55. vgl. Hellbachs Bergschl. S. 100—103) bezweifelt wegen der Sauberkeit und Frische der Farben das hohe Alter dieser Tapete, die sich noch im Jahr 1794 auf dem kirchbergischen Schlosse zu Farnrode befand, und später nach Weimar gebracht wurde. In einem

Weil es nun für eine geschichtliche Sage gilt, so ist nothwendig, darauf aufmerksam zu machen, daß jene Doppelheirath schon in altfranzösischen Volksliedern (gesammelt von O. L. B. Wolf, S. 167—200) und ähnlichen im Lay d'Eliduc (von Marie von Frankreich, Poesies ed. de Roquefort, vol. I, p. 480) sich vorfindet. Aber die deutsche Sage leidet auch an innerer Unwahrscheinlichkeit. Placidus Muth, der letzte Prälat des Petersklosters zu Erfurt, hat in den päpstlichen Archiven zu Rom die genauesten Nachsuchungen anstellen lassen, um ein Breve zu finden, in welchem der Papst die Erlaubniß zur Doppelehe dem Grafen von Gleichen ertheilt habe; allein nicht die geringste Nachricht, daß je ein Papst in solcherlei Weise dispensirt, hat sich gefunden. Und über ein so unerhörtes, die ganze Christenheit angehendes Ereigniß hätte doch nothwendiger Weise eine Urkunde angefertigt werden müssen *). Ferner mangelt es durchaus

---

vom Burggrafen Georg Ludwig zu Kirchberg den 17. Juli 1677 aus Eisenach erlassenen Schreiben an Sagittarius heißt es daruber unter Anderm: „Wir wollten auch mit Ueberschickung Eingangs erwähnten Teppichs, dem Herrn Professor — gratificirt haben, wenn nicht zu besorgen, daß wegen dessen Alter, durch das Abreißen, Einpacken, Hin- und Herschicken derselbe beschädigt werden dürfte. Wir haben jedoch bereits bei dem zu Farnrode wohnenden Maler bestellt, daß er von solchem Teppich einen verfertige, der dann dem Hrn. Professor überschickt werden soll." — Die Uebersendung geschah am 9. Mai 1678. — Daß Damask auf dieser Tapete mit Kanonen belagert wird, ist kein Merkmal hohen Alterthums. Was hinderte die Grafen Gleichen, eine Geschichte, die durch die Vermahlung eines der Ihrigen mit einer Sultanstochter ihnen schmeichelte, auch auf diese Weise in ihren Wohnsitzen den Nachkommen aufzubewahren? (Jen. Lit. Zeit. 1837 Nr. 139.)

*) Die angeblich vom Papste ertheilte Dispensation zu dieser Doppelehe haben schon Bayle, Gudenus von Falkenstein und Pralat Muth mit triftigen Gründen in Abrede gestellt. Neuerlich hat man eine solche papstliche Urkunde, welche bei Be-

an Zeugnissen gleichzeitiger Schriftsteller, und die ältesten Gewährsmänner dieser Erzählung haben keinen Beweis dafür finden können, der über die Mitte des 15. Jahrhunderts hinaufreicht. Aber sowohl das gänzliche Stillschweigen jener Chronisten, welche sich, weil sie in der Nähe der Grafen von Gleichen wohnten, am leichtesten von einer so unerhörten Thatsache unterrichten konnten, vermindert die Glaubwürdigkeit der Erzählung, als auch die ausdrücklichen Nachrichten von dem Kreuzzug, welchen Ludwig der Heilige mit Kaiser Friedrich II. unternahm. In einer noch ungedruckten Reinhardsbrunner Chronik werden Grafen und Edelleute im Gefolge des Landgrafen genannt, aber man findet darunter keinen Grafen von Gleichen, was um so mehr befremdet, wenn ihn wirklich während des Kreuzzugs ein so außerordentliches Schicksal betroffen hätte. Auch Kaiser Friedrich erwähnt in seiner, den Reichsständen unter dem 18. März 1229 ertheilten Nachricht von dem Erfolge seines Zuges in das gelobte Land mit keiner Sylbe eines Grafen von Gleichen. Und sollte er wohl den einzigen, der von

---

setzung der Schweiz durch die Franzosen am Ende des vorigen Jahrhunderts entdeckt worden seyn soll, als Beweis, daß jene wirklich Statt fand, gebrauchen wollen. Sie ist ursprünglich in der „Minerva" Jahrg. 1804. IV. S. 411 in fehlerhafter Uebersetzung, hierauf im italienischen Original (ebds. Jahrg. 1805. I. S. 353) veröffentlicht worden. Aber unter der Voraussetzung, daß jenes neuere Document (vom 16. Januar 1784) unverfalscht sey — was man nicht eher glauben darf, bis es einem Unparteiischen gelungen ist, das Original, wenn es sich wirklich nachweisen laßt, nach den Regeln der diplomatischen Kritik zu prüfen, und dessen Echtheit darzuthun — so ist doch der Schluß vom Daseyn des einen auf das des andern unzuverlaßig, und die Glaubwürdigkeit dieser Erzahlung wird erst festgestellt seyn, wenn die Urschrift einer papstlichen Dispensation fur den Grafen Gleichen der bisherigen Verborgenheit entzogen, oder ihr ehemaliges Vorhandenseyn durch gültige Zeugen erhartet seyn wird.

den Begleitern des Landgrafen ihm treu geblieben, als die Andern nach dessen Tode in die Heimath zurückkehrten, zu erwähnen vergessen haben? Dazu kommt noch, daß eine auffallende Verschiedenheit in der Angabe des Namens des Grafen herrscht, daß man nicht weiß, ob er Ernst oder Ludwig geheißen, ja nicht einmal darthun kann, daß Einer dieses Namens das Schloß Gleichen um die Zeit, als Kaiser Friedrich den Kreuzzug unternahm, im Besitz gehabt habe. Ebenso wenig stimmen die Angaben über den Namen sowohl der ersten Gemahlin des Grafen, als auch der sarazenischen Prinzessin überein, und aus dieser Ungewißheit wird die Erzählung immer verdächtiger. Dessen ungeachtet hat man die Richtigkeit derselben immer behauptet, und sich hauptsächlich dabei auf den Grabstein gestützt, der sonst in der Peterskirche zu Erfurt stand, und seit 1813 im Dome daselbst sich befindet, und einen Grafen von Gleichen mit seinen beiden Frauen darstellt. Als man dieses merkwürdige Monument aufhob, um es in den Dom bringen zu lassen, und in der Erde nachgrub, fand man in geringer Tiefe sechs Todtenköpfe und mehrere Knochen, und bei weiterer Nachgrabung Stücke von einem bretternen Sarg und Gebeine von vorzüglicher Größe und in natürlicher Lage. Alle diese gut erhaltenen Gebeine wurden zu Skeletten zusammengesetzt, unter welchen das männliche eine Länge von 7 Fuß erreichte. Die andern Knochen erwiesen sich als weibliche, und ein Kopf konnte in seiner Bildung sogar als asiatisch gelten. Was war natürlicher, als daß man glaubte, das Grab des zweibeweibten Grafen von Gleichen gefunden zu haben? um so mehr, da auch der Grabstein einer solchen Annahme nicht widersprach. Genaue Untersuchungen über dieses

Monument haben jedoch außer allen Zweifel gesetzt, daß unter ihm Graf Sigismund I. von Gleichen mit seinen beiden Gemahlinnen, Agnes, Gräfin von Querfurt, und Katharina, Gräfin von Schwarzburg, ruht. Da für Namen und Sterbejahr auf dem Steine kein Platz war, so hing man vor dem Chor der Peterskirche, dem Grabe gegenüber, einen hölzernen runden Schild auf, dessen Inschrift, so weit sie noch leserlich:

> **Anno Dei 1494 uff Sonnabent vor Laetare**
> **ist verschidn der Edel Wolgeborn Her**
> **Sigmund Graff zu Glichen und Her . . . .**

Ferner schildert der Chronist des Petersklosters, Nicolas von Syghen, den Grafen Sigismund als einen Mann von kolossaler Größe und unerschütterlicher Tapferkeit, wie es kaum einen ähnlichen in Thüringen gegeben. Es ist demnach keinem Zweifel unterworfen, daß das große, sieben Fuß lange, männliche Skelett ihm angehört, und die weiblichen Gebeine die seiner beiden Frauen sind.

Eine ähnliche, in vielen Puncten sogar gleiche Sage enthält der Roman: **Histoire de Gilion de Trasignyes et de Dame Marie sa femme**, den Wolff nach der einzigen zu Jena befindlichen Handschrift 1839 herausgegeben hat *). Möglich, daß der Inhalt dessel-

*) Der unbekannte Verfasser dieses Romans erzählt in der Vorrede, er sey auf einer Reise durch den Hennegau in die Cistercienserabtei d'Olives (zwischen Bieche und Nivelle, um das Jahr 1220 von dem Eremiten Wilhelm gegründet) gekommen, und habe dort drei Leichensteine gefunden, welche bezeichnen, daß unter ihnen Gilion de Trasignyes mit seinen beiden Frauen, wovon die eine die Tochter des Sultans von Babylon gewesen, ruhe. Voll Wißbegier habe er so lange in den Abt um nähere Nachricht gedrungen, bis dieser ihm eine altitalienische Handschrift gebracht, welche die Schicksale des Gilion und seiner beiden Frauen enthielt. Diese Handschrift

ben in Liedern verbreitet wurde (vgl. oben S. 999), die auch nach Thüringen kamen, und so zur Entste=

---

habe er seinem Gönner, Philipp von Burgund (wahrscheinlich Philipp III., zubenannt der Gute, 1396 — 1467) zu Liebe ins Französische übersetzt u. s. w. Das erste Capitel beginnt sogleich mit der Erzählung, die bis ans Ende ununterbrochen fortgeht. Gilion, ein junger Ritter am Hofe des Grafen von Hennegau, heirathet eine Verwandte desselben, Marie. Da aber ihre Ehe anfangs nicht mit Kindern gesegnet ist, so gelobt er eine Wallfahrt nach dem h. Grabe, wenn ihm Gott Nachkommen beschert. Die Gattin wird gleich darauf schwanger, der Ritter empfiehlt sie seinem Lehnsherrn und Verwandten, dem Grafen, zum Schutz und reist ab. Er gelangt über Rom glücklich nach Jerusalem, wird aber auf der Rückreise von sarazenischen Seeräubern gefangen, und nach „Caire en Babilonne" gebracht. Während dem hatte Marie Zwillingssöhne geboren, die in der Taufe die Namen Gerard und Jehan erhalten. Gilion, auf Befehl des Sultans von Babylon in den Kerker geworfen, soll getödtet werden, erschlägt aber den Kerkermeister und dessen Gesellen, wird begnadigt und in das Gefängniß zurückgeführt. Hier besucht ihn, Mitleiden fühlend, die schöne Gracyenne, des Sultans Tochter, und es gelingt dem Ritter, sie und seinen Kerkermeister Hertan zum Christenthum zu bekehren. Unterdeß wird der Sultan in mehrere Kriege verwickelt und gefangen; Gilion, durch Gracyenne aus der Haft erlöst, befreit ihn, und kehrt dann freiwillig in seinen Kerker zurück. Der Sultan läßt ihn darauf los, und Gilion steht ihm in seinen Kämpfen bei. — Mittlerweise bewirbt sich ein anderer Ritter, Namens Amaury, um die Hand Mariens Sie trägt diesem auf, den Gilion aufzusuchen; er macht sich auf den Weg, findet ihn, und erzählt ihm, seine Gattin in der Heimath sey im Wochenbett gestorben. Gilion ist untröstlich, ficht aber demungeachtet tapfer in einer Schlacht, in welcher Amary den Tod findet. Gilion wird in der Schlacht gefangen und nach Tripolis abgeführt; Hertan aber, sein getreuer Freund, verkappt sich auf Antrieb der Gracyenne, sucht, findet und befreit ihn, und kehrt mit ihm nach Babylon zurück. Große Festlichkeit bei ihrer Rückkehr, Gilion wird von dem Sultan mit der Hand seiner Tochter belohnt, die er — sich für einen Wittwer haltend — auch nicht ausschlägt. — Während dieser Zeit sind Gilions Söhne herangewachsen, und machen sich auf, den verschollenen Vater zu suchen. Ein günstiges Geschick führt sie mit ihm zusammen, der Sultan erlaubt dem Gilion mit seinen Söhnen und der schönen Gracyenne in die Heimath zu reisen und dort zu verweilen, bis er seiner bedarf. Gilion gelobt es, und sie reisen ab. In Rom wird Gracyenne getauft. Als die Reisenden im Hennegau anlangen, nimmt Dame Marie sie freundlich auf, und beschließt

hung der Sache mitwirkten, da bekanntlich mehrere Grafen von Gleichen, wie Graf Herrmann 1344, später Graf Ludwig 1461 mit dem Herzog Wilhelm von Sachsen ins gelobte Land zogen, und auch Graf Sigismund I. dieselbe Absicht hegte, aber auf dem Wege dahin wieder andern Sinnes wurde.

Wie bei den meisten Sagen, läßt sich auch hier nicht mehr nachweisen, wie sie entstanden ist. Hier muß der Nachweis genügen, daß ihr kein historisches Factum zu Grunde liegt.

Der Geschichte des Grafen von Gleichen ist aber deshalb unter den etymologischen Sagen hier ein Plätzchen eingeräumt worden, weil auch die vom Volksmunde gegebene Bezeichnung der Burgen Gleichen, Mühlberg und Wachsenburg, die in Form eines unregelmäßigen Dreiecks vier Stunden von Gotha und eine Stunde von Arnstadt liegen, unter dem Gesammtnamen „die drei Gleichen" unhistorisch ist; denn nur Einem der Schlösser kömmt der Name Gleichen zu. Die Grafen von Gleichen waren zu keiner Zeit auch im Besitz der beiden andern Burgen. Die nachbarliche Lage derselben, die fast gleiche Höhe der Berge, die Aehnlichkeit ihrer Bauart, vielleicht auch die Sage, daß sie in einer Nacht alle drei zugleich vom Blitz entzündet und abgebrannt seyn sollen, mögen zu dem gemein-

---

in ein Kloster zu gehen, damit Gilion und Gracyenne in ungestörter Ehe leben können. Gracyenne will es nicht zugeben, es entsteht ein edler Wettstreit, der dahin entschieden wird, daß sich beide Frauen in dasselbe Kloster, Gilion jedoch in ein anderes begaben, nachdem der Letzte seine Besitzungen unter seine Söhne getheilt hat. Hier leben sie gottesfürchtig. Die beiden Frauen sterben noch in demselben Jahre, Gilion kehrt wieder nach Babylon zurück, und stirbt auf dem Felde der Ehre. Sein Herz wird nach Europa gebracht und in einem Sarge zwischen seinen beiden Frauen beigesetzt.

schaftlichen falschen Namen Veranlassung gegeben haben. (Thüringen u. d. Harz V, S. 206 ff.)

Die Spinnerin am Kreuze.

Dicht bei Wien, wenn man die Vorstadt-Landstraße hinter sich hat, erblickt man auf dem Rücken des Wienerberges ein steinernes Denkmal. Es ist eine verzierte gothische Kreuzsäule, vom Volke „die Spinnerin am Kreuz" genannt. Davon geht die Sage: eine arme Frau habe täglich an dieser Stätte so lange gesponnen, bis sie für ihren Verdienst nach und nach das zum Bau des Kreuzes nöthige Geld zusammengebracht. Zum Gedächtniß dieser Frommen nennt man noch das Denkmal nach ihr: „die Spinnerin am Kreuze."

Andere erzählen wieder anders:

Ein Müller, Namens Spiner, stand beim Hochgericht auf dem Wienerberge, welches sich ohnweit der Stelle erhob, wo jetzt die „Spinnerin am Kreuz" erhöht ist, und drängte sich in die vordersten Reihen des Volkes, das einen Dieb henken sehen wollte. Der arme Sünder stand schon auf der Leiter, da hörte er ganz deutlich, daß der Müller die Worte sprach: „Ich möchte wohl wissen, wie dem dort jetzt zu Muthe ist!" Schon war die Schlinge um des Diebes Hals, als dieser schrie: „Halt! ich habe noch etwas zu bekennen! ich habe noch einen Mitschuldigen!" Alles horchte auf und lauschte: „Der dort ists!" fuhr der Dieb fort, hindeutend auf den erschrockenen Müller, den sofort die Schergen und Henkersknechte erfaßten. Vergebens betheuerte er seine Unschuld. Die Hinrichtung wurde aufgeschoben, und der Müller mit seinem Ankläger zu Gefängniß gebracht. Letzterer blieb bei seiner Aussage, und da man vor Alters immer sehr kurze Prozesse machte, so sprachen die Richter das althergebrachte „mit gegangen, mit gehangen" aus, und daß der Müller vor dem Diebe gehängt werden sollte. Schon legte der Henker die Schlinge um des Müllers Hals, als der Ankläger ausrief: „Halt,

ich habe noch etwas zu bekennen!“ Alles horchte auf und lauschte wieder erwartungsvoll. Da wandte sich der Dieb gegen den in Todesangst zitternden Müller und fragte ihn: „Weißt du nun, wie Einem auf der Galgenleiter zu Muthe ist?“ Und zu den Richtern gewandt sprach er: „Dieser Mann ist unschuldig; ich wollte nur seinen Fürwitz bestrafen, da er zu wissen verlangte, wie mir zu Muthe sey.“ Der freigesprochene Müller ließ nun zum Gedächtniß seiner Rettung die Kreuzessäule errichten, die anfänglich seinen Namen „Spiners Kreuz“ trug, daraus entstand allmählig die jetzige Benennung.

Vorstehende Sage beweist also nur, daß man schon frühe über die Entstehung dieser Benennung der Denksäule sich nicht zu einigen vermochte. Ein Unbekannter gab die wunderliche Erklärung: irgend ein Kupferstich oder die Säule selbst, die im 17. Jahrhundert zur Erinnerung der Befreiung von den Türken aus den christlichen Landen gesetzt wurde, trug vielleicht die Anfangsbuchstaben: **S**(alvator) **P**(atrimonii) **J**(esus) **N**(azarenus) **R**(ex) **J**(udaeorum), und das Volk, das sich den Sinn nicht gleich zu deuten wußte, könnte beim ersten Anblick gesagt haben: „Da steht Spinri am Kreuz,“ und so pflanzte sich's von Mund zu Munde fort.

Schlager hat also in seinen „Wiener Skizzen aus dem Mittelalter“ (I., S. 205 ff.) nicht zuerst auf das Unhistorische der Sage von der „Spinnerin am Kreuze“ aufmerksam gemacht. S. 225 läßt er sich hierüber, wie folgt, vernehmen: „Es ist bekannt, daß der Mund des Volkes meist über Orts- und andere topographische Gegenstände die Benennung zuerst entschied. Ihr ausgesprochener Name geht dann erst auf Akten und Urkunden über, in welchem oft anfänglich durch mehrere Jahre bei der Benennung der Beisatz

„sogenannt" erscheint, bis er sich allmählich verliert oder die Benennung selbst in eine andere übergeht, insbesondere beweist der Beisatz „sogenannt", daß dem Namen eines topographischen Gegenstandes kein specielles Factum zum Grunde liegt, und daß der Name noch nicht lange bestanden ist. Die neuere Entstehung des Namens „Spinnenkreuz", der in den Erbauungsakten des 15. Jahrhunderts, in der Reparationsepoche des 16. Jahrhunderts und in den Reparationen des 17. Jahrhunderts noch gar nicht aktenmäßig vorkommt, beweist seine neuere Entstehung. Eines Unterscheidungsnamens bedurfte es auch nicht im Munde des Volkes, da zur Zeit der Errichtung kein anderes Kreuz in der Umgebung vorkommt. Späterhin wechseln in Akten die Namen „Spine kreuz" (1720) „Spinnerkreuz" (1730) „sogenanntes Spinnerinkreuz" (1741) miteinander ab. In Maurers gestochenem Plan der Umgebungen Wiens 1749 heißt die Säule wieder das Spinnerkreuz, in den städtischen Grundbuchsakten 1752 noch das „sogenannte" Spinnerkreuz, in dem 1789 auf allerhöchsten Befehl herausgegebenen Plan über die Umgegend Wiens von Jakobischka trägt sie den Namen „Spinnenkreuz"; in der bei Coppi 1800 herausgegebenen Karte der Umgebungen Wiens heißt sie wieder „Spinnerkreuz". Endlich „Spinnerin am Kreuz" ist die Benennung der Renovirungsakten des Jahres 1804, welche seit dieser Zeit die Oberhand erhalten hat. Jakobischka's „Spinnenkreuz" dürfte der richtigste Name seyn. Auch ist noch in Betrachtung zu ziehen, daß die Denksäule bei Wiener-Neustadt ebenfalls den Namen „Spinnerinkreuz" führt, und daß diese Benennung schon in einem Rathsprotokoll dieser Stadt vom

Jahr 1671 *) vorkommt; daher der Ursprung dieses erst im Jahr 1720 bei Wien aufgefundenen Namens dort zu suchen seyn dürfte."

Bd. II der „Wiener Skizzen" S. 372 führt uns der Verf. erst zum eigentlichen Ziele. „Die Ursache, warum das Volk im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts die Wiener-Neustädter und die am Wienerberg befindlichen Steinsäulen „Spinnenkreuz" zu nennen anfing, liegt in ihrer äußern Gestalt. Ihre Filegrain-Steinverzierungen machen sie, besonders die um mehr als ein Drittel höhere Neustädter Säule, in der Ferne wie mit Spinnefäden überzogen aussehend, daher man sie dort zum Unterschied von andern Martersäulen zuerst die Spinnerin genannt hat, welcher Name bald darauf auch der ähnlichen Wiener Säule gegeben wurde. Spinnerin ist der östreichische Provinzialausdruck statt Spinne, daher auch das hundertjährige Schwanken ihrer Benennung bei Wien zwischen „Kreuzspinnerin", „Spinnerkreuz", „Spinnenkreuz" und „Spinnerin am Kreuz", je nachdem man mehr oder weniger ihren topographischen Namen im reinern Deutsch schreiben wollte."

Ueber die Entstehung des Städtchens Oschatz in Sachsen cirkulirt die seltsame Sage, daß Kaiser Otto der Große (936—973), der die sächsischen Lande oft besuchte, gerade zur Zeit, als man den Ort erbaute, mit seiner ersten Gemahlin Editha, Tochter Eduards von England, durchreiste; und ungewiß, welchen Namen er dem Städtchen geben sollte, beschlossen habe, das erste Wort, welches über die Lippen seiner Gemahlin kommen werde, solle des Ortes Name werden.

*) Böhm „über das Spinnenkreuz von Neustadt" im 1. Thl. der östreichischen Landeskunde, Wien 1832.

Da neigte sich lächelnd die Kaiserin
Zum trauten Gemahle liebkosend hin,
Und verlegen, solch großes Werk zu vollbringen,
Sie, die nur geübt in häuslichen Dingen,
Entgegnet: „O Schatz, ach wie —"
„Wohl" rief nun der Kaiser mit fröhlichem Sinn,
Und deutete lächelnd auf's Städtlein hin,
„Oschatz sey dein Name für künftige Zeiten!" *)

Allein schon Hofmann hat in seiner Beschreibung der Stadt und des Amtes Oschatz bündig und ausführlich bewiesen, daß jene Stadt, sowie ihr Name, sorbischen Ursprungs ist. In alten Urkunden wird Ozzec geschrieben, und dieß, wie das Dorf Ossig im Amte Nossen, übersetzt Schiffner (Beschreibung v. Sachsen S. 227 vgl. 206): Aspenheim. Bei Töpliz in Böhmen gibt es auch ein Kloster Osseg, und Jungmann (böhm. Wtb. S. 974) gibt Osec durch: „Verschanzung" wieder. Dem Leser bleibe die Wahl zwischen beiden Uebersetzungen des slawischen Wortes, hier sollte nur bewiesen werden (wie oben S. 594 in der Uebersetzung des böhmischen Namens „Rübezahl"), daß, eben weil die in späterer Zeit in slawischen Ländern angesiedelten Deutschen, die Namen der schon bestandenen Ortschaften aus ihrer eigenen Sprache zu deuten, und diese Deutung durch irgend ein Mährchen, welches dazu in Beziehung gebracht wurde, zu stützen suchten, folglich nicht nur auf das jüngere Alter solcher Sagenbildungen, sondern auch auf deren Trüglichkeit geschlossen werden dürfe.

Ein anderes Beispiel bietet Jena. Der Name bedeutet: Eingang (vom Thale her), das benachbarte Dorf „Sorbe" beweist den serbischen oder wendischen

*) Segniz Sagen des sächs. Volkes II. S. 79.

Ursprung dieser Stadt, daß also ein slawischer Volksstamm vordem in dieser Gegend wohnte. Gewöhnlich wird Jena von „gähnen" (!) abgeleitet. Dafür beruft man sich auf ein alterthümliches Gebäude von zwei massiven Etagen, auf welchem in der Mitte ein thurmartiger Erker von $1\frac{1}{2}$ Stockwerken sich erhebt. An dem Thurme war sonst ein Uhrwerk, das zu jener lächerlichen Ableitung des Namens Jena geführt hat. Ueber dem Zifferblatte nämlich schaute ein metallener Kopf hervor, der, so oft die Uhr schlug, den Mund weit aufsperrte, als ob er gähne. Eine an der rechten Seite des Zifferblattes befindliche Figur hob aber eben so oft einen vergoldeten Apfel und schlug auf den gähnenden Mund, während auf der andern Seite ein singender Engel ein Notenbuch in die Höhe hob (Thür. u. d. Harz III. S. 72).

Weimar hat man für einen „Weinmarkt" gehalten, dazu war der Ort anfänglich nicht bedeutend genug, um einen Weinmarkt dahin zu verlegen. Glaublicher dürfte die Ableitung des Namens von „Geweihte Mark" (Wichemarka) seyn, indem das östlich bei der Stadt liegende Wäldchen Webicht (Weybick, Webbic) und der uralte „Wyhbrunnen" klar darauf hindeuten. Vielleicht also nach Vertreibung der Sorbenwenden, die Grenzmark gegen diese Heiden, die geweihte Mark.

Coburg haben Einige für einen ursprünglichen „Kuhberg" gehalten, Andere dachten an Coha, Chova: Richter, folglich Burg des Landrichters; wieder Andere sagen: das Wort kopa, Bergkuppe, sey der Ursprung des Namens. Die Meisten vereinigen sich in der Annahme, daß auf Veranlassung und Befehl Kaiser Heinrichs I. ein Graf Cobbo diese Veste erbaut und nach

sich benannt habe. (Bereits 1057 erscheint der Name Coburg in Urkunden). Ebenso gut ließe sich an den Kopf des Mohren im Coburger Stadtwappen denken, welchen Einige für den auf seiner Durchreise, hier der Sage zufolge verstorbenen Balthasar, einen der h. drei Könige halten. Das Gewisseste ist hier, daß eine sichere Etymologie des Namens sich nicht auffinden läßt, weil die Zeit der Erbauung dieser Stadt und die Namen ihrer Erbauer sich nicht mehr mit Sicherheit ermitteln lassen.

Brandenburg's Erbauer soll Brenno, der Zerstörer Roms, gewesen seyn. Da aber hier eine Statue der wendischen Dreieinigkeit Triglaw (s. S. 607) stand, so muß man an slawischen Ursprung denken. In der That hieß der Ort anfänglich „Branibor", d. i. Fichtenwehre (von **brany**, Wehre, Damm, und **bor**, Fohre, Fichte, Kiefer, Birke, Borke). Die mitten durch die Stadt fließende Havel möchte diese Etymologie rechtfertigen; da aber eine Wehre keine Veranlassung zu einem Ortsnamen bietet, so ließe sich auch an **brana**, Pforte, Thor ꝛc. denken, womit mehrere Städtenamen zusammengesetzt sind. Die Endsylbe **bor** findet sich noch in mehreren Ortsnamen slawischen Ursprungs, wie Ratibor (Fichtenberg) in Schlesien, Ratiborice in Böhmen — vielleicht ist das sächsische Radeberg (bei Dresden) und das märkische Ratzeburg daraus verstümmelt? — und Pribor (Freiberg) in Mähren, wörtlich Fichte der Pria (die slawische Liebesgöttin Freia) u. a. m.

Beraun, bei Prag, und einen andern gleichnamigen Ort in Mähren, von den Deutschen „Bähren" genannt, will Jungmann (böhm. Wtb.) mit der italienischen Stadt Verona etymologisch verwandt wissen,

die ja auch Bern geheißen, wie umgekehrt das schweizerische Bern — trotzdem sein Wappen der Bär und der Bärenzwinger im Stadtgraben auf deutschen Ursprung hinweisen — Verona; ja selbst Bonn am Rhein soll, einem alten Stadtsiegel von 1265 zufolge, Verona geheißen haben (Hagen Br. in d. Heimat II, S. 79). Was dieser Name wohl bedeuten mag? Italienisch ist er gewiß nicht. Soll man ihn mit Dietrich von Bern in Beziehung bringen? Von seinem Pallaste zu Verona, welchen longobardische und fränkische Könige bewohnten, gibt ein altes Stadtsiegel von Verona noch eine Abbildung (Hagen a. a. O. S. 59). Von Dietrich, der zuletzt, als Arianer gereizt, in Verona mehrere katholische Kirchen zerstörte, erzählt die Sage, daß seine Seele in den Liparischen Vulcan gestürzt worden, wohin ihn der Papst Johannes und Symmachus, die er tödten ließ, gebunden führten; sowie ihm (nach Prokopius) das abgehauene Haupt des Symmachus in einem großen Fischkopfe auf der Tafel erschien, daß er sich entsetzte und nie mehr aß. Die Veroneser sagen: Dietrich, um seine Lust an schönen Pferden, Jagdhunden und Falken zu büßen, machte mit dem Teufel einen Vertrag, daß seine Geister ihm in solcher Gestalt dienten, bis sie ihn selber in die Hölle jagten. So stellt ihn hier ein halberhobenes Bildwerk des 10ten Jahrhunderts neben der Kirchthüre von St. Zeno dar, wo er mit kurzem Mantel und Steigbügeln auf die Jagd reitet; und die lateinischen Reimverse deuten das Bild durch einen thörichten König, dem der Teufel Roß, Falken, Hund und Hirsch sende, die ihn der Hölle zuführen, und meinen gewiß Dietrich. Dieß erklärt aber noch näher die Sage im Heldenlied von Ezels Hofhaltung, daß Dietrich, eigentlich ein Sohn

des bösen Geistes sey, der ihm den feurigen Zornathem gab, und die Burg zu Bern baute, weil er sich durch Rede gegen Gott vergangen, von einem Teufelspferd in die Wüste entführt worden, wo er täglich mit zwei Würmern kämpfen müsse bis an den jüngsten Tag. Dieser Dietrich spielt nicht nur in der italienischen und deutschen Sagenwelt, auch in der nordischen Wilkinasaga, sondern auch bei slawischen Völkern eine Rolle, namentlich bei den Letztern, die eines höllischen Geistes. (Vielleicht früher ein Gott, von den christlichen Eiferern in einen Dämon umgewandelt?) In der Lausitz heißt er Pan Dietrich (Herr Dietrich) auch „Bern Dietrich," in manchen Gegenden der Lausiz, auch Schümbrich. Luther gedenkt Seiner: „Als wenn ich aus Dietrich von Bern (d. h. aus dem Teufel) wollte Christum machen." Er war also auch den Deutschen als Gespenst bekannt. Als wilder Jäger ist er auch von Grimm (Myth.) aufgefaßt worden. In der Lausiz, $1\frac{1}{2}$ Stunden von Budissin, ist ein mit Nadelholz bewachsener Berg, Pan Dietrich genannt. Von diesem erzählt man sich, wie in den Zeiten des Faustrechts ein Raubritter, Namens Dietrich, daselbst gehaust, als Wegelagerer die Gegend in Furcht setzte, an Sonn- und Festtagen der Jagd oblag rc.; im Leben sey ihm Alles nach Wunsche gegangen, allein nach dem Tode folgte die Strafe, indem er mit seinen Kumpans im Frühjahr und Spätjahr als Spukgestalt, bald mit, bald ohne Kopf, unter Begleitung von Hunden*), unter tosendem Lärm, Pferdegewieher und Peitschengeknall aus seiner verfallenen Burg — welche jetzt nur noch in der Runde zusam-

*) In Verona gab es eine Volkssage, wornach höllische Geister ihm Pferde und Hunde brachten. (Mattei Verona illustr. 3. 120.)

mengeworfene Steine zeigt — auszieht, einigemal im Kreise herumfegt, und sich dann wieder dahin zurückbegibt, und durch sein Erscheinen Landplagen verkündet. Dem Zuge, welchen der Tod, auf einer Eule reitend, beschließt, schreitet der fromme Heidenbekehrer Bonifaz, der ihn, obwohl vergeblich, von seinem wüsten Leben abzustehen ermahnte, warnend — wie der treue Eckhard in der Thüringer Sage vom wüthenden Heere — voran. War Dietrich den Lausitzern als übermenschliches Wesen bekannt, dann gewiß auch in Böhmen und Mähren, wenn sich dort auch keine Sagen von ihm erhalten haben. Aber jene Städtenamen beweisen seine ursprüngliche Gottheit, die erst in christlicher Zeit zum Dämon herabgedrückt wurde, wie Odin jetzt nur noch als wilder Jäger spukt (s. S. 346. 888), und schon darum zu einer Parallele mit Dietrich von Bern aufmuntert.

Auch im Orlagau ist „Berndietrich" des wilden Jägers Name (Börner, Sag. aus dem Orl. S. 213. 216. 236), und seine Hunde treiben das Waldweibchen auf. Auf dem Harz am Bodekessel über der Roßtrappe steht der wilde Jäger versteinert. Er heiße „B e r n - h a r t," gab ein Knabe an. Dietrichs seltsames Ende hängt zusammen mit seiner übernatürlichen Geburt, wovon der Anfang des Heldenbuchs erzählt. Darnach war er der Sohn eines Geistes, der ihn jetzt auf einem schwarzen gespenstigen Rosse wieder zu sich und der wilden Jagd zurückholt (vgl. S. 1012). An Etzels Hof erkennt ihn sein Gegner an dem Feuer, das aus seinem Munde geht, und im Laurin löst er damit seine gefesselte Hand, indem er die Bande verbrennt; in der Ravennaschlacht (Rabenschlacht) erglüht von seinem

Zorn die Rüstung an seinem eigenen Leibe. Sein Feuerathem verletzt Riesen und Zwerge.

Wie der germanische Gott *) in christlicher Zeit zu einem Dämon herabgedrückt und als Held in die Geschichte eingezwängt ward, so nahm man sich dieselbe Freiheit auch in andern Fällen, Heroen des klassischen Alterthums in den verschiedenen Ländern Europas Städte gründen zu lassen. So entwarf man folgende Stammtafel, um den Namen Lyon zu erklären: Hercules zeugte mit der Galathea den Galatas, Ahnherr der Gallier. Sein Sohn Narbon gründete Narbonne in Frankreich. Dieser zeugte den Lugdus, welcher im Jahr 1625 v. Chr. seines Vaters Thron bestieg und 45 Jahre regierte. Dieser baute eine Stadt Lugdunum, das heutige Lyon, aber auch die Stadt Leyden in Holland. Erinnert man sich aber, daß Lyon ein wichtiger Druidensitz war (s. S. 650), und in Wales die Stadt Car Lleon ebenfalls, so muß dieser Name — und offenbar auch die spanische Stadt Leon, denn auch dort herrschte Druidencult — aus dem Wälischen hergeleitet werden. Daß das Alterthum Ortschaften nach dem daselbst herrschenden Religionsdienst, nach Heiligen, Flüssen, Quellen, Bergen, Gottheiten rc. nannten, ist zu bekannt, um hier einer Erörterung zu bedürfen.

Die Belgier sind bekanntlich von ihrer Verehrung des „weißen Gottes" Bel (Belen in Gallien) benannt worden. Die Chronisten aber wollen wissen, daß dieses Land von Belgus, einem Sprößling Lugdons, des Erbauers von Lyon (Lugdunum) im 26sten Gliede von demselben abstammend, den Namen erhalten habe,

*) Grimm (Myth.) findet zwischen Dietrich und dem Donnerer Thor Parallelen auf. Da Thors Lieblingsmaske der Bär, so ließe sich das Pradicat Berndietrich leicht erklären.

und weil „Lion" im Französischen einen Löwen bedeutet, darum ist noch heute dieses Thier das Wappenbild der Belgier!!

Allobrox, ein Abkömmling des Narbon, erbaute viele Städte in der Dauphiné, Provence und in Flandern, und weil er in Savoyen auferzogen worden, darum nannten sich die Einwohner des Landes nach ihm Allobrogen; Andere wieder meinen, sie hätten so geheißen von den langen Hosen (à longes braies), womit sie in ihrem rauhen gebirgigen Klima sich vor der Kälte zu schützen suchten. Dieser Allobrox zeugte den Rhomus, welcher die Stadt Rouen vergrößerte. Sein Sohn war Paris, der Erweiterer von Galliens Hauptstadt, die vor ihm Lutetia hieß. Diesem folgte sein Sohn Leman in der Regierung. Er gab dem See zwischen Lausanne und Genf seinen Namen; die helvetischen Gallier erhielten, als sie den Rhein hinaufzogen, den Namen „Leute vom See Lemans" (a Lemanno lacu = A-Lemans), das sind die Allemanier (!!). Wer diese Etymologie anzufechten wagt, dem legt ein Vers des Poeten Gautier:

„Qua sibi vicinas Alemania suspicit Alpes,
Nomen ab Alpino ducens ut fama *Lemanno*"

respectvolles Schweigen auf.

Lemans Sohn, Libractes, erbaute Toulouse. Dann folgte Galatas der Zweite oder Jüngere in der Regierung, welcher Streifzüge nach dem Orient unternahm, die Tartaren unterjochte, gelegentlich Galata (!), das heutige Pera bei Constantinopel, erbaute. Seine Unterthanen unterrichteten die Griechen in der Theologie, Philosophie und Rhetorik. Sein Sohn Namnes erbaute Nantes in der Bretagne. Namnes hatte einen Sohn Rhemus, der erbaute Rheims. Zu seiner Zeit brach

der trojanische Krieg aus. Da schickte Galliens Herrscher dem bedrängten Priamus einige „Schwadronen" Hülfstruppen, die Hagtor befehligte, ein Name, welcher, den Gelehrten zufolge, Attträger bedeuten soll. Als dieser in Troja anlangte, fand er die Stadt schon als Aschenhaufen; er ging also wieder unter Segel und schiffte sich nach dem Palus Mäotides ein, wo er mit den dortigen trojanischen Flüchtlingen in gutem Einverständniß lebte. Hier starb er auch, und sein Sohn Francus — welchem Ronsard das Zeugniß ausstellte, daß er kein Trojaner, sondern aus ächtem gallischen Blute sey — kehrte nach Gallien zurück, wo er die Tochter des Königs Rhemus heirathete. Dieser Francus ist der Stammvater der Franzosen, aber zum Andenken an seine Verbindung mit Trojanern nannte er eine von ihm in der Champagne erbaute starkbefestigte Stadt Troyes (Plancy Legendes de l'hist. de France p. 356—362).

Auch Brittus, der Stammvater der Britten, war ein Trojaner, und als er das Eiland Albion in Besitz nehmen wollte, mußte er es zuvor von den Riesen säubern, welche aber gleichfalls keine Eingebornen waren; sondern aus Assyrien, wo sie sich an dem babylonischen Thurmbau betheiligt hatten, dahin gekommen waren (und obgleich Assyrer, dennoch ziemlich Latein verstanden, denn) nach den weißen blinkenden Bergen nannten sie die Insel Albion, Brittus aber nannte sie seitdem nach sich Brittanien. Die Riesen sahen bald ein, daß sie gegen die Trojaner nichts ausrichten konnten, daher suchten sie neue Plätze zur Niederlassung. Sie segelten ins Land der Angelsachsen, das heutige Ostfrießland, und meinten, dieses damals noch wenig bebaute Land einzunehmen. Als sie aber weiter

hineindrangen, um sich bequeme Wohnstellen zu suchen, vernahmen dieß die wilden Niedersachsen und schlugen eine Menge dieser Riesen todt. Die Andern zogen nach Westen, um einen Fluß oder Hafen, wo sie bleiben könnten, zu suchen. Also kamen sie an die Mündung der Maaß, stiegen dort ans Land, nahmen den Ort ein und bauten eine Festung, die sie Slavenburg hießen, da sie (obschon Assyrer) sich selber Slawen nannten. Diese Festung stand in der Gegend von Vlaerdingen, nun ist sie aber längst von der Maaß weggespült und darin versunken. Dieß geschah zur Zeit — als der Prophet Samuel Richter war über Israel (Oude Divisie-Cronyke van Holland x. Delft 1585, Cap. 31 Fol. 10c bei Wolf N. S. Nr. 25).

Auch Holland war damals noch voll von Riesen. Unter diesen hatte Einer in Leyden seinen Sitz und war ein Burggraf daselbst, dessen Name war Lem. Sein Sohn hieß Lem der Zweite. Als dieser herangewachsen und Ritter geworden war, gründete er in der Nähe von Leyden eine Stadt und diese hieß er nach sich Harlem (Herr Lem!!). Wer diese Etymologie anzuzweifeln wagt, den verweise ich auf Van der Bergh Nederlandsche Volksoverleveringen S. 89.

Auf der Stelle, wo nun Löwen steht, hatte Julius Cäsar dem Mercur zwei Tempel errichtet. Da dieser Götze dort vielen Lobes genoß, so nannte Cäsar (?) den Ort Loven. Nach Andern gelobten die Ritter in diesen Tempeln dem römischen Reiche Treue und Gehorsam (Wolf N. S. Nr. 52).

Die Deutschen waren nicht glücklicher als ihre westlichen Nachbarn in der Erklärung ihrer Städtenamen. Niemand bezweifelt, daß Gothland von den Gothen, die jenen Theil Schwedens vorzugsweise bewohnten,

seinen Namen erhielt; aber auch die Stadt Gotha soll von ihnen erbaut seyn, denn in Magister Abraham Sauers Städtebuch findet man:

„Gotha eine berühmte Stadt,
Von Gothen ihren Namen hat,
Ward ums Jahr Christi aufgericht't
Neunhundert zwanzig drei man spricht,"

allein Gotha muß von „God aha" (gutes Wasser) abgeleitet werden (aha ist das lat. aqua, daher Aachen nach seinen warmen Quellen benannt. Alle Städtenamen, die sich auf ah, ach endigen, deuten auf eine wasserreiche Gegend hin). Dieß war bei Gotha zwar nicht der Fall, denn der Wasserbedarf mußte künstlich in die Stadt geleitet werden, aber dafür mochte es auch kein schlechtes gewesen seyn, denn man hatte gewiß die besten Quellen aufgesucht. Einige Etymologen denken an den Schutzpatron der Stadt, den Abt Gotthardt, der 1038 als Bischof von Hildesheim starb. Sein Bildniß, in Stein gebauen, steht noch jetzt auf dem Brunnen am Rathhause, auch ist im Stadtwappen und in den Siegeln des Magistrats sein Andenken erhalten. Allein die Ableitung vom „guten Wasser" hat für sich, daß in Urkunden *) vom Jahr 1109, wo Gotha zum Erstenmal vorkommt, es Gotaha geschrieben ist.

Quedlinburg, dieser einstige Lieblingsaufenthalt der deutschen Kaiser sächsischen Stammes, war ursprünglich ein Dorf, Quitlingen **) genannt. In Urkunden von 922 und 929 ist noch von einem Dorfe

---

*) In Reinfrieds Schenkungsurkunde des Dorfes Tröchtelborn an das Kloster Reinhardsbrunn.

**) In den alten Münzen der Stadt Quedlinburg führt sie die Namen Quitlingaburg und Quindelinburg.

die Rede, erst in einer solchen vom Jahr 937 wird, und zwar vom Kaiser Otto I., Quedlinburg eine Stadt genannt. Das Dorf Quitlingen muß daher zwischen 930 und 936, also in den letzten Jahren der Regierung Heinrichs I., der sich fleißig auf seinem Schlosse zu Quedlinburg aufhielt und als Gründer der Stadt betrachtet werden darf, zur Stadt umgestaltet seyn. Dieses soll auch, den Chronisten zufolge, im Jahr 933 dadurch geschehen seyn, daß eine mit Thürmen versehene Stadtmauer erbaut wurde. Die Sage will aber wissen, es soll die Stadt von einem Hündchen Quedl den Namen erhalten haben.

Mathilde, Tochter Heinrichs III., war so reizend, daß sich ihr Vater in sie verliebte. Da flehte sie zu Gott, daß er sie häßlich werden ließe, damit ihres Vaters Herz sich von ihr abwende. Aber Gott erhörte sie nicht. Da erschien ihr der böse Feind, und bot sich an, mit dem Beding, daß sie ihm angehöre, so solle des Kaisers Neigung in Haß sich umwandeln. Und sie ging es ein, doch bedung sie sich: erst dann wolle sie sein eigen seyn, wenn er sie drei Nächte nacheinander schlafend finde, bliebe sie aber wachend, so dürfe er ihr nichts anhaben. Also webte sie ein köstlich Tuch, und stickte daran die lange Nacht, das erhielt ihren Geist munter; auch hatte sie ein treues Hündlein Quedl oder Wedl, das bellte laut, und wedelte*) mit dem Schwanz, wenn ihr die Augen zufallen wollten. Wie nun der Teufel die drei Nächte hintereinander kam und sie immer munter fand, da griff er in seiner Wuth ihr mit der Kralle ins Angesicht, daß er ihr die Nase platt drückte, den Mund schlitzte und ein Auge ausstieß. Da war sie schielend, plattnasig und großmäulig geworden, daß ihr Vater seine sündliche Liebe verlor.

*) Zu welchem Nothbehelf doch die Etymologen in ihrer Verlegenheit Zuflucht nehmen! Ein Anderer hingegen leitete den Namen Quedlinburg von dem Quendel her, der in der Umgegend wächst.

Sie aber führte ein geistiges Leben, erbaute eine Abtei, und nannte sie zu Ehren des Hündleins Quedlinburg. (Grimm D. S. Nr. 483.)

Die falschen Etymologien von Städtenamen entspringen aus drei verschiedenen Quellen; die erste ging von den Gelehrten selber aus, die, unkundig der Urgeschichte ihres Landes, ihre griechische und lateinische Gelehrsamkeit zu Hülfe riefen, wie oben bei einigen französischen Städtenamen und bei der Ableitung der Franken (Franzosen) und Britten von Trojanern gezeigt worden ist. Dahin gehört noch die Herleitung des Namens Marseille, von μᾶσαι ἁλιεῦ (befestige das Seil, Fischer! weil ein Steuermann der griechischen Ankömmlinge, zuerst das Ankertau in dieser Gegend auswerfend, einem Fischer am Ufer mit diesen griechischen Worten entgegen rief, **Justin. Hist. Philipp. Lib. XLIII, 3 sq.**), anstatt vom keltischen **mas** (Wohnung), denn schon der aus Lucans „Pharsalia" bekannte Opferhain der Druiden bei Massilia, dem heutigen Marseille, läßt auf keltische Ureinwohner schließen; wenn wir auch nicht wüßten, daß Spanien und Gallien von Kelten bewohnt waren. Niemand wird die ursprünglich lateinische Abstammung von solchen Städtenamen wie Colmar (**collis Martis**), Cöln (**Colonia**), Trier (**Treviranum**), Durlach (**turris ad lacum**) u. a. m., die bekanntlich römische Niederlassungen waren, bestreiten; aber bei Basel, Mainz und Augsburg ist in dieser Beziehung Vorsicht anzurathen, denn erstere Stadt gibt gar keine Veranlassung, sie **Basilea** zu nennen; wahrscheinlicher hat sie vom Paß (Passel, s. Köbler hist. Münzbelustigungen p. 228) über den Rhein, der vor ihrer Erbauung hier bestand, den Namen. Maynz, insofern hier der Mayn in den Rhein fällt, dürfte wohl früher **Mayence** als **Mo-**

guntia geheißen haben. Ebenso möchte Augsburg schwerlich Augustenburg geheißen haben, mit Beziehung auf den Kaiser Augustus, der Colonien hieher geschickt; denn die Stadt ist offenbar vor der Invasion der Römer erbaut.

Die Mehrzahl falscher Namensableitungen deutscher Städte ist aus der Nichtbeachtung der Zeit ihrer Erbauung entstanden, indem man gar nicht berücksichtigte, daß slawische Ureinwohner sie gegründet, und die betreffenden Namen erst später umgedeutscht wurden, wie Altenburg (Stargard) und Klagenfurt (Celowec, s. Schaffarik slaw. Alt. II., S. 344), oder, was bei den meisten der Fall ist, ein deutsches ähnlich klingendes Wort an die Stelle gesetzt wurde. So z. B. rieth man bei Naumburg bald auf Neuenburg (Neue Burg), bald auf neun Burgen, die in der Nähe gelegen seyn sollen, während doch der ursprüngliche Name „Niabor" war (von Nia, die slawische Todtengottheit (S. 604 und bor, Fichte, denn wie dem Pluto, war auch dem slawischen Todbringer die schwarze Pechfichte geheiligt.) Niabor (Naumburg) findet seine Analogie in „Branibor" (bei Widukind: Brennaborg, in einer Urkunde Otto's von 949 Brendanburg, erst 961 Brandenburg), und „Ratibor" (Ratzeburg, im Hannöver'schen, wo ehedem der Hauptcultus der sorbenwendischen Erntegöttin Siwa war.) Daß Naumburg ursprünglich von heidnischen Wenden bewohnt war, bezeugt noch der Name eines Gäßchens im heutigen Naumburg, „der Wendenplan". Potsdam hieß ursprünglich Postupim (Urkunde von 993 Poztupimi), die Spree Sprewa, und außer Berlin gibt es noch mehrere „Berline" in der Mark und Pommern, gewiß ein slawisches Wort, wie Strehla, Streliz, und

Stralau (Pfeil). Das von Serben bewohnte Dalmatien gibt in dem Orte Dreznik (s. Schaffarik **II**, S. 261) ein Analogon zu Dresden (urspr. **Drasd**: Bergkamm). Chemniz bedeutet, wie das ebenfalls sächs. Kamenz, s. v. a., Steinau. Görlitz ließe sich Bergeln (wend. **gora**, Berg,) und Zittau: Kornthal (von **zito**: Getreide,) übersetzen, denn hier war jederzeit ein ansehnlicher Getreidemarkt. Zerbst (**Srbistje**) verräth schon im Namen, daß Serben daselbst wohnten. Lützen bedeutet, wie Lüzschena (bei Leipzig), gleich der Lausitz, eine Sumpfgegend. Die Elbe hieß Laba, ihre Anwohner Polaben, wie die an der Ostsee wohnenden Wenden Pomorer (**po morje**, am Meere). Wurzen (bei Leipzig) läßt nicht an Wurzeln denken, sondern bedeutet: „am (**wo**) Bach" (**rize, rizka**); Meißen (**Misna**) findet sich in dem unfern Prag gelegenen Flecken Mschen wieder. Boritz (bei Meißen) bedeutet Fichtenthal; Delizsch (bei Leipzig): „heiliger Grund" (hier war ein heiliger Hain, wo die Sorben Gerichtstage hielten und ein weißes Orakelroß verehrten, das ihr zu Grimma wohnender Heerführer in Kriegszeiten ritt. Zur Vertheidigung dieses heiligen Grundes legte man eine Burg (**Rudoz**) an, von welcher noch der Schloßthurm in Delizsch herrühren soll.) So gab es auch einen noch jetzt sogenannten heiligen Brunnen bei Delizsch, zu welchem Viele wallfahrteten und sich weissagen ließen. Der Hahneberg zwischen dem Feldschlößchen und Plauen bei Dresden hieß ursprünglich Hainberg. Bei Lommatsch (**Glomaci**: Brunnen,) gab es einen heiligen Quell. Bauzen (vgl. das Tyrolerstädtchen Bozen) oder Budissin bedeutet wie Budweis (Budowiz) und Budin in Böhmen eine Burg, und Ungarns Königsstadt Ofen hieß

nicht nach dem König Buda, Attilas Bruder, denn Slawen waren auch Ungarns Ureinwohner; sowie die Nachbarstadt Pest kein deutscher Name, sondern das slawische Pusta (Heide, unbewohnte Fläche,) ist. Rossen in Sachsen heißt in alten Urkunden Nuzzin, und da es an der Mulde liegt, so könnte an Nisa (Fluß) gedacht werden, womit Fluß und Stadt Nisa in Serbien sich vergleichen läßt. (Schaffarik S. 605.) Skeudiz (bei Leipzig) hieß ursprünglich Skudici (bei Dithmar im Jahr 981), d. i. Stadt, vgl. Skudy, Stadt in Litthauen. Die durch Leipzig fließende Pleiße hieß früher Plisa, Plisna, womit die Städtenamen Pleso, Pleskow und Pilsen zu vergleichen. Die Schlesier (Slezane) leitet Schaffarik von dem Fluße Sleza (die kleine Lahn) ab; was aber bedeutet dann Schleswig? Die schlesischen Städte Breslau und Bunzlau hießen, wie Prenzlau in der Mark, ursprünglich Wratislawa, Boleslawa, Przemislawa, nach ihren Erbauern. Oels in Schlesien bedeutet Erle (poln. olszyna), dergleichen Bäume viele in der Umgegend wuchsen.

Das Städtchen Militsch in Schlesien veranlaßte folgende etymologische Sage:

Einst hauste hier eine Räuberbande, die ihren Hauptsitz in dem Walde hatte, wo jetzt die Stadt steht. Es unternahm aber zu der Zeit ein vornehmer Pole eine Reise, der fiel in ihre Hände. Nur durch ein großes Lösegeld und durch Schweigen (pol. milcz). welches er geloben mußte, vermochte er sich vom Tode loszukaufen. Er hielt sein ritterlich Wort, doch überfiel er sie bald nachher mit seinen Lehensleuten, und rottete sie aus. Hier erbaute er eine feste Burg und Stadt, die er nach seinem Versprechen Milcz benannte, woraus Militsch entstanden ist. (Gödsche schles. Sagenschatz S. 106.)

Es wird aber an dieser Herleitung des Ortsnamens

zu zweifeln gestattet seyn, weil ein ganzer Volksstamm Miltschauer sowohl in der Lausiz, als in Dacien und im Peloponnes angetroffen wird. (Schaffarik II. S. 598—600.) **Milez** bedeutet Land, im Litthauischen aber **Milzin**: Riese, daher auch eine bestimmte Etymologie sich hier nicht anwenden läßt. Glogau soll von einem Hagedorn (glog) seinen Namen haben; Priebus bedeutet „an der Straße" (poln. przebucz), weil vor Zeiten die größte Handelsstraße zwischen Polen und Sachsen da vorbeiging.

Vorhin wurde Görlitz von gora (Berg) abgeleitet. Vielleicht ist der Felsblock gemeint, der auf dem Wege von der Stadt nach der Landeskrone liegt, und der folgende Sage veranlaßte:

Als der Teufel sah, wie die Görlizer zu Ehren Petri und Pauli einen Dom erbauten, faßte er in seiner Wuth einen mächtigen Fels, um den Gottesbau zu zerschmettern, aber da erschien zu rechter Zeit ein Engel, der traf den Teufel, daß er das Felsstück fallen lassen mußte und heulend entwich. Noch liegt der Block auf jener Stelle, und man sieht deutlich die Löcher, die des Teufels Kralle eingedrückt hat.

Küstrin, als eine ursprünglich wendische Stadt, hat muthmaßlich von einem Gehölze (**koster**), der Stätte seiner Erbauung, den Namen. Die Sage weiß es aber besser:

Als Küstrin gebaut war, wußten die Rathsherren nicht, wie man die Stadt benamen solle. Da machte einer den Vorschlag, es solle der gesammte Rath sich vor das Hauptthor der Stadt setzen, und nach dem die Stadt benennen, welcher zuerst ins Thor hineinkommen würde. So geschah es; da kam eine Bauerndirne des Weges, und als man sie fragte, wer sie sey, antwortete sie: „Küsters Trin" (Katharine), das hat man dann zusammengezogen, und der Stadt den Namen Küstrin gegeben. (Kuhn M. S. Nr. 227.)

Noch komischer klingt folgende Herleitung der Sage

des Namens Krebsjauche, eines Dorfes in der Nähe von Frankfurt an der Oder, mit der man aber, da sie von vorn herein sich als Scherz ankündigt, und auf Glaubwürdigkeit nicht Anspruch macht, es nicht so genau nehmen darf.

Einst trafen Fuchs und Krebs zusammen, die wetteten miteinander, wer am schnellsten laufen könne. Da machten sich Beide auf, und der Fuchs, der doch seiner Sache gewiß war, ging langsam voraus. Der Krebs aber kniff sich ganz leise, ohne daß der Fuchs es merkte, in die Haare der Ruthe desselben, und ließ sich auf solche Weise nachschleifen. Wie sie nun dicht am Ziele waren, kroch der Krebs tiefer in die Haare hinein, und kniff den Fuchs mit den Scheeren so an der Ruthe, daß dieser wüthend mit ihr um sich schlug, wobei der Krebs den richtigen Augenblick wahrnahm, los ließ, und so mit aller Macht ans Ziel geschleudert wurde. Da rief er voller Freuden „Krebs juchhe!“ und als nachmals an dieser Stelle ein Dorf gebaut wurde, nannte man es zum Andenken an die List des Krebses „Krebsjuchhe!“ woraus später der jetzige Name entstanden ist. (Ebds. Nr. 226.)

Der Name der Stadt Gumbinen in Preußen, die vor einem Jahrhundert noch ein Dorf war, kommt von dem litthauischen Worte gumba: Krümmung her. Wahrscheinlich hat die locale Beschaffenheit des Ortes zu dieser Namengebung Anlaß gegeben, denn der Fluß Pissa macht dort viele Krümmungen. Die Sage hingegen glaubt hier berichtigend einschreiten zu müssen:

Der Ort bestand in den ältesten Zeiten aus einigen Bauerhöfen und zwei Krügen. In diesen wurde schlechtes, ungesundes Bier verschenkt, so daß die, welche es genossen, davon Leibschmerzen bekamen und sich wie Würmer krümmten. (Tettau und Temme Volkss. Ostpreußens und Litth. Nr. 163.)

Kosel, im Regierungsbezirk Oppeln in Schlesien, soll folgender Veranlassung seinen Namen verdanken:

Drei Brüder, die lange Zeit Wegelagerung trieben und auf ihrer hohen Felsenburg jeder Strafe trotzen zu können glaubten, wurden, nachdem ihre Veste mit List eingenommen, aus den Fenstern gestürzt, und zu ihrem Andenken — deren Name polnisch kopiol, auf deutsch Bock (koze) hieß — bekam die Veste den Namen Kosel und drei Bocksköpfe zum Wappen.

Nun ist zwar nicht zu läugnen, daß die Wahrzeichen und Wappen oftmals den Namen ihres Ortes erklären, wie die Stutte in Stuttgart, der Mönch*) in München, die Magd in Magdeburg (s. S. 448), der Bach (mit den drei aufwärts schwimmenden Fischen) im Stadtwappen von Anspach (urspr. „am Holzbach" geheißen, mit Beziehung auf ein beim Weiler Hinterholz entspringendes Bächlein, das durch die Stadt fließt), und die Straße im Wappen von Straßburg**). Es darf aber auch nicht übersehen werden, daß die Wappen und Wahrzeichen oft Ur=

*) Er hat einen goldenen Kragen um den Hals, und ein rothes Barett auf dem Haupt, in der linken Hand ein Buch haltend.

**) Ueber die Entstehung des Straßburger Wappens sind verschiedene Meinungen aufgestellt worden. Die Einen halten die rothe Straße für das Sinnbild des Blutes, welches die Hunnen bei ihrem fürchterlichen Zuge fließen machten. Andere glauben darin das Blut zu sehen, welches die Straßburger für das deutsche Reich verströmten. Ptolemäus, der im 2. Jahrhundert v. Chr. lebte, spricht zuerst von Argentoratum, später wird die Stadt auch Argentina genannt. Unter Antonin Caracalla erhielt sie die Rechte und den Namen einer römischen Stadt, und die achte Legion zur Besatzung, was viele in der Stadt und Umgegend aufgefundene Grabmaler, Urnen u. s. w. bestätigen. (Herrmann, Notices hist. sur la ville de Strasbourg. I. p. 2. II. 64.) Unter fränkischer Herrschaft kam der Name Stratiburg auf. Strati ist ein fränkisches Wort, und bedeutet Silber, also Stratiburg nur eine Uebersetzung des falsch verstandenen Wortes Argentoratum (Silberstadt). Diese alteste Ableitung des Wortes befindet sich in einem zu Rom befindlichen Manuscripte in der Bibliothek der Königin Christine. (Strobel Gesch. d. Elsosses I. S. 79 Anm.)

sache oder Folge falscher Ableitungen der Ortsnamen waren, denn Wesel, das, wie der Fluß Weser, vom Wasser hergeleitet werden muß, was auch die Lage der Stadt an zwei Flüssen (Lippe und Rhein) bestätigt, hat drei Wiesel im Wappen; Schaffhausen, das von Scaphum (Schiff) hergeleitet werden muß, weil die Schiffe — welche eine halbe Meile von der Stadt, des Rheinstrudels halber ausgeladen werden — allda hausen müssen, wie auch wirklich die Stadt früher „Schiffhausen" hieß, Schaffhausen hat also zum Stadtwappen ein schwarzes, mit beiden Vorderfüßen in die Höhe springendes Schaf mit goldenen Hörnern; die sächsische Stadt Rochliz, genannt nach dem tiefen Thale (slaw. rochle, Schlucht, Vertiefung), in welchem sie liegt, hat im Wappen einen getheilten Rochen (!) zwischen einem Thurme; das ebenfalls sächs. Pirna, nach dem Cultus des Donnerers Perun geheißen, hat eine Birne (!) im Wappen; Schweidniz in Schlesien, nach seinem Erbauer, dem heidnischen Fürsten Suidno (755) geheißen, hat ein Wildschwein im Wappen. Eine ähnliche Täuschung bereitet das Schwein als Wahrzeichen von Schweinfurt (s. S. 483) und die Heidelbeere für Heidelberg (s. S. 484). Was soll der Aal im Wappen von Ahlen (Alna)? Oxford, wahrscheinlich vom Fluße Ous, an welchem sie liegt, den Namen führend — denn ford ist das deutsche Furth (über einen Strom), ist durch seine lateinische Benennung zu einem Ochsen (engl. ox) im Wappen gekommen. Der Ochse, als Wahrzeichen der Stadt Nürnberg, hat schon gerechtere Ansprüche auf die ihm gewordene Ehre, denn einem Paar Ochsen verdanken die Nürnberger den Besitz der Reliquien ihres Stadtpatrons St. Sebald (s. Kloster VII, S. XLII).

Rabenau bei Dresden, s. v. a. Rechenort bedeutend, von seiner rechenartigen höchst coupirten Lage so genannt, hat einen Raben (!) im Gerichts- und Gemeindesiegel. Um das Wappen und den Namen von Antwerpen zu erklären, schmiedete man folgendes Mährchen:

Brabon (ein Zeitgenosse Julius Cäsars, nach welchem Brabant geheißen ist), kam eines Tages mit mehrern Rittern von Gent an eine Stelle, wo viel Ried und Schilf wuchs; da sprach er: „Hier in der Nähe muß Wasser seyn", und einer der Herren entgegnete, das sey also, und es fließe nahebei ein großer Bach, welchen man die Schelde nenne, aber an dem Orte, wo man überzusetzen pflege, liege ein Riese, der des Zolles wache, auf einem hohen Thurme, und Alle, welche überfahren wollten, müßten ihre rechte Hand lassen oder mit dem Riesen fechten. Brabon jedoch hatte keine Furcht, und antwortete, daß er lieber mit dem Riesen fechten wolle. Also kamen die Herren an die Schelde und begehrten überzufahren; aber einer von den Knechten des Riesen sprach: dann müßten sie Zoll geben oder ihre rechte Hand da lassen. Doch Brabon sagte: er gäbe nimmer Zoll, und wolle lieber mit dem Riesen fechten. Als der Knecht diese Rede vernahm, machte er einen großen Lärm mit einem Eisen, worauf der Riese, das hörend, sehr zornig von seinem Thurm stieg, und fragte, wer so kühn sey, gegen ihn fechten zu wollen. Brabon erwiederte: „Ich allein!" und der Riese war dessen zufrieden. Hierauf begannen sie zu fechten. Das war aber ein gewaltiger Kampf, denn der Riese schlug harte Schläge, doch zuletzt ward er überwunden, und Brabon schlug ihm zuerst die rechte Hand ab, dann auch das Haupt. Die Hand aber warf der Held bis zur Hälfte der Schelde, und so weit sie flog, so weit gehört die Schelde zu Brabant. Darauf ging Brabon in das nahe gelegene Münster*), welches dem Mars heilig war, und dies stand, wo jetzt das Michaelskloster steht.

---

*) Davon hat noch die Münsterstraße den Namen. (Ein dem Mars heiliges Münster muß aber die Kenner des Alterthums mehr überraschen als alle andern Anachronismen, die von den Gelehrten jemals zu Tage gebracht wurden.)

Da dankte er dem Gott für den errungenen Sieg. Dann begab er sich wieder mit seinen Rittern nach Gent. Julius Cäsar war indeß in England gewesen, und als er von dort nach Flandern zurückkehrte, kam er in eine Wildniß, welche voll von Räubern war, die er erschlug. Das war da, wo jetzt Tourhout steht; und er gab dem Orte große Privilegien und Freiheiten. Gleich nachher kam Brabon zu Cäsar, und erzählte demselben, wie er den Riesen an der Stelle, wo das Ried stand, erschlagen habe, und alles Uebrige. Darob war Cäsar sehr erfreut, und zog mit Brabon nach der Schelde und dem Thurm, und dort behagte es ihm so wohl, daß er Werkleute entbot und eine Burg bauen ließ. Diese heiligte er nach heidnisch-römischer Weise, und gab ihr viele Privilegien und Rechte, und machte Brabon daselbst zu einem Markgrafen des h. römischen Reichs. Auch gab er ihm ein Wappen, und zwar eine silberne Burg und zwei Hände, und nannte den Ort von der geworfenen Hand: Handwerpen. (Wolf N. S. Nr. 53.)

Eigentlich verhält sich aber die Sache anders. Antwerp kommt von an het werp (am Schiffswerfte), und es ist nicht an Hand zu denken. Die Hände im Wappen sind Handschuhe und bedeuten einen Markt, den man unter des Kaisers Schutz und sicherem Geleit besuchen kann. Dies rührt aus der Zeit, da Antwerpen mit seiner Markgrafschaft noch zum deutschen Reich gehörte. Daß des Kaisers Handschuh jene Bedeutung hat, beweisen die Bilder zum Sachsenspiegel. (Deutsche Denkm., Taf. XXV, 12, 13.) Die Sage ist daher aus einer Wortgrille entstanden. Scribanius (Antwerpia p. 63) verwirft die Sage vom Riesen zu Antwerpen und seinen Reliquien, sowie daß Brabon ihn erschlagen. Gramay (Antiq. ducat. Brab. Abth. Antwerpen p. 10, 11) hält zwar auch nichts darauf, bemerkt aber, daß sie wenigstens schon alt sey, da sie im 12. Jahrhundert im Chron. Tradonensi

(Radulfi) in **Joh. Monachi Stubulensis vita St. Lamberti.** der um 1300 schrieb, sowie im Hemricourt um 1400 und in der Reimchronik auf dem Rathhause zu Brüssel (d. i. **Jan de klerk brabantsche jeesten**) vorkomme. Jüngere Nachrichten finden sich auch im Antwerpner Stadtarchiv. — In Westpreußen auf der Straße von Berlin nach Königsberg liegt die anmuthige Stadt Conitz (deutsch: Roßau, vom slawischen **kon**, Stutte, Pferd). Sie ist im Jahr 1137 von den Wenden erbaut worden. Die deutschen Einwanderer, welche diesen Namen *) sich nicht zu erklären vermochten, erzählten folgendes Mährchen:

Als die Wenden dorthin kamen, wo jetzt diese Stadt liegt, fanden sie eine Kuh mit einem Kalbe im Nest (!) liegen, darum beschlossen sie, die hier zu erbauende Stadt Kuhnest oder Kohnest zu nennen, aus welchem Namen mit der Zeit Koniz wurde. Die Stadt führt auch noch einen Kuhkopf im Wappen. (Gödtke Gesch. d. Stadt Conitz S. 7.)

Was beweist aber ein Wappenbild? Im Allgemeinen sind sie jüngern Ursprungs, als die Ortsnamen, und verdanken diesen, als sie schon selbst unrecht verstanden wurden, ihren Namen. Hingegen entstanden viele Ortsnamen aus dem Wappenbilde einer Familie, wie die der Hirschberg, Ebersberg, Kranichfeld, Löwenstein, Ochsenhausen, Salm u. a. m. beweisen; wozu besonders die fabelhaften Thiere, Greif, Drache, Lindwurm kommen. Für die slawischen Gegenden ist der Vogel Greif bedeutungsvoll. Außer den Fürsten von Stettin, Pommern, Mecklenburg, Steiermark, führen viele slawische Städte einen Greif im Wappen. In

*) Auch die vielen in Schlesien und andern slawischen Ländern befindlichen Städte, des Namens Kuniz, [illegible] diese Uebersetzung.

Pommern und Brandenburg: Greifswalde, Greifenhain, Greifenberg; in Schlesien: Greifenthal, Greifenstein, Greifenbahn; in der Lausitz und Sachsen: Greifenhain, Greifenberg, Greifen; in Oestreich: Greifenstein, Greifenberg, Greifensee u. s. w.

Warum die Stadt Greifswalde einen Greifen im Wappen habe, erklärt die Sage, wie folgt:

An der Stelle, wo jetzt die Stadt liegt, war vor Zeiten ein großer Wald, rund um denselben Alles wüst, es blühte nur die Gegend um das Kloster Eldena, welches nicht weit vom Ausflusse des Ryks in die See liegt. Die Mönche des Klosters wollten eine Stadt anlegen, die zwar nicht weit vom Kloster, aber besser im Lande liegen sollte. Sie schickten daher einige Leute aus, die einen passenden Platz aussuchen sollten. Diese gingen immer den Rykfluß hinauf, bis sie nach einer Weile an eine schöne Stelle gelangten, welche ihnen gar herrlich dünkte, um allda die Stadt anzulegen. Sie begaben sich daher, um den Platz genauer zu untersuchen, vom Ufer des Flusses ab, seitwärts in den Wald hinein, der sich dort befand. Auf einmal fanden sie daselbst auf einem abgebrochenen Baumstamme ein Nest, in welchem ein großer vierfüßiger Greif mit einem doppelten Schwanze saß und brütete. Dies schien den Abgeordneten des Klosters ein gutes Zeichen, und es wurde nun um so mehr beschlossen, an dieser Stelle die Stadt zu erbauen. Der Platz, wo man das Greifennest gefunden, ist in jenem Stadttheil gewesen, welcher jetzt der Schuhhagen heißt, und welcher die älteste Gegend der Stadt ist. Früher hat der vertriebene Greif (ein Stoßgeier?) noch manches Kind da geholt und gefressen. (Schwarz Pommersche Städtegesch. S. 98.)

Worms wurde schon früher von dem Wurm oder Drachen abgeleitet, der die Chrimhilde dort entführt hat. Darnach wäre Worms die Stadt des Wurms, womit freilich die Form des Namens übereinstimmt, obgleich ein genitivischer Ortsname Verdacht erregen

muß. Sie hätte auch passender nach Siegfried geheißen, als nach dem Drachen, weil dieser nicht in der Stadt getödtet wurde. Gegen die Wahrheit der Ortssage, sagt Mone, (Unters. z. Heldens. S. 37) sind schon diese Zweifel genug, die Geschichte gibt noch mehr. Ptolemäus nennt die Stadt *Βοϱβετόμαγος*, Fredegar heißt sie **Warmacia**, welchen Namen die Altfranzosen beibehielten, die sie **Garmaise** nennen. Da in allen Formen das m bleibt, so ist des Ptolemäus Schreibart die richtige, denn das keltische Wort **Borbetomag** bedeutet „Hochfeld", weil Worms auf einer Hochebene liegt, die sich von der Hard herab erstreckt und gerade nur bei der Stadt bis an das Rheinufer geht. In dem Namen des Gaues tritt die keltische Bedeutung wieder hervor, er heißt **Wormazvelt**, was eine halbe Uebersetzung von **Borbet-mag** ist, weil **mag** im Keltischen Feld heißt. Aus **borbet** konnte ein hochdeutscher Dialect **Worwaz**, **Wormaz** bilden, worauf die Namen **Wormacia (Ann. Nazar. ad ann. 776, bei Perz Mon. hist. I, 40)** und **Wurmbs** zurückführen. Ursprünglich liegt also im Namen kein Gedanke an den Drachen, die jetzige Bildung des Wortes beweist aber, daß man den Begriff Wurm hineinlegte. Die Zeit dieser Veränderung läßt sich nachweisen. Die alten Franken hatten im 7. Jahrhundert diese Auslegung noch nicht. Das beweist Fredegars Form, und die Altfranzosen erfuhren nie etwas davon. Die Veränderung in Deutschland kam bei den Rheinfranken vor. In der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts erscheint noch hie und da der alte Name **Warmacia (ann. S. Amandi cont. I. ad ann. 763** schließen mit 763—769), daneben schon **Wormacia (ann. Petav. cont. ad ann. 763 ib. p.**

schließen mit 770), noch deutlicher in Bezug auf die Sage **Vurmacia** (ann. Laubac. cont. I. ad ann. 762 schließen 768), **Wurmasia** (in einer Urkunde von 780 bei Neugart cod. dipl. I, 74), vom Ende des 8. Jahrhunderts an ständig die Form **Wormacia.** Daraus geht hervor, daß die erste Spur einer Beziehung des Stadtnamens auf den Drachen unter der Regierung Pipins und Karls des Großen vorkommt. Erst ein Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts, Matthias Quade, belehrt uns in seinem Buche „Teutscher Nation Herrlichkeit" (Cöln 1609, p. 145 ff.): „Die Andern wollen, daß Worms den Namen habe von den großen Würmern, die nach Zerstörung dieser Stadt daselbst gefunden worden. Der gemeine Mann hält dafür, es habe den Namen behalten von dem großen Wurm, der allda des Königs Tochter durch die Luft entführt, welchen nachmals der hörne Seyfried im Odenwald erschlagen und die Jungfrau wieder erlöste, wie der Drache mit sammt der Jungfrau und ihren Brüdern sammt Seyfrieden zu W u r m b s auf dem Markt an einem überalten Gebäu, die Münz genannt, ganz antiquitätisch abgemalt stehen, dabei auch das Gebein von dem Riesen und Drachen, welche Seyfried überwunden, in Ketten gefaßt, hangen thun. Item auswendig an den Mainzer Pforten sieht man auch noch die alte Contrafirung des Drachen, und am Rhein auf dem neuen Thurm im Eck der Stadtmauern sieht man auch den Seyfried. S o i s t a u c h n o c h e i n f l i e g e n d e r W u r m o d e r D r a c h e d e r S c h i l d f ü h r e r d e s W a p p e n s d i e s e r S t a d t, welches ein Schlüssel ist, den Seyfried dem Riesen abgewonnen, damit er unten den Felsen aufschloß, um oben zu der Jungfrau hinaufzukommen. Denselben Schlüssel hat

Seyfried sofort mit heim gen Worms geführt, und hat ihn die Stadt zum ewigen Gedächtniß in ihren Schild gesetzt. Dieses alles ist wohl eine ganz scheinbarliche Red, die wohl ein feines Ansehen hat; so wäre aber diese Frage dagegen, ob denn die Stadt nit auch den Namen Wurmbs gehabt vor der Zeit des hörnen Seyfrieds *)."

Da aber der hörnerne Seyfried niemand anders, als ein zum Heros herabgedrückter Kalendergott der alten Deutschen ist, wie Müller (Altd. Rel.), ausführlicher in der „Nibelungens." entwickelt hat, folglich, wie St. Georg, als Drachenbesieger (vgl. Kloster VII, S. 285 ff.), eine imaginäre Person, so muß auch hier derselbe Fall eintreten, wie bei St. Georg, dessen Drachenkampf Beruth in Asien (Hagen's Museum I, S. 255), Libyen in Africa, Rußland, Serbien, England, Audenarde in Belgien, Mansfeld in Thüringen, Leipzig, Prag und noch viele andere Städte für sich in Anspruch nehmen; so daß man, um keine Nation zurückzusetzen, am besten thut, keiner zu glauben, und die ganze Begebenheit in das Reich der Fabel zu verweisen; wie die Heldenthat Seyfrieds oder Siegfrieds ebenfalls, deren Schauplatz nicht nur Worms, sondern auch andere Orte waren. Nur mit dem Unterschiede, daß Siegfried, weil kein Heiligenschein sein Haupt umstrahlt, im Munde des Volkes zum Säufritz wurde.

Es war ein Hirtenjunge, Namens Fritz, den seine Genossen, weil er Schweine hütete, Sau-Fritz nannten. Einst schwemmte er seine Heerde im klaren Wasser der fränkischen Saale. Da fand er einen Stein, womit er sich

---

*) Hagen in Graters Alterthumszeitung 1813. Anz. S. 32.

rieb, und der machte ihn fest gegen Hieb und Stich *). Er ging in den Krieg, und that, zumal er unverwundbar war, Thaten der Tapferkeit. Vom Herrn des Gaues erhielt er die Erlaubniß, sich eine Burg zu erbauen, und wählte die Stätte in seiner Heimath, wo er unterhalb seines Geburtsortes auf demselben Berg eine Burg aufführen ließ, die nun nach seinem Jugendspitznamen sammt dem Dorfe Säufritzburg genannt ward, daraus später (!) die Schreibart Seyfriedsburg geworden. Zwischen dieser Burg und Schönau an der Saale liegt ein Wäldchen, welches den Namen Lindwurm führt. In der Nähe hauste ein solches Ungethüm, welches von dem Ritter auf der Seyfriedsburg erlegt wurde. (Bechsteins fränk. Sagensch. S. 144. 145.)

Man muß nicht übersehen, daß, wie Otur, der Schlachtengott Odin, dem die Schlangen heilig waren (s. S. 200), daher ihr Bild die Kriegsfahne zierte, sich in eine Otter verwandelt hatte, und der ebenfalls nordische Fafnir, nachdem er seinen Vater mit dem Schwert durchstochen, zum Drachen, den Sigurd (Siegfried, Sige, Prädicat Odins) besiegte, ebenso wird Siegfried (Georg) und der Drache als Ein Wesen zu betrachten seyn. Aehnlich wandelt sich, der Kabbala zufolge, die alte Schlange am Ende der Tage in den Messias um **), wie einst die Pest bringende feurige Schlange durch den Anblick der ehernen Schlange, mit welcher sich der Heiland verglich, besiegt ward. Und auch die Aegyptier erzählten von der Umwandlung der Giftschlange Kakodämon in die Heilschlange Agathodämon, die Griechen von der abwechselnden Zeitherrschaft des Serapis und Asklepios.

---

*) Also ein hörner Saufritz.

**) Dies beweisen die Kabbalisten damit, daß die drei hebr. Buchstaben, aus welchen das Wort Schlange (Nachas, lat. a-nguis) besteht, als Buchstabenzahl mit dem Worte Messias dieselbe Summe enthält.

Nur aus diesem Gesichtspunkte ist begreiflich, wie der Drache in den verschiedensten Ländern, unter den verschiedensten Völkern zum Heilszeichen wurde, woher es kommt, daß Kirchen *), Rathhäuser ꝛc. die Haut

*) In der Mitte des Havelberger Doms sieht man einen marmornen Sarkophag, auf demselben die Gestalt eines Bischofs, zu dessen Füßen ein zusammengeringelter Drache. Da sich kein christlicher Erklärungsgrund für dieses Drachenmonument in einer Kirche darbietet, so supplirte auch hier die erfinderische Sage: der Bischof Wepelin schlummerte einst in einem Gebüsch, als plötzlich ein Lindwurm daherstürzte und ihn in den Kopf stechend tödtete. (Kuhn M. S. Nr. 223.) Dieser Fall wurde als ein vereinzelter nichts beweisen, weil es nicht ungewöhnlich ist, auf Grabsteinen die Ursache des Todes dessen, dem sie errichtet sind, abzubilden. Aber eine andere Gestalt bekommt die Sache, wenn noch mehrere Kirchen Drachenbilder bewahren, wie, um nur fünf Beispiele anzuführen, die Liebfrauenkirche auf dem Berge von Kerselaer in Belgien (siehe Wolf D. S. Nr. 91.) Dort wird erzählt: der Drache habe einen Ritter Arnold von Pameln, der mit dem Kreuzheer nach dem Orient gezogen, am Meeresufer, während der Held seinen Mittagsschlaf hielt, überrascht, der Ritter gelobte der h. Mutter, wenn er den Drachen erlegen würde, ihr in der Heimath eine Kirche zu erbauen. Als Gedenkzeichen hing er den Drachen in der von ihm errichteten Kirche auf. — Bei Grimm (D. S. Nr. 219) liest man: Bei Burgdorf im Bernschen liegt eine Höhle, das Drachenloch, worin ehedem zwei Drachen gefunden werden. Die Sage berichtet: als im Jahr 712 die Brüder Syntram und Beltram (nach Andern: Guntram und Waltram) Herzoge von Lensburg, auf der Jagd sich befanden, verschlang der eine Drache, als sie dessen Höhle sich näherten, den jüngern Bruder lebendig. Der ältere Bruder bezwang nach heißem Kampfe das wilde Thier, in dessen gespaltenem Leib sein Bruder noch lebendig lag. Zum Andenken ließen die Fürsten an diesem Orte der h. Margaretha eine Kapelle bauen, und die Geschichte abmalen, wie sie noch zu sehen ist. — Die Kirche zu Tarascon oder Tarasque in Frankreich besitzt einen hölzernen Drachen, der alljährlich am Feste der h. Martha, zu dankbarer Erinnerung, daß einst diese Heilige das lebende Original desselben erlegte, in Procession herumgetragen wird. (Mylius Fußreise durch Südfrankr. II. S. 336.) — Bei Wolf (N. S. N. 34) liest man: In der Gegend des Dorfes Waomes hauste um 1135 ein Drache, der selbst Menschen verschlang. Da tödtete ihn Gilles de Chin unter Anrufung der h. Jungfrau. Noch zeigt man in Wasmes die Höhle, wo er sich aufhielt. Ebenfalls bewahrt man dort in der Kirche ein altes Gemälde, welches

oder das Gerippe eines Drachen aufbewahren, oder dessen Bild an der Frontseite des Gebäudes; viele Städte *) und Familien es als Wappen oder Wahrzeichen besit-

---

sich darauf bezieht, und in der jährlichen Procession zu Wasmes wird eine Fahne umgetragen, auf der auch eine Abbildung des Drachenkampfs mit der Inschrift:

Attaques, Gille de Chin, ce dragon furieux,
Et tu seras de lui par moi victorieux.

Zu Mons ist alljährlich am Dreieinigkeitsfeste eine gleiche Procession zum Danke für den Sieg des Gilles de Chin. In derselben tragt man das Bild eines Drachen von Pappe, zu dessen Seiten mehrere Männer, Chin-Chin genannt, reiten. Nach Beendigung des Umzugs kampfen sie auf dem Markte mit dem Papierdrachen, und erlegen ihn, nachdem dieser ihnen einige Hiebe mit seinem langen Schweife gegeben — Ebds. Nr 88: Als die Genter und Brugger unter ihrem Grafen Balduin Jerusalem belagerten, raubten die Erstern einstmal die Tochter des Sultans, welche Blanca (!) hieß, und schlossen dieselbe in einen Thurm ein. Sogleich zeigte sich ein Drache in der Luft, der sich vor dem Thurm niedersenkte und Jedem den Einlaß wehrte. Die Brugger gaben dem Drachen ein Schlafmittel, und erlegten ihn dann leicht. Am folgenden Tage segelten sie mit Blanca und dem getödteten Ungeheuer, gefolgt von den Racheschwüren der Genter, in die Heimath ab. Den Ort, wo sie ihre Schiffe anlegten, nannten sie zur Ehre ihrer schönen Beute Blankenburg, den Drachen hingen sie als Siegeszeichen in der Hauptkirche auf. In den Zeiten der Bilderstürmerei wurde derselbe verbrannt (sic!) da ließen die Brügger sein Bild in Erz gießen, und setzten es auf die Spitze der Donatuskirche. Die Genter sahen dies mit Unmuth, denn, obschon Jahrhunderte seit dem ihnen gespielten Streich verflossen waren, so bedurfte es doch nur eines Anlasses, um den alten Haß wieder anzufachen. Dieser fand sich im 16. Jahrhundert. Die Genter belagerten Brügge, führten als Sieger den Drachen im Triumphe nach Gent, wo er am nächsten Sonntag feierlich getauft, und nach allgemeinem Beschlusse auf die Spitze des Belfried gesetzt wurde, wo er jetzt noch steht.

*) Im Jahre 1325 ließ Bischof Eberhard von Ermeland eine Stadt bauen. Als man das Rathhaus gründen wollte, fand man beim Graben einen Wurm, der so groß war, daß zwei starke Pferde ihn nicht von der Stelle schleppen konnten. Weil man noch keinen Namen für die Stadt hatte, wurde sie Wormditt genannt, d. h. Volk (Diet) des Wurms. Die Stadt führt noch zum Wahrzeichen einen großen Wurm in ihrem Wappen und Siegel. (Tettau und Temme Volksf. Ostpreußens Nr. 197.)

zen. Von den slawischen Völkern ist dies schon S. 601 nachgewiesen worden, aber der Odinscult mußte auch unter den Völkern deutschen Stammes diese Vorstellung verbreiten. Endlich ist S. 671 auch die Quelle gezeigt worden, welche den keltischen Stämmen den Drachen ehrwürdig machte; und da am Rhein Kelten wohnten, so glaube ich nicht zu irren, wenn ich den Schatzdrachen, der den Nibelungenhort hütete, den Kelten vindicire. Schon das Versenken der Schätze in Flüsse deutet auf keltische Sitte. (Eckermann, Religionsgesch. III, 1. S. 56.)

Die große Popularität des h. Georg erklärt sich einfach daraus, daß der Drache auf allen Abbildungen von ihm unzertrennlich ist, der Drache aber ist ein Heilszeichen, wie aus folgendem Zeugniß des Collin de Plancy erhellt. Dieser sagt es mit klaren Worten, wo er des, die Größe eines Ochsen erreichenden Drachen aus vergoldetem Kupfer gedenkt, welcher, als Constantinopel *) noch christlich war, den Dom der Georgskirche schmückte: „Une vieille tradition annoncait *que toute ville sur laquelle ce talisman etendrait ses ailes serait prospere,* et ne pourrait être prise d'assaut *).“ Weiter sagt er: „Unglücklicher Weise drohte der Dom der Georgskirche im Jahre 1202 der Einsturz, man mußte also den Drachen abnehmen. Während an der Kirche die Bau-reparaturen vorgenommen wurden, hatte Balduin von

*) Constantinopel war auch im Besitze der ehernen Mosisschlange (womit 2. Kön. 18, 4. im Widerspruche), die Bischof Arnulph im Jahr 971 nach Mailand bringen ließ, wo sie noch in der Metropolitankirche gezeigt wird. Besonders wird ihr am Ostermontag eine große Heilkraft zugeschrieben. (Macri Hierolexic. II. p. 653.)

*) Legendes de Sept pechés capitaux p. 59. Appendice.

Flandern (1204) Constantinopel eingenommen, und wurde dort nachher zum Kaiser gekrönt. Ein Priester von Biervliet, welcher die Flamänder auf dem Kreuzzug begleitet hatte, bat Balduin, daß er ihm den Drachen für seine Gemeinde ablasse, und sein Gesuch ward bewilligt. Als im folgenden Jahre die Flamänder heimsegelten, führten sie den Drachen im Triumphe auf einer besondern Galeere mit. Kaum hatte der Drache seinen Platz auf dem Glockenthurm von Biervliet eingenommen, als der Ort an Macht, Einwohnerzahl und Wohlstand auffallend zunahm. Die Flamänder von Ecluse, jene von Yzendyck, und insbesondere die von Brügge, beneideten jene Gemeinde sehr. Als nun im Jahr 1287 die Brügger Biervliet unter ihre Herrschaft brachten, hatten sie nichts Eiligeres zu thun, als ein Gerüste aufzuschlagen und den Drachen von seinem bisherigen Platze abzunehmen, um ihn nach Brügge abzuführen. Dort setzten sie ihn auf den Glockenthurm der Katharinenkirche. Zufällig nahm Biervliet seit jener Epoche an Wohlstand ab. Dazu kam noch eine Ueberschwemmung am 12. November 1377, welche nicht nur die Umgegend, sondern auch die Stadt selbst unter Wasser setzte. Brügge hingegen blühte auf. Louis van Maele ließ Brügge seinen Schutz angedeihen, und nahm seinen Wohnsitz daselbst. Natürlich schrieben die Bürger die nunmehrige Blüthe ihrer Stadt dem Einfluß des Drachen zu.

Der Drache hat uns, wie aus Vorhergehendem zu ersehen, selber auf eine besondere Art von Wahrzeichen und Wappen geleitet, die, ihrer Bestimmung zufolge, in diesem Werke eine eigene Rubrik beanspruchen, nämlich:

VIII. Die talismanischen Bildwerke.

Vorhin sprach ich die Vermuthung aus, daß die Drachen und ihre Besieger zwei Hälften Eines Wesens seyn mögen, was auch durch das Beispiel Wolfdietrichs in der Heldensage bestätigt wird, denn „von der Gudrun aufgereizt, gegen Högner zu kämpfen, weigert er sich, und erhebt sich als Drache in die Lüfte, Högner wirft ihm sein Schwert nach und trifft ihn ins Herz. Der Drache fällt herab, speit aber ein so heftiges Gift auf Högner, daß es, sogar durch dessen Panzer dringend, noch seine tödtliche Wirkung äußert" (W. Grimm d. Heldens. S. 321). Demzufolge ist Wolfdietrich selbst der Drache. Allein in der Erzählung von Otnits Tod ist er der Besieger des Drachen und erhält zum Preise die Wittwe Otnits (Mone's Einl. z. Otnit S. 5). Warum ist aber Wolfdietrichs Schildzeichen ein Löwe? (Grimm Heldens. S. 234). Weil er auch ein Löwe ist, oder richtiger: Drache und Löwe sind in der Idee Eins, obschon die Sage sie als kämpfend gegen einander aufführt. Ich will hier nicht auf Heinrich den Löwen hindeuten, den sein wachsamer Löwe aus den Klauen der Höllenschlange rettet, die Petrus mit einem Opfer suchenden Löwen vergleicht; sondern nur Iwain, den bekannten Ritter von Arthurs Tafelrunde, beispielsweise nennen, dessen Löwe — wovon der Held „der Löwenritter" hieß — ihm gegen einen Drachen Beistand leistete; und komme jetzt abermals auf Wolfdietrich zurück, der einen Löwen im Kampfe mit einem giftigen Wurm erblickt, sodann mit dem verwundeten Löwen zur Kaiserin reitet, und ihr ihn zur Heilung und Pflege übergibt. Beide Thiere konnten Heilszei-

chen seyn, der Löwe wegen seiner Unüberwindlichkeit, der Drache wegen der Heilkräfte, die man den Dracheneiern zuschrieb (s. S. 957). Otnit erhielt von seinem Schwäher als eine köstliche Gabe zwei Dracheneier. (Grimm, Heldens. S. 200.) Alle Heilszeichen sind aber auch zu Wappenbildern geeignet — denn aus welchem andern Grunde trugen die Verehrer des Schlachtengotts Odin ein Schlangenbild auf ihrer Fahne dem Heere vor? doch nur in der Absicht, weil das Bild den Gott selbst repräsentirte, nun aber sind Wappen: Waffen, das Wappenbild soll der Waffe magische Kraft, dem Besitzer Sieg verleihen; folglich wird auch der Bär, ein nicht minder häufig vorkommendes Wappenbild *), ein Heilszeichen gewesen seyn. Die Fabel von der schnellen Heilung der giftigen Wunden Cesarino's (in der Erzählung „die drei treuen Thiere", von Straparola, Notte X, fav. 3) durch Bärenfett, gründet sich auf den Glauben seiner wunderbaren Wirksamkeit. Bärenschmalz war ein Hauptbestandtheil der berühmten Waffensalbe, wovon Helmont (**de magnetica vulnerum curatione** §. 71) sagt: „Es ist zu merken, daß in einer Wunde nicht allein eine Trennung des Stätigen geschieht, sondern auch zugleich eine fremde Qualität hinein kommt, daher die Ränder der Wunde gleichsam aus Widerwillen sich erheben. Das magnetische Wesen der Waffensalbe aber zieht die fremde Di-

*) Wie Drachenfels (mons draconis am Rhein, heißt auch Grimhildensteg), und Dürkheim (in einer Höhle unfern des letztern Orts läßt eine andere Sage den von Siegfried erlegten Drachen hausen, s. Külp ges. Schr. I. 90.) nach dem Drachen, so wurden die Städte Bern (mit Unrecht), Bernburg, Bernstadt u. a. m. nach ihrem Wappenbild, dem Bären, geheißen.

sposition aus der Wunde, daher ihre Ränder, indem sie kein Uebel mehr beschwert, ohne Schmerzen sind und leicht zuheilen." Bär (björn) und Eber (**boar**) stammen von Einer Wurzel. Daß das Schwein *) auf den Helmen nordischer Krieger prangte, ist schon S. 674 erwähnt worden. Als ein der Göttin der Fruchtbarkeit (Freia) und dem Friedensgott (Freir, Frode) geheiligtes Thier war es Heilszeichen, daher es in der Christnacht noch jetzt in England die unentbehrlichste Speise ist. Auch ist S. 574 erwähnt worden, daß die Slawen in Gewittern dem Donnergott einen Schinken gelobten, den sie aber selber verzehrten; daß sie ihn, um die Aecker tragend, diese einsegneten. Mißverständniß dieses Symbols in christlicher Zeit deutete daher das Wiener Wahrzeichen, die Speckseite im rothen Thurm, es in einen Scherz verkehrend, als das Prüfungsmittel der Pantoffelmänner **). Die Familie Schweinichen hat einen Schweinskopf im Wappen, gewiß nur als talismanisches Bild, obschon die schlesische Sage als Ursache einen Eber angibt, welcher der jagdlustigen Libussa gefährlich wurde, den aber der herbeieilende Ritter

*) Günther, Brunhildens Gemahl, trug in der Fahne als Zeichen einen silbernen Eber.

**) Siehe Bechstein österr. Volksf. S. 6. An der Stelle, wo die Speckseite hing — denn unter Kaiser Joseph wurde der rothe Thurm abgetragen — las man folgende Knittelreime.

„Welche Frau ihren Mann oft rauft und schlägt,
Und ihn mit solcher kalten Lauge zwägt,
Der soll den Pakhen (Schweinsbacken) lassen hencken,
Ihr ist ein anderer Kirchtag zu schenken."

Da der rothe Thurm erst mit der Ranzion Richards von England erbaut worden ist, so wird der Schinken früher einen andern Platz gehabt haben. Sollte er etwa im Thurm die Stelle eines Blitzableiters versehen?

Biwog mit seinem Jagdspeer erlegte, zur Belohnung die Hand der Kascha, Libussens Schwester, und zur Erinnerung an seine Heldenthat den Beinamen Swinka (Schweinchen) erhielt. (Gödsche, schl. Sagensch. S. 279.) Als Schutzmittel gegen Unglück erscheint das Schweinsopfer in Temme's pommer'schen Volkssagen (Nr. 133), denn um die Fuhrt zwischen den beiden Inseln Usedom und Wollin gefahrlos zu passiren, hatte man in den Strom (als Opfer dem Stromgott) einen Schweinskopf hineingeworfen; daher entstand der Name Swine, den man auch beibehielt, als die Fuhrt größer wurde und ein breiter Strom daraus entstanden war. Als nachher Swinemünde daselbst erbaut worden, ist der Name des Stroms auf die Stadt übergangen.

Die talismanische Bedeutung der Roßbilder ist schon S. 100 so ausführlich erörtert worden, daß die weiße Mähre im Stadtwappen von Marburg hier der Erläuterung nicht mehr bedarf.

Den Wolf haben wir schon S. 481 als Heilssymbol kennen gelernt. Sein Erscheinen verkündete Sieg in der Schlacht (Wolf, D. S. Nr. 376). Wolfdietrich hat auf dem Schilde drei Wölfe (Grimm, Heldens. S. 255). Hildebrand wird durch die Wölfe im Schilde als Gründer und Stammvater der Wölfinge bezeichnet. (Ebendas. S. 233.) Demzufolge wird der rothe Wolf im Passauer Stadtwappen der Talisman dieser Stadt gewesen seyn, obschon Grimm (D. S. Nr. 495) einen geschichtlichen Grund für diese Wahl anzugeben versucht.

Der Hahn eignete sich ebenfalls zu einem solchen Symbol, daher die Wetterhähne auf Kirchthürmen keiner Erklärung mehr bedürfen. Seine talismanische Be-

deutung datirt schon aus der Zeit des heidnischen Swantewit, der ihn auf den h. Veit vererbte (s. S. 568), aus welchem Grunde auch in der Domkirche von Bamberg, welche Stadt schon durch ihren Namen Slawen als ihre Erbauer verräth (s. S. 628), neben den die Stadt beschützenden Gebeinen St. Veits ein Hahn Wache hält. (Schramm, Reiselexic. S. 100.

Gnesen, nach dem dort gefundenen Adlernest genannt, hatte ihr Stadtwappen, den Adler, zum Reichswappen erhoben. Das Nest bezog sich, mit Beziehung auf den Todtencult dieser Stadt in heidnischer Zeit, auf die Wiedergeburt der Seelen. Somit war jener Adler, wie der, bei der Apotheose der römischen Kaiser, auf dem Marsfelde, vom angezündeten Katafalk, emporsteigende Adler, das Sinnbild der Wiedergeburt, wie ja auch die Griechen den Adler: Phönix nannten, und die Selbstverjüngung des Adlers den Alten sprichwörtlich geworden war (Ps. 103, 5. **Terent. Heaut.** III, 2. 10). Folglich wird auch der Adler der römischen Legionen das talismanische Bild des Sieges über den Tod gewesen seyn.

Die rothe Lilie im Stadtwappen von Coblenz ist wohl eine talismanische Bürgschaft gegen das Aussterben der Einwohner (vgl. S. 900), ebenso wie ihr männliches Gegenstück, das Bildniß eines Zeugegliedes, über dem Stadtthor von Antwerpen (Schramm S. 67), jener Stadt, die im Besitze der Vorhaut Christi, so zahlreiche Wallfahrten zu ihr veranlaßte, daß Rom, neidisch darüber, die Echtheit derselben in Zweifel ziehen zu müssen glaubte, indem es eine andere Vorhaut als die allein echte vorwies, über welche Streitsache ausführlicher „Kloster" **VII**, S. 33 nachzulesen ist. Die-

ſer Talisman iſt vorzugsweiſe heidniſch, und weil die Alterthumsforſcher aus jungfräulicher Schamhaftigkeit den Phalluscult der Alten und die eigentliche Bedeutung ihrer Palladien ignorirten, ſo mußte es ihnen begegnen, daß ſie die bei Aufgrabung der Städte Herculanum und Pompeji an ſo vielen Häuſern vorgefundenen Priapszeichen als Aushängſchilder von Bordellen (!!) deuteten.

Nachträge.

Zu Seite 217.

Unfern vom Städtlein Jung-Wožiz in Böhmen zieht sich ein Thal hinein und führt zum Berge Blanik, der verwahrt in seinem Schooße die wackern Ritter, die einst ihr Land erretten sollen. Einst in stiller Mitternacht weckte Getöse die Bewohner des Städtleins aus der Ruhe. Sie vernahmen aus dem Felsenthale Trompetenton und Waffengeklirr, als zöge ein Kriegsheer über die unwegsamen Klippen herab. Dann gewahrte man auf dem Anger beim Mondenschein eine Schaar Ritter, im ritterlichen Spiel sich übend. Herrlich strahlten ihre Rüstungen und schneeweißen Rosse durch die Nacht. Lautlos flogen die Heldengestalten einander vorüber, kaum beugte der Rosse Huf die zarten Blumen. Wie vom Winde gejagter Morgennebel schwebten sie über den Anger dahin. Wohl eine Stunde mochten sie am adeligen Waffenwerk sich ergötzt haben, als sie zum langen Zuge je zwei und zwei sich schaarten, da hob sich wieder das Klingen der Posaunen im Gebirge, und sie zogen feierlich in eine Bergkluft ein, die donnernd sich hinter ihnen schloß. Eifrig suchten die Bewohner des Städtchens, die das Getöse dahin gelockt, nach der nie zuvor gesehenen Kluft, doch konnten sie nicht mehr den Eingang finden, durch den die geisterhaften Ritter in den Berg gezogen waren. Später zeigte sich dieselbe Erscheinung noch öfter in stillen Mondnächten, ja selbst die geheimnißvolle Kluft blieb manchmal wohl tagelang offen, doch ward sie nur von Priestern (!) gesehen, dem weltlichen Auge ketzerischer (!) Laien blieb die Pforte zum Ge-

heimniß der Unterwelt verborgen. Da ließ die Stadt großes Gut verkünden für den Muthigen, der es wagen würde, in den Berg zu gehen und wahren Aufschluß hervorzuholen. So vergingen drei Jahre vergeblichen Aufrufs. Da zog der kampfberühmte Zdenko von Zasmuk hier vorbei. Da gerade die Bergkluft offen stand, so erbot er sich, das Abenteuer zu bestehen. Er spornte sein Roß in die dunkle Kluft hinein, und krachend fiel der Fels hinter ihm zu. Ein Schrei des Entsetzens durchfuhr das staunende Volk. Mit gezücktem Schwert tappte er durch das Dunkel an der Felswand fort. Bald dämmerte ein mattes Licht durch die Finsterniß. Er blickte in dem Felsendom um sich. Ringsumher saßen auf riesigen Steinbänken herrliche Rittergestalten lautlos umher, in tiefem Schlaf versunken, ihre weißen Bärte umwallten die silberschimmernden Waffen, an fernen Säulen schlummerten ihre schneeweißen Rosse. Mit gleichförmigem Gemurmel schlich ein Bach durch die Halle. Schweigend betrachtete Zdenko die Schlafenden, als sein Fuß, einen an den Fels gelehnten Speer umstoßend, durch dessen dröhnenden Fall die Schläfer weckte, so daß sie, von ihren Sitzen sich erhebend, einander fragten, ob es schon Zeit sey? Zdenko entschuldigte seinen Besuch, indem er den Grund desselben angab. Da nahm der Aelteste das Wort: „Wisse, ich bin Ulrich Zosyma von Rosenberg, diese hier, meine Gesellen, sind mit mir auf der Burg Litiz gefallen. Diesen Berg gab uns der Herr zur Wohnung. Hier sollen wir harren, bis Böhmen einst von seinen Feinden an den Rand des Abgrunds gebracht seyn wird. Dann sollen wir herausbrechen und das Reich seinen Würgern entreißen. Allnächtlich hielten wir Waffenspiele und ließen wohl auch die Pforte offen, doch Niemand wagte es, von uns die Trosteskunde zu holen. Künde nun deinen Landsleuten, was du gesehen und gehört, auf daß sie vertrauen und festhalten in der Stunde der Noth. Uns werden sie nicht mehr schauen, bis der große Tag der Erlösung erscheint.“ Als er vollendet, fesselte wieder der Schlaf seine Glieder, und verstummend sanken die Ritter auf ihre Steinsitze zurück. In stiller Ehrfurcht wandelte Zdenko durch den Gang zurück, bald hörte

er wieder seinen Hengst ihm entgegen wiehern, und freudig sprengte er zu dem sich öffnenden Fels hinaus an das Sonnenlicht. Staunend horchte das Volk seiner Mähre. Staunend vernahm auch er, daß er drei Tage im Berge gewesen, die ihm nur wenige Stunden gedäucht.

Das ist die Sage von den Rittern im Berge Blanik, auf die jeder Böhme hofft. Wenn Rettung auf Erden nicht mehr zu hoffen, dann denkt er vertrauend seiner alten Helden, die den Uebermuth bändigen sollen, auf daß ihr Blut nicht umsonst geflossen sey für Glauben und Recht auf die vaterländische Erde (Hormayr, hist. Taschb. 1822 S. 261 ff.).

Verlangt man zu wissen, warum kein Ketzer in diesen Berg einzugehen vermochte (vgl. S. 1046), so lautet die Antwort, daß die im Berge schlafenden Ritter, weil sie lieber unter den Trümmern ihrer von Ziska erstürmten Burg sich begruben, ehe sie diese den Kelchnern übergeben wollten, begreiflicher Weise auf die Ketzer nicht gut zu sprechen waren. Und ebenso begreiflich ist es, daß diese Volkssage die Erfindung der Priester war; folglich kann die Hoffnung auf Böhmens Wiedergeburt nicht in politischer Beziehung gemeint seyn, sondern es ist ein vaticinium post eventum, d. h. das Mährchen wurde von den katholischen Pfaffen erst geschmiedet, als die Hussiten vollständig überwunden waren. Aber die Vorstellung von in Bergen schlafenden Helden, die zur Befreiung ihres Vaterlandes zur rechten Zeit aufwachen werden, hatte damals, obschon aus odinischem Cultus abstammend, folglich von Völkern germanischen Stammes ausgegangen, durch die häufigen Berührungen der Böhmen mit ihren deutschen Nachbarn, auch bei dem Slawenvolke Eingang gefunden; und die Mönche verschmäheten es nicht, dieser alten Sage eine ihren eigenen Zwecken geeignete Wendung zu geben.

Zu S. 379.

Auf dem Geländer der Regensburger Brücke erblickt man die steinernen Bilder eines Hundes ohne Kopf (als Zeichen, daß dieser geopfert worden) und zweier Hähne, die dem Teufel zu Theile wurden, als der Baumeister der Brücke solche aus List darüber gejagt, nachdem Satan, erwartend eine Menschenseele zu erhalten, seinen Beistand zur Ausführung des Baues unter der Bedingung geleistet hatte, daß das erste Geschöpf, welches die Brücke beschreiten würde, ihm gehören soll.

Zu Seite 506.

Zu Klingenbrunn befand sich eine Quelle hart am Schloßgarten, die nur in theuerer Zeit floß. Darüber erzählt Baron Hochberg in seinem „adeligen Landleben“: „Ich weiß mich selbst zu erinnern, als Anno 1648 wegen des lange liegenden Märzschnees große Theuerung gewesen, und die Metze Korn 7 fl. kostete, daß dieser Brunnen geflossen, hernach aber wieder ausgeblieben ist. Dagegen berichtet Camerarius, er habe von einem Fürsten erzählen gehört, der in seinem Lande einen sonst immer fließenden Brunnen hätte, aber wenn er abnähme, bedeutet er Theurung; wenn er gar vertrockne, zeige er Hungersnoth an, und werde deshalb der Hungerbrunnen genannt. Ingleichen schreibt Peter Albinus (Weiß) in seiner Meißner Chronik, daß beim Städtchen Lumiz, zwei Meilen von der Elbe entlegen, ein Brunnen war, davon sich ein See gesammelt. Wann er E i c h e l n in sich gehabt, bedeutete er ein f r u c h t b a r e s Jahr, wo aber G e r s t e, wies er auf w o h l f e i l e Zeit hin; hat das Wasser b l u t i g ausgesehen, stand K r i e g bevor, oder Pest. Dahin seyen jährlich die Serben gekommen, haben des Jahres Beschaffenheit erforscht und ihren Göttern daselbst geopfert. Dieß währte bis zur Einführung des Christenthums“ (Kaltenbäcks „Austria“ 1845 S. 52).

Zu Seite 848.

Daß Holger, der Däne, nicht unter Hugo Capet nach Frankreich gekommen, um die Sarazenen vertreiben zu helfen, sondern daß er für immer auf der Insel der Fee, d. h. auf der Insel der Seligen, unter den Todten zurückgeblieben, beweist Nachstehendes, worin erst erwartet wird, was jene Sage als geschehen berichtet.

Bei Gaardebye im Amt Flensburg findet man Spuren eines alten Walles, der heißt Olgersdieg, weil ihn Holger Danske (Ogier der Däne) gebaut haben soll. Der Held sitzt jetzt mit seinem ganzen Heere in einem Berge bei Mögeltondern, von wo er einst aufstehen wird, um für die Christenheit zu streiten*). Denn es wird eine Zeit kommen, wo die Türken das ganze Land inne haben und unser Heer geschlagen ist. Sie werden ihre Rosse in der Königsau tränken. Dann aber wird Holger Danske kommen, und unter seiner Anführung werden die zwölfjährigen Knaben des Landes die Feinde völlig schlagen und das Land befreien (Müllenhof, Schlesw. Sagen Nr. 404).

Zu Seite 883.

Ein solcher Todtenwagen kommt auch in Gödsche's „schlesischem Sagenschatz" S. 99 vor, wo die Sagen aus Trachenberg (an den Ufern der Bartsch, Besitzthum der Fürsten Hatzfeld) gesammelt sind.

In der Fastenzeit sah man aus einer alten Scheuer auf dem Berggut eine schwarze Karrosse mit vier Rappen bespannt hervorkommen, und die Curatusgasse herauf über den kleinen Ring, die große Kirchgasse, über den Markt

---

*) Wie ehedem, als er unter Karl d. Gr. gegen die Sarazenen kämpfte.

und die Schloßgasse hinunter bis zum polnischen Thor fahren. Dort hat sie einen Augenblick still gehalten, und sind die Pferde alsdann über das Thor hinweggesetzt und der Wagen auf den Schloßdamm zugefahren. Später hat man die alte Scheuer abgetragen und da in der Erde ein Menschengerippe gefunden; nachdem man dies in geweihter Erde bestattet, hat sich der Todtenwagen nicht mehr hören lassen.

Die natürlichste Deutung wäre, wenn man das spätere Ausbleiben des Todtenwagens, als Folge des aufgefundenen Leichnams und der dadurch veranlaßten Abschaffung jener frommen Gräuel erklären wollte. Denn die genaue Beschreibung der Gassen, durch welche man die Karosse fahren sah, setzt öftere Erscheinungen desselben und viele Beobachter voraus, eine Gespensterkutsche kann nur das Produkt der Vision Einzelner seyn.

Zu Seite 949.

Was die Entstehung der wilden Eichorie (Solsequium sylvestre) veranlaßte.

Als noch die alten Götter in Mähren hausten, wohnte an der March eine Jungfrau von seltsamer Schönheit, Czekanka, die Tochter Batirs. Als der Greis verschied, hinterließ er ihr außer seiner Burg auch seine Kenntniß von den wunderbaren Eigenschaften der Pflanzen und Erze, die ihm Gewalt über die Elementargeister gab. Unter den Jünglingen, welche der Ruf von Czekanka's Schönheit auf ihre Burg gezogen, war auch der Zauberer Kotaucz. Aber diese hatte schon gewählt. Wrawenez war der Glückliche, dem sie ihr Herz zugewendet. Kalt wies sie Kotauczs Werbung zurück. Wuth erfüllte den in seinen Hoffnungen Getäuschten. Schäumend warf er sich auf sein Roß und sprengte, Verderben sprühend, seiner Höhle zu. Er stellte seinen Zauberspiegel auf, und dumpfe Zaubersprüche murmelnd, vermochte er diesen, ihm das Bild seines glücklichen

Nebenbuhlers zu zeigen. — Indeß nahte der Gedächtnißtag von Batirs Tode heran, welcher seiner Tochter sterbend zur Pflicht gemacht, alljährlich an diesem Tage alle ihre Diener zu versenden, daß kein Sterblicher sie störe in ihrem frommen Schmerz. So mußte Czekanka jetzt auch ihren Geliebten entlassen, denn nichts Lebendes durfte in ihrer Trauerzeit bei ihr seyn. Als aber Alle wieder kamen und nur der Geliebte ausblieb, fragte sie ihren Spiegel um die Ursache seines Ausbleibens. Da sah sie Kotaucz, wie er hämisch den Mordstahl schwang und ihren Geliebten blutend zu seinen Füßen warf. Vom Schreck gebannt, blieb sie stehen und sah, wie er lachend die Leiche aufhob, und zum Hohn sie in einen Ameisenhaufen barg. Schreiend stürzte sie über Felsen und Schluchten, bis sie an den Ort gelangte, der ihr Liebstes enthielt. Bleich sank sie neben den Hügel hin, rief den Donnergott Perun zum Rächer gegen den Mörder auf und stieß sich einen Dolch in die Brust. Dann umfing sie den Hügel, der ihren Geliebten barg, und hauchte die Seele aus. — Ihr Racheruf war erhört. Eine unwiderstehliche Gewalt trieb den Zauberer zum Ort zurück, wo er sein blutiges Werk vollführt hatte, da erblickte er die Geliebte, die sein Wüthen getödtet. In starrem Schrecken vermochte er nicht den Blick von ihr zu wenden, als ein Blitzstrahl ihn hinschmetterte; doch plötzlich erhob er sich wieder, rasend stürzte er zu dem Grabe, um mit der Leiche ein frevelhaftes Spiel zu treiben, doch er fand sie nicht mehr. Die Götter hatten den blühenden Leib in eine blaue Blume[*]) verwandelt, die noch heute in der Sprache des Volkes Czekankas Namen trägt. Wüthend riß er die Blüthen von ihrem Stengel und streute sie auf den Ameisenhaufen, doch da wurden sie roth und begannen zu bluten. Die Erde bebte, der Hügel hob sich, und riesenhaft, wie Pferde groß, schritten die Ameisen heraus, den entsetzt fliehenden Zauberer verfolgend. Allüberall stürzten entfesselte Ungethüme ihm nach. Heulend schwang er sich die steilsten Klippen hinan und stürzte die Thäler entlang, doch rastlos folgten die Ungeheuer seinen

---

*) Eine ätzende Feuchtigkeit der Ameisen färbt ihre Blüthe roth

Fersen. Nicht Berge noch Ströme hielten sie auf. Zur Schattengestalt ward der Zauberer verzehrt, glühend brannten ihm die Augen, schon glich er den ihn verfolgenden Gespenstern, da ward er hingetrieben zu einem unergründlichen Schlund, im raschen Sturze sprang er hinab und riß donnernd den Berg über sich. Dort liegt er begraben, sein Name blieb dem Berge, wo er gewohnt, und noch gewahrt man dort die Zauberhöhle, die stets ein Wohnsitz bösen Spukes blieb, bis fromme Mönche über ihr der heil. Jungfrau eine Kapelle weihten, deren himmlischer Nähe das wüste Treiben der Hölle wich (Hormayrs hist. Taschb. 1822 S. 249 ff.).

Anhang.

Die Literatur der Druiden in Wales

als Quelle des Sagenkreises von

Arthur und seiner Tafelrunde*).

---

1. Die wälischen Gesänge.

Der Apostel Irlands, Patricius, hatte in einem Anfall heiliger Raserei, was er von der theologischen, geschichtlichen und poetischen Literatur aufsammeln konnte, dem Feuer übergeben, daher wir nur aus wenigen, vom Zufall geretteten Ueberresten, von dem geistigen Leben der brittischen Völker in den ersten Jahrhunderten des Christenthums eine Vorstellung gewinnen können.

Die ältesten auf uns gekommenen Fragmente wälischer Poesien sind jene der Kenverz oder „primitiven Barden." Zu diesen zählt man vorzugsweise Taliesin, Merzin (Merlin) und Aneurin, die im 6ten Jahrhundert nach Christus lebten; endlich noch einige minder Berühmte aus dem 7ten Jahrhundert, der Epoche des Verfalls der bretonischen Herrschaft bis zum Jahre 1066, wo die Normannen England eroberten. Ihre Werke füllen die 88 ersten Seiten von Owenn Myvyrs „wälischer Archäologie."

---

*) Nach Villemarqué's Examen critique des sources bretonnes. mit theilweiser Benutzung von Susemihls Aufsatz in der Jen. Lit. Ztg. 1847 Nr. 100.

Die Poesien Taliesins behandeln mythologische Stoffe, die in eine frühere Zeit, als in das 6te Jahrhundert hinaufreichen. Die Lehren, welche sie enthalten, wurden von den Barden dieser Epoche auf ihre Jünger fortgepflanzt. Er gedenkt seiner zahllosen Verwandlungen (Wiedergeburten), und lehrt das Dogma von der Seelenwanderung in gleicher Weise, wie die Brahmanen am Ganges. Ein ander Mal beschreibt er seine mystischen Reisen durch die idealen Sphären der druidischen Theologie. Die Elegie auf „Uthyr mit dem Drachenhaupt" ist rein heidnisch, diese scheint der Todesgesang des zum Opfer Geweihten gewesen zu seyn *). Im „Sitz der Könige" wird der Cultus des Arthur als Gott der Schlachten und der Barden verkündet. Ein wälischer Dichter des 12ten Jahrhunderts führt den letzten Vers daraus an, und bemerkt dazu, daß der Verfasser „die Mysterien der Druiden hier mit dem bardischen Banner verhülle" (Myvyrian I. p. 303). In den „Gräbern der bretonischen Krieger" widmet Taliesin jedem seiner Landsleute aus dem 6ten Jahrhundert und noch früherer Zeiten ein Epitaphium von drei Versen, worin ihre vornehmsten Thaten und der Ort, wo ihre Hülle ruht, angegeben sind.

Merlins Poesien führen uns vom Felde der Geschichte wieder auf das mythologische Gebiet zurück. Im „Obstgarten" beklagt der Dichter die Verwüstungen, welche die Apostel des Christenthums in den geheiligten Hainen der Druiden angerichtet. Dieses Gedicht wird von den spätern Barden in Wales am häufigsten erwähnt.

Die Dichtungen des Lywarch-Hen bewegen sich hingegen im Kreise der Wirklichkeit. Er feiert seine Zeitgenossen: Urien, Reghed, Cadvallon, Gheraint, Sohn Erbins, nebst seinen 24 Söhnen, die alle auf dem Felde der Ehre starben. Ein Barde des 10ten Jahrhunderts und ein anderer aus dem 12ten Jahrhundert gedenken Seiner in sehr ehrenvoller Weise. Die Zeit der Abfassung jener vier Dialoge, in welchen Arthur die vornehmste Rolle spielt, wird

*) Denn Uthyr ist der Seelenvater, der Gott Hu in der Unterwelt, der alle Seelen aufnimmt.

zwischen 664 und 1066 angenommen. Hingegen die, wo sein Neffe Elioulot oder Kai und Glouloued mit ihm im Zwiegespräch auftreten, sind mythologischer Natur. Arthur leuchtet nun als Bärengestirn am Himmel, sein Neffe unterhält sich mit ihm unter der Gestalt eines Adlers: „Adler“ — sagt Arthur zu ihm — „darf ich die Anbetung der Sterblichen annehmen, die doch nur der Sonne gebührt?“ Jener entgegnet: „Thätest du das, so würdest du die Flamme der Gottheit in dir verspüren.“ — „Adler, ich beschwöre dich bei dem geheimnißvollen Wesen, was wäre ich ohne diese Hülle?“ — „die Sonne selber!“ antwortet Jener.

Solche Sätze verrathen deutlich ihre heidnische Abkunft. Von den andern Dialogen, welche Arthur mit Kai und Glouloued führt, feiert der Eine die Reisen, der Andere die mythologischen Kämpfe Arthurs.

2. Die armoricanischen Volkslieder.

Die Poesie der Bretonen in Wales hat eine gelehrte Färbung und verräth Spuren künstlerischer Feile, jene der Bretonen in Armorica hingegen besteht fast gänzlich aus Resten der Volkserinnerungen, ist also kunstlos wie alle Produkte dieser Gattung. Diese Letztern darf man daher, weil sie bis auf jene Zeit hinaufreichen, in welchen die besungenen Ereignisse Statt fanden, für älter halten. Styl, Rhythmus rc. verrathen sogleich, wie weit der Sänger dem von ihm gefeierten Zeitalter entfernt stehe. So z. B. hat Arthur in der Legende vom heil. Elflamm noch nicht das Costüm und die Sitten, welche Gottfried von Monmouth, der im 12ten Jahrhundert schrieb, ihm andichtet. Merlin wird bald als ein mächtiger Prophet, bald wieder nur als ein gedrückter Barde geschildert.

3. Die Triaden

bilden die prosaische Literatur der alten Bretonen, und bestehen 1) aus Traditionen der Barden; 2) aus Chroniken der Nation; 3) aus Volkssagen.

1) Die Triaden der Bretonen hält Fauriel für ein in ihrer Art einziges historisches Denkmal. Viele Notizen, die sie enthalten, nehmen ein hohes Alterthum in Anspruch. Die Mehrzahl unter ihnen bezieht sich auf die Invasion der Sachsen. Diogenes Laertius bezeugt das hohe Alterthum ihrer ternären Form. Was das Alterthum der von ihnen geschilderten Thaten anbetrifft, so zeugen diese durch sich selbst. Sie gedenken der Sündfluth in einer Art, welche verräth, daß nicht die Bibel, sondern die Veda's der Brahmanen als Vorbild benutzt worden sind. Der Gott Hu tödtet das Meerungeheuer, wie Wischnu jenes andere, das die Fluten des Oceans die Erde verschlingen ließ. Hu lehrt den Ackerbau und alle Künste, welche die Sterblichen beglücken, gerade so wie die Veda's es von Wischnu rühmen. Die Triaden der andern Gattung gehen auf die Epoche zurück, in welcher die Römer von Brittanien Besitz nahmen. Ihre Schilderungen des damaligen Kriegswesens treffen mit denen Cäsars von diesem Lande genau zusammen. Endlich haben sie sich auch von dem Einfluß mönchischer Fabeln, die vor dem 10ten Jahrhundert schon sehr verbreitet waren, frei erhalten. Dahin gehört z. B. das Mährchen von der trojanischen Abkunft der Britten. Daraus läßt sich auf eine reinere und ältere Quelle schließen.

Die Triaden bilden einen Theil der Doctrinen des ältesten Bardenthums. Die früheste Redaction derselben war gewiß in Versen, man besitzt noch einige, die gereimt sind. Die Umarbeitung in Prosa ging nicht ohne Verstümmelungen und Interpolationen vor sich, wodurch sie unverständlich wurden.

2) Die einzige bretonische Chronik, von welcher Villemarqué Gebrauch machte, ist der „Brut y Brenhined, oder die Geschichte der Könige." Sie ward ums Jahr 930 geschrieben, wie eine Vergleichung mit dem Originalmanuscript, das Evan Evans (Cambrian quaterly magazine I. p. 396) besitzt, gezeigt hat. Gunthier Calen, Archidiacon von Oxford, wußte sich es auf einer zwischen den Jahren 1125—1130 unternommenen Reise nach Armorica zu verschaffen, und besorgte eine wälische Uebersetz-

zung davon, die sein Landsmann Galfried von Monmouth auf sein Ansuchen ins Lateinische übersetzte. Seit dem Jahre 1214, sagt John Wallingfort, verdankt die Chronik der bretonischen Könige ihre größere Verbreitung weniger dem Verfasser selber, als den lateinischen Bearbeitungen. Die älteste Uebersetzung ist nicht mehr aufzutreiben. Es cirkuliren nur noch einige im wälischen Dialekt abgefaßte, aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert. Die Herausgeber des Myvyrian haben drei derselben dem Publikum übergeben.

3) Die Volkssagen der alten Bretonen kennt man unter dem Gesammttitel Mabinogi, ein Wort, welches Owen Welsh Dictionary), fälschlich von *mab:* boyish, ableitete, und daher durch „Kindermährchen" übersetzte. Villemarqué ist aber durch französische Dichter des Mittelalters auf die rechte Spur geleitet worden. Diese bedienen sich nämlich des Ausdrucks enfances, welcher in keinem Glossar erklärt wird. Enfances entspricht in der romanischen Sprache dem gestae des mittelalterlichen Lateins und bedeutet: „Thaten und denkwürdige Handlungen, den Kindern von ihren Vätern mündlich mitgetheilt." So handelt der Roman „les enfances d'Ogier" von den Waffenthaten dieses Ritters. Für Kinder passen diese Erzählungen, die viel Anstößiges enthalten, da überdieß auch manche Stellen auf die Geheimlehre der Barden sich beziehen, durchaus nicht. Die auf dem Titel bezeichnete Kindheit ist demnach die Vorbereitungsstufe zum Druidenthum. Sie waren darauf berechnet, die Neugierde zu wecken, den Aspiranten auf Dinge vorzubereiten, die man für den Ungeweihten nicht passend hielt.

Außer der gemeinsamen keltischen Abkunft diente die vom Imperator Maximus veranlaßte Auswanderung der Britten nach Armorica, wodurch die Bretagne ihren Namen, eine eigenthümliche Bildung und Geschichte erhielt, so wie spätere Uebersiedelungen dazu, eine fortwährende genaue Verbindung zwischen der Bretagne und Wales zu unterhalten. Die Sprachen hatten, vermöge ihres keltischen Ursprungs, ohne Zweifel schon früher Verwandtschaft miteinander, und die ausgewanderten Britten brachten nicht

nur Sprache und Sitten, sondern auch ihre Sagen und Dichtungen mit, was aus der großen Aehnlichkeit der beiden Sprachen, so wie aus den in den letzten Jahren bekannt gewordenen armoricanischen Dichtungen hervorgeht, die sich nicht nur hinsichtlich der Sprache, sondern auch hinsichtlich des Inhalts den wälischen Bardenliedern anschließen.

Die Mabinogion *) bilden zwei bestimmt gesonderte Klassen; die Erstere ist von hohem Alter und geht bis zu den Barden hinauf, die Andere behandelt den Sagenkreis Arthurs und ist von späterer Abfassung. Von der erstern Klasse ist nur Weniges in Auszügen bekannt geworden. Diese Erzählungen tragen die Zeichen eines hohen Alterthums in ihrer Rohheit und Einfachheit an sich. Die Mabinogion, die von Arthur handeln, scheinen im frühern Mittelalter sehr verbreitet gewesen zu seyn, wie aus Aeußerungen Wilhelms von Malmesbury und des Verfassers der Lebensgeschichte des heil. Kentigern hervorgeht. Auch versichert Leland nach der Aussage eines Mönchs unter Heinrich II. von England, daß dieser Fürst großes Vergnügen an jenen Erzählungen gefunden, was zur Vermuthung leitet, daß man sie entweder in Prosa lesen, oder von den brittischen Sängern vortragen hören konnte.

Die französische Färbung der wälischen Mabinogion erklärt Villemarqué wie folgt: Alain Fergent, Herzog der Bretagne, lebte zu der Zeit, wo die Mabinogion die neue Form angenommen. Er hatte im Jahr 1093 Hermengarde, die Tochter Rechin's, Grafen von Anjou, geheirathet. Verbindungen zwischen Wales und Anjou existirten nie, deren Fürsten aber beherrschten seit dem Jahr 954 einen Theil der Bretagne, und die armorikanischen Sänger hatten ihm gewiß schmeicheln wollen, wenn im Mabinogi „die Herrin der Quelle“ von Gwalchmai gesagt wird: er habe ein seidenes Ehrenkleid von der Tochter des Grafen von Anjou bekommen. Für die Waliser war diese Anspielung beziehungslos. Die mythologischen Ideen, die Riesen und Zwerge, die schwarzen Männer, Zauberer und

*) Pluralform von Mabinogi.

Heren, und die Ungeheuer jeder Art, so wie die druidischen Denkmäler und die bezaubernden Gegenstände sind den Völkern brittischer Abkunft gemein, durften sich also bei der Rückkehr von der Bretagne nach Wales — von wo sie durch Auswanderer in die Bretagne eingeschleppt worden waren — nicht verändern, vielmehr kehrten die Erzählungen, mit ritterlichen Ansichten bereichert, dorthin zurück. Die Sprache der Mabinogion erlitt eine zwiefache Veränderung: die Eine, welche aus der bloßen Umwandlung des Dialekts hervorging und nur gewisse Worte und Formen betraf; die andere, welche durch die Verwandlung der Verse in Prosa die Sätze veränderte. Ein ähnliches Schicksal erfuhr die oben erwähnte Chronik „Brut y Brenhined." Dennoch ist das ursprüngliche Idiom nicht so gänzlich verschwunden, daß man es auch in der wälischen Ueberarbeitung nicht sollte wiedererkennen, denn die Mabinagion wimmeln von Wendungen, Ausdrücken und Idiotismen, die den bretagnischen Landleuten geläufig sind, aber in Wales nicht angewendet werden, und die offenbar dem armorikanischen Dialekt angehören.

Diese durch die angeführten Gründe klar erwiesene Verpflanzung der altwälischen Volkslieder und Sagen nach Armorika und die Rückkehr derselben nach Wales erklärt nun die Erwähnung vieler Orte, die in Armorika liegen, so wie auch ferner die frühe Bekanntschaft der Nordfranzosen mit diesen Ueberlieferungen, denn wenn man gleich annehmen kann, daß die anglonormannischen Dichter mit denselben in England und Wales bekannt wurden, so wäre dadurch noch immer nicht erklärt, warum so viele dieser Romane auf die Bretagne hinweisen, was aber jetzt völlig einleuchtend erscheint.

Register.

Seite

Seite

Seite

Sinnentstellende Druckfehler.

Seite		Zeile				lies:
Seite	5	Zeile	10	von unten		lies: Saga.
„		„	3	„	„	„ Himminbiörg.
„	12	„	4	„	„	„ Lund.
„	13	Anm.				„ בּיט.
„	262	„	14			„ Ymir.
„	870	„	12	„	„	„ פרק.
„	1015	„	17	statt 650		„ 699.





